.A1
Z47
v. 4
no. 1

JAHRGANG IV 913 HEFT 1

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

*

HERAUSGEBER:
Dr. med. et jur. HANS VON HATTINGBERG, MÜNCHEN
und NIELS KAMPMANN, HEIDELBERG

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
MAR 13 1928

NIELS KAMPMANN VERLAG

Digitized by Google

HERAUSGEBER:

Dr. med. et jur. Hans v. Hattingberg, München
und Niels Kampmann, Heidelberg

Anfragen und Manuskripte an Niels Kampmann Verlag, Heidelberg

MITARBEITER:

Dr. Achelis, Berlin
Dr. Alfred Adler, Wien
M. Becker, Hamburg
Dr. Bernoulli, Basel
Hans Blüher, Berlin-Hermsdorf
Dr. Bode, München
E. Brunner, Zürich
Dr. Bührig, Chur
Dr. Cohn, Guben
A. Delhougne, Lörrach (Baden)
Dr. med. Dück, Innsbruck
Havelock Ellis, London
Dr. Felix Emmel, Düsseldorf
Prof. Erismann, Bonn
R. H. Francé, Salzburg
Alfred Gernat, Wien
Herbert Gerstner, Wolfegg
Prof. Dr. Ludwig Gurlitt, Capri
Dr. Hackländer, Essen
Dr. Haeberlin, Nauheim
Hans Ludwig Held, München
Dr. Aug. Horneffer, Berlin
Prof. Junge, Elmshorn
Prof. Kafka, Dresden
Dr. Hans Kern, Berlin
Dr. L. Klages, Kilchberg-Zürich
Dr. Fritz Klatt, Prerow, Ostpr.
Dr. Otto Lankes, München
Prof. Leuchtenberg, Darmstadt
Emil Lucka, Wien
Emil Ludwig, Berlin
Thomas Mann, München
Dr. Marcinowski, Bad Heilbrunn
W. Marseille, Marburg
Frau Anja Mendelssohn, Berlin
Dr. Mohr, Coblenz
Curt Moreck, München
Margret Naval, Wien
Dr. M. Ninck, Riehen
Prof. Dr. Poppelreuter, Bonn
Prof. Preetorius, München
Dr. Hans Prinzhorn, Frankfurt
Dr. Max Pulver, Zürich
Dr. W. Rink, Berlin
S. Römer, Berlin
Dr. Ottmar Rutz, München
Kurt Saucke, Hamburg
Dr. Ernst Schertel, Stuttgart
Oscar A. H. Schmitz, Salzburg
Dr. R. W. Schulte, Spandau
Prof. Dr. Schultz, Berlin
Dr. Spunda, Wien
Prof. Fedor Stepun, Dresden
Prof. Dr. Erich Stern, Gießen
Frank Thiess, Wilmersdorf
Baronin Dr. v. Ungern-Sternberg
Prof. Verweyen, Bonn
August Vetter, Diessen
Dr. Gaston Vorberg, München
Dr. L. Wagner, Köln
Theo Zehetbauer, Wilhelmsburg
Mag. B. Wittlich, Dorpat
Stefan Zweig, Salzburg

Jahrgang 6 Hefte Mark 9.—, Einzelheft Mark 1.80

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

4. JAHRGANG MAI 1928 HEFT 1

INHALT: *Ludw. Ferd. Clauß:* Erziehung und Artung im Morgenlande / *A. Deventer v. Kunow:* Das Northumberland-Manuscript / *A. Delhougne:* Bleistiftschrift und Verwandtes / *R. Schiebold:* Rechtswissenschaft und Charakterkunde / *Dr. W. Bührig:* Anthelme Brillat de Savarin / *W. Rink:* Konstitution und Charakter / *W. Rink:* Charakterologische Bibliographie / Bücherbesprechungen

Erziehung und Artung im Morgenlande

Von Ludw. Ferd. Clauß (Jerusalem)

Es sei mir gestattet, zum Eingang der folgenden Betrachtungen eine wahre Geschichte aus dem heutigen Morgenlande zu erzählen.

„She is educated!" In diesen englischen Worten gipfelte die prächtige Lobrede, in der mein Nachbar, N. N. Effendi, mir die Vorzüge eines jungen Mädchens schilderte, das wir beide kannten. Seine Bekanntschaft mit ihr unterschied sich allerdings von der meinigen. Er war ihr Lehrer gewesen, als sie noch ein Kind war und noch nicht zur Schule ging, und er hatte sie seitdem nur von ferne gesehen: einen natürlichen Verkehr von Haus zu Haus verbietet das Gesetz des Islams. Ich dagegen, der ich außerhalb dieses Gesetzes stehe, kann in Gegenwart ihrer Mutter ungehindert mit ihr reden: soweit ist man in ihrem Elternhause „modern". Man hatte ja dieses Mädchen dann in eine englische Schule geschickt, um sie dort „modern erziehen" zu lassen.

Der Effendi redete geläufig weiter — bald schriftarabisch, bald in seiner Mundart und bald mal wieder englisch — und wurde immer wärmer dabei, weshalb er schließlich seinen roten Tarbusch vom Kopfe nahm und ihn beiseite stellte — mit der Miene eines Knaben etwa, der gegen sein Gewissen etwas Verbotenes tut, um damit die Achtung seiner Spielgefährten zu erringen. Nun war in seiner Kleidung nichts mehr, was ihn von einem Europäer unterschied. Und darauf schien er Wert zu legen, wenigstens im Gespräche mit mir. Denn auch er war ja doch „erzogen", auch er war „modern". Er merkte nicht, wie peinlich mir jedesmal zumute wurde, wenn er sich diesem letzten Sinnbild des Morgenlandes entzog. Die Kopftracht seines Landes und Standes hatte den artechten

25 86 99ST2 53 005 XL Digitized by Google 3179

Zügen in seinem Antlitz noch immer einen Halt, einen Rahmen geboten, durch den sie gelten und wirken mochten — jetzt aber war alles dahin. Er war nicht Morgenländer, nicht Abendländer, nicht Araber, nicht Moslem, aber auch nicht Christ, nicht Jude oder sonst was, sondern — gar nichts. Im besten Fall ein Levantiner.

Und während er immerzu noch redete, dachte ich über seinen englischen Ausruf der Hochschätzung nach und frug ihn schließlich: „Du sagst: sie ist erzogen. Ich weiß es, und ich habe die Zeichen der Bildung erkannt, die du ihr eingeprägt hast — Gottes Segen über dich! Aber sage mir eines, o Lehrer dieses von Gott behüteten Mädchens. Wenn du einen Hund erziehst, ein Pferd oder ein Kamel, so erziehst du jedes zu einem anderen Ziele: der Hund soll ein guter Hund werden, das Pferd ein gutes Pferd und das Kamel ein gutes Kamel. Der Hund soll dir ein Wächter werden, das Pferd ein Reittier und das Kamel ein geduldiger Träger deiner Frachten. Wenn du den Hund zum Reittier erziehen wolltest, er würde dir versagen und verderben, und das Pferd wird dir niemals ein brauchbarer Wächter deines Hauses werden — Gottes Schutz über dein Haus und seine Leute! Wenn du nun aber von der Erziehung der arabischen Mädchen sprichst und der arabischen Knaben, so sage mir, zu welchem Ziele sie erzogen werden: sollen sie gute Araber werden oder — etwas anderes? Und zu welchem Ziele ist jenes Mädchen erzogen?“

Als Antwort auf diese Frage, die klar genug in seiner Sprache vorgetragen war, erhielt ich einen erstaunten und verwirrten Blick und eine lange Rede, die den Kern der Sache in kindlicher Scheu vermied. Der Sinn war etwa der: sie, die Araber, müßten den Europäern jetzt alles ablernen, um dadurch frei zu werden von Europa. Ich wollte ihn so verstehen: sie müßten lernen, Kanonen zu bauen, Flugzeuge, Schlachtschiffe und Tanks, und müßten sich im Gebrauche dieser Maschinen üben. Da aber hielt er mir das Schlagwort des heutigen Indiens entgegen, wiederum auf Englisch: We shall do it by evolution, not by revolution. Ich frug: Entwicklung? Gut, aber wodurch und zu welchem Ziele? Und er antwortete: Entwicklung durch Erziehung nach dem Vorbild Europas. Da verstummte ich für eine Weile und sagte dann: „Es war einmal ein Mann, der war beim Schiffbruch ins Meer gefallen und hielt sich an einem Balken. Da tauchte er den Mund ins Wasser und soff davon, soviel er nur konnte. Da frug ihn ein anderer: Warum säufst du Wasser? Da sagte er: Damit ich nicht ertrinke.“ —

Dieses Gespräch enthält mehr Anregungen zu Gedanken über Erziehung und Artung und über das seelische Siechtum des heutigen Morgenlandes, als in dieser kurzen Betrachtung bewältigt werden können. Wir beschränken uns hier darauf, einige Blicke und Bilder zu geben, und ver-

Digitized by Google

weisen im übrigen auf unser demnächst erscheinendes Buch über Erziehung und Artung[1].

Was eigentlich ist denn „morgenländisch"? Die Frage soll hier zunächst nicht an die Orientalisten gerichtet sein, sondern an den durchschnittlich gebildeten Abendländer, der irgendwelche Vorstellungen vom Morgenlande hat. Ihm tauchen bei dieser Frage Bilder auf aus seltsamen Geschichten, die er in seiner Jugend gehört hat oder gelesen, Bilder aus Tausendundeiner Nacht: er sieht Palmen, Kuppeln und schlanke Türme des Gebetes, sieht Männer im Turban, die auf Kamelen reiten. Er denkt an glutheiße Tage, denen kühlere Nächte folgen, an ziehende Karawanen und an kühne Räuber, an den endlosen Sand der Wüste. Er schaut in dufterfüllte, wunderbare Gemächer, wo auf schwerem Polster und Teppich schwere Frauen ruhen, und verschnittene Neger fächeln ihnen Kühlung. Und all diese Vorstellungen, in blühende Romantik getaucht — ob sie nun „richtig" sind oder nicht, d. h. ob sie der gemeinen Wirklichkeit entsprechen — sie spielen einstimmig ineinander und sind von einem einzigen klaren Stile durchherrscht, der sie von allem, was nicht Morgenland ist, unterscheidet. Und dieser Stil hat eine echte und starke Quelle: eine so lebendige, daß sie in keinem abendländischen Gedächtnis, das nicht hoffnungslos unkindlich ist, völlig versiegen oder sich völlig verfälschen kann, wenn sie einmal dort einströmen durfte. Diese Quelle ist die Dichtung des arabischen Morgenlandes: die Fülle der Bilder, in denen das Morgenland sich selbst gemalt hat.

Solche Vorstellungen galten unzerstört zu einer Zeit, da das Morgenland noch ferne war und der Abendländer es nur dann betreten konnte, wenn er sich Zeit nahm, dieser fremden Welt sich hinzugeben oder wenigstens in ihr zu verweilen. Das ist seitdem anders geworden. Der „Orient" ist nicht mehr ferne, er ist von Triest aus in ein paar Tagen erreichbar. Er wird in den nächsten Jahren noch schneller erreichbar sein und in den übernächsten noch schneller. Man fährt auf einer Maschine typisch abendländischer Erfindung und gelangt in einen Hafen, der für solche Maschinen gebaut ist. Hafen- und Zollbeamte empfangen den Reisenden: Menschen mit fremden Gesichtern, aber in abendländischer Tracht und mit einem Haarschnitt abendländischer Mode. Agenten kommen und Hotelbediente, und nur eigentlich in dem Schwarme der Barkenführer — gleichgültig, in welcher Kleidung sie stecken — finden sich Gestalten, deren Erscheinung wirklich morgenländisch berührt. Hinter dem Hafen öffnet sich eine Stadt, die in ihren Formen ungefähr soviel Morgenland bewahrt hat, wie Lübeck oder Nürnberg deutsches Mittelalter. Man sieht Männer im Turban, aber mit einem europäischen Sakko vorletzter Mode über dem Kaftan, und daneben elegante „Gentlemen", tadellos „modern"

[1] Verlag Niels Kampmann, Heidelberg.

Digitized by Google

gekleidet — nur den Tarbûsch behalten sie bei, jene randlose Kopfbedeckung, die es dem Moslem gestattet, im Gebete bedeckten Hauptes mit der Stirne den Boden zu berühren. Zwar betet wohl schwerlich noch einer dieser „Gentlemen" nach dem Gesetze des Islams, aber auch keiner wagt es, vor den Augen der Gemeinschaft mit diesem Gesetze zu brechen.

Es sind auch noch Basare da und Straßen echt morgenländischen Gepräges und Getriebes: verachtete Altstadtviertel, in denen man billig einkauft (wenn man den Wert der Ware kennt und die Sprache des Landes). Es gibt noch Häuser, die mit steinernen Kuppeln gedeckt sind, unter denen sich kühle Räume wölben; wer aber „modern" ist, der baut sich ein zweites Stockwerk darauf mit einem roten Ziegeldache, oder baut sich gleich ein neues Haus nach europäischem Vorbild. Und es schreiten auch noch Kamele durch die Straßen und lassen sich bei jedem Schritt in die Schwere ihres Leibes und ihrer Last versinken. Wer aber einen „modernen Betrieb" hat, der braucht und hat ein Lastauto oder mehrere. Und die Straßen durchs Land werden „besser" mit jedem Jahre, d. h. sie werden glatt und hart chaussiert und also geeigneter für die „modernen" Beförderungsmittel: für die unzähligen Kraftwagen europäischer Erfindung und europäischen Stiles, die das Morgenland durchjagen im Dienste des „modernen Verkehrs". Und auch der moderne Reisende, versteht sich, der seine vier Urlaubswochen der Besichtigung des Morgenlandes widmet, setzt sich auf ein Auto, um in möglichst kurzer Zeit mit denkbar geringstem Kraftaufwand möglichst viel zu „sehen" und läßt sich von einem Agenten Cooks das Morgenland erklären. Und wenn er ein Journalist ist, schreibt er nachher — oder schon während der Reise — lange Artikel oder gar ein Buch über seine „orientalischen Impressionen".

Fragt einen von diesen Urlaubstouristen, wenn er heimgekehrt ist: „Was ist denn nun das Wesen des Morgenländischen? Du mußt es doch wissen, du warst doch selber dort?" — Was kann er sagen, wenn er ehrlich ist? Auch ihm tauchen bildhafte Vorstellungen auf, in denen sich ihm das Wesen des Morgenlandes ausdrückt: stinkende Altstadtgassen und europäisch gebaute Viertel, schmutzstarrende Kinder und Bettler und europäernde Stutzer, Kamele zwischen Autos, englische Polizisten, vorüberjagende Fetzen einer vermeintlich öden Landschaft, zerfallende Mauern und Gebäude, Postkarten mit buntem Kitsch, noch wenig Fabriken, statt rauchender Schlote alte „Minarette", auch Palmen und Kakteen, phantastische Hotelrechnungen — und durch all diese gemeine Wirklichkeit flattern vielleicht noch ein paar Fetzen romantisch-jugendlicher Träume vom Morgenlande, die nicht völlig zerrinnen konnten, weil die verfügbare Zeit zu kurz war.

Digitized by Google

Wer hat nun den besseren Einblick ins Wesen des Morgenlandes: jener, der sich ein paar Erinnerungen an die Gedanken seiner Jugend unzerstört bewahrt hat, ein paar lebendige Bilder aus Tausendundeiner Nacht, oder der moderne Tourist, dem sein Geld es erlaubt, die geschändete Leiche des Morgenlandes an Ort und Stelle zu beschauen? — In der Tat: wer nicht anders als so das Morgenland bereist, der sieht nicht einmal die Leiche mehr, nur ihren „modernen" Sarg. Nur wer sich entschließt, hier mit den Leuten zu leben, ihre Sprache zu sprechen, mit ihnen Leid und Freude zu teilen, der wird selbst in den städtisch gewordenen Menschen noch seelische Reste lebendigen Morgenlandes finden. Wer darnach sucht, der hat viel Schutt und Trümmer und kitschigen Neubau abzuräumen, aber schließlich öffnet sich eine verschüttete Pforte.

Unsere Frage lautete: Was heißt es, ein echter Morgenländer zu sein? Mehr noch: Was heißt es, einen echten Morgenländer zu schaffen, nämlich: ein morgenländisches Kind zu dem zu erziehen, was in ihm angelegt ist? — Es gibt englische Schulen hier in Jerusalem und anderswo, es gibt deutsche, französische, italienische, sogar schwedische Schulen. Sie alle haben Lehrpläne nach europäischem Muster, stehen unter europäischer Leitung, die Unterrichtssprachen sind europäische Sprachen. Die Schulen werden von arabischen (moslimischen und christlichen), einigen jüdischen und zuweilen von einigen europäischen Kindern besucht. In manchen ist den Zöglingen eine bestimmte Kleidung europäischen Schnittes vorgeschrieben. Die Schüler werden zur äußeren Sauberkeit, zur Pünktlichkeit, zu gerader Haltung und europäischem Anstand, kurzum: zu Lebensformen europäischer Wertung erzogen und mit etwas europäischem Wissen angefüllt. Die Eltern, die ihre Kinder gegen Entgelt in eine solche Anstalt schicken, sind überzeugt, daß ihre Kinder dort vorbildlich erzogen werden. Erzogen — wozu? Nun: eben modern erzogen. Es gibt doch nur ein Vorbild moderner Erziehung: das europäische. Ja, die Schule hat — so versicherte mir begeistert jener Effendi — sogar noch eine weitere Aufgabe, eine besonders hohe: durch die Kinder auch die Eltern noch modern zu erziehen. Erziehen? Wozu? Nun, selbstverständlich: zu modernen Europäern. — Was ist das Ergebnis einer solchen Erziehung? — Wir beschränken uns hier auf eine Betrachtung der städtischen Araber. Sie sind das eindeutigste Beispiel des Morgenländers im Prozeß der „Modernisierung". Bei den morgenländischen Juden liegen die Dinge verwickelter, darum sollen sie hier nicht einbezogen werden.

Die Araber, die in arabischen Städten wohnen, sind eine Auslese von Menschen, die sich von den unstädtischen Arabern unterscheiden nicht nur in Sitten und Gebräuchen, sondern auch in ihrer leiblichen Erscheinung. Die Araber selbst teilen sich ein in Städter, Fellachen und Beduinen. Besser: in Beduinen, Fellachen und Städter. Man wird nicht vom Städter zum

Digitized by Google

Beduinen, wohl aber vom Beduinen zum Fellachen (Bauer) und zum Städter. Jeder städtische Araber, soweit er wirklich echt-arabischer Herkunft ist, hat noch ein wenig Beduinenblut in seinen Adern. Er ist stolz auf dieses Erbe und sieht in ihm das wesentlich Arabische. Das Wort el-ʿarab meint von Hause aus nur die Beduinen, während Städter und Bauern sich als Söhne der ʿarab, also: Söhne der Beduinen, bezeichnen. — Zum Wesen des Beduinen gehört es, daß er keinen festen Wohnsitz und kein unbewegliches Gut hat, sondern mit den Herden seiner Tiere innerhalb eines bestimmten Geländes die Weideplätze wechselt und in Zelten wohnt. Er führt dieses Leben nicht deshalb, weil er äußerlich keine andere Wahl hätte: wer könnte ihn hindern, einen Teil seiner Herden zu verkaufen und sich vom Erlös ein festes Haus zu bauen? Er führt dieses Wanderleben deshalb, weil er innerlich keine andere Wahl hat: es entspricht dem Gesetze seiner Artung. Dieses beduinische Leben ist das artrechte Leben jener Menschenart, die ich in meiner kürzlich erschienenen Studie „Fremde Schönheit" als die wüstenländische bezeichnet und an Hand von Bildern beschrieben habe[1]. Wo Menschen dieser Art sich ins Geistige wenden, ist es die Form der Offenbarung, genauer: der Offenbarungsreihe, die all ihr geistiges Erleben und Schaffen, ihr Wollen und Handeln bestimmt.

Innerhalb des Arabertums gibt es auch noch andere Menschenarten, aber nur eine noch, die an dem, was wir arabisch-morgenländische Kultur nennen, entscheidend mitgewirkt hat und das Bild des arabischen Menschen mitbestimmt: die vorderasiatische[2]. Das Wesen dieser Menschenart gehorcht einem anderen Gesetze: der Vorderasiate ist unbeduinisch, ist Hausbewohner und stadtfähig. Die Erscheinung des Wüstenländers ist leicht, schlank und fertig, wie angeflogen: als wäre sie plötzlich da und im Dasein schon bereit, zu verfliegen. Der Vorderasiate ist schwer, unendlicher Formung bedürftig, das Sinnbild eines Zwiespalts zwischen „Fleisch" und „Geist". Seine höchste Daseinsform ist die des Heiligen, der nach Erlösung von diesem Zwiespalt ringt durch eine immer werdende, immer sich steigernde Vergeistigung. All seine höchsten schöpferischen Werte sind Heiligungs- und Erlösungswerte.

Aus der Wesensspannung zwischen diesen beiden grundverschiedenen Menschenarten ist vielleicht alle „morgenländische", gewiß aber die arabische Kultur entsprungen (d. h. die Kultur der heute arabisch sprechenden Völker) — so aber, daß innerhalb des arabischen Wesens die wüstenländische Artung die eigentlich bestimmende bleibt. Als desto arabischer darf eine Erscheinung, eine Lebensform, ein Kulturgebilde gelten, je

[1] Heidelberg 1927, bei Niels Kampmann. Vgl. dazu meinen Aufsatz „Schönheit und Unschönheit der menschlichen Erscheinung" im vorigen Heft dieser Zeitschrift.
[2] Vgl. ihre Darstellung a. a. O.

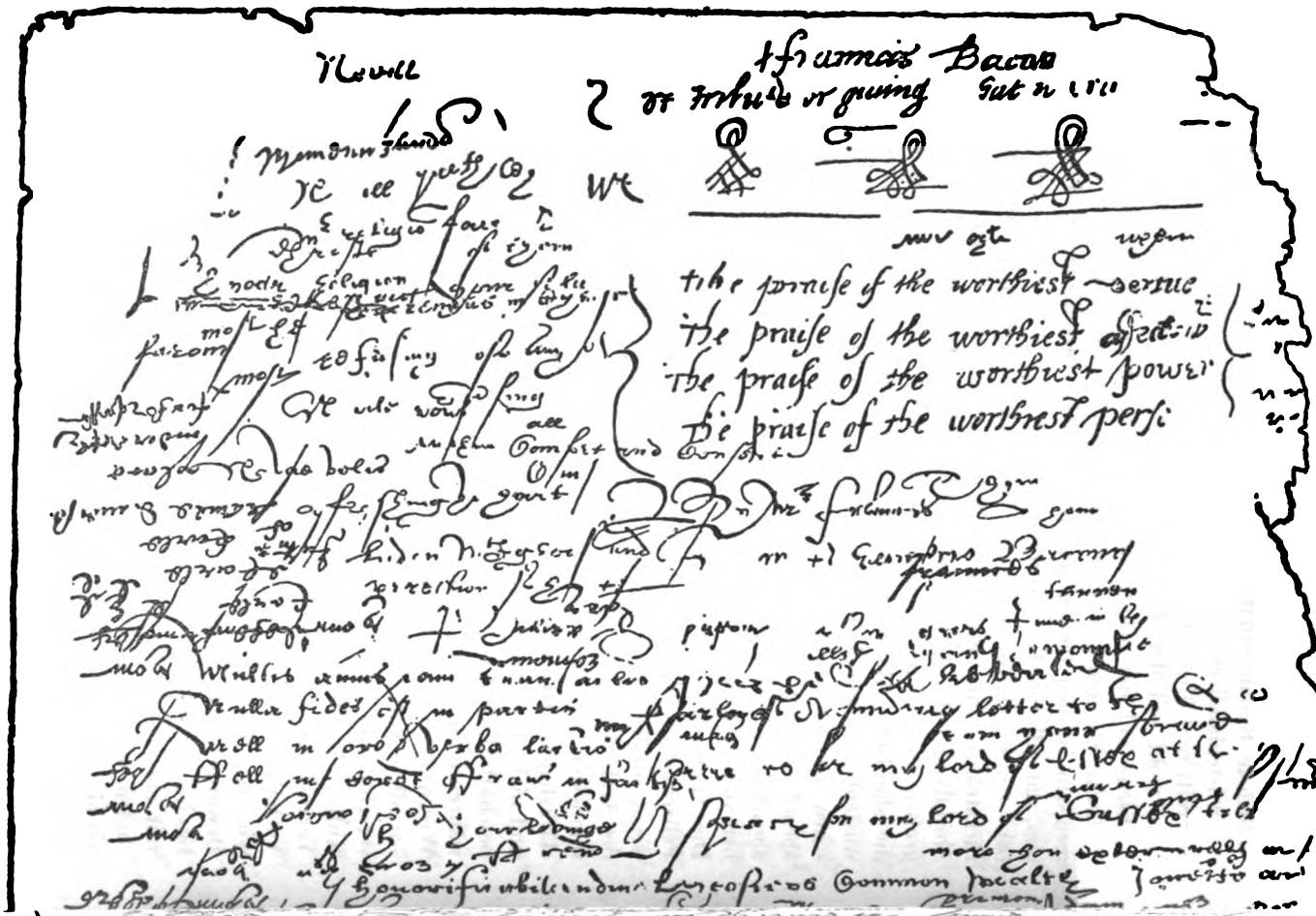
Digitized by Google

mehr es von wüstenländischem Wesen bestimmt ist. Hierin mag die wesentlichste Besonderheit des echt arabischen Geistes liegen: daß in ihm der wüstenländische Stil des Erlebens den vorderasiatischen noch fest umgreift und übergilt, während z. B. im Judentume seit langem — endgiltig wohl seit der Zerstreuung des jüdischen Volkes — der vorderasiatische Stil den wüstenländischen verdrängt hat, wenn auch wüstenländische Strömungen immer wieder sich durchzusetzen versuchten. Gemeinsam ist den beiden im Grunde tiefst verschiedenen Menschenarten dies, daß alle geistige Schöpfung beider Typen — sichtbar oder unsichtbar — aus religiösem Erleben entspringt und letzten Endes dorthin zurückströmt. Ihre wichtigsten Schöpfungen, von denen eine auch das Abendland aufs stärkste beschäftigt und mitgestaltet hat, sind die drei großen morgenländischen Glaubensformen: die jüdische, die christliche, die islamische. Alle diese bedeuten verschiedene Weisen der Verschlingung wüstenländischen Stiles mit vorderasiatischem, so zwar, daß in der jüdischen und christlichen Form der vorderasiatische Stil überwiegt. (Die abendländischen Spielarten des Christentumes zeigen, soweit sie eben abendländisch sind, eine mehr oder minder entscheidende Mitbestimmtheit von mittelländischem und von nordischem Stile.)

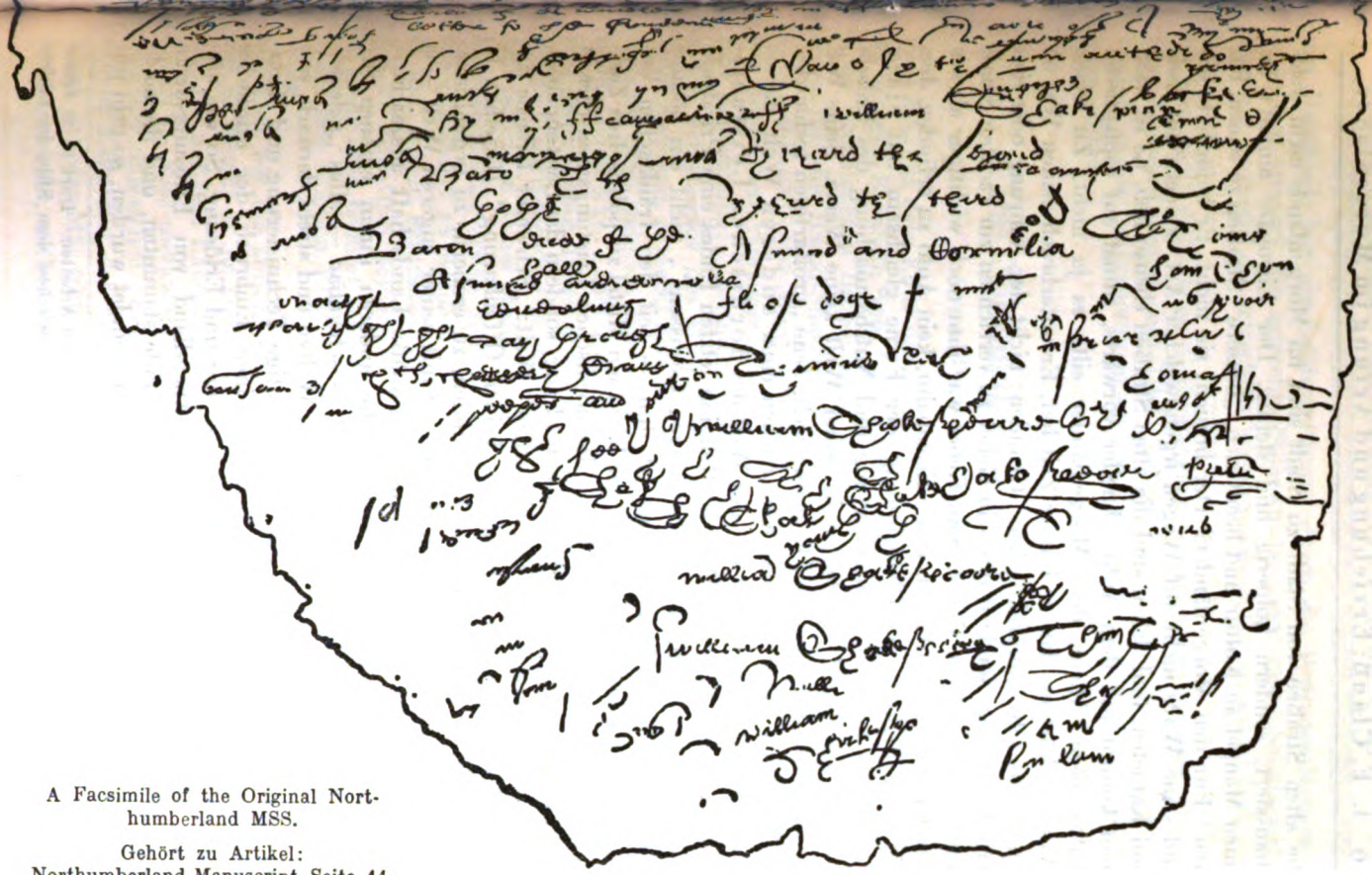
Die städtischen Araber, so sagten wir, unterscheiden sich von den Fellachen und besonders von den Beduinen nicht nur in ihrer Lebensweise, sondern auch in ihrer leiblichen Erscheinung. Sie stellen innerhalb des Arabertums eine Auslese der am mindesten wüstenländischen, der am mindesten beduinisch veranlagten, nämlich: der stadtfähigsten, der am stärksten vorderasiatischen Menschen dar. (Dies gilt für den Durchschnitt und nicht für den einzelnen.) Die Menschen, deren Betrachtung uns hier beschäftigt, sind also seelisch am stärksten vom Erlösungstypus bestimmt, während die Kultur, an der sie teilhaben, die arabische Kultur, ihrem Wesen nach überwiegend wüstenländisch ist. Es besteht also — schon vor allem europäischen Einfluß — bei den städtischen Arabern ein etwas verschobenes Verhältnis zwischen ihrer seelischen Veranlagung und ihrer Kultur. Insofern sind sie nicht nur äußerlich, als Stadtbewohner, der Versuchung Europa besonders ausgesetzt, sondern auch innerlich: ihr Verhältnis zur arabischen Kultur ist nicht so fest und selbstverständlich, wie etwa das der überwiegend wüstenländischen und beduinisch lebenden Bewohner der arabischen Halbinsel. Dennoch ist auch für sie die arabische Kultur die eigene Kultur, die sie nicht beliebig vertauschen können mit einer anderen. Sie könnten, ohne ihre Art zu verfälschen, vielleicht Juden werden, aber niemals Europäer. Europäische Werte müssen für sie sinnlos sein, solange diese Menschen sich selber treu sind und ihren eigenen Wert bewahren.

Ein Beispiel, das scheinbar der Oberfläche entnommen ist. Es ist wahr:

Digitized by Google



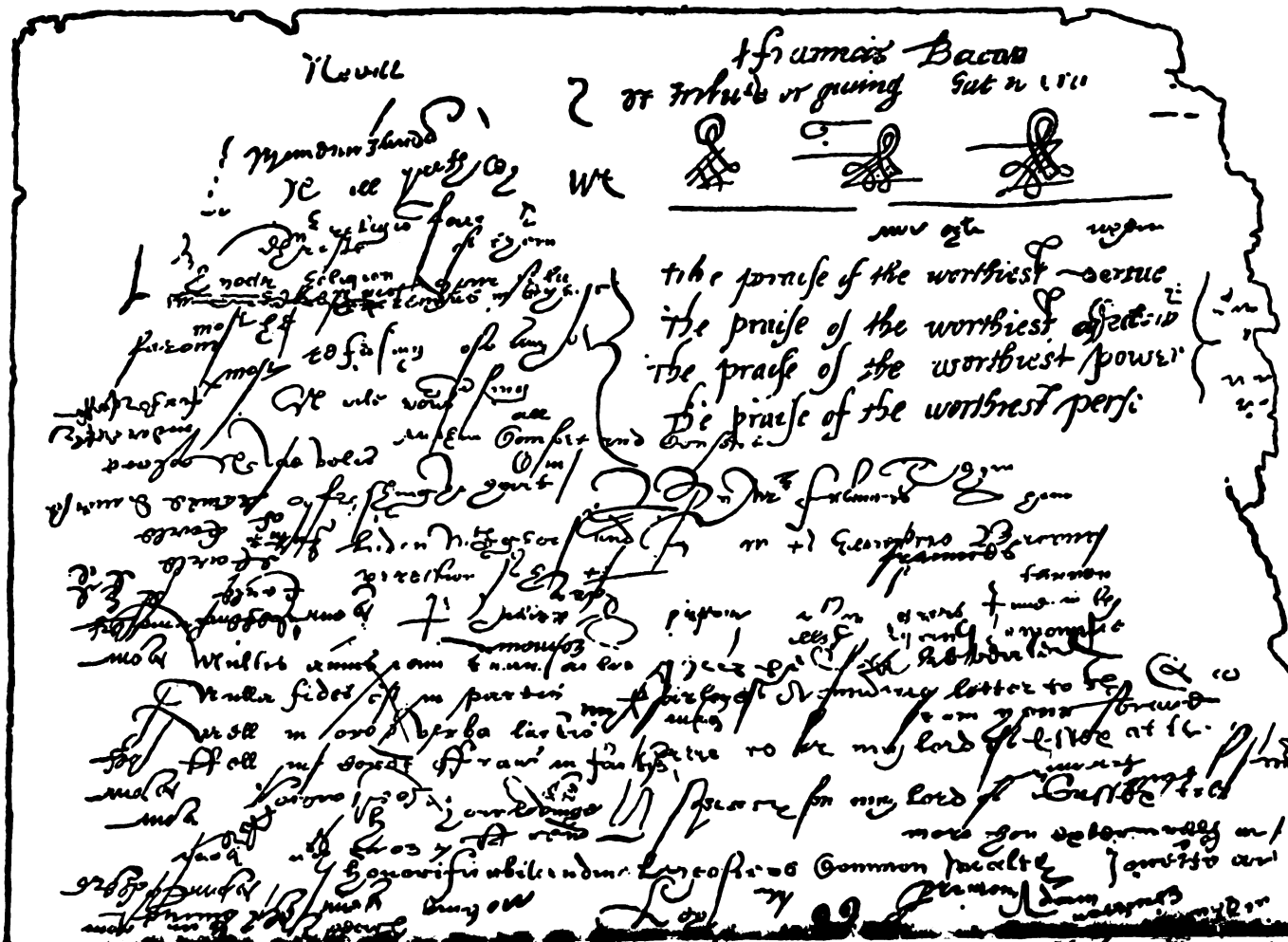
Digitized by Google



A Facsimile of the Original Northumberland MSS.

Gehört zu Artikel:
Northumberland-Manuscript Seite 11.

Digitized by Google



A Facsimile of the Original Northumberland MSS.

Gehört zu Artikel:
Northumberland-Manuscript Seite 11.

Digitized by Google

die alten Straßen von Stadt zu Stadt sind im Morgenlande nicht wohlchaussiert, sondern holperig und steinig. Der Europäer nimmt's für einen Mangel an Kultur und beeilt sich, „bessere" Straßen zu bauen. Für wen? Für den Morgenländer? Der braucht sie nicht. Er beförderte sich und seine Ware nicht auf Wagen irgendwelcher Art, sondern auf Eseln und Kamelen, und denen sind die alten Straßen ebenso lieb. Es ist wahr, man kommt mit dem Auto schneller vorwärts, zumal auf asphaltierten Autostraßen. Allein, dem Morgenländer eilte es ja nicht. Zu seinem Wesen gehört es, daß er immer Zeit hat. Er unterbrach seinen Weg oft genug aus sehr „unpraktischen" Gründen: nicht der Nahrung oder eines Trunkes wegen, sondern um sein Gebet zu verrichten zur rechten Stunde und in der rechten Weise. Sein Gebet war ihm noch wichtiger als sein Geschäft. Er brauchte sich keine Eisenbahn, kein Auto zu erfinden, denn die Schnelligkeit, die Überwindung der Ferne gleichsam mit einem Griffe, die technische Unterwerfung und Nutzbarmachung des Erdballs — all diese Begriffe bedeuten in seiner Welt keine Werte. Seine Welt ist eine Offenbarungs- und Erlösungswelt. Jene „großartigen technischen Erfindungen" aber sind das Kennzeichen einer anderen Welt, die von anderem Stile durchstaltet ist: der Welt des nordischen Leistungsmenschen[1]. In seiner Welt ist Religion letzten Endes eine Privatsache des Einzelmenschen, des „selbständigen Gewissens", nicht ein höchstes Gut der Gemeinschaft, und sie ist ihm — seit den fränkischen Vorgängern des Carolus Magnus — gar leicht ein Mittel zu politischen Zwekken geworden. Das Grunderlebnis des nordischen Leistungsmenschen ist nicht Offenbarung und nicht Erlösungsdrang, sondern das Leistenmüssen, das Gestaltenmüssen an der „wirklichen" Welt: „Schwerer Dienste tägliche Bewahrung, sonst bedarf es keiner Offenbarung" (Goethe). Er kann nicht er selbst sein ohne zu gründen, zu erobern, zu organisieren, praktisch nutzbar zu machen. Solange er mit seiner engeren Welt — in dem nordischen Raume, der seine stilgemäße Landschaft ausmacht — genugsam beschäftigt war, konnten die anderen ihrem eigenen Stile leben. Seitdem in der nordischen Welt — scheinbar — alles „geleistet" ist, greift seine Leistung über in andere Welten und strebt darnach, auch diese zu seiner Welt zu gestalten. Die heutige Technisierung und Mechanisierung des Morgenlandes bedeutet einen Einbruch der nordischen Leistungswelt in die Welt der Offenbarung und Erlösung. So wie während des gotischen Mittelalters das Abendland von Erlösungswerten durchflutet wurde, die aus dem Morgenlande stammten, und die nordischen Gemüter verwirrt und sich selbst entfremdet wurden, so geht jetzt

[1] Vgl. seine Darstellung a. a. O. und in meinen früheren Arbeiten. Dort (z. B. Fremde Schönheit, S. 9 ff.) sind auch die Wesensbeziehungen zwischen dem Stile des Erlebens einer Seele und dem Stile ihres Leibes dargelegt.

Digitized by Google

vom Abendlande her ein Leistungstaumel durch die Welt des Morgenlandes und verwirrt das artrechte Stilbewußtsein der morgenländischen Menschen und spült die artrechten Werte aus ihrer Gemeinschaft fort. —

Die hier nicht vollendeten Gedankengänge werden im nächsten Hefte dieser Zeitschrift unter dem Titel „Levantisierung des Morgenlandes" wieder aufgenommen und an Hand einer Anzahl von Bildern weitergeführt.

Das Northumberland-Manuscript

Von A. Deventer v. Kunow

Dieses MS. aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, aus der Epoche der Königin Elisabeth von England, ist wenigen bekannt. Wenngleich es von verschiedenen Baconianern, zumal in England und Amerika, als Beweis für die Bacon-Shakespeare-Theorie besprochen worden ist, so wurde damit nicht das Allgemeininteresse für dieses Dokument nach seinem historischen Wert geweckt.

Seine Bezeichnung: „Northumberland-MS." — erhielt es, weil es 1867 in dem Privatarchiv des alten Schlosses der Earls, später Herzöge of Northumberland, entdeckt und darauf das Facsimile veröffentlicht wurde. Im Jahre 1870 widmete James Spedding diesem MS. in der 2. Serie seines Standardwerks: „Life and Letters of Fr. Bacon" — vol. VII eine kurze Besprechung. Indessen wurde auch mit dieser nur der die englische Sprache beherrschende Interessentenkreis auf das MS. hingelenkt. Es verdient jedoch in seiner mehrfachen Bedeutung als ein kulturhistorisches Monumental-MS. ersten Ranges allgemein bekannt und seinem Inhalt nach zergliedert zu werden.

Ist sein Inhalt erforscht, so wird im Zusammenhange mit diesem auch die schriftpsychologische Analyse seines Urhebers erforderlich — vor allem aber bedingt sein bleibender kulturhistorischer Wert für die Epoche der Königin Elisabeth wie für die Nachwelt hervorgehoben zu werden.

Betrachten wir die äußere Beschaffenheit des MS., in der es sich jetzt zeigt, so besteht es als Deckel von einer Mappe, auf dem es geschrieben steht. Die äußeren Ränder des Deckels sind ringsherum durch Feuer beschädigt — aber merkwürdiger Weise nicht so, daß das MS. selbst berührt oder unleserlich geworden ist. Heute läßt sich weder die Ursache noch der Zeitpunkt des Feuers mehr nachweisen, jedoch bleibt es auffallend, daß das MS. trotz dieser Beschädigung, und dazu nur auf einen Deckel vermerkt, aufbewahrt wurde — ein Beweis dafür, daß man den

Digitized by Google

darauf geschriebenen Notizen und den Titeln von Einzelwerken, deren Manuscripte einst in dieser Mappe geborgen waren, dauernden Wert beimißt.

James Spedding schreibt 1867, daß er nur noch 90 beschriebene Seiten in der Mappe vorfand, als er das North.-MS. begutachtete, nämlich die Oration, die er in „Life and Letters von Francis Bacon" — im Wortlaut wiedergibt.

Zur Erläuterung für den Inhalt der einzelnen Schriftstücke aus der Mappe sind zum Teil die Akten der Juristenschule, Gray's Inn, (die alten Jahrbücher) über die Ausgang des 16. Jahrhunderts dort stattgefundenen Weihnachtsaufführungen (Masks), sowie die Akten des damaligen Hofschauspielintendanten („Master of the Revells") über die Masks zum Queen's Day am 17. Novemb. im York House zu Ehren der Königin Elisabeth heranzuziehen.

Von den Aufführungen zum „Queen's Day" steht auf dem North.-MS. oben rechts eine Mask angegeben mit der Überschrift: „Mr. ffrauncis Bacon" — (das kleine Doppel-f wurde damals für das große F geschrieben). Diese von Francis Bacon verfaßte Mask fand am 17. Nov. 1592 zum sog. Queen's Day im York House statt, und Bacon bezeichnet sie in der Überschrift als: „a Tribute of giving what is dew". Bei dieser Aufführung traten vier Redner auf, die folgende Themata behandelten: Die größte Tugend, die würdigste Zuneigung, die wertvollste Macht und die würdigste Person, als welche Königin Elisabeth verherrlicht wurde.— In der Mitte des North.-MS. ist kurz notiert: „Orations at Gray's Inn" — was sich auf die im Jahre 1594 stattgefundene Weihnachtsaufführung bezieht: „The Prince of Purpoole" — dessen von diesem berufene sechs Räte über folgende Themata sprachen: „1) Exercise of War. 2) Study of Philosophie. 3) Eternizing of Fame by Buildings and Foundations. 4) Absoluteness of State and Treasure. 5) Virtue and gracious Government. 6) Pastimes and Sport." Zwischen diesen Reden fanden die Entgegnungen des Prinzen statt.

James Spedding, der sich jahrelang dem Studium der Bacon-Werke und -Briefe hingegeben hat, also völlig vertraut mit Bacon's Geist und Stil war — konnte wohl das apodiktische Urteil über diese Mask dahin fällen, daß sie nach Inhalt wie Stil Bacon zum Verfasser habe. In „Life and Letters of Francis Bacon" — schreibt er: „The six Councillors carry his (Bacon) signature in every line."

Hierzu tritt noch als zweiter Beweis für Bacon's Autorschaft die Mitteilung von Dr. W. Greg, daß seit der Drucklegung dieser Oration von Gray's Inn-Revells für W. Canning 1688 das Manuscript der Mask: „Prince of Purpoole", mit den Reden der 6 Councillors in der North.-Mappe vermißt worden sei. Dr. W. Greg beschreibt die Veröffentlichung

Digitized by Google

dieser Mask wie folgt: „printed for W. Canning at his shop in the Temple Cloister, with a dedication to Matthew Smith, Esq. Comtroller of the Inner Temple" — betitelt: „Gesta Grayorum, or the Hisory of the high and mighty Prince of Purpoole" ... eine Quartausgabe von 68 Seiten.

Damit ist der Beweis bekräftigt, daß diese Mappe mit den darin enthaltenen Manuscripten Bacon's Eigentum war. Indem die Aufführungen, sowohl am Königinnen-Tag der Elisabeth, wie die in der Juristenschule zu Gray's Inn die Sitten der damaligen Zeit spiegeln, gewinnt das North.-MS. einen kulturhistorischen Wert.

Unter der Mask für die Königin steht der Name „Philipp" mit der Bemerkung: „Philipp against monsieur." — Mr. Philipp hatte auch zu den Gegnern der Heirat von Elisabeth mit dem Prinzen von Anjou gezählt, und vermutlich „Revealments" (Enthüllungen) in dieser Angelegenheit später an Bacon mitgeteilt, die dieser sich kurz notierte. Bacon war mit Mr. Philipp, ein Jurist von Gray's Inn, befreundet. (Sein Name ist an anderen Stellen zuweilen mit einem s am Ende geschrieben, entsprechnd allen damals öfters wechselnd geschriebenen Familiennamen.) Er war Secretair bei dem Staatssecretair Sir Francis Walsingham, und zeichnete sich durch diplomatische Klugheit, ebenso durch seine Findigkeit in der Entdeckung von politischen Verschwörungsbriefen, sowie durch Gewandtheit in der Dechiffrierung der vielen damals kursierenden Chifferbriefe hervorragend aus. Aus diesem Grunde empfahl Bacon Mr. Philipp an Robert Essex als Mitarbeiter in dem von Essex begründeten Geheimkabinett, um ihm behülflich bei der Entdeckung und Dechiffrierung der vielen Verschwörungsbriefe gegen Elisabeth zu sein.

Bacon war selbst für Philipp's Kenntnisse in der Chifferkunst interessiert. Deshalb hat er ihn im Sommer 1591 brieflich nach Twickenham auf seinen Landsitz, um seine Kunst noch besser von ihm zu erlernen. — Unter dem nochmals wiederholten Namen Philipp steht die lateinische Strophe:

„Multis annes iam transactis
Nulla fides est in pactis
Mell in ore Verbalactis
ffell in Corde ffraus in factis."

Hierbei sei erinnert, daß William Cecil, Lord Burghley, am 4. August 1598 starb, Walsingham bereits 1590 das Zeitliche gesegnet hatte, und die Königin empfand schmerzlich den Verlust ihrer ersten Minister, auf deren Treue sie sich verlassen konnte. Wenngleich sie die Zügel der Regierung noch fest in der Hand hielt, so fühlte sie sich in ihrem Alter bezügliche treuer Beratung vereinsamt. Robert Cecil, nach Walsingham's

Digitized by Google

Tod, Staatssecretair geworden, folgte 1598 seinem Vater, Lord Burghley, als erster Minister ... aber er war ein Gegner von Robert Essex und außerdem wußte Elisabeth, daß Robert Cecil heimlich mit James VI., dem König von Schottland, gegen sie conspirierte. Unter diesen Verhältnissen sah sich die Königin von unzuverlässigen Ministern und Schmeichlern umgeben. Auf diese Tatsache bezieht sich offenbar Bacon's lateinische Mitteilung an Philipp, die klar ausspricht, daß kein Vertrauen mehr in Verträgen, aber Honig und Milchworte im Munde, Galle im Herzen und Trug in Taten herrsche. Eine geäußerte Offenheit, die Bacon nicht mit seinem Namen zu unterschreiben wagte, sondern unter die Unterschrift: „Dein liebender Freund" — anstatt seines Namens ein Kennwort setzte: „honorificabilitudini".

Dieses Wort stammt aus einem Werk über Kryptographie von Johann Tritemius, Benedictinermönch, zuletzt Abt des Benedictinerklosters St. Jacob bei Würzburg, wo er 1516 starb. Er gilt als der Erfinder der Brachygraphie und Stenographie und schrieb verschiedene Werke in lateinischer Sprache über Polygraphie, Stenographie und kabbalistische Schrift. Seine Werke wurden nach seinem Tode ins Französische von Gabriel Cologne von 1535—61 übersetzt und erschienen in Paris in verschiedenen Auflagen. Der bekannte Secretair am französischen Hofe, Blaise de Vigenère, war mit diesen Werken vertraut, und als sich Bacon in seiner Jugend in Frankreich mit ihm für die Kunst der Kryptographie intressierte, befaßte er sich seitdem selbst mit Erfindung von Geheimschriften. (S. Bacon's De Augmentis Scientiarum, Lib. 6.) So lernte Bacon auch in Frankreich das berühmteste Werk von Tritemius, in's Französische übersetzt, kennen: „La Polygraphie et universelle écriture cabbalistique", das zum erstenmal das Wortungeheuer: „Honorificabilitudinitatibus" — brachte.

Durch Benutzung dieses Wortes in Abkürzung als Unterschrift an Philipp verrät Bacon seine Kenntnis von diesem Wortungeheuer, das auch in dem Lustspiel: „Verlorene Liebesmühe" — act. V. scene 1 vorkommt. Nach neuer Forschung in England wurde diese Komödie zuerst in Richmond vor Elisabeth gespielt, zu der sie Bacon, der auf dem Landsitz Twickenham weilte, als Leiter für die Aufführung nach Richmond befahl. Im Jahre 1598 erschien das Drama zum erstenmal im Druck als Quartoausgabe, aber statt mit Autornamen nur mit dem Monogramm: „W. S." — was für William Shakespeare gelten konnte. Jedenfalls war auch Philipp durch das Lustspiel mit dem Wort: Honorifi ... dahin vertraut, daß er obige lateinische Strophe als Mitteilung von seinem Freunde Bacon erkannte.

Neben dieser lateinischen Strophe mit Unterschrift ist auf dem North.-MS. ein wichtiges historisches Buch angegeben: „Leicester's Common

Digitized by Google

Wealth" — und daneben bemerkt: „Incerto autore." Weil diese Biographie von dem Earl of Leicester in einer Staatsakte besprochen worden ist, verdient sie besondere Aufmerksamkeit. Der Staatskalender von 1641—43, S. 136 schreibt über das Buch: (übersetzt) „Es ist die beste, wahrheitsgetreue Biographie über den Earl of Leicester" — hierzu das Nachwort: „Welcher Autor später nochmals Leicester's Leben besprechen wolle, könne sich nur an diese Biographie anlehnen."
Ebenso beachtenswert ist hierbei, daß das Werk unter obigem Titel zum erstenmal nach Leicester's Tod veröffentlicht wurde, und Bacon es mit diesem neuen Titel auf das North.-MS. verzeichnete, und dabei seine Absicht vermerkte, den Verfasser zu verschweigen, ihn „incerto" zu belassen. Die Biographie war jedoch mit gleichem Inhalt schon 1584 in erster Auflage gedruckt, aber betitelt: „Father Parson's Green Coat." Diese Bezeichnung bezog sich auf die äußere Ausstattung mit grünem Buchschnitt, und so erregte es den Schein, als sei der Jesuit, Father Parson, der Verfasser. Jedoch wurde diese irrige Annahme bald hinfällig, weil man allgemein begutachtete, daß Leicester's Biographie nur von einem Juristen und zugleich Hofmann geschrieben sein konnte, der mit bestimmten Akten und den intimsten Geschehnissen am englischen Hofe vertraut war. Da die Biographie verbrecherische Taten von Robert Dudley (nachmals Leicester) enthüllte, wurde sie am englischen Hofe sofort verboten.
Den historischen Wert des Buches zu bestätigen, seien hier kurz die Hauptmomente aus demselben angeführt: 1) Bericht von Dudley's Mord an seiner ersten Gattin, Lady Amy Dudley, geb. Robsart ... mit Veröffentlichung des Inhalts der bis dahin geheim gehaltenen Akten des Richters Smith über die Zeugenaussagen für den Mord. 2) Dudley's nach Jahren als Earl of Leicester, im Geheimen geschlossene Ehe mit der Witwe, Lady Sheffield. Officiell galten beide als verwitwet — dennoch bezeichnet der Autor diese Ehe als „Ehebruch" und betont, daß sie vor Elisabeth geheim gehalten blieb. Obigen Mitteilungen widerspricht der Staatskalender nicht! 3) Leicester wird ferner des Mordes bezichtigt an Walter Devreux, Lord Hereford — seit 1572 zum Earl of Essex erhoben, Gouverneur von Irland — ein Mord durch Verabfolgung von langsam wirkendem Gift, das Walter Devreux, Lord Essex bei seinem Besuch seiner Gattin in England beigebracht wurde und das bald nach seiner Rückkehr nach Irland tötlich wirkte. Zu dieser Mitteilung bemerkt der Autor, daß sich Leicester den italienischen Arzt, Dr. Julio, jahrelang hielt, der eine besondere Kunst in langsam wie auch schnell wirkenden Giftmischungen ausübte, und daß sich Leicester durch seine Hülfe unvermerkt manche Menschen aus dem Wege räumte, die ihm hinderlich waren.

Digitized by Google

Es bestand bereits ein heimliches Liebesverhältnis zwischen Leicester und Lady Essex. Dieserhalb ließ er sich von Lady Sheffield scheiden. 4) Nach dem Tode des Earl of Essex schloß Leicester abermals eine ehebrecherische Ehe mit Lady Essex, die streng geheim blieb, jedoch später bekanntlich von dem französischen Gesandten de Simier der Königin verraten wurde, und sie verbot, daß Lady Essex Lord Leicester nach den Niederlanden folgen durfte.

Der Leser von „Leicester's Common Wealth" — der außerdem politische Berichte aus Staatsakten und aus den althistorischen Briefen, wie aus den Tagebüchern der Staatsmänner, Lord Burghley, Sir Francis Walsingham, Sir Walter Sidney u. a. durchforscht hat, und der auch die Abhandlungen über Königin Elisabeth und Leicester in dem „Dictionary of National Biography" — kennt, der weiß die Tatsache, daß Leicester bald nach dem Tode seiner ersten Gattin mit Königin Elisabeth im House of the Earl of Pembroke im Jahre 1561/62 vor auserwählten Zeugen getraut, aber diese Heirat von der Königin geheim gehalten wurde. Somit war Leicester verheiratet, und der Biographer berechtigt, eine andere Ehe von ihm als Ehebruch zu verzeichnen. Jedoch hätte der Autor bei Gefahr der Todesstrafe diese Tatsache nicht in dem Buch bekannt geben dürfen.

Bald nach der Trauung der Königin Elisabeth mit Robert Dudley (nachmals Leicester) erblickte als erstes Kind dieser Liebe Francis (Bacon) das Licht der Welt, und 1567 wurde der zweite Sohn dieser Ehe Robert (Essex) geboren. Letzteren gab Elisabeth in die Familie von Walter Devreux, Lord Hereford, der für die Aufnahme dieses Kindes 1572 zum Earl of Essex erhoben wurde, welchen Titel mit dem dazu gehörigen Besitz Robert Essex als neunjähriger Knabe nach dem Tode seines Pflegevaters erhielt. (S. „Francis Bacon the Last of the Tudors", von A. Deventer v. Kunow. Ed. Bacon Society of Amerika, New York.)

Nach Leicester's Tod erschien eine neue Auflage seiner Biographie mit dem veränderten Titel: „Leicester's Common Wealth" — diese berichtete noch über Leicester's letzte Lebenszeit und seinen Tod. Nachdem die Königin seine Untreue erfahren hatte, fiel er vorübergehend in Ungnade bei ihr, aber Kraft ihrer Liebe vergab sie ihm wieder. Als er 1587 aus den Niederlanden zurückkehrte, beurlaubte Elisabeth ihn für kurze Zeit, um auf seine Güter zu gehen. Hier traf er Lady Essex (Leicester) erkrankt an, und ließ für sie eine Medizin bereiten, die Gift enthielt. Bevor ihr jedoch dieses verabreicht werden konnte, erkrankte Leicester jähe, und man gab ihm das Gift als vermeintliche Arznei, was, schnell wirkend und allen unerwartet, seinen plötzlichen Tod zur Folge hatte. — Alle diese Berichte bestätigt der Staatskalender von 1641/43 als „wahrheitsgetreu".

Digitized by Google

Noch sei bemerkt, daß das Verbot gegen die erste Auflage des Buches in England 1584 zu spät erfolgte, denn 1585 erschien es bereits in zweiter Ausgabe in London und Neapel, und zwar in vier Sprachen: englisch, französisch, italienisch und lateinisch. Diese zweite Auflage wurde an die regierenden Fürsten des Kontinents gesandt, was zur Folge hatte, daß abermals das Verhör von Leicester wegen des Mordes seiner ersten Gattin in England, aber diesmal auch auf Wunsch der europäischen Fürsten verlangt wurde. Königin Elisabeth verstand jedoch mit Diplomatie das Verhör wieder zu verhindern.

Soviel zur Erklärung der Leicester-Biographie, dessen Autor Jahrhunderte unbekannt blieb. Erst durch die Entdeckung des North.-MS. wurde Bacon — einst Besitzer dieser Mappe — infolge seiner Notiz: „Leicester's Common Wealth" — im Jahre 1867 als Verfasser dieser Biographie bekannt.

In Anbetracht, daß Bacon jener Autor war, der zu seiner Zeit anonym: „uncerto autore" — bleiben wollte — urteilt die Nachwelt heute zum Teil hart über ihn. So grausam, ja pietätlos diese von dem eigenen Sohn über seinen Vater geschriebene Biographie erscheinen mag, darf jedoch nicht übersehen werden, daß Bacon auch der Sohn der Königin war, die wiederum von der Nachwelt darüber verurteilt wird, daß sie mit größter Beharrlichkeit ihre Ehe geheim hielt, was sie anfangs vermuthich nicht für die Dauer beabsichtigt haben mag, falls sich Leicester würdig als ihr Gemahl bewiesen hätte. Ebenso abfällig beurteilt die Nachwelt auch Elisabeth's Geheimhaltung ihrer beiden Söhne. Letztere aber ergab sich als Folge ihrer nicht öffentlich bekannt gegebenen Ehe mit Leicester, — Bacon, der als Erstgeborener unter diesem annormalen königlichen Familienverhältniß das schwerste Schicksal erlitt durch den Verlust seines ihm zukommenden Thronerbes, und der scharfdenkend und weitblickend die abfällige Kritik der Nachwelt über die Königin voraussah, und der deshalb auch in Camden's Annals nach Elisabeth's Tod Verbesserungen zu ihren Gunsten eintrug, damit der französische Historiker de Thou (1553—1541), welcher Camden's Annals als Unterlage für sein Geschichtswerk benutzen wollte, sie nur in ihrer Größe darstellen sollte — beabsichtigte gleichfalls durch die Leicester-Biographie Elisabeth's Handlungsweise vor der Nachwelt zu rechtfertigen.

Wie die Biographie bestätigt, glaubte auch er an Leicester's Mord an seiner ersten Gemahlin, und gab diesen deshalb nach dem Inhalt der geheim gehaltenen Akten der Zeugenschaft über den Mord öffentlich kund. Jene Akten konnte er nur von dem ihm befreundeten, älteren Juristen Mr. Smith, Comtroller of the Inner Temple, erhalten haben, welchen er in der Biographie als „einen Freund in London" bezeichnet. Die gewichtigen einleitenden Worte der Biographie erklären dieselbe als

Digitized by Google

„Wiedergabe teils von einem Briefe und teils von ernsten Unterredungen zwischen zwei geachteten Männern, nämlich einem Master of Art of Cambridge (diesen Grad hatte Bacon inzwischen in Cambridge erworben) und dessen Freund in London". Mit Umgehung der beiden Namen dieser Männer verschleiert Bacon zugleich den Autor.

Als Gegenstück zu Leicester's Biographie muß an dieser Stelle an Bacon's Nachruf für die Königin Elisabeth erinnert werden! „In felicem Memoriam Elisabethae" — aus dem deutlich die Absicht spricht, seiner königlichen Mutter aus dem starken Geschlecht der Tudors als großer Herrscherin auf dem englischen Throne ein Denkmal des unsterblichen Ruhmes zu setzen. Dieser Nachruf wirkt wie strahlendes Licht gegen die dunklen Schatten, die Leicester's Biographie umdüstern, und das der Nachwelt über dem Leben der Königin leuchten sollte.

Hiermit sei die Besprechung von dem bedeutenden historischen Inhalt des North.-MS. abgeschlossen. Es bleiben noch die darauf vermerkten Notizen von anderen literarischen Werken, zumal von einzelnen Dramen zu erörtern. Auch über diesen Teil findet sich wieder der Name: „ffrauncis Bacon" verzeichnet, und darunter sind die Essays, mit der Notiz: „printed" — eingetragen, die Bacon mit seinem Namen in erster Auflage 1597 herausgab.

Auf der Rückseite des North.-MS. stehen die Worte: „to put into tipe"—. Dies besagt, daß einzelne Manuscripte aus dieser Mappe noch in Druck gegeben werden sollten.

Unter den Essays steht die Zeile: „by Mr. Frauncis — William Shakespeare" —, und unter diesen beiden Namen folgen die Titel der Dramen: „Rychard the second. Rychard the third. Asmund and Cornelia. Isle of Dogs." Links neben dem letzten Titel, „Isle of Dogs" — steht der Name: Thomas Nash, der besagt, daß auch Nash mit diesem Drama Zusammenhang hatte. Hierüber schreibt die „Biographia Dramatica" (London 1812): Nash habe versichert, nur die Einleitung und den act I dieses Drames geschrieben zu haben, von dessen übrigen Inhalt er keine Ahnung gehabt, sondern er von den Schauspielern geliefert sei. Der für den übrigen Teil verantwortliche Autor blieb damit unbekannt, aber Nash litt unter den Folgen der Verfolgung von der Regierung und flüchtete nach Yarmouth, wo er sich ein Jahr verborgen hielt. Die Ursache hierfür ist nicht aufzuklären, weil das Drama zu spielen verboten und niemals gedruckt wurde. Das Original-MS. hat einst in der North.-Mappe gelegen und ist vernichtet, Bacon jedoch, der mit Nash bekannt war, ist demnach der Mitverfasser jenes Dramas gewesen.

Ferner steht auf dem North.-MS. die bekannte Zeile aus dem lyrischen Epos: Venus and Adonis, —: Revealing day through every crany peeps — your William Shakespeare" ... Hiermit wird auf die Enthüllung

Digitized by Google

des Dichter-Pseudonyms der Epen und Dramen hingedeutet, der wie der Tag durch alle Ritzen dringt, denn es findet sich die Wiederholung des Pseudonyms, „William Shakespeare" — noch mehrfach auf dem North.-MS. Und hierbei muß auf James Spedding's Erklärung in seiner Besprechung des North.-MS. hingewiesen werden, der hervorhebt, daß die Schreibweise: „Shakespeare" — nicht der Namenschreibweise des Schauspielers entspräche, welcher sich „SHAKSPERE" — schrieb, wie dieses die Unterschriften seines Testaments und seiner Prozesse beweisen.

Vermuten zwar einzelne Forscher, daß das Verzeichnis auf dem North.-MS. von Bacon's Secretair geschrieben sei, so widerspricht dieser Annahme der Inhalt der Mappe, weil sich Bacon damals für die meisten der darauf angeführten Werke nicht als Autor bekannt geben durfte, vor allem nicht als Verfasser von Leicester's Biographie. Ebensowenig aber durfte er sich als Autor von „Richard II." verraten. Bekanntlich hatte die Königin während der Essex-Verschwörung Bacon in Twickenham besucht und ihn dabei scharf über den Autor von Richard II. ausgeforscht. Nur Bacon's Diplomatie gelang es, ihr den wahren Verfasser, den sie in ihm vermutete, zu verschweigen. Deshalb reden schwerwiegende Gründe dagegen, daß ein Secretair das Manuscript auf dem Mappendeckel geschrieben haben könnte.

Somit haben wir uns mit Bacon's eigener Handschrift zu befassen, wie sie das Facsimile des Original-North.-MS. wiedergibt. Letzteres entstammt aus den neunziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts und zeigt — in Saxonhand — die humanistische englische Schreibweise. Der beschränkte Raum auf dem Mappendeckel bedingte für den reichen Inhalt des MS. kleine, gedrängte Schrift und enge Zeilen. Mit auffallender Sorgfalt aber tritt in größerer, mehr gezeichneter als flüssiger Schrift oben rechts Bacon's Name und darunter die „Oration" für die Königin hervor. Die gesamte Schreibweise, selbst in den kleinsten Wörtern, bekundet den kraftvollen Charakter des Urhebers durch die mit Federdruck ausgeführten Grundstriche. Trägt das MS. zum Teil den Duktus der Gelehrtenschrift, so zeigt es andererseits in gleichem Maße durch schwungvolle Auf- wie Abstriche die lebhafte, kühne Phantasie des Schreibers. Ebenso deutlich sind Zeichen der Verteidigung, der Abwehr, in den schwertförmig, spitzauslaufenden Buchstabenendungen erkennbar.

Obige Schriftmerkmale entsprechen völlig Bacon's Charakter und seiner Geistesrichtung während des letzten Decenniums des sechzehnten Jahrhunderts, als er dieses MS. verfaßte. Sein Leben begann mit einer harmlos fröhlich verbrachten Kindheit im Hause des Kanzlers Nicholaus Bacon, von mütterlicher Liebe von Lady Bacon umhütet. Dabei sah er häufig Königin Elisabeth sowohl in Gorhambury, dem Landsitz des Kanzlers Nicholaus Bacon, wie in anderen Schlössern, und faßte als Knabe

Digitized by Google

eine schwärmerische Liebe und Bewunderung für die große Königin. Aber jähe, wie durch schweren Blitzschlag getroffen, wurde ihm diese Harmlosigkeit als sechzehnjähriger Jüngling zerstört, durch den taktlosen Verrat über seine wahre Herkunft. Daß er sich trotzdem während seines ganzen Lebens seine große Verehrung und Liebe für Elisabeth bewahrte — das bezeugen verschiedene Briefe von ihm, in denen er äußert, wie glücklich er sich schätze, seit seinem ersten Lebensjahr bis in die gegenwärtigen späten Lebenstage der Königin fortgesetzt freien Zutritt bei ihr zu genießen. Aus verschiedenen historischen Briefen und Tagebüchern der Staatsmänner ist die Tatsache zu entnehmen, daß Francis Bacon in London, sowohl in Whitehall, als auch im Leicester-House, wo die Königin gern zeitweilig residierte, wie bei ihrem Aufenthalt in den verschiedenen Landschlössern viel bei ihr weilte. Aber nach dem unerwarteten Verrat von Bacon's Abkunft berief Elisabeth, auf einer Reise begriffen, sofort den Kronenrat (Privy Counsel), dessen Mitglieder sie auf allen Reisen begleiteten und zu denen auch Leicester zählte. Laut Beschluß der Königin wurde Sir Amias Paulet sofort als Gesandter für Frankreich bestimmt und ihm Bacon als Attaché anvertraut. Später, in den achtziger und neunziger Jahren, war, infolge der Beharrlichkeit der Königin, ihm keine feste Anstellung in ihrem Dienst zu geben — wie er es wünschte und es auch an Essex mitteilte — sowie durch den Neid der beiden Cecils und von anderen Hofleuten seine Stellung am Hofe erschwert. Bekanntlich blieben auch vorübergehende Differenzen zwischen ihm und Elisabeth nicht aus, wenngleich sie ihn — wie er nach ihrem Tode an König Jakob I. schreibt — dauernd als ihren „Watch candle" in ihrer Nähe verlangte. Hinter den Kulissen hat er ihr als gereifter Mann in aller Vorsicht und Diplomatie manchen Rat erteilt, und nach Leicester's Tod fühlte er, daß er durch sein feines Verständnis für seine Mutter gewissen Einfluß auf sie ausübte.

Hiermit ist in Kürze Bacon's schwierige Lage erklärt, durch die er sich durchringen mußte und die oft Abwehrenergie und Diplomatie bedingte. Zugleich aber stählte dies seinen Charakter dahin, trotz jener schwierigen Lebensverhältnisse wahr zu bleiben. Um nichts war es Bacon mehr zu tun, als um die Wahrhaftigkeit.

Finden sich im North.-MS. Schriftzeichen, die für Diplomatie bis zum Verbergen von Gedanken sprechen, so treten ebenso stark solche hervor, die seine rege Geistestätigkeit und Phantasie bezeugen. Wie Bacon in seinen philosophischen Werken die Methodik in der Einteilung nach dem Inhalt verfolgte, so zeigt er die gleiche Absicht in dem North.-MS., in dem er die wichtigsten Namen: „ffrauncis Bacon und Philipp, auch Essex" in der obersten Hälfte auf dem Mappendeckel durch größere Schrift betont, während er nebensächliche Namen, wie Nevill oben rechts

Digitized by Google

und Thomas Nash, links kleiner geschrieben an den Rand setzt. Und durch die zweite Überschrift: Mr. ffrauncis — Shakespeare" — wiederum deutlich geschrieben — lenkt er die Aufmerksamkeit mit diesen beiden Namen auf den zweiten Teil des MS., auf den poetisch-literarischen. Die Wiederholung des Namens: Shakespeare — unregelmäßig in diesem zweiten Teil verstreut mehrfach zu lesen, beweist, daß ihm dieser Pseudonym, den er sich als Dichter erwählte, besonders wichtig war.

Es wäre aber eine irrige Voraussetzung, wenn der Leser dieses MS. auch etwaige Schriftzeichen für das Genie dieses gewaltigen Geisetheros erwartete. Hier gilt vielmehr die Trennung zwischen dem Leben seiner Seele von der Tätigkeit seines Geistes zu unterscheiden. Letztere ist vom Gehirn abhängig, daß die dem Menschen bewußte Geistesarbeit regiert, sowie auch die hör- und sichtbaren Äußerungen von Bewegungen, Mimik, Sprache und Schrift. Was dagegen im Unbewußten, in der verborgenen Tiefe der Psyche eines Menschen vorgeht — das prägt sich durch kein Schriftzeichen aus. Bacon äußert einmal in einem Briefe, den er während einer Parlamentstagung an einen Freund schrieb: Er sei so erfüllt von neuen „Inventions" (was wir heute im Englischen als „Intuition" bezeichnen würden), daß er sich durch diese ganz in Anspruch genommen fühle. Dieses ist eine Kundgebung seines Genius, beherrscht von den ihm zuströmenden neuen Ideen, von den ihn überwältigenden Eingebungen. Sie sind aber in seinem Geist noch nicht geordnet, jedoch ist er damit so beschäftigt, daß seine Aufmerksamkeit von der Parlamentstagung abgezogen wurde. Derartige noch ungeklärte Eingebungen spiegelt kein Schriftzeichen. Aus dem Unbewußten auftauchend, weben die mannigfachsten Bilder, die allmählich zum klaren Bewußtsein im Menschen kommen. Erst wenn der Mensch den Willen bekundet, sich der aus dem Unbewußten gleich einem Rausch ihm zuströmenden Eingebungen zu bemächtigen, und sie in Form und Gestaltung zu prägen, setzt seine bewußte Geistestätigkeit ein. Und bei dieser wirkte in Bacon noch das starke Selbstbewußtsein, als Sprößling aus dem mit reichen Geistesgaben ausgestatteten Geschlecht der Tudors dieses Erbteil empfangen zu haben — aber erhöht durch das Geschenk der Muse, das er als Entschädigung für den materiellen Verlust der Königskrone pries.

James Spedding weist Ende des neunzehnten Jahrhunderts in seinem Werk: „Life and Letters of Francis Bacon" — daraufhin, daß vor und zu Bacon's Zeit noch kein Autor oder Redner sich durch solche gewaltige Sprache, wie er, ausgezeichnet habe, aber daß dieselbe „majestätische Sprache mit dem gleichen neuerfundenen Wortschatz auch Shakespeare's Werke auszeichne".

Zum Schluß sei noch auf die im North.-MS. zwischen einzelnen Worten verstreuten eigenartigen Zeichen hingewiesen, die für den Uneingeweih-

Digitized by Google

ten unverständlich bleiben. Sie dürfen zweifellos als kryptographische Zeichen erachtet werden, denn damals stand ja die Kryptographie in höchster Blüte und wurde durch Chifferbriefe in reich-wechselnden Systemen am Hofe wie von den geistlichen und weltlichen Würdenträgern in ihren Korrespondenzen benutzt. Auch in Bacon's Briefen finden sich (z. B. an die Königin, an Essex und an Anthony Bacon) zwischen seinen Sätzen in Klarschrift eingeschaltete Chifferworte oder kurze Chiffersätze. Deshalb ist anzunehmen, daß er auch auf das North.-MS. Geheimmitteilungen in Chifferzeichen einfügte, für deren Lösung aber vermutlich nur Derjenige den Schlüssel besaß, dem diese Mappe mit dem Bacon so wertvollen Inhalt nach 1626 als literarischer Nachlaß von ihm bestimmt war. Diesen richtigen Schlüssel für die Deutung jener Chifferzeichen heute zu finden — erscheint ein gewagtes und auch fraglich richtig zu klärendes Unternehmen. Die Nachwelt hat an den ausgeschriebenen Worten in dem North.-MS. und an den beiden Namen: „ffrauncis Bacon ... und William Shakespeare" — genügenden Beweis für den Urheber des MS.

Bleistiftschrift und Verwandtes

Von A. Delhougne, allgem. vereidigter Schriftsachverständiger, Lörrach/Baden

Wenn es sich nur darum handeln würde, auf die bisherigen Forschungen auf dem Gebiete der Stiftschrift hinzuweisen, so würde es genügen, auf die gute Arbeit des Dozenten und wissenschaftlichen Leiters des Kriminalistischen Instituts der Polizeidirektion Wien, Prof. Dr. Siegfried Türkel, hinzuweisen, die er über diese Materie unter dem Titel „Atlas der Bleistiftschrift" in Ulrich Mosers Verlag (J. Meyerhoff) in Graz Ende 1927 herausgegeben hat[1]. Es ist wirklich die beste übersichtliche Erscheinung dieser Art, die uns zu Gesicht kam, und es ist eine helle Freude, die Arbeit Türkels durchzugehen, weil man überall neben den Fortschritten anderer auf eigene Weiterarbeit stößt, die im vollen Gegensatz zu einem Berliner Bücherschreiber steht, dem es schon nachgewiesen wurde, daß er sich gern mit fremden Federn schmückt. — Doch wollen wir weniger Schattenseiten der Literatur berühren, als vielmehr den Aufbau und ein Weiterstreben anregen, insoweit das in einem kurzen Artikel geschehen kann.

Das Hauptgewicht legt Türkel auf richtiges Schauen und Demonstrieren; deshalb gibt er auf 76 Bildtafeln 159 Illustrationen, wozu er meist in klassischer Kürze 48 Seiten erläuternden Text bietet.

[1] Ladenpreis 17 RM.

Digitized by Google

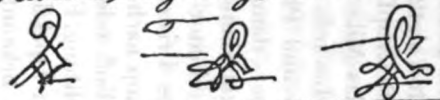
Er erläutert zuerst die Rohmaterialien der Bleistiftfabrikation, die Herstellung der Stifte, ihre Härte, Farbe und den Glanz des Striches, bespricht die chemische Beschaffenheit des beim Schreiben auf dem Papier abgelagerten Materials und zeigt auf 14 Bildtafeln die verschiedenen Instrumente der Untersuchung. Wir finden da die Mikroskope für Gehirnschnitte und Dennstedts Schriftenmikroskop mit zwei in Kreuzrichtung verschiebbaren Rahmen, nämlich das ältere aus Dennstedt-Voigtländer S. 32, nicht das spätere aus Dennstedts „Chemie in der Rechtspflege" S. 285/6 mit Metallhalbkugel als Objektträger. Es folgt das Mikroskop nach Nebeltau mit großem viereckigen Glastisch. Ferner Locards Graphoskop und das Brinell-Mikroskop mit U-förmigem Fuß und Phoku; binokulare Mikroskope und ebensolche Lupenmikroskope; dann ein botanisches oder Horizontalmikroskop mit großem Vertikalrahmen als Objektträger. Wir finden einen Vertikal- oder „Opakilluminator" mit kleinem Vier-Volt-Lämpchen, um durch ein reflektierendes Prisma die zu betrachtende Stelle zu erleuchten; sodann ein Dermatoskop nach Zeiß mit einer kleinen Beleuchtungslampe im röhrenförmigen Fuß oder ein anderes nach Reichert mit mehr seitlich auffallender Beleuchtung. Ferner ein Kugeltischmikroskop nach Brinell mit angeschraubtem Opakilluminator; die Augenlampe nach Sachs. Wir machen uns bekannt mit schwenkbarem Objekttisch und der auf dem Mikroskoptische anzubringenden „Wippe" nach Hülsebosch. Wir finden ein Mikroskop mit schwenkbarem Tubus nach Nachet, Paris, und die dazugehörige Kamera; die mikrophotographische Vertikalkamera von Leitz, ein Metallmikroskop von Reichert; eine Stereomikrokamera von Zeiß und den sog. Stereotiefentaster von C. Zeiß. — Dem mit der Materie Unbekannten mag das etwas viel an Instrumenten erscheinen; aber je nach der dem Untersucher obliegenden Aufgabe kann bald das eine, bald das andere Instrument mehr Vorteile bieten. Auf Arbeiten mit polarisiertem Licht und Kögels Höhenmessung übereinanderliegender Schriftmaterialien wird kurz hingewiesen.

In einem ferneren Kapitel wird das kriminalistische Problem der Bleistiftschrift behandelt. Es werden Graphitablagerungen auf verschiedenen Papieren vorgeführt; dann folgen Beispiele von Ablagerungen gleicher Graphite, aber mit verschiedener Druckstärke; Ablesungen der Strichrichtung an der Graphitablagerung auf der einen oder anderen Seite der Fasern, auch stärkere Ablagerung bei mehrfachem Überfahren eines Strichteiles. — Sodann werden Mikroteilaufnahmen und ihre Zusammensetzung vorgeführt. Verschiedene Strichbreiten werden nach Transparentmachung mit Paraffinöl erklärt; dabei ist besonders die Aufnahme desselben Striches im auffallenden, im durchfallenden Licht und ebenso nach Transparentmachung in den Fig. 44, 45 und 46 zu erwähnen, weil

Digitized by Google

Nevill

Mr ffrauncis Bacon
of Tribute or giving what is dew



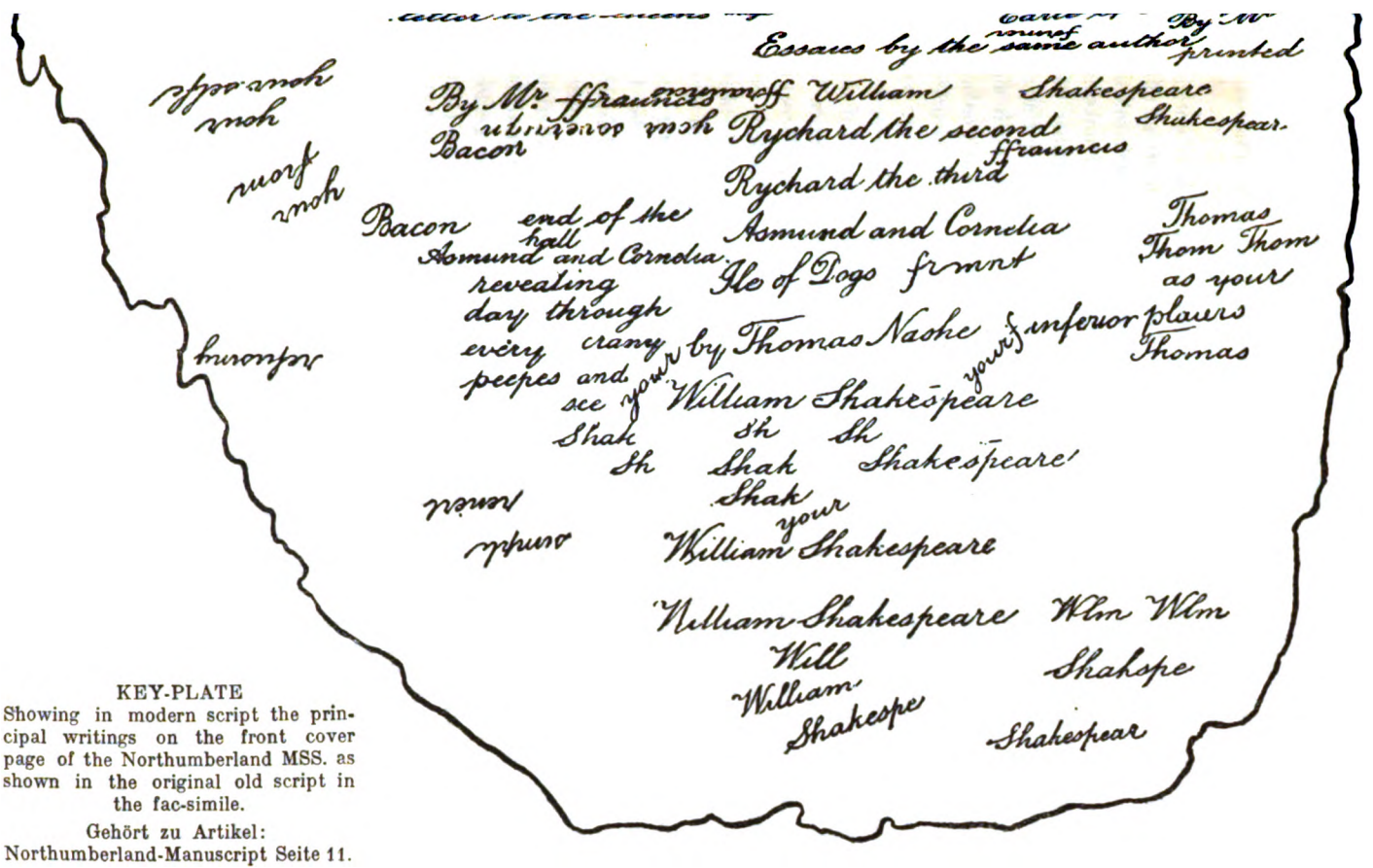
Nevill

By Christ religion fons refusing
By your religion your selves
refreshing as in Christ
favour most refusinge of any
most
ne vile velis
Anthony Comfort
ne vile velis Comfort
refreshing ye hart
laden with grief and
oppression of heart
Philipp
Mullis annis sam transactis
Nulla fides est in pactis
Mell in ore Verba lactis
Fell in Corde ffraus in factis
your lovinge
ffriend
honorifica abluentibus Loycesters Common Wealth Incerto autore
Dymmock Adam
Ley

Esquier agt
The praise of the worthiest vertue
The praise of the worthiest affection
The praise of the worthiest power
The praise of the worthiest person
and consorte

By Mr ffrauncis Thomas
By Mr ffrauncis Bacon of Gr
ffrauncis turner
Greis Inn in the
Philipp against monsieur
revealed
Earle of Arundells letter to the Queen
from your service
Speaches for my Lord of Essex at the tylt
Speach for my Lord of Sussex tilt
more than externally

Digitized by Google



KEY-PLATE

Showing in modern script the principal writings on the front cover page of the Northumberland MSS. as shown in the original old script in the fac-simile.

Gehört zu Artikel:
Northumberland-Manuscript Seite 11.

Digitized by Google

trotz der Verschiedenheiten im Gesamteindruck doch im wesentlichen dieselben Einzelkonturen bleiben, die man bei einiger Phantasie als „W" plus „I" plus „A" plus „S" lesen könnte.
Es folgen Stiftstriche auf gerippter und gewebsartigen Schreibunterlagen. Auf Tafel XXX folgen auch Schriftzüge auf derselben Unterlage mit verschiedenartigen Stiften. Unter den Schriftfiguren finden sich solche, für die eigentlich eine Erläuterung im Anschlusse an die „Dunkellinien" (Groß' Archiv für Kriminalogie Bd. 32, 34 und 41) wünschbar wäre.
Weiter finden wir Durchdrücke von sechseckig gemusterten Unterlagen mit schwarzer Kreide, mit Tintenstift und mit Bleistift, auch die zugehörigen Vergrößerungen. Dann gibt Türkel eine Tafel mit goniometrischem Nachweise, indem er zeigt, daß von unten durchgedrückte Erhebungen der Schreibunterlage diagonal geordnet waren (Fig. 70). Es folgen gute Photogramme von Schrift auf Papier mit imitierter Leinenpressung und solche von sich kreuzenden Bleistiftstrichen. Auf die Behandlung der „Rillen" im auffallenden und im durchfallenden Lichte wird gebührender Wert gelegt. Nach einem Beispiele von Überspringen eines vertieften Stiftstriches durch einen leichter geführten anderen (scheinbare Unterbrechung des ersten Zuges) sehen wir Beispiele von Stiftschrift quer über Kreidestrich und umgekehrt, beides im gewöhnlichen und im polarisierten Lichte. Es folgt eine Erörterung der Ablagerungsverhältnisse bei Gebrauch von Karbonpapier und der Unterschied der Ablagerung bei Stift- (Graphit-) Schrift; ferner Beispiele von Auslaufen der Tinte in Bleistiftstriche, also Tinte über und unter Bleistift, wobei besonders die schwierige Entscheidung über Radierung von zuerst geschriebener Bleistiftschrift (d. h. vor der Tinte) zu beachten ist. Dann spricht er von „Polierspuren" der Federspitzen, und gerade hier wäre der Platz gegeben, den Anschluß an die auch schon von Dennstedt (in seiner „Chemie in der Rechtspflege") behandelten „Dunkellinien" herzustellen. Denn Türkels Polierspuren sind nichts anderes als die, je nach der Beleuchtung, hell oder dunkel erscheinenden Dunkellinien. Die in den Arbeiten in Groß' Archiv besonders behandelte Randbildung durch den über diese Linien unter gewissen Umständen teilweise hinausgehenden Tintenfluß hat Türkel nicht behandelt, weil er in erster Linie eine Monographie der Stiftschrift schreiben wollte. Daß aber doch Verhältnisse eintreten können, in denen sich diese Tintenregistrierungen mit Stiftschrift komplizieren, zeigt schon die Fig. 103, wo am Endstriche des kleinen „d" eine Transversalbildung sichtbar ist, wenn dies auch hier nicht von besonderem Belang ist. Auch das Anfangsoval des „d" zeigt diese Linien. Welchen Wert Dennstedt den von ihm zuerst mißverstandenen Linien (in seinem ersten in Verbindung mit Voigtländer herausgegebenen Werke) später beilegte, ist auch ersichtlich aus dem Sonder-

Digitized by Google

abdruck seines am 3. Dezember 1910 vor der Deutschen Chemischen Gesellschaft gehaltenen Vortrages über neuere Fortschritte auf dem Gebiete der forensischen Chemie. (Vgl. Berichte der genannten Gesellschaft, Jahrg. XXXXIV, Heft 1, Berlin 1911, S. 27.) Türkel bietet ferner Graphitbilder über und unter Schmutz, über und unter Stampiglien (Stempelabdrücken), endlich solche über und unter Maschinenschrift.

Interessanter sind dann eine ganze Reihe von Bildern, welche die mit Tinte, schwarz oder violett, mit Bleistift oder Tintenstift überstrichenen Schriftzüge und ihre Aufhellung durch chemische Lösung oder durch Lichtfilter zeigen. Dabei geht Türkel auch auf die von Prof. Kögel begründete Reflexphotographie im ultravioletten Lichte ein, wodurch bei schiefer Beleuchtung reine Bleistiftschrift (nur Ton und Graphit) blendend hell, die der echten Tintenstifte (d. h. ohne jede Beimengung von Graphit) aber schwarz erscheinen. Die „unechten" Tintenstifte zeigen je nach der Menge des beigemengten Graphits hellere oder dunklere Schriftbilder. Zutreffend erscheint besonders die von Kögel übernommene Bemerkung, daß photographische Aufnahmen mit Lichtfilter oft kaum die Unterschiede des Schreibmaterials erkennen lassen. Meist versage auch die Methode, durch ultraviolette Strahlen Fluoreszenz zu erzeugen. Aber mit Hilfe der ultravioletten Reflexphotographie treten die Materialunterschiede deutlich hervor.

Ein Wort der Erörterung erübrigt sich noch für solche Fälle, in denen Stiftschrift (Graphit) durch eine allzu dick aufgetragene Masse von Blau- oder Rotstift überlagert wird, wodurch sich bisweilen ein vorsichtiges Abschaben nötig macht, ehe mit Blau- oder Orangefilter eine photographische Aufnahme erfolgen kann. Auch das sog. Aussprengverfahren mit Wasserstoffsuperoxyd bei vertiefter Stiftschrift ist behandelt. Aber ich vermisse die Behandlung des sog. Radierens von hinten, d. h. von der Rückseite aus. Um die Sache verständlich zu machen, muß ich wohl auf eine frühere Untersuchung in Metz zurückgreifen. Ein Nürnberger Lieferant von Bonbonautomaten legte seinen Käufern vorgedruckte Vertragsformulare zum Ausfüllen vor, in denen der Käufer sich zugleich verpflichten mußte, monatlich eine ziemlich große Zahl von Bonbonpäckchen abzunehmen. Wenn der Käufer die nicht absetzbare Zahl der Päckchen beanstandete, so veranlaßte der schlaue Verkäufer den schreibenden Käufer, auf beiden Vertragsformularen die Beschränkung anzubringen: „je nach Bedarf". Kam es zu einem Zivilprozeß, so pflegte der Verkäufer die Bemerkung zu machen, das habe der Käufer selbst beigeschrieben. — Auf seinem Vertragsformular war die Bemerkung verschwunden, und auch die Oberfläche des Papiers war gar nicht angegriffen. Auf der Rückseite aber war die Epidermis des Papiers

Digitized by Google

geöffnet. Der Schlauberger mußte also den echten Tintenstift älterer Art (mit nur sehr wenig Graphit) abgeschwemmt haben. Meine Versuche bestätigten, daß der Fälscher die fragliche Schrift auf gutes weißes Löschpapier gelegt und mit starkem Spiritus abgeschwemmt haben mußte. Zudem gab ich bei der Probe, die ich vor Gericht coram publico ausführte, noch etwas Natriumbisulfit nach. Nachmittags war alles blendend weiß, und die wenigen Graphitkörnchen konnten mit weichem Gummi entfernt werden, ohne daß sich eine Verletzung der Vorderseite bemerkbar machte. (NB. Da ich den Übeltäter selbst nicht durch mein relativ vollkommeneres Verfahren instruieren wollte, so veranlaßte ich, daß nur sein Anwalt zusehen durfte.) Aus diesem Sachverhalt ergibt sich, daß der Offizialuntersucher in manchen Fällen die Abschwemmethode von hinten anwenden kann, zumal Spiritus keine Spuren hinterläßt wie wässerige Lösungen. (Vgl. noch spir. Lösungen von Phenolphthalein bei gewissen Geheimschriften.) — Wenn aber Türkel S. 43 zum Zwecke des Bleichens ein Kochen des Papiers in Wasserstoffsuperoxyd anrät, so möchte ich eher einen Versuch mit Spiritus und Natriumbisulfit von hinten empfehlen, natürlich zunächst an Versuchsschriften, dann erst am fraglichen Dokument; auch letzteres nur nach Genehmigung der betr. Gerichtsstelle.

Türkel bespricht ferner die Additionsmethode und die Diapositivmethode in Verbindung mit Bleichungsverfahren. Zum Schlusse gibt er gute Bilder von ausradierter gravierter Schrift mit Schrägbeleuchtung von der Vorderseite und solcher von der Rückseite aus. Das sind alles sehr instruktive Schriftbilder, an denen hinsichtlich technischer Vollkommenheit wohl keine Ausstellungen zu machen sind. — Wenn ich das hinsichtlich der unterlassenen Behandlung der Dunkellinien tue, so geschieht das nicht, weil etwa die Abhandlungen über diese Materie von dem Unterzeichneten stammen, sondern weil eine große Zahl der Spezialkollegen des Herrn Türkel ihre Bedeutung mündlich oder schriftlich anerkannt haben. (Ich nenne bloß Prof. Dr. Hans Groß, Prof. Dr. Lochte, Göttingen, Prof. Dr. Vorkastner, Frankfurt a. M., Prof. Dr. Kockel, Leipzig, Dr. Max Pulver in Zürich u. a.) — Auch Herr Brunner aus Zürich hat sich in Heft 5, Jahrg. III dieser Zeitschrift des längeren über den Wert der Dunkellinien zur Unterscheidung echter und gefälschter Unterschriften ausgelassen. Endlich erwähne ich (last, not least) Dr. Ludwig Klages, den unbestechlichen Schriftforscher und scharfen Kritiker, und zwar lediglich, weil es nach seinen unvergänglichen Arbeiten als unerläßlich erscheint, die sog. objektiven Untersuchungsmethoden, je nach dem betreffenden Falle, mit den wissenschaftlichen graphologischen Methoden zu verbinden. —

Endlich erläutert Türkel auf Seite 46 und 47 das jeden praktischen

Digitized by Google

Schriftsachverständigen oder Polizeitechniker interessierende „Lichtdruckverfahren", die Heliogravüre und die Offsettechnik — alles Dinge, die dartun, daß derselbe in seinem dem berufenen Fachmann und dem Menschenkenner gleich wichtigen Werkchen mancherlei Anregung und Aufschluß zu bieten vermag. —

Rechtswissenschaft und Charakterkunde

Von Rolf Schiebold

„Vom Rechte, das mit uns geboren ist."
Goethe.

I. Charakterkunde

Wesenskenntnis von Recht und Gesetz gibt die Charakterkunde[1].

Leib, Seele, Geist

Der Mensch besitzt einerseits[2] Leib und Seele: Lebendigkeit, andererseits[3] Geist (Bewußtsein und Wille): Geistigkeit.
Er kann demzufolge Leibes- und Seelenerlebnisse haben und Geistestaten vollbringen. Da er sowohl empfangendes[4] wie auch ausführendes[4] Wesen ist, ergeben sich sechs Stammbegriffe der Menschenkunde[5]: Empfindung, Bewegungsantrieb, Schauung, Gestaltungsantrieb, Auffassungsakt, Willensakt. Die Empfindung[6] ist die Berührung des Leibes mit der Umwelt im Sinnenerlebnis: Tast-, Seherlebnis, — — —. Die Schauung[7] ist bewußtloses (!) Erkennen der Wirklichkeit durch die Seele. Die Auffassung[8] wird durch Empfindung und Schauung ermöglicht; sie ist bewußtes (!) Erkennen des Seins durch den Geist. Der Bewegungsantrieb begründet die leibliche Bewegung, der Gestaltungsantrieb die seelische Gestaltung, der Willensakt die Handlung, die Tat. — Schauung und Gestaltungsantrieb — die Seele — sind der bisherigen Wissenschaft entgangen[9],

[1] Die folgenden Ausführungen beruhen auf den Forschungen von Ludwig Klages (Kl.; geb. 10. 12. 1872 in Hannover; Kilchberg b. Zürich, München), „Die Grundlagen der Charakterkunde" (Gr.); „Vom Wesen des Bewußtseins" (B.); „Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches" (N.); Verlag J. A. Barth, Leipzig. Daraus ist jedoch nur angeführt, was zur Begründung unbedingt erforderlich ist. Wer in die Charakterkunde eindringen will, muß sich damit selbst befassen.
[2] Vgl. auch Heyer, „Die körperlich-seelischen Zusammenhänge in den Lebensvorgängen"; Prinzhorn, „Leib / Seele / Einheit".
[3] Kl. Gr., S. 140 ff.
[4] Kl. Gr., S. 141.
[5] Kl. Gr., S. 142.
[6] Kl. B., S. 62 ff., 72; Kl. Gr., S. 143.
[7] Kl. B., S. 62 ff., 72; Kl. B., S. 87.
[8] Kl. B., S. 57.
[9] Kl. Gr., S. 142.

Digitized by Google

weshalb die übrigen Stammbegriffe von ihr mehr oder weniger mißdeutet wurden. —

Das Insgesamt der leiblichen, seelischen und geistigen Anlagen eines Menschen bildet dessen Charakter[1]. Bei ihm ist zu unterscheiden: Stoff, Artung, Gefüge und Bau. Den Stoff des Charakters[2] bilden die angeborenen Fähigkeiten, persönlichen Gaben des Einzelnen (z. B. Gedächtnis, Feingefühl, Tatkraft, Selbstvertrauen). Sie sind Mengeneigenschaften, d. h. der einzelne hat sie in bestimmter Menge. Darüber hinaus sind sie nicht zu vermehren, andererseits sind sie aber auch nicht zu vermindern. Sie können nur — durch Selbst- oder Fremderziehung — entwickelt oder vernachlässigt werden. Mengenmäßig können sie stark, schwach oder auch gar nicht (!) vorhanden sein. — Das gilt auch von den übrigen Charaktereigenschaften. Die Artung des Charakters bestimmen die Triebfedern (z. B. Ehrgefühl, Ruhmsucht, Eitelkeit). Sie sind Richtungseigenschaften. — Sein Gefüge ergeben die Verhältniseigenschaften, die die Verlaufsformen der Innenvorgänge bestimmen (z. B. Gefühls-, Willenserregbarkeit, Äußerungsvermögen). — Der Bau des Charakters schließlich entsteht aus dem Zusammenklingen oder Nichtzusammenklingen dieser drei Gruppen.

Triebe, Triebfedern, Gefühle

Der Mensch untersteht sowohl seiner Lebendigkeit (Leib/Seele) wie auch seiner Geistigkeit (Geist)[3]. „Boten" der Lebendigkeit sind die Triebe — Triebfedern mit den Gefühlen; „Bote" der Geistigkeit ist der Wille. Triebe sind die durch die körperliche Empfindung, seelische Schauung hervorgerufenen Bewegungs-, Gestaltungsursachen, die auf ein bestimmtes Ziel: auf die Befriedigung eines Mangels, eines Bedürfnisses gerichtet sind. Sie können beim Menschen auch heute noch unmittelbar zur Wirkung gelangen, etwa der Geschlechtstrieb im Augenblick der geschlechtlichen Vereinigung. „Was aber bis zu ihm z. B. ein werbender Mann unternimmt, um sich dem Gegenstande seines Verlangens zu nähern und ihn sich gefügig zu machen, sind nicht mehr die Triebbewegungen eines männlichen Tieres auf der Fährte des Weibchens, sondern kettenartig verbundene Willentaten, im Interesse des Sexus ausgeführt ..."[4]. Der Boden der Triebe ist mithin beim Menschen meist verlassen; an ihre Stelle sind die Triebfedern getreten. Mit Triebfedern hat Klages das Fremdwort Interesse verdeutscht und damit zu-

[1] Kl. Gr., S. 51 ff.
[2] Kl. Gr., S. 59.
[3] Kl. Gr., S. 172.
[4] Kl. Gr., S. 160.

Digitized by Google

gleich zum Ausdruck gebracht, was Triebfedern ihrem Wesen nach sind; einesteils Triebe, anderenteils Wille.

Bei einem Triebe ist Antriebs- und Stimmungsseite zu unterscheiden [1]. Jene bekundet die Triebstärke, die durch die Größe des Mangels bedingt ist; diese zeigt an, wie es dem Ich beim Eintritt des Mangels zumute ist [2]. Das sind die Lebensgefühle. Auch deren Boden ist entsprechend dem der Triebe beim Menschen verlassen; dessen Gefühle sind immer auch Ichgefühle [3]. Auf sie ist später einzugehen. — Wie jeder Trieb Anlage eines Lebensgefühls ist, so ist auch jede Triebfeder gleichzeitig Gefühlsanlage [4], aber eben eine solche von Ichgefühlen.

Gefühle verschaffen sich Geltung ohne Mitwirkung des Ichs [5]. Gefühle, welche es auch sein mögen, habe nicht ich, sondern sie haben mich. Hunger, Durst „erleide" ich, die Begierde „zwingt" mich, die Bewunderung „ergreift" mich. Die Trauer „erschüttert" mich, der Haß „verblendet" mich, die Wut „packt" mich. Bei jedem Gefühl ist das Ich der leidende Teil. Das ist der Unterschied, und hier liegt der Wesensgegensatz zwischen Gefühl und Wille, Seele und Geist; denn bei jedem Willensakte ist das Ich der leitende, tätige Teil: Ein Entschluß wird (vom Ich) „gefaßt", an einer Absicht wird „festgehalten" [6]. Folglich gilt: Gefühl ist etwas ohne Zutun des Menschen Gewachsenes, Wille etwas vom Ich Hervorgerufenes. — Dieser Gegensatz durchzieht das gesamte menschliche Leben und, wie noch nachzuweisen ist, auch das Rechtsleben. —

Die (Ich-) Gefühle sind einmal in Hinneigungs- und Behauptungsgefühle [7], zum anderen in allgemeine und persönliche Gefühle [8] einzuteilen: Gibt sich das (fühlende) Ich den lebendigen Gefühlen hin, so entstehen die lebensbejahenden Hinneigungsgefühle; verwehrt es sich mit seinem Willen dagegen, dann entstehen die lebensverneinenden Behauptungsgefühle. Jene bewirken eine Lösung, diese eine Bindung des Ichs. — Die allgemeinen Gefühle beziehen sich auf die Umwelt, die persönlichen Gefühle aufs eigene Ich. — Daraus ergeben sich folgende 4 Gruppen:

allgemeine Lösungen,	allgemeine Bindungen,
persönliche Lösungen,	persönliche Bindungen. —

Die Einteilung der Gefühle gilt zugleich für die der Triebfedern, da diese

[1] Kl. Gr., S. 123.
[2] Kl. B., S. 24.
[3] Kl. Gr., S. 161.
[4] Kl. Gr., S. 56.
[5] Kl. Gr., S. 146.
[6] Kl. Gr., S. 146.
[7] Kl. Gr., S. 160, 177.
[8] Kl. Gr., S. 177 ff.

Digitized by Google

ja teils Gefühlsanlagen sind. Die sich in jeder Gruppe ergebenden einzelnen Triebfedern sind aus dem beigefügten Grundriß abzulesen[1]. — Zur Erläuterung sei allgemein bemerkt: Die Bindungstriebfedern müssen willensnahe und gefühlsferne, die Lösungstriebfedern dagegen gefühlsnahe und willensferne sein; denn bei jenen herrscht der Wille über das Gefühl, der Geist über die Seele, bei diesen ist es umgekehrt[2]. — Im einzelnen gilt: Durch die allgemeinen Bindungen sucht sich der Geist der Umwelt zu bemächtigen; und zwar mit der erkennenden (theoretischen, logischen), der regelnden (ästhetischen) und der sittlichen (ethischen, moralischen) Vernunft[3]. Diese Dreiteilung wird durch die drei möglichen Ziele der Vernunft bedingt: Die erkennende Vernunft will die Wirklichkeit (die Umwelt, die Außen- und Innenwelt) erkennen, will sie richtig beurteilen können, feststellen, was sie in Wahrheit ist[4]. Die regelnde Vernunft will Ordnung, Regel, Gleichform, Gesetz in die Unübersichtlichkeit, Zufälligkeit, gesetzlose Verworrenheit der Wirklichkeit bringen: Einheit in die Mannigfaltigkeit[4]. Die sittliche Vernunft schließlich befaßt sich mit dem Menschen als Träger ihrer selbst. Vor die Aufgabe seiner Bewertung gestellt, muß sie an ihm (dem Menschen) nur sich selbst (die Vernunft) schätzen; und sonst nichts! Alle Gaben, die die Menschen unterscheiden und auszeichnen, wie Seele, Schönheit, Rasse, Tiefe, Stärke, Inbrunst, wird sie nicht anerkennen, sondern eben nur sich, die Vernunft, den Geist[5]. Daraus ergibt sich der Anteil des Geistes an allen je dagewesenen Wertereihen; denn um sich gegen die Ansprüche und Angriffe des Lebens zu behaupten, wird das Ich stets die begriffene Welt vor der unbegreiflichen werten, die Regelung vor der Unordnung, die Gleichheit der Menschen vor deren Ungleichheit[6]. Vor der sittlichen Vernunft (Ethik, Moral) sind mithin alle Menschen gleich, sollen alle Menschen gleich behandelt werden. Sie kann deshalb auch als Menschheitswille bezeichnet werden. — Den allgemeinen Bindungen, der Vernunft, stehen die allgemeinen Lösungen[7] gegenüber: die Begeisterung für Wahrheit, Schönheit und Gerechtigkeit. Sie wie auch die persönlichen Lösungen können samt und sonders unter dem Namen Liebe zusammengefaßt werden[7]. Die persönlichen Bindungen schließlich sind die Ichsüchte (Selbstsüchte, Egoismen) des Menschen.

[1] Zusammengestellt nach Kl. Gr. Anhang; s. Beilage.
[2] Kl. Gr., S. 174.
[3] Kl. Gr., S. 177 ff.
[4] Kl. Gr., S. 179/180.
[5] Kl. Gr., S. 180.
[6] Kl. Gr., S. 180/181.
[7] Kl. Gr., S. 202.

Digitized by Google

„Wenn ihr's nicht fühlt,
Ihr werdet's nicht erjagen."
Goethe.

II. Recht

Die allgemeine Lösungstriebfeder der Gerechtigkeitsliebe ist die Quelle des Rechts. — Andere Rechtsquellen gibt es daneben nicht.

Das Unrechts-Rechtsgefühl

„Niemand weiß, was er tut, wenn er recht handelt,
Aber des Unrechten sind wir uns immer bewußt."
Goethe.

Sämtliche Triebfedern streiten miteinander um die Vorherrschaft. Keine Triebfeder herrscht, ohne zuvor andere abgewiesen zu haben. Zwischen ihnen (den persönlichen und Sach-Interessen der Einzelnen) spielen sich die inneren Kämpfe des Ichs ab[1].
Ist dabei die Triebfeder der Gerechtigkeitsliebe beteiligt und unterliegt sie, dann entsteht einmal der Trieb, den Mangel an Gerechtigkeit abzustellen: an sich selbst zu sühnen, an anderen zu vergelten, zu rächen, zu strafen; zum anderen aber das Gefühl dessen, was Unrecht (Recht) ist. Jenes ist Antriebs-, dieses Stimmungsseite. — Die Gerechtigkeitstriebfeder ist auf einen dem Menschen angeborenen Gemeinschaftstrieb zurückzuführen; das Unrechts-Rechtsgefühl kann deshalb ebensogut als Menschheitsgefühl bezeichnet werden. Danach gilt: Recht: Menschheitsgefühl; Sittlichkeit: Menschheitswille!

Das Wesen des Rechts

Für das Wesen des Rechts folgt daraus: „Recht" ist etwas Lebendiges, Seelisches, Gefühltes, nicht Geistiges, bloß Begriffliches; etwas Ursprüngliches, Gewachsenes, nichts Erdachtes, Gewolltes, Gesetztes (kein Gesetz!); etwas Freies, Ungebundenes, nichts Erzwungenes (kein Zwang!); etwas von Fall zu Fall Entstehendes (Verschiedenes), nichts ein für alle Male Geltendes (Einheitliches); etwas Eigenpersönliches, nichts Fremdbestimmtes. Es gibt mithin so viele Rechte, wie es fühlende Menschen gibt. — Erfahrungsgemäß wird sich aber das von den Einzelnen gefühlsmäßig Erkannte inhaltlich nahekommen, meist sogar vollkommen decken; und dieser „Gefühlsdurchschnitt" gilt begrifflich als Recht.

[1] Kl. Gr., S. 172/173.

Digitized by Google

III. Verhaltungssätze

Die Lebenshaltung der Einzelnen bestimmt sich nach den bei ihnen jeweils zur Herrschaft gelangten Triebfedern. — Herrschen bei ihnen Lösungs-, Hinneigungstriebfedern, also überwiegt das Gefühl, dann wird sich das Zusammenleben der Menschen reibungslos gestalten, sie leben in Wahrheit, Schönheit, Gerechtigkeit, in Liebe miteinander. — Herrscht dagegen auf nur einer Seite oder herrschen gar auf beiden Seiten Bindungs-, Ichbehauptungstriebfedern, also überwiegt der Wille, so wird ein neuer Triebfederkampf beginnen, nun aber nicht mehr zwischen den Triebfedern einer, sondern zwischen denen zweier oder mehrerer Persönlichkeiten. Sein Ausgang kann nicht zweifelhaft sein, die stärkere Triebfeder, d. i. der Stärkere, wird siegen; — umgekehrt: die Schwächeren sind der Willkür der Stärkeren ausgeliefert; — dagegen wird sich das rechtliche Fühlen Beteiligter und Unbeteiligter empören. Die Allgemeinheit wird infolgedessen bestrebt sein, Willkürakte Einzelner zu unterbinden: „Ruhe, Sicherheit und Ordnung" im Gemeinschaftsleben größtmöglichst herzustellen. Das soll durch die Verhaltungssätze erreicht werden, durch Sittlichkeit, Satzung, Gewohnheit, Gesetz. — Ohne sie wäre ein Zusammenleben der Menschen eben nur denkbar, wenn bei den einzelnen immer nur Lösungs-, Hinneigungstriebfedern, insbesondere die Triebfeder der Gerechtigkeitsliebe, herrschen würden. Daß dem nicht so ist, niemals so sein wird, braucht nicht hervorgehoben zu werden.

Die Bedeutung des Rechts liegt aber darin, daß es Inhalt der Verhaltungssätze sein soll; denn Verhaltungssätze, die auf Grund von gefühlsmäßig Erkanntem entstehen, werden am ehesten dem ungeschriebenen Rechte entsprechen, selbst am ehesten „Recht" sein. —

Jeder Verhaltungssatz wendet sich an Bewußtsein und Willen des Menschen; nur daran kann er sich wegen seiner eigenen willensgetragenen Entstehung wenden. Er fordert, daß der einzelne willensmäßig seine Willkür zugunsten des Staates, der Allgemeinheit oder Einzelner hemmt; was seine Kenntnis voraussetzt. Im einzelnen gilt:

Sittlichkeit

Die Sätze der Sittlichkeit (Ethik, Moral, Gesinnung, Gesittung, der „guten Sitten") sind Befehle („kategorische Imperative"), die sich die Einzelnen für ihr gegenwärtiges und zukünftiges Verhalten durch ihren Willen geben. Sie bewirken freiwillige Willenshemmungen. — Verstöße dagegen ziehen innerlich den „Gewissensbiß" und im Außenverhältnis zur Allgemeinheit den Verlust des „guten Rufs" nach sich. Diese Folgen treten ein, weil die Sittlichkeit von der Allgemeinheit als „höherer Wert" hingestellt wird. Daß sie das aber tatsächlich meist

Digitized by Google

nicht ist, haben Nietzsche und Klages nachgewiesen. Nur dann, wenn Recht und Sittlichkeit, Gefühltes und Gewolltes übereinstimmen, hat die Sittlichkeit berechtigten Wert; das aber liegt oftmals nicht vor; und dann ist den Sätzen der Sittlichkeit jede „Berechtigung" abzusprechen. — Daraus ergibt sich auch das Verhältnis, in dem Recht und Sittlichkeit zueinander stehen.

Durch die Sittlichkeit können zwar starke Willkürhemmungen erreicht werden, zumal da ein großer Teil der Menschen sich von der Frage gängeln läßt: „Was werden die Leute sagen?" und sein Betragen danach einrichtet; aber doch reicht sie nicht aus, um die erwähnten Ziele und Zwecke der Verhaltungssätze zu erreichen: Wer ein „großes Gewissen" hat, oder wer über der Meinung der Menge steht, oder auch, wer — in Fällen, wo die Sittlichkeit Unrecht bedeutet — eine große Seele besitzt, wird sich über sie hinwegsetzen.

Satzung, Gewohnheit, Gesetz

Satzungen sind wie die Sätze der Sittlichkeit freiwillige Willkürhemmungen: der Einzelne ist nicht gezwungen, sich ihnen zu unterwerfen. Es herrscht grundsätzlich Satzungsfreiheit! — Unterwirft er sich ihnen jedoch, dann ist er allerdings daran gebunden; immerhin besteht für ihn auch dann noch die Möglichkeit, sich davon zu befreien, z. B. durch Kündigung. — Zu den Satzungen gehören alle Willenserklärungen, einseitigen / zweiseitigen Verträge, die eigentlichen Satzungen (Vereinssatzungen, Völkerbundssatzung...).

Von Gewohnheit und Gesetz dagegen können sich die Einzelnen nicht lösen; ihnen sind sie auch gegen ihren Willen unterworfen.

Gewohnheiten (Bräuche, Herkommen, Sitten) sind die von einer unbestimmten Menge Einzelner anerkannten und gewollten Verhaltungssätze, die gelten, ohne ausdrücklich als solche gesetzt zu sein. — Diese Entstehung ermöglicht, daß sie am ehesten dem Rechtsgefühl der Allgemeinheit entsprechen; doch sind sie keine Rechtsquelle, sie sind nicht unabhängig vom menschlichen Willen entstanden, sondern gerade Gewolltes, Gesetztes, sie quellen nicht wie das Recht.

Gesetze (Verordnungen, Verfügungen, Gesetzähnliches: die Rechtsprechung der obersten Gerichte) sind die durch den Willen der Allgemeinheit (des Staates) unmittelbar oder mittelbar den Einzelnen gegenüber verlautbarten Verhaltungsregeln, Verhaltungssätze und Verfahrensvorschriften. — Die Verhaltungsregeln sind Vorschläge, die die Einzelnen ihren Satzungen und sonstigem Verhalten zugrunde legen können. Sie sind nachgiebige, die Verhaltungssätze dagegen zwingende Gesetzesbestimmungen. — Die Verfahrensvorschriften sind reine Zweckmäßigkeitsbestimmungen, sollten es wenigstens sein.

Digitized by Google

Diesen drei möglichen Gesetzesbestimmungen entsprechend können die geltenden Gesetze eingeteilt werden. Überwiegend Verhaltungsregeln enthalten: das Bürgerliche Gesetzbuch, das Handelsgesetzbuch u. a.; überwiegend Verhaltungssätze: die Staats- und Verwaltungsgesetze, der allgemeine Teil des Bürgerlichen Gesetzbuches, die Strafgesetze u. a.; überwiegend Verfahrensvorschriften: die Zivil- und Strafverfahrensordnungen, die Reichsabgaben-, die Grundbuchordnung u. a. —
Satzung, Gewohnheit, Gesetz haben im übrigen viel Gemeinsames. — Ihre Entstehung beruht wie die der Sätze der Sittlichkeit auf Willensakten. — Ihr Inhalt sollte nur Recht sein; aus ihrer willensmäßigen Entstehung erklärt es sich aber, daß dies oftmals nicht zutrifft. Hinsichtlich der Satzung genüge der Hinweis auf die früher vorherrschenden, „diktierten Arbeitsverträge"; sie waren nichts anderes als das Ergebnis eines Triebfederkampfes, in dem der (wirtschaftlich) Stärkere, der Arbeitgeber, über den (wirtschaftlich) Schwächeren, den Arbeitnehmer, obsiegte, so daß dieser schließlich den „Vertrag" abschließen mußte, trotz oftmals enthaltenem Unrecht. Über die Entstehung von Gewohnheiten schreibt Nietzsche (zur Generalogie der Moral): „Entwicklung eines Brauchs ... ist die Aufeinanderfolge von mehr oder minder tiefgehenden Überwältigungsprozessen...". Was schließlich die Entstehung von Gesetzen anbetrifft, so genügt es, auf die parteipolitischen Kämpfe hinzuweisen, die heute dem Zustandekommen eines jeden Gesetzes vorausgehen, und die oftmals bewirken, daß Unrecht Gesetz wird. — Während die Willenshemmungen der Sittlichkeit grundsätzlich eigene, innere Angelegenheiten der einzelnen sind, erfordern Satzung, Gewohnheit und Gesetz Verlautbarung, d. h. sie müssen anderen erkennbar werden, wenn sie Geltung erlangen sollen. — Durch sie entstehen dann für die einzelnen Berechtigungen und Verpflichtungen. Auf Grund der Berechtigungen können diese entweder selbst etwas ohne Folgen für sich tun oder unterlassen, oder aber von anderen ein Tun oder Unterlassen verlangen. Hierher gehören die sogenannten „Rechte" (Menschenrechte, Grundrechte, wohlerworbene Rechte, Eigentum: Berechtigungen im weiteren Sinne) und die Ansprüche. Auf Grund der Verpflichtungen dagegen haben die Einzelnen entweder etwas zu tun, zu dulden oder zu unterlassen. Hierher gehören die Pflichten (Verpflichtungen im weiteren Sinne) und die Schulden. — Die Bedeutung von Satzung, Gewohnheit und Gesetz liegt darin, daß sie mit ihrer Verlautbarung Person und Inhalt binden: Jeder, und sei er der Schwächste, kann sich gegen jeden, und sei er der Stärkste, auf sie berufen. Das wird durch die Allgemeinheit, durch den Staat als Träger der Gerichtsbarkeit und Zwangsgewalt gewährleistet; denn Verstöße gegen Satzung, Gewohnheit, Gesetz bewirken Nachteile am Vermögen,

Digitized by Google

an der Person oder auch an beiden; und zwar durch Zwangsvollstreckung, Strafe oder andere Sicherheitsmaßnahmen.

IV. Recht und Gesetz[1]

Recht und Gesetz stehen ihrem Ursprunge nach im Wesensgegensatz des Fühlens und Wollens zueinander. Dieser Gegensatz schwindet nur dann, wenn Gesetz gleichzeitig Recht ist, also wenn gefühlsmäßig Erkanntes Inhalt des willensmäßig Gesetzten ist. Da das aber häufig nicht zutrifft, ist grundsätzlich zwischen Recht und Gesetz zu unterscheiden.

Sprachgebrauch[2]

Dieser Unterschied ist auch sprachlich auszudrücken. Es gilt danach: Das Hauptwort Recht ist bisher vieldeutig verwandt worden; und zwar erstens gleichbedeutend mit Gesetz, zweitens gleichbedeutend mit Berechtigung, im Gegensatz zu Pflicht, Verpflichtung, drittens gleichbedeutend mit Anspruch, im Gegensatz zu Schuld, und viertens im Gegensatz zu Unrecht im Sinne des Gefühls. — Nur dieser letzte Sprachgebrauch ist begründet. —

Auch das Eigenschaftswort recht ist in verschiedener Bedeutung gebräuchlich: gerecht und richtig. Es sollte entsprechend nur eindeutig verwandt werden; und zwar nur in der Bedeutung: gerecht. —

Rechtswissenschaft: Wissenschaft vom Recht ist eigentlich nur die Wissenschaft von den menschlichen Gefühlen, und das ist die Charakterkunde. Da aber Gesetz auch Recht oder vielmehr nur Recht sein soll, so kann der Begriff Rechtswissenschaft auch auf sämtliche Verhaltungsregeln, Verhaltungssätze und Verfahrensvorschriften ausgedehnt werden. —

Aus gleichen Erwägungen kann auch die bisherige Einteilung der Rechtswissenschaft in Handels-, Straf-, Verfahrens-„Recht" usw. beibehalten werden; obgleich es dem Wesen des Rechts als Gefühl widerspricht, derart begrifflich eingeteilt zu werden, und es sich eigentlich nur um die entsprechenden Gesetze handelt, die aber keinesfalls immer nur lebendiges Recht enthalten. — Das gilt insbesondere auch vom römischen „Recht". — Teilweise liegen zudem noch nicht einmal Gesetze im eigentlichen Sinne vor, so hinsichtlich des Völker- und Kirchenrechts: Völkerrecht ist bis heute nur Völkersittlichkeit oder -gewohnheit, und seit dem Völkerbunde Völkersatzung; während es bisher kein Völkergesetz gibt. — Kirchenrecht ist ebenfalls nur Satzung; es steht im Belieben jedes Einzelnen, ob er sich ihm unterwerfen, und auch ob er sich seiner Bindung wieder entziehen will. —

[1] Der Begriff Gesetz wird weiterhin als Oberbegriff für alle Verhaltungssätze gebraucht.

[2] Vgl. Kl. Gr., S. 40 ff.

Digitized by Google

Ein Gefühl, das Recht, hat mit Bewußtsein im Wesen nichts gemein; es gehört ja gerade zu seiner Wesensart und Bedeutung, daß es den Menschen bewußtlos überkommt. — Wird das Recht (genauer: das, was Recht, oder eigentlich: was Unrecht ist) ursprünglich erlebt, so kann der Rechtsbegriff (Unrechtsbegriff) nur aus der Besinnung auf den Gehalt jenes Gefühlsvorganges gewonnen werden, nicht aber aus einer Bewußtseinstatsache mit Hilfe des menschlichen Geistes. Diese Besinnung führt zum Rechtsbewußtsein. Von ihm ist das Gesetzesbewußtsein zu unterscheiden, die anerzogene Kenntnis von Verhaltungssätzen.

„Richtigkeit macht ein Urteil noch nicht berechtigt."
Nietzsche.

Rechtsprechung

Von größter Bedeutung ist die Kenntnis vom Wesensgegensatz zwischen Recht und Gesetz für die Rechtsprechung. Ziel jeder Rechtsprechung ist Gerechtigkeit! — Gerecht ist eine Entscheidung, wenn sie dem Recht, dem „Durchschnittsgefühl" der Allgemeinheit entspricht. — Diesem ungeschriebenen Rechte soll aber das geschriebene, das Gesetz, vorgehen, um einerseits die gleiche Behandlung aller, andererseits größtmögliche Verkehrssicherheit zu gewährleisten. Es sollen nur Entscheidungen gefällt werden, die dem Gesetz entsprechen, die gesetzlich, richtig sind; und zwar selbst auf Kosten der Gerechtigkeit, wenn das Gesetz nicht dem Rechte entspricht! —

Nun steht aber die Gerechtigkeit als das Ursprüngliche und natürlich Gewachsene über der Gesetzlichkeit als dem Gewollten und Gesetzten. Infolgedessen muß versucht werden, Recht und Gesetz in Einklang zu bringen, gerechte und gleichzeitig richtige Entscheidung zu geben. — Im Strafgesetz wird dies durch den Strafrahmen, den Strafaufschub und die Begnadigung ermöglicht; im übrigen sind allerdings bisher nur die §§ 242, 157, 826 BGB., die „Könige der Paragraphen[1], und die Lücken im Gesetz Einfallstore des Rechts in das Gesetz. Entscheidungen danach werden am ehesten Entscheidungen sein „nach Recht und Gesetz".

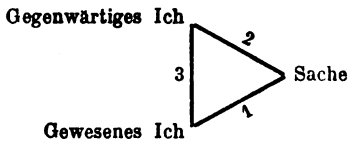
V. Rechtsphilosophie oder Charakterkunde?

Auf Grund der Erkenntnisse von Ludwig Klages ist ganz allgemein die Frage gestellt worden, ob durch die Charakterkunde nicht die gesamte Philosophie überflüssig geworden ist. Ihre Beantwortung kann so allgemein dahingestellt bleiben. — Hier ist nur die Frage zu beantworten:

[1] Hedemann, „Einführung in die Rechtswissenschaft".

Digitized by Google

Ist die Rechtsphilosophie neben der Charakterkunde noch daseinsberechtigt? Und sie ist zu verneinen! —
Als Ziele von Rechtswissenschaft und Rechtsphilosophie galten: Inbegriff, Begriff (Prinzip), Idee (Wert) des Rechts, ein Rechtsideal zu finden und die Voraussetzungen der Rechtsprechung zu ergründen[1]. Das aber ist erst durch die Erkenntnisse der Charakterkunde erreicht oder — überflüssig geworden: Inbegriff und Begriff des Rechts ergeben sich aus seinem Wesen als Gefühl. Idee und Ideal dagegen sind Geistiges, nichts Seelisches, und können deswegen nur aufs Gesetz, aufs Gewollte angewandt werden. Gesetzesinbegriff sind die Verhaltungsregeln, Verhaltungssätze und Verfahrensvorschriften. Der Gesetzesbegriff ergibt sich aus dem Wollen der Allgemeinheit nach „Ruhe, Sicherheit und Ordnung". Sein Wert liegt in der größtmöglichen Verwirklichung dieses Wollens; und Wunschziele der Gesetzgebung wären Gesetze, deren Inhalt dem durch das Gefühl Gefundenen möglichst nahekommt, oder zumindest solche, die zulassen, daß das Rechtsgefühl sich neben ihnen auswirken kann; also gerechte Gesetze! Die Voraussetzungen der Rechtsprechung schließlich sind erstens die Erkenntnis vom Wesen des Menschen und zweitens die Erkenntnis des Wesens von Recht und Gesetz; dann, nur dann können der Mensch und seine Handlungen von seinen Richtern gerecht und richtig beurteilt werden. —
Mit dem Menschen und dem Rechte als Gefühl aber hat sich die Rechtsphilosophie kaum abgegeben, fast nur mit dem Gesetz. —
Im Rahmen dieser Grundlegung kann es sich nur um eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit den einzelnen rechtsphilosophischen Richtungen handeln, um das Neuartige des bisher Gebotenen zu unterstreichen. —
Es sind drei Grundarten philosophischer Richtungen[2] zu unterscheiden. Das erklärt sich aus folgenden drei Besinnungsmöglichkeiten des Ichs:



Der erste Besinnungsschritt des Ichs geht vom Ich auf die Sache, er führt zum Sachbewußtsein, zur Fremdbesinnung. Der zweite Besinnungsschritt des Ichs führt von der Sache zum Ich, zur Selbstbesinnung. Der dritte Besinnungsschritt schließlich führt zur Be-

[1] Mayer, „Rechtsphilosophie", S. 6; Münch, „Die wissenschaftliche Rechtsphilosophie der Gegenwart in Deutschland", S. 101.
[2] Kl. B., S. 61.

Digitized by Google

Zusammengestellt nach Klages: Die Grundlagen der Charakterkunde. Anhang Tafel I und II

Allgemeine Triebfedern

Lösungen:

A. Begeisterung (allgemeine Selbsthingebung)

I. Wahrheitsliebe: Wahrheitsdurst, intellektuelle Leidenschaft, Erkenntnistrieb, „Liebe zur Sache".

II. Schönheitsliebe: Gestaltungsdrang, Schaffenstrieb, Formtrieb (Enthusiasmus).

III. Gerechtigkeitsliebe: Wahrheitspathos, „Seelenadel", ursprüngliche Treue (Gefahren: Schwärmerei, Utopismus), Rechtsgefühl, Schuldgefühl, Menschheitsgefühl.

Bindungen:

A. Vernunft (allgemeine Selbstbehauptung)

I. Erkennende (theoretische, logische) Vernunft:
Wille zur Begreiflichkeit der Welt, Sachlichkeit, Unterscheidungswille, Kritik.

II. Regelnde (ästhetische) Vernunft:
Wille zur Faßlichkeit der Anschauungswelt, Streben nach Gleichförmigkeit, Regelung, Anordnungssinn, Vereinfachungswille, Stilbedürfnis, Gesetz.

III. Sittliche (ethische) Vernunft:
Wille zur Gleichheit (Humanität), Gefühl des Sollens, „Kategorischer Imperativ", Pflichtgefühl, Gewissen (Reuefähigkeit), Unparteilichkeit, Menschheitswille.

Persönliche Triebfedern

B. Gefühlstiefe (persönliche Hingebung)

I. Tätige (spontane) Hingebungsneigungen:

1. zur außerpersönlichen Welt: Naturliebe, Heimatliebe, Liebe zur Scholle, Tierliebe, Pflanzenliebe, Liebe zum Autofakt, Liebe zum Andenken, Ahnendienst („Pietät"), Liebe zum All („kosmischer Affekt");

2. zur menschlich-persönlichen Welt: Leidenschaftlichkeit, „Liebefähigkeit", Bewunderungshang, Verehrungstrieb, Anbetungshang, Inbrunst, Preisgebung, „schenkende Liebe" (Freigebigkeit, Schenklust, Verschwendungssucht), Mütterlichkeit, Aufopferungsdrang.

B. Ichsucht (persönliche Selbstbehauptung)

I. Icherweiterungstriebfedern (tätige, spontane Ichsüchte):

1. Allgemeine: Willensvorherrschaft
   a) ohne allgemeine Bindungen: Bösartigkeit, Haß, Grausamkeit, Zerstörungswille, Satanismus;
   b) mit allgemeinen Bindungen: Unternehmungsgeist, Wirktrieb, Erfolgshunger, Tatendrang (Ehrgeiz, „Willkür", Neuerungssucht), Selbstbestimmungswille.
2. Besondere:
   a) Aneignungstrieb, Besitzwille, Spartrieb, Geldgier (Habsucht), Sammeltrieb, Knauserei, Filzigkeit, Geiz (Neugier, Lerngier, Wißgier);
   b) Eigennutz, Erwerbssinn, Gewinnsucht, Geschäftsgeist (Habsucht);
   c) Ehrgeiz, Anerkennungstrieb, Auszeichnungsverlangen, Geltungsdrang, Beifallsbedürfnis, Ruhmsucht (Eitelkeit), geistiges Bedeutungsbedürfnis (Schmucktrieb des Mannes);
   d) Herrschsinn, Beherrschungstrieb, Überlegenheitswille, Ranggefühl, Standesbewußtsein, Gönnerlaune;
   [illegible] Wille zur

Digitized by Google

keit, Entsagungsfreudigkeit, „Gemüt".

1. Allgemeine: Widerspruchsgeist, Oppositionslust, Rechthaberei (launische Willkür, Streitsucht), Eigensinn, Starrsinn, Widerspenstigkeit, Verstocktheit, Trotz, Querköpfigkeit, Unfügsamkeit, Unbotmäßigkeit, Unwillfährigkeit;
2. Besondere: Empfindlichkeit, Kränkbarkeit, Übelnehmerei, Nachträglichkeit, Unversöhnlichkeit, Vergeltungsbedürfnis, Rachsucht, Zanksucht, Händelsucht, Unverträglichkeit, Spottlust, Kritiklust, Sarkasmus, Klatschsucht, Ränkesucht, Neid, Mißgunst, Übelwollen, „Ressentiment", Schadenfreude, Hämischkeit, Heimtücke (Eifersucht).

IV. Ichaufbauschungstriebfedern:
Absonderungsbedürfnis, Eigenbrötelei, Selbstbeobachtungshang, Eigenbezüglichkeit („Egozentrizität"), Beziehungswahn („Idiotismus", Sentimentalität, Rührseligkeit).

V. Erleichternde Triebfedern:
1. Mangel an allgemeinen Bindungen: Parteilichkeit, Ungründlichkeit, Oberflächlichkeit, Unzuverlässigkeit, Unverläßlichkeit, Pflichtvergessenheit, Gewissenlosigkeit, Wetterwendischkeit, Gesinnungslosigkeit, Würdelosigkeit;
2. Mangel an Lösungen: Nüchternheit, Trockenheit, Unsinnlichkeit, Kälte, Härte, Teilnahmlosigkeit, Herzlosigkeit, Erbarmungslosigkeit, „Gemütlosigkeit".

Mangel an Triebfedern

C. Mangel an geistigen Bindungen
Unverständigkeit, „Unvernunft", „leichter Sinn".

D. Mangel an Ichsucht
Uneigennützigkeit, „Selbstlosigkeit", Willfährigkeit, Langmut, Geduld, Sorglosigkeit, Arglosigkeit, Vertrauensseligkeit.

C. Mangel an Begeisterungsfähigkeit
(Nüchternheit, Trockenheit) Verstandesherrschaft, Strenge (Kälte), Unnachsichtigkeit, Unerbittlichkeit, Unduldsamkeit.

D. Mangel an Liebesfähigkeit
(Härte) Mitleidlosigkeit (Erbarmungslosigkeit) Gefühlslosigkeit, Teilnahmslosigkeit.

Sinnliche Triebfedern

E. Sinnliches Hingebungsbedürfnis
Lebensdrang, Rauschverlangen (Narkosetrieb), Eros der Preisgebung.

F. Schwächen der Selbstbeherrschung
Hinreißungsfähigkeit, Maßlosigkeit, Zügellosigkeit, Fessellosigkeit, Haltlosigkeit.

E. Sinnliches Genußbedürfnis
Genußsucht, Vergnügungssucht, Schlemmtrieb, Trinksucht (Morphiumsucht usw.), Geschlechtsbegierde, Brünstigkeit, Geilheit, Lüsternheit, Naschhaftigkeit.

F. Selbstbeherrschungsformen
Mäßigung, Widerstandskraft, „Selbstüberwindung", Zurückhaltung, Standhaftigkeit, Festigkeit.

Digitized by Google

sinnung auf die Beziehungen zwischen Es und Ich, zur Begriffsbesinnung. — Die sich möglicherweise daraus ergebenden drei allgemein philosophischen Grundarten sind auch in der Rechtsphilosophie vertreten; ihnen ist gemeinsam, daß sie den jeweils bevorzugten Gegenstand (Stoff, Geist, Idee) mit der Wirklichkeit verwechseln[1]. Deshalb konnten und können sie sämtlich nicht zur Erkenntnis des Rechts führen; denn Recht ist „lebendiges" Fühlen, nicht „toter" Stoff, ist Seele, nicht Geist, ist Wirklichkeit und nicht Idee.

Im einzelnen gilt: Nach den Lehren des Naturrechts ist Recht ein von vornherein (a priori) gegebener, allgemein gültiger (absoluter) Wert, der sich aus der menschlichen Vernunft = Natur ergibt (Vernunfts-, Naturrecht). Demgemäß soll das Naturrecht unbedingte, weder zeitlich noch räumlich begrenzte Geltung haben und ihm das immer nur begrenzt geltende „positive Recht" (Gesetz) gegenüberstehen. Das Naturrecht als Vernunftsrecht trägt aber seinen Widerspruch in sich; es ist als Wert nicht natürlich ableitbar, sondern von der menschlichen Vernunft willensmäßig gesetzt. Es ist kein Recht, sondern nur ein erdachtes Übergesetz, das für alle Zeiten und Menschen gelten soll und will. — Wirkliches Naturrecht, d. i. aus der menschlichen Natur sich ergebendes Recht, wäre das nachgewiesene „Gefühlsrecht". Das aber steht in geradem Gegensatze zum „Vernunftsrecht"; denn es will nicht unbedingt und allgemein gelten, sondern schafft so viele Rechte, wie es fühlende Menschen gibt. —

Nach der „historischen Rechtsschule" (v. Savigny) kann das Recht nur aus der Geschichte eines Volkes erklärt werden und ist ein Ergebnis der Volksseele, des Volksgeistes[2] — oder nach heutigem Begriffe: der Volkheit. Die historische Rechtsschule steht damit im Gegensatz zum (Vernunfts-) Naturrecht. Sie kommt zu Ergebnissen, die den auf Grund der Charakterkunde gefundenen nahekommen. Zur wirklichen Erkenntnis von Recht und Gesetz konnte sie jedoch nicht gelangen; denn Geschichte, Volkheit sind Begriffe, deren Inhalt wechselt und erst von Einzelpersönlichkeiten ausgefüllt und geschaffen wird. Soll Erstes/Letztes erkannt werden, muß stets auf den Einzelmenschen zurückgegangen werden. —

Hegel, der Hauptvertreter der zweckgetragenen (idealistischen) Geschichtsauffassung, will das menschliche Leben allein aus der Vernunft erklären; nur sie kennt er am einzelnen (subjektiver Geist) und an der Allgemeinheit (objektiver Geist). Recht ist ihm das objektive Dasein des freien Willens. Seine Einstellung kann nur zum Gesetz führen, für Gefühle aber, und damit fürs Recht, ist kein Raum. —

[1] Kl. B., S. 61.
[2] Mayer, „Rph.", S. 11.

Digitized by Google

Marx und Engels, die Begründer der materialistischen Geschichtsauffassung, stellen das gesamte Verhalten des Menschen auf die Wirkung seiner Triebe und Triebfedern ab; sie übersehen dabei jedoch deren Gefühlsseiten, kennen und behandeln infolgedessen nur die menschlichen Willensbindungen, insbesondere die Ichsüchte, und können deshalb nicht zum Rechte gelangen. —

Stirners „Der Einzige und sein Eigentum" zeigt, wohin eine nur willensgetragene Lebensauffassung führen muß: zum nackten Willen, zur Macht. — Recht ist für ihn Geist, Wille der Gesellschaft. Er kennt mithin nur Gesetz. —

Die rechtsphilosophischen Richtungen des 20. Jahrhunderts geben ebenfalls nur Wesenserklärungen des Gesetzes. Nach Stammler[1] ist das Recht ein reiner Begriff, eine reine Denkform, und zwar ist es „das unverletzlich selbstherrlich verbindende Wollen". — Auch Münch[2] spricht vom Willenscharakter jeden Rechts; nach ihm konstituiert sich der historio-kritische Grundbegriff des Rechts aus einzelnen Momenten, die allmählich in der historischen Entwicklung der Menschheit ins Bewußtsein getreten sind, ihre Gültigkeit erprobt und bewährt haben und nun eine notwendige Bestimmung jeder Ordnung der Gegenseitigkeitsbeziehungen der Mitglieder einer Gemeinschaft zu sein beanspruchen, die „mit Recht" den Namen „Recht" tragen will. — Nelson hält das Recht ebenfalls für einen reinen Begriff, und zwar ist es ihm „die praktische Notwendigkeit der gegenseitigen Beschränkung der Freirechtssphären in der Wechselwirkung der Personen"[3]. Er hält zwar außerdem das Recht für gegeben und will es in der Auflösung des Rechtsgefühls durch hinreichendes Nachdenken finden[4] — tut das aber nicht. — Radbruch[5] behandelt das Recht auch als Gesetz: Rechtsphilosophie ist ihm Rechtswertbetrachtung, und er unterscheidet Rechtsbegriff, -zweck, -geltung, was alles nur aufs Gesetz zutreffen kann. — Mayer stellt das Recht auf die Begriffe Kultur und Humanität ab. Beides sind geistige Werte: Die Humanität ist Ergebnis der sittlichen Vernunft, steht also im Wesensgegensatz zum Recht und kann nicht dessen Grundlage bilden. — Die Kultur ist ebenfalls willensgetragener Eingriff ins Gewachsene, in die Natur; für sie gilt Gleiches. Immerhin kann sie mittelbar das Recht beeinflussen: Kulturmenschen — Menschen, die an Körper, Seele und Geist gepflegt sind — werden meist auch „Rechtsmenschen" sein — Menschen, die rechtlich fühlen. —

Neben diesen eigentlichen rechtsphilosophischen Richtungen sind weiter

[1] „Theorie der Rechtswissenschaft", S. 109.
[2] „Rph.", S. 124.
[3] „System der Rechtsphilosophie", S. 37.
[4] „System der Rechtsphilosophie", S. 21.
[5] „Grundlage der Rechtsphilosophie", S. 25—28, 1914.

Digitized by Google

zu erwähnen: allgemeine Rechtslehre, Rechtsvergleichung und Gesellschaftslehre. Auch sie führen nur zum Gesetz. Die allgemeine Rechtslehre und im Ergebnis auch die Rechtsvergleichung befassen sich nur mit der Gliederung, dem Aufbau und Ausbau der Gesetze; sie sind allgemeine Gesetzeslehre und Gesetzesvergleichung. — Die Gesellschaftslehre (Soziologie) hat das Verdienst, einmal die Stellung des Einzelnen in und zu der Gesellschaft und zum anderen umgekehrt die Beeinflussung der Einzelnen durch die Gesellschaft, insbesondere die Wirkung des „Milieus" geklärt zu haben. Aber erst die Kenntnis vom Wesen des Einzelmenschen durch die Charakterkunde hat ihre Erkenntnis vollendet. Auch sie blieb — wie die historische Rechtsschule — auf halbem Wege stehen und konnte nicht zum Rechte führen. — Vertreter der Gesellschaftslehre ist v. Ihering. In seinem „Zweck im Recht" ist ihm „Recht die Form der durch die Zwangsgewalt des Staates geschaffenen Sicherungen der Lebensbedingungen der Gesellschaft" und danach der „Zweck Schöpfer des ganzen Rechts". — Darüber hinaus aber hat er um das eigentliche Wesen des Rechts als Gefühl gewußt. Das sei später belegt. —

Weitere Richtungen suchen die Wesenserklärung des Rechts beim Menschen selbst, — so zunächst die Rechtspsychologie. — Die bisherige allgemeine Psychologie sollte sich ihrem Namen nach mit der Psyche, der Seele des Menschen auseinandersetzen; das aber hat sie nicht getan: sie hat sich nur mit dessen Geist befaßt. Sie ist die Lehre geistiger Vorgänge[1]. Zu einer umfassenden Erkenntnis vom Wesen des Menschen konnte sie demzufolge nicht gelangen. — Aus ihrer irrtümlichen Gleichsetzung von Seele und Geist erklären sich die widerspruchsvollen Schriften Sturms[2], der sich selbst als Rechtspsychologen bezeichnet. Einmal ist es „der Geist, der auch das Recht lebendig macht", dann wird das „Recht als psychologischer Zwang" erklärt, zum anderen soll „Recht erst dann Recht sein, wenn aus ihm der letzte Rest des Intellektualismus verbannt ist"; und weiter setzt Sturm bewußt „Recht und Rechtsgefühl gleich". Das sind Proben aus dem Gedankenwust seiner Bücher[3]. Wenn Sturm auch oftmals Richtiges trifft, zur klaren Erkenntnis gelangte er nicht. — In das Gebiet der Psychologie fallen auch die bisherigen Behandlungen des Rechtsgefühls. Sie kranken samt und sonders an der mangelnden Erkenntnis vom Wesen der Gefühle. — Die umfassendste neuere Behandlung gibt Riezler. Er unterscheidet noch drei (!) Arten

[1] Kl. Gr., S. 1 ff.: „Verhältnis der Schulpsychologie zur Charakterkunde".
[2] Über Sturm, Tönnies i. Arch. f. Rechts- u. W.-Phil., S. 143 f., 1924/25.
[3] U. a.: „Die psychologische Grundlage des Rechts"; „Die deutsch-psychologische Grundlage des Rechts, insbesondere des Völkerrechts der Gegenwart als Gegenstand der Philosophie"; „Grundlagen und Ziele des Rechts"; „Die Reaktion des Rechts".

Digitized by Google

von Rechtsgefühl[1]. Doch gelangt er sonst zu Ergebnissen, die denen auf Grund der Charakterkunde gefundenen nahekommen. —

Während die Psychologie sich nur einseitig mit dem menschlichen Geiste befaßt, behandeln den ganzen Menschen die Richtungen der Charakterkunde[2]. — Die Typenkunde nimmt die Menschen als gegeben hin, sie fragt nicht danach, wie ihre Handlungen zu erklären sind, sondern sie teilt die Menschen willkürlich danach ein; und zwar, wie die Gesellschaftslehre, nach ihrem Verhalten in der Gesellschaft. Einen solchen willkürlichen Typ hat Lombroso erdacht: den Verbrechertyp. Er, wie überhaupt die Typenkunde, ist auf Grund der Klagesschen Charakterkunde unhaltbar. — Die Phänomenologie sollte ihrem Namen nach Erscheinungslehre sein. Sie befaßt sich aber nicht mit lebendigen Erscheinungen, sondern ist Wissenschaft des toten Seins. Den Menschen nimmt sie in seinem Personsein, Sosein als gegeben hin. Entsprechend führt sie das Recht[3] auf „apriorische" Sätze zurück, das sind „Sätze, die sich aus der Natur oder dem Wesen der in Frage stehenden Rechtsbegriffe ergeben" und die „streng formulierbar und evident einsichtig, unabhängig von allem erfassenden Bewußtsein, unabhängig auch vor allen Dingen von jedem positiven Recht", „ewige Gesetze" sind, „die da sind". — Die Grundfrage aber, woher sie kommen, bleibt dabei weiterhin ungelöst. —

Daß neben und über dem Gesetz das Recht steht, hat schon lange die freirechtliche Bewegung schauend erkannt: Fuchs[4], Kantorowicz u. a. — Das hier Gebotene bedeutet für sie und für die auf ihr fußende heutige Rechtsprechung: wissenschaftliche Bestätigung und Rechtfertigung. —

Ähnliches gilt für die vor zwei Jahrzehnten erschienene Schrift des Jenensers Löning: „Über Wurzel und Wesen des Rechts". —

Letzte Wesenszusammenhänge jedoch hat bisher nur v. Ihering erkannt. Das beweist sein „Kampf ums Recht"; daraus sei folgendes wiedergegeben[5]:

„Und was ist es, das all dies Wunder tut? Nicht die Erkenntnis, nicht die Bildung, sondern das einfache Gefühl des Schmerzes (Unrechtsgefühl) ... Und was dem Mediziner die Pathologie des menschlichen Organismus, das ist die Pathologie des Rechtsgefühls dem Juristen und Rechtsphilosophen, oder richtiger: das sollte sie ihm sein, denn es wäre verkehrt, zu behaupten, daß sie es ihm bereits geworden ist. (!) In ihr steckt aber in Wahrheit das ganze Geheimnis des Rechts. Der Schmerz, den der Mensch bei der Verletzung seines Rechts emp-

[1] „Das Rechtsgefühl", S. 7.
[2] Vgl. Prinzhorn, „Um die Persönlichkeit", 1926.
[3] Reinach, „Die apriorische Grundlage des Rechts".
[4] U. a.: „Juristischer Kulturkampf".
[5] S. 40—42. Sperrungen und Klammerinhalte vom Verfasser.

Digitized by Google

findet, enthält das gewaltsam erpreßte, instinktive Selbstgeständnis über das, was das Recht ihm ist, zunächst was es ihm, dem einzelnen, sodann aber auch, was es der menschlichen Gesellschaft ist. In diesem einen Moment (der Rechtsverletzung) kommt in Form des Affekts, des unmittelbaren Gefühls von der wahren Bedeutung und dem wahren Wesen des Rechts mehr zum Vorschein als während hundert Jahren ungestörten Genusses. Wer nicht an sich selbst oder an einem anderen diesen Schmerz erfahren hat, weiß nicht, was das Recht ist, und wenn er auch das ganze Corpus juris im Kopfe hätte (!). Nicht der Verstand, nur das Gefühl vermag uns diese Frage zu beantworten, darum hat die Sprache mit Recht den psychologischen Urquell alles Rechts als Rechtsgefühl bezeichnet. Rechtsbewußtsein, rechtliche Überzeugung sind Abstraktionen der Wissenschaft, die das Volk nicht kennt — die Kraft des Rechts ruht im Gefühl, ganz so wie die der Liebe[1]. Der Verstand kann das mangelnde Gefühl nicht ersetzen. Aber wie die Liebe sich oft selber nicht kennt und ein einziger Moment ausreicht, sie zum vollen Bewußtsein ihrer selbst zu bringen, so weiß auch das Rechtsgefühl im unversehrten Zustande regelmäßig nicht, was es ist und in sich birgt, aber die Rechtsverletzung ist die peinliche Frage, die es zum Sprechen nötigt, die die Wahrheit an den Tag und die Kraft zum Vorschein bringt"[2]. Grundlage der Rechtswissenschaft ist nach alledem nur die Charakterkunde von Ludwig Klages.

Anthelme Brillat de Savarin

Geb. 1755, gest. 1826

Eine graphologische Charakterstudie

Von Dr. W. Bührig, Chur

„. . . . Alle Artunterschiede der Charaktere gehen zurück auf das wechselnde Mischungsverhältnis von Geist und Seele. Jener trägt den Erhaltungstrieb, dessen Wirkungen Gegenstandsauffassung und Wille sind, diese den Hingebungstrieb, den entselbstenden Drang, schauend zu verfluten. . . . ."

Ludwig Klages, „Grundlagen der Charakterkunde".

Diese Worte von Klages werden unserer Analyse vorausgeschickt, weil die vorliegende formenreiche und expressive Handschrift Brillat-Savarins die Mischung von Geist und Seele in einem Verhältnis zum Ausdruck bringt, wie man es in diesem schönen Zusammenklingen nur selten antrifft. Wir

[1] Vgl. die Klagessche Einteilung der Triebfedern: Recht / Liebe.

[2] Fehr, „Recht und Wirklichkeit", 1928, führt das Recht u. a. zwar ebenfalls auf Liebe, Zuneigung zurück (S. 34), zieht aber daraus nicht meine Folgerungen; doch enthält sein Buch eine Fülle „lebendigen Rechts".

Digitized by Google

nehmen daher diese entscheidenden Seiten des Wesens zum Ausgangspunkt unserer Charakterdarstellung, deren Kern und Mittelpunkt ihre Vereinigung zum Leben, zur Lebensfülle, zum Lebensstrom, bilden muß. Von hier aus gelangen wir dann gewissermaßen von selbst, d. h. zwangsläufig, zu den anderen Eigenschaften, die den Charakter des reich, aber doch nicht verschwenderisch ausgestatteten Schreibers bestimmen.

Die eilige Federführung und die schlanken, weiten, in der horizontalen Entwicklung gelösten, rechtsläufigen Schriftzüge lassen eine zentrifugale, mittelpunktsflüchtige Dominante des Wesens erkennen. Manche voraneilende Wortenden und Überstreichungen geben dieser Richtung, auf die gleichfalls der zwischen 45 und 70 Grad schwankende Neigungswinkel hinweist, einen verstärkenden Akzent. Selbstentäußerung und Hingabebereitschaft sind substantielle Grundanlagen des Schreibers, die in ihrem Ablauf auf den ersten Blick eine verhältnismäßig freie Bahn vorzufinden scheinen. Der weiche, fließende Rhythmus der Schriftbewegung — bis auf die zum Schluß gesondert zu betrachtende Unterschrift — wird aber nirgends durch exzessive Schwankungen und Übertreibungen gestört, so daß die Gefahr eines schwächlichen Auseinanderströmens oder leidenschaftlichen Sichverlierens den Schreiber nicht bedroht. Die Gleichmäßigkeit der Schrifthöhe und die im ganzen gerade, wenn auch leicht geneigte Zeilenführung zeigen weiter eine Kontrolle durch den Geist an, der als scharfer und kritischer Intellekt in zahlreichen dolchartigen Zuspitzungen und in der klaren Abständigkeit der Zeilen zum Ausdruck gelangt. Rückläufige Wortendungen, linksläufig steckengebliebene Unterlängen, Anstriche mit ganz feinen Widerhäkchen, die erst unter der Lupe hervortreten, bedeuten Hemmungen, die zugunsten des Selbsterhaltungstriebes eingeschaltet sind. Dieser wird gestützt durch eine lebhafte Willenstätigkeit, die einen unternehmenden Betätigungsdrang beflügelt, ohne ihn freilich immer mit klarer Zielrichtung zu erfüllen, und die sich gelegentlich im Eigensinn verbeißt. So wirken hier diese beiden Triebe ineinander, in ständiger Berührung und Verflechtung. Keiner von ihnen hat die Herrschaft über den anderen, und keiner sucht die Oberhand zu gewinnen. Wohlausgeglichen im ganzen pendelt das Zünglein an der Wage ohne zittriges Schwanken in gleichmäßigen Ausschlägen hin und her und offenbart damit ein Leben, das in einem breiten Strombett mit geringem Gefälle kraftvoll und stark dahinflutet.

Die Ausgeglichenheit und Gelassenheit höheren Alters, die Reife des Lebens, spricht deutlich aus diesen lebendigen Zügen, die in manchen keck geschwungenen, ausladenden Formen noch an ungestüme Jugendlichkeit erinnern, während die für ein kurzes Schriftstück verhältnismäßig häufigen Verschreibungen, die kleiner werdenden Wortenden und sinkenden Zeilen an die abnehmenden Kräfte des Alters gemahnen. Über

Digitized by Google

dem ganzen Schriftbild liegt aber ein eigenartiger Zauber, der allein von seinem Rhythmus ausgestrahlt wird, der wiederum die Ausprägung des Lebensodems selbst, des Göttlichen im Menschen, ist. Und wo dieses so deutlich wie hier zutage tritt, da zeugt es auch allemal von schöpferischen Kräften, deren Potenzen dem Grade nach natürlich auch im schriftlichen Ausdruck sehr zahlreich abgestuft sein können. Hier aber, eingebettet in diesen Lebensstrom, liegen die eigentlichen Wurzeln des Menschen verborgen, aus denen seine Individualität, sein Gepräge, sich entwickelt. Hiernach bestimmt sich, um mit Klages zu reden, das Formniveau.

Brillat-Savarin muß ein Mann gewesen sein, der, wie die Sprache es bildlich so bezeichnend ausdrückt, aus sich herausging. Er hielt nicht an sich, er kargte nicht mit sich selbst. Eine mitteilsame, gebefreudige Natur, die aus dem vollen schöpfte und gab, mit geselligen Neigungen. So wird auch von ihm erzählt, daß er ein unterhaltender Gesellschafter war, der den Salon seiner geistvollen und schönen Kusine, Madame Récamier, täglich besuchte, wo er stets ein willkommener Gast war. Er wird liebenswürdig, wohlwollend und hilfsbereit, vertraulich und offen gewesen sein, zugleich aber auch weltgewandt und stets zu scharfer Abwehr und Opposition bereit, wenn er angegriffen wurde, was uns die spitzigen Endzüge und die säbelförmige Unterlänge des y in der dritten Zeile verraten. Hier tritt uns der Jurist in ihm entgegen — er war die letzte Hälfte seines Lebens Beisitzer am Kassationshof in Paris —, der sich auch in der im ganzen sachlich vereinfachten Schrift widerspiegelt, die mit ihren verhältnismäßig kleinen Grundbuchstaben (durchschnittlich 2 mm hoch) seine Gründlichkeit und Genauigkeit anzeigt. Ein Pedant und dürrer Paragraphenreiter ist er darum aber noch lange nicht gewesen, denn schon allein die Weite der Schrift schließt jede Engherzigkeit aus. Eifrig und freimütig, zwanglos, frisch und beweglich, aber auch ein wenig ungeduldig und reizbar — so sehen wir ihn vor uns.

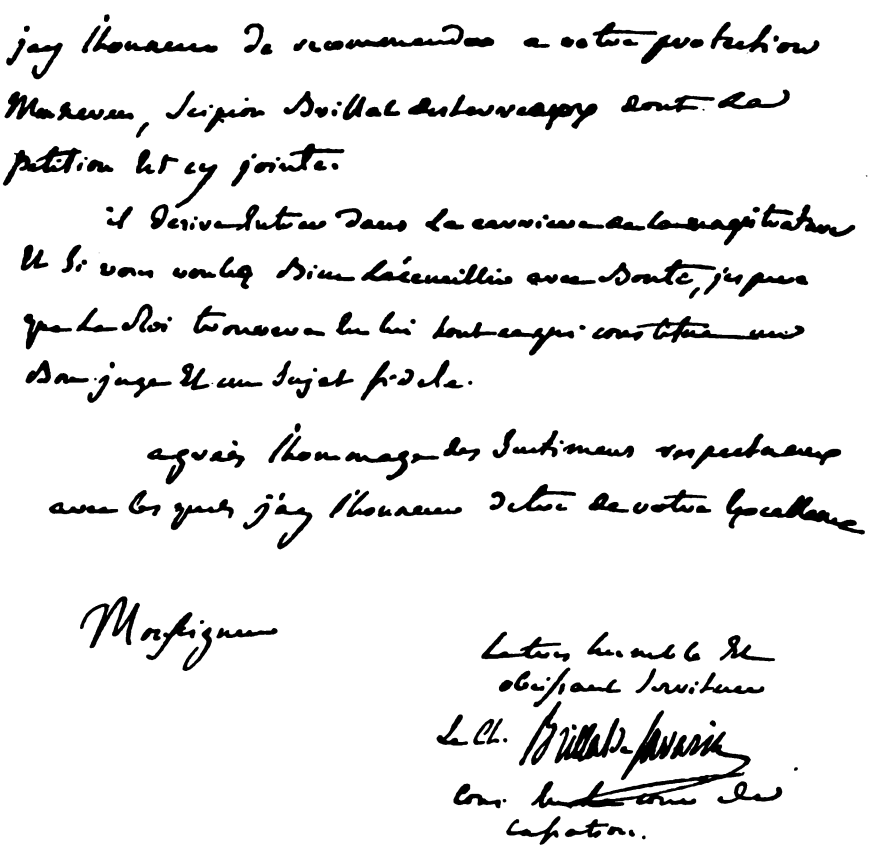
Die mäßige Verbundenheit der einzelnen Schriftzüge läßt das doppelte Gesicht seiner geistigen Begabung erkennen: die intuitiv-künstlerische, die sinnliche Vorstellung, gepaart mit einem klaren begrifflichen Unterscheidungsvermögen. Ein systematischer Denker, ein findiger, schlagfertiger Kopf, und zugleich ein phantasievoller, schweifender Sinn. Doch Michon hat wohl recht, wenn er meint, daß die Logik bei ihm überwiegt. Den Künstler in ihm hat er ebenfalls erkannt, denn „so schrieben auch Goethe, Voltaire, Alfred de Musset und Flaubert"[1].

Die Schrift im ganzen genommen ist teigig und saftig; die Schleifenzüge sind vielfach tintig ausgefüllt, die Abstriche sind breit und dick, die Haarstriche nur selten scharf und fein, die i-Punkte sitzen tief und sind füllig. Darin zeigt sich seine Lebensfreude und Genußfähigkeit, sein Be-

[1] Michon, „Système de Graphologie". 10. Aufl. S. 161. Paris, 1891.

Digitized by Google

hagen an lecker zubereiteten Gerichten, die er mit schöpferischem Genius immer wieder in neuen Variationen zu erfinden wußte. Auf diesem von blassen Asketen und blutleeren Begriffsjongleuren so verachteten Gebiet schaltete und waltete, dichtete und gestaltete er als ein großer Künstler.



⅝ der natürlichen Größe

In diesem undatierten Brief empfiehlt Brillat-Savarin seinen Neffen Scipion Brillat-Desterreaux, der die richterliche Laufbahn bei der Magistratur einschlagen will. Das Schreiben ist nach der Restauration, frühestens 1815, verfaßt.

Hier fanden seine zur Gestaltung drängenden Impulse ihr Betätigungsfeld, und als köstlichen Niederschlag seiner kulinarischen Erfahrungen und gastronomischen Improvisationen hat er seine bekannte „Physiologie des Geschmacks, oder Gedanken zur transzendenten Gastronomie" hinterlassen, ein Werk, mit dem er als Siebziger ein Jahr vor seinem Tode seine Zeitgenossen überraschte.

Digitized by Google

Die Personalunion Dichter-Jurist ist übrigens nicht selten. Brillat-Savarins Zeitgenosse E. T. A. Hoffmann erholte sich vom trockenen Jus im Berliner Kammergericht in Lutter & Wegeners Weinkeller, wo er seiner Phantasie freien Lauf lassen konnte. Auch er war wie Brillat ein hervorragender Musiker. Der Berliner Bürgermeister Reicke dichtete in seinen Mußestunden lyrische Strophen. Brillat-Savarins Dichtungen sind zwar kompakte Gebilde, doch darum nicht weniger Dichtungen voll farbiger, sinnenfroher Phantasie.

In der Unterschrift begegnet er uns schließlich ganz im offiziellen Gewande des hohen Beamten. Sie ist im Vergleich mit der Textschrift außerordentlich groß geraten, was ein starkes Selbstgefühl ausdrückt, wie man es beim Beamten im Dienst häufig antrifft. Im Privatleben betont er das Selbstbewußtsein nicht, er kehrt es nicht heraus, er ist im Gegenteil bescheiden und ehrfurchtsvoll, bereit zu aufblickender Anerkennung (siehe das ansteigende M in „Monseigneur"). Im Beruf tritt er viel fester und entschiedener auf als sonst (eckiger Schriftduktus), er ist ehrgeizig, reserviert, streng und abweisend, doch auch hier zeigt das kleine, fast versteckte Adelsprädikat „de", daß er keinen Hochmut und Dünkel kennt. Die gedrängte Schrift gibt auch die Konzentration wieder, zu der ihn sein Richteramt zwingt. Schärfe und Abwehrbereitschaft zeigt die energische druckstarke Lasso-Paraphe, die weniger seinen Namen hervorhebt als vielmehr die Streitbarkeit des Conseiller de la cour de cassation verkündet.

Konstitution und Charakter

Von W. Rink

Die zweitägige Novembertagung der Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Konstitutionsforschung in Berlin hatte das aktuelle Thema „Konstitution und Charakter" zum Gegenstand ihrer Verhandlungen gewählt.

Als erster Redner erörterte Max Hirsch, Berlin, die Beziehungen zwischen ärztlicher Heilkunde und Charakterforschung. Er betonte, daß die eingehenden Forschungen über innere Sekretion, Sexualität und Konstitution mit Notwendigkeit zu dem Thema „Konstitution und Charakter" hinführen mußten. Der Arzt muß eine biologische Einstellung zum Charakterproblem vertreten, er muß also auch den Charakter als einen Folgekomplex von Reiz und Wirkung zu ergründen versuchen. Die bisher aufgestellten Typen, die einerseits rein psychologisch sind, andererseits lediglich vom Pathologischen ausgehen, sind im streng wissenschaftlichen Sinne keine exakten Größen. Bleuler und Kretschmer gaben den ersten Anstoß zur Einbeziehung des Somatischen in das Charakterproblem; sie wagten auch als erste den Vor-

Digitized by Google

stoß zum Bereich des Gesunden und Normalen. Auf der anderen Seite schuf Freud mit seinen psychoanalytischen Forschungen die Basis der genetisch-dynamischen Methoden, denen im Bereich der Körperforschung die jetzt so viel diskutierte entwicklungsbiologische Einstellung entspricht. Die konstitutionsbiologische Methode der Charakterforschung ist relativ am exaktesten, da sie sichtbare und meßbare Größen zum Ausgangspunkt hat. Daher ist gerade die Kretschmersche Richtung trotz aller Einschränkungen und Unstimmigkeiten für den Arzt so wichtig. Weiter ist die von ausdruckswissenschaftlichen Gesetzlichkeiten ausgehende Schule von Ludwig Klages auch praktisch für den Arzt sehr bedeutsam. Das drittte große Gebiet endlich, das für die Beziehung zwischen ärztlicher Heilkunde und Charakterforschung aufschlußreich ist, ist das der endokrinen Drüsen, deren Erforschung zu einem fruchtbaren Ausbau der alten humoralpathologischen Ansichten führte. Was heute noch fehlt, ist eine einheitliche Zusammenfassung aller Forschungsrichtungen in einem gemeinsamen Brennpunkt. Neben allen Einzelvorteilen in theoretischer und praktischer Beziehung hat die Beschäftigung mit der Charakterologie für den Arzt noch den besonderen Nutzen, daß das, was Honigmann als das ärztliche Stilgefühl bezeichnete und was seit altersher unter dem ärztlichen Blick verstanden wird, in weitestem Umfange wachgerufen und geschult wird. Wegen der Mannigfaltigkeit der noch ihrer Erledigung harrenden charakterologischen Aufgaben hält Hirsch eine Arbeitsteilung für nötig, die sich in rein theoretisch-wissenschaftlicher Hinsicht zwischen Philosoph und Naturwissenschaftler, in praktischer Hinsicht zwischen Erzieher, Seelsorger und Arzt zu vollziehen hätte.

Als zweiter Redner des Abends referierte Fr. Kraus, Berlin, von lang anhaltendem Beifall begrüßt, über das psychophysische Problem in der Charakterkunde. Er führte aus, daß die Person im Sinne der generellen Morphologie außerhalb des Gegensatzes physisch-psychisch steht, d. h. außerhalb der Subjekt-Objekt-Relation. Neben den personellen Einheiten sind überindividuelle Reaktionsbezirke zu berücksichtigen, z. B. Familie, Sippe, Volk usw. Die heute vielfach anzutreffende Vermengung von Psychologie und Biologie ist im höchsten Maße bedenklich. Im streng wissenschaftlichen Sinne ist für uns ein psychophysischer Parallelismus nicht durchführbar, andererseits können die Lebenstatsachen auch nicht allein auf Kraft und Bewegung zurückgeführt werden, das Organische richtet und lenkt vielmehr die Kräfte, d. h. es verwertet sie im Sinne seiner besonderen Struktur. In diesem Sinne ist die Synthese der Moleküle zu Übermolekülen wichtig. Leben kann weder rein psychisch noch rein physisch sein. Die Eigenart des Lebens ist vielmehr in einer spezifisch wirkenden Übertragung zu erblicken. Nicht an den psychischen Prozessen, sondern an den psychischen Produkten ist der Hebel in der Charakterforschung anzusetzen. Die Gehirnlokalisation ist lediglich dynamisch, nicht etwa korpuskulär. Ausschlaggebend ist das Ganze einer Struktur, nicht die einzelne Nervenfaser. Genau so wie beim Tier, z. B. bei bestimmten Krebsarten, ein gewisser Automatismus zu beobachten ist, in dem Sinne, daß bei äußeren Einwirkungen das Tier nicht nach den Ablaufsgesetzen rein physikalischer Ursachen und Wirkungen

Digitized by Google

reagiert, sondern den physikalischen Ablauf im Sinne seiner Struktur lenkt und modifiziert, genau so ist bei allen Handlungen, Vorstellungen und Gefühlen des Menschen eine Intention zur Verwirklichung des eigenen Selbst, d. h. die Tendenz zur Verwertung der Umwelt in der Richtung der Persönlichkeit, festzustellen, wie schon aus den Forschungen von Theodor Lipps abzuleiten ist. Kausalität ist in strengem Sinne nur dort anzutreffen, wo die Größe der Ursache der Größe der Wirkung adäquat ist (causa aequat effectum; Robert Mayer); das ist aber noch nicht einmal überall beim physikalischen Geschehen der Fall, viel weniger überall im Organischen. Nach Kraus ist mit „einer Coagitation der Ursachen" zu rechnen. Die Gesetzlichkeit der Ursachkombinationen ist noch sehr wenig erforscht, sie ist aber gerade für die Charakterologie sehr wichtig. Der Wissenschaftler hat nach Kraus unbedingt davon auszugehen, daß der funktionelle Charakter eines Wesens die Morphe gestaltet und nicht etwa umgekehrt! Bei der Besprechung der Klagesschen Forschung machte Kraus darauf aufmerksam, daß es bedenklich ist, vom rein Triebhaften, Dionysischen auszugehen, weil es stets schnell abläuft und lediglich in Abläufen erfaßbar ist, aber nicht das Bleibende, Harmonische eines Wesens aufzeigt. Die Unterschiede zwischen harmonisch-unharmonisch, mit anderen Worten die Prävalenzunterschiede zwischen distributiven und zusammenfassenden Tendenzen, sind aber gerade für den Charakterologen besonders wichtig. Diese Momente glaubt Kraus von seinem dargestellten Standpunkt aus, d. h. also unter Einbeziehung modifizierter physikalischer Erklärungen besser erfassen zu können.

Daß die Zuhörer den nicht leichten Ausführungen von Kraus mit Verständnis und Interesse gefolgt waren, bewies der reiche Beifall, den seine wertvollen Ausführungen fanden.

Als letzter Redner des Abends sprach A. Kronfeld, Berlin, über die Fragestellungen und Methoden der Charakterologie. Er betonte zunächst, daß zwischen Konstitutionsforschung und Charakterologie auch ein gewisser Gegensatz aufzuweisen sei, insofern nämlich erstere induktiv und artbiologisch vorgeht, letztere jedoch die Individualität zu erfassen sucht. Die Konstitutionsforschung hat eine große heuristische Bedeutung, ist aber nicht wesenhaft charakterologisch. Die Voraussetzung einer Charakterologie ist der Begriff der Autonomie, der indessen den Erkenntnissen der Biologie konform sein und sich an ihnen regulieren muß. Die Fragestellung von Klages und Prinzhorn weist mit ihrer Geist-Seele-Antithese allzu viele metaphysische Aspekte auf. Auch Nietzsche kann infolge seiner normativen Wertsetzungen nicht die Dignität exakter Wissenschaftlichkeit beanspruchen. Bei Dilthey vermißt man die Erfassung der Einmaligkeit. Daß bestimmte Ganzheiten zu erforschen sind und keine bloßen Summationen, erfaßt am besten die phänomenologische Fragestellung mit ihren individualisierenden Sinndeutungen. Für den Arzt ist die individualpsychologische Betrachtungsweise Alfred Adlers besonders wichtig. — Es soll kein Aufgeben der induktiven Forschung verlangt werden; was aber nötig ist, ist eine Differenzierung nach Individualitäten. Die Typenforschung ist durch die genetische Forschung zu ergänzen. Und gerade durch die Erbbiologie werden wir wieder

Digitized by Google

zur Konstitutionsforschung als Regulativ zurückgeführt. — Bezüglich der Methodologie betonte Kronfeld, daß alle angewandten Methoden miteinander in Zusammenhang gebracht werden müßten; eher sei keine Wissenschaftlichkeit möglich. Besonders scharf wandte sich der Redner gegen die Überbewertung der Graphologie als alleiniger Methode! (Wenn Kronfeld der Graphologie vorwarf, sie stütze sich lediglich auf einen „Zettel Papier", so ist das eine grobe Verkennung wissenschaftlicher Beweisführung! Gerade bei Kronfeld ist übrigens ein besonders starkes Mißverstehen der ausdruckswissenschaftlichen Methode festzustellen! — Ref.) Ob und wie weit die Physiognomik leistungsfähig werden wird, erscheint dem Redner noch zweifelhaft! Auch die rein anthropologische Methode kann nicht befriedigen. Statt der morphologischen Methoden verlangt Kronfeld physiologische Methoden. Nur durch sie kann man die dynamische Motorik erfassen! Die Ergebnisse der experimentellen Psychologie darf man nicht übersehen. Auch die Eidetik der Gebrüder Jaensch ist sehr beachtenswert. Als die ergiebigste charakterologische Methode glaubt Kronfeld die Kasuistik und Biographik ansprechen zu dürfen! Die Charakterologie ist nach Julius Bahnsen ein Bindeglied zwischen Psychologie und Ethik und muß nach Kronfeld diese Stellung beibehalten! (Wertfreie Wissenschaft!? — Ref.)

Den zweiten Abend leitete G. Ewald, Erlangen, mit einem Referat über die körperlichen Grundlagen des Charakters ein. Aus der Entwicklung der Aphasie — und Apraxieforschung leitete er die Berechtigung der somatologischen Einstellung ab. Bei den Kretschmerschen pyknischen Typen ist ein funktionaler Zusammenhang zwischen Körperbau und Charakter wahrscheinlich, bei den anderen Typen sind die bestehenden Beziehungen noch unklar. Neben den erstarrten Formen, dem Physiognomischen, muß das funktionale Moment berücksichtigt werden. Die quantitativen Beziehungen des Psychischen sind eine geeignete Basis des Temperamentsbegriffes, wie der Redner in seiner Lehre vom Biotonus nachgewiesen hat, der große Ähnlichkeit mit dem Krausschen Elektrolytturgor hat. Demgegenüber wäre unter Charakter die Qualität des Reagierens zu verstehen. Die Intelligenz hat nur geringe Beziehung zum Charakterbegriff; besonders bedeutsam für die Charakterausprägung sind der Hirnstamm und das endokrine System. Zur vegetativen Person tritt die kortikale Person. Nach einer Erläuterung der eidetischen T- und B-Typen nach Jaensch ging Ewald näher auf die von ihm selbst aufgestellten Charakterstrukturen ein und auf deren Beziehungen zu den verschiedenen somatologischen und geisteswissenschaftlichen Typen.

Der Ewaldsche Vortrag wurde ergänzt durch die Ausführungen von K. Hoffmann, Tübingen, über die seelischen Grundlagen des Charakters. Zunächst skizzierte Hoffmann kurz die hauptsächlichsten Grundlagen der Charakteraufbausysteme von Klages, Apfelbach, Ewald, Kronfeld und Haeberlin. Er betonte, daß keine neuen Systeme notwendig seien, sondern eine Zusammenfassung der verschiedenen bisherigen Systeme, als deren Anfang und Grundlage Hoffmann die Erforschung und Bestimmung psychischer Elemente auf erbbiologischem Wege betrachtet. Die

Digitized by Google

strukturelle Auffassung ist zu ergänzen durch die Ausarbeitung der dynamischen Entwicklungskurve. Die individuelle psychische Dynamik wird bedingt durch die Intensität der psychischen Anlagen. Es ist stets zu beachten, daß die Triebe oder Tendenzen eines Menschen in bestimmten jeweils verschiedenen Strukturen eingebaut sind, die ihnen jeweils verschiedenen Stellenwert verleihen. An Hand mehrerer praktischer Beispiele legte Hoffmann sodann den Gang einer erbbiologischen Analyse dar, die durch die Feststellung der Übertragung im Erbgang die Isolierung psychischer Elementareigenschaften bezweckt.

Als Vertreter der Geisteswissenschaften berichtete sodann E. Utitz, Halle a. S., über das Thema „Charakter und Umwelt". Neben den Umwelteinflüssen ist eine immanente Entwicklung bestimmter Anlagen anzunehmen. Beiden Faktoren, dem Milieueinfluß und der Immanenz, wird am besten die Konvergenztheorie von William Stern gerecht. Die Stärke der beiden Faktoren kann beim Einzelmenschen verschieden groß sein; die von Utitz als endogene Charaktere bezeichneten Typen z. B. schalten den Einfluß der Umwelt weitgehend aus. Die Annahme eines Grundcharakters, der sich in der Entwicklung entfaltet, in die Umwelt hineinwächst und von ihr lediglich modifiziert wird, lehnt Utitz ab; denn die Umwelt wird schon dem Charakter entsprechend gewählt; in diesem Sinne spricht Utitz von einer für den jeweiligen Charakter optimalen Umwelt. Zur Feststellung, welche Rolle die Umweltsfaktoren für den Charakter spielen, ist eine Trennung dieser Faktoren angebracht, je nachdem sie als Daseinswelt oder als Wirkungswelt sich geltend machen. Neben den äußerlichen Umweltseinflüssen ist für den menschlichen Charakter die Wertwelt der Kultur sehr wichtig. Stark beeinflußt wird durch die Umwelt der Rhythmus der Persönlichkeit; besonders das Tempo eines Charakters; zumal der Gegensatz: zu schnell — zu langsam scheint Utitz wichtig zu sein. Neben der reinen Physiognomik ist das Studium des Verhaltens eines Menschen in bestimmten Situationen unbedingt nötig; denn hier kommt die Sinnbeziehung zur Umwelt zum Vorschein. Die Feststellung, ob das Verhalten eines Menschen situationsangemessen ist oder nicht, ermöglicht wichtige charakterologische Rückschlüsse.

Als letzter Redner der Tagung sprach K. Hildebrandt, Berlin-Wittenau, über die angeborene Minderwertigkeit des Charakters. Es muß stets beachtet werden, daß die Psychopathie kein Krankheitsprozeß ist, sondern daß sie einen anormalen Zustand darstellt. Die anfänglich rein pädagogischen Probleme werden immer mehr von medizinischen durchsetzt, und zwar infolge der erbbiologischen Konstitutionsforschungen. Nach einer kurzen Erläuterung der psychopathischen Typen, besonders der von Kraepelin aufgestellten, erörterte Hildebrandt den Begriff der Norm, der nicht den Durchschnittswerten entspricht, wie für gewöhnlich angenommen wird. Die Norm ist vielmehr eine Idee, die auch am Ende einer Reihe liegen kann. Von diesem Standpunkt aus ist die Kaupsche Berechnung der Norm abzulehnen. Die Psychopathie ist ein Grenzgebiet zwischen Psychose und normaler Charakterologie; als Kriterium für die Abgrenzung gegenüber der

Digitized by Google

Norm hat man vielfach ein Zurückbleiben bzw. Stehenbleiben auf einer Stufe der Kindlichkeit angenommen; ein besseres Kriterium erblickt Hildebrandt in dem Vorhandensein einer Disharmonie bei den Psychopathen. Mit Recht machte der Redner darauf aufmerksam, daß für das psychische Geschehen nicht die Reaktionsabläufe charakteristisch sind, sondern das spontane Geschehen! In der mehr oder weniger fehlenden Spontanität kann man auch den Kern des psychopathischen Charakters erblicken. Außerdem kann als orientierendes Moment das Fehlen von Zielen dienen, das durch eine Schwäche der produktiven Triebe bedingt ist. Für die Psychopathie ist es kennzeichnend, daß die normalerweise vorhandene Koinzidenz von produktiven Trieben und Lustgefühl (nicht bewußtem Verlangen nach Lust!) nicht vorhanden ist. An Hand dieser Tatsache unterscheidet Hildebrandt vier Stufen der Entartung: Auf der ersten Stufe ist die Lockerung zwischen produktiven Trieben und Lustgefühl nur gering, genügt aber, um zu ermöglichen, daß lediglich Lustgewinn gesucht wird; in diese Gruppe gehören die Hedonisten und die Süchtigen; in der zweiten Gruppe herrscht eine starke Diskrepanz zwischen Trieb und Lustgefühl; derartige Kranke leben in einer Scheinwelt, die Hysteriker sind ein Beispiel dafür; in der dritten Stufe sind paradoxe Beziehungen zwischen Trieb und Lustgefühl vorhanden, nur Zerstörungstriebe sind mit einer Lustbetonung verbunden; die vierte Gruppe, die die schweren Neurosen umfaßt, welche psychologisch nicht mehr verständlich sind, ist rein pathologisch und gehört nicht mehr zur Charakterologie. — Das Gebiet der Psychopathie bietet also dem Charakterologen viele wertvolle methodologische Angriffspunkte und läßt bei weiterer Durcharbeitung fruchtbare Ergebnisse erhoffen.

Wenn abschließend ein Wort der Kritik erlaubt ist, so wäre die auffallend geringe Berücksichtigung der Gestaltwissenschaft anzumerken, besonders der Physiognomik, aus der doch der neue Aufschwung der Charakterologie entscheidendste Antriebe gewonnen hat, sowie ferner die mangelnde Behandlung der Graphologie, der das gesamte Klagessche System seine Grundlagen verdankt. In Universitätskreisen scheint gegenüber der Charakterologie die funktionale, kausalgenetische Einstellung immer noch vorzuherrschen, obwohl gerade bei den Problemen der Konstitution und des Charakters die rein morphologische Methode notwendig zu sein scheint, um überhaupt erst deskriptiv die Grundlagen zu schaffen für eine Deutung etwaiger kausaler Zusammenhänge zwischen Gestalt und Funktion.

Charakterologische Bibliographie

Von W. Rink

Fortsetzung graphologischer Literatur:

Camillo Baldo:

Trattato come da una lettera missiva si conoscano la natura e qualità dello scrittore.

Capri, 1622.

Das älteste uns erhaltene speziell graphologische Werk!

Digitized by Google

J. Depoin:
Le Traité des Indices tirés d'une Lettre missive (de signis ex epistolis) par Camillo Baldi. Traduction. Précédé d'une notice bio-bibliographique sur l'auteur.
Paris.
Übersetzung des oben angegebenen Buches ins Französische.

Petrus Baldo-Velleius:
De ratione cognoscendi mores et qualitates scribentis in ipsius epistola missiva, Camilli Baldi, medici collegiati et publici professoris meriti, nunc primum in latinum sermonem prodiens.
Bononiae, 1664.
Lateinische Ausgabe des italienisch geschriebenen Originals.

Fr. Demelle:
Avis pour juger des inscriptions au faux, on comparaison des écritures et signatures pour en faire et dresser les moyens pour savoir et découvrir toutes falsifications et feaussetés.
Paris, 1609 (?), 3. éd.

Marcus Aurelius Severinus:
Vaticinator sive tractatus de divinatione litterali.
Sehr kostbares Werk, da niemals gedruckt, sondern nur als Manuskript vorhanden; um 1650 geschrieben.

Ad. Henze:
Die Handschriften der deutschen Dichter und Dichterinnen mit 305 Faksimiles, kurzen Biographien und Schriftcharakteristiken.
Leipzig, 1855.

—:
Das Zentralbureau für gerichtliche Handschriftvergleichungen.
Leipzig, 1860.

—:
Das Handschriftenlesebuch. — Eine Anleitung, die verschiedenartigsten Handschriften der bekanntesten Völker und Nationen usw. lesen zu lernen.
Neuschönfeld, Selbstverlag, 1866.
Enthält eine Sammlung von 193 faksimilierten Handschriftproben.

—:
Die Chirogrammatomantie oder Lehre, den Charakter, die Neigungen, die Eigenschaften und Fähigkeiten der Menschen aus der Handschrift zu erkennen und zu beurteilen. — Mit 1000 in den Text gedruckten faksimilierten Handschriften, physiognomischen Bildern und dem Porträt des Verfassers in Stahlstich.
Leipzig, J. J. Weber, 1862.

Lumley:
The art of judging the character of individuals from their handwriting and style.
1875.

Digitized by Google

Enthält Arbeiten von Hocquart, Collet, Seller, Israeli, Sinclair, Poë, Marville, Lavater, u. a. auch einen interessanten Aufsatz von:
E. A. Poë: The autograph, a test of character?

Desbarrolles — I. H. Michon:
Les mystères de l'écriture. Art de juger les hommes sur leurs autographes.
Paris, 1872, 3. éd.

F. Bettex:
Die Graphologie.
In „Über Land und Meer", Bd. 49, 1883.

Berlin:
Etude physiologique de l'écriture.
1881.

—:
L'écriture chez les gauchers.
1883.

Bernard:
Thèse sur l'agraphie.
1885.

Binet:
L'écriture hystérique.
1888.

Durand:
De l'écriture au miroir. Etude sur l'écriture de la main gauche dans ses rapports avec l'aphasie.
1882.

Erb:
Physiologie und Pathologie der Handschrift.

A. Erlenmeyer:
Die Schrift. — Grundzüge ihrer Physiologie und Pathologie.
Stuttgart, 1879.

—:
Über die von Veränderungen im Gehirn abhängenden Schreibanomalien.

Czynski:
Grafologja.
Krakau, 1888.

A. Dubois:
Notions élémentaires de Graphologie ou étude sur la Graphologie d'après la méthode de l'abbé Michon.
Paris, 1888.

F. Machmer:
Über Graphologie.
Zürich, 1889.

A. Couilliaux:
Etude sur la Graphologie.
La Rochelle, 1890.

Digitized by Google

A. Couilliaux:
Tableau de Graphologie, contenant 60 réproductions autographiques. 1890.
—:
La Psychographie ou Graphologie pédagogique. L'art de connaître les enfants d'après leur écriture, moyen pratique d'étudier leurs instincts, leurs facultés, leurs dispositions morales et leurs aptitudes naissantes, les tendances de leur caractère et ainsi contribuer à leur éducation. Illustré de plus de 200 réproductions autographiques.
Paris, 1896, 5. éd.
S. Eaton:
How to read character from handwriting.
Boston, 1891.
Bellack:
Handschrift und Charakter.
Im „Deutschen Hausschatz", 1891/92.
J. Mendius:
Die Seele in der Schrift. Graphologische Forschungsresultate.
Stuttgart, 1892.
L. Deschamps:
La philosophie de l'écriture, exposée de l'état actuel de la Graphologie avec une bibliographie générale.
1892.
M. Decrespe:
Manuel de Graphologie appliquée. Contenant plus de 200 exemples d'écritures, signatures célèbres etc.
Paris, 1895, 2. éd.
J. Edelmann:
Die Schriftexpertise im Strafprozeß. Ein Mahnruf gegen die Verurteilung Unschuldiger. Mit 2 Beispielen.
Zürich, 1897.
J. Dilloo:
Handschriftendeutung. Kurze Anleitung zum Selbstunterricht. Mit 208 Schriftproben.
Berlin, 1896, 2. Aufl. 1898.
—:
Über den Charakter der jungen Damen, so wie er aus ihrer Handschrift ersichtlich ist.
Berlin, 1897.
—:
Lebensbilder auf Grundlage der Graphologie. Mit 30 Schriftproben.
Berlin, 1898.
—:
Geheimnisse des menschlichen Seelenlebens auf Grundlage der Graphologie. Mit 144 Schriftproben zur Erklärung des Textes.
Berlin, 1898.

Digitized by Google

D. Poppée:
Tajemstri prisma (kauserie o grafologie). Theorstickon část napsal Dr. J. Hočzda.
Prag, 1896.
E. M. Paulus:
Öffentliche Charaktere im Lichte graphologischer Auslegung. Mit Einleitung und biographischen Notizen versehen von O. Zix.
Berlin, 1894, 2. Aufl. 1895.
—: Die Handschrift. — Ein Bild des Charakters.
Stuttgart, 1895.
P. Nitsche:
Die Handschriftendeutung im wahren Lichte und ihre Hinfälligkeit.
Berlin, 1897.
Courtier:
Sur l'Ecriture et le Caractère par J. Crépieux-Jamin.
In „L'année psychologique", 1896.
J. Crépieux-Jamin:
La Graphologie.
In „Revue encyclopédique Larousse", No. 232, 1898.
A. Bertillon:
La comparaison des écritures et l'identification graphique.
In „Revue scientifique", No. 25 u. 1, 1897/98.
P. P. Liebl:
Jahrhundert, Moderne und Seelenaristokraten.
Augsburg, 1899.
Fußt auf graphologischen Grundlagen.
—: Seelen- und Charakteranalyse aus der Handschrift.
Augsburg, 1896 (2. Aufl.), neue Bearbeitung 1900.
H. W. Cornelis:
Handschrift en Karakter.
Utrecht, 1897.
L. Meyer (L. v. Albertini):
Lehrbuch der Graphologie.
Stuttgart, 1895.
C. Lombroso:
Grafologia. Con 470 Facsimili.
Milano, 1895, 2. ed. 1897.
Lombroso-Brendel:
Handbuch der Graphologie. Autorisierte Übersetzung nach dem Italienischen der 1. Auflage mit neuen Zusätzen des Verfassers. Mit graphologischen Anmerkungen.
Leipzig, Reclam, 1896.
Groß:
Untersuchungen über die Schrift Gesunder und Geisteskranker.
In Kraepelins „Psychol. Arbeiten", II. Bd. 3. Heft.
Leipzig, Engelmann, 1898.

Digitized by Google

Aug. Diehl:
Über die Eigenschaften der Schrift bei Gesunden. I.-D.
In Kraepelins „Psychol. Arbeiten", III. Bd.
Leipzig, Engelmann, 1899.
H. Piper:
Schriftproben von schwachsinnigen resp. idiotischen Kindern.
Berlin.
W. Preyer:
Zur Physiologie und Pathologie des Schreibens.
In den „Verhandlungen des Internationalen Medizin. Kongresses zu Rom".
—: Zur Psychologie des Schreibens. Mit besonderer Rücksicht auf individuelle Verschiedenheiten der Handschriften.
Hamburg, 1895.
—:
Über Mundschrift.
1895.
—:
Handschrift und Charakter. Zur Physiologie und Psychologie des Schreibers.
In „Deutsche Rundschau", XXIX., H. 8, Mai 1894.
—:
Konnte Shakespeare schreiben?
In „Deutsche Revue", III. Bd., 1895.
—:
Die Handschrift der Verbrecher.
In „Ztschr. f. Kriminalanthropologie usw.", H. 1, 1897.
—:
Die Individualität in der Handschrift.
Verhandlungen des Internat. Psychol. Kongresses, 1896.
Chr. Ufer:
Über Handschrift und Individualität bei Schulkindern.
In den „Berichten über den 3. Internat. Kongreß für Psychologie, München", 1896.
—:
Schrift und Individualität bei Kindern.
In Reins „Enzyklop. Handbuch der Pädagogik", 1898.
Urbantschitsch:
Einfluß von Tönen auf die Handschrift.
Wiener Berichte der k. k. Gesellsch. d. Ärzte, 1898.
A. Weingart:
Über das Untersuchen von Urkundenfälschungen.
Archiv f. Kriminalanthropologie usw., 1898.
G. Meyer:
Über die Bedeutung der unwillkürlichen Ausdrucksbewegungen für die Psychodiagnostik.
Berichte der Deutsch. Graphol. Gesellschaft, 1897, S. 102—106.

Digitized by Google

G. Meyer:
Graphologisch fixierte Ausdrucksbewegungen.
Graphol. Monatshefte, 3. Jahrg., H. 1 u. 2.
Strahl-Lessing:
Graphologie. — Lustspiel in 1 Akt.
Leipzig, 1897.
A. Giraud:
Petit Dictionnaire de Graphologie.
Paris, 1896.
G. W. Geßmann:
Katechismus der Handschriftendeutung. Nach dem neuesten Stande der Forschung und nach eigenen Erfahrungen bearbeitet. Mit 200 Handschriftenfaksimiles.
Berlin, 1897.
K. Gjellerup:
Konvolutten. En graphologisk studie.
Kopenhagen, 1897.
Deutsche Übersetzung unter dem Titel: Das Briefkouvert. Studie eines Graphologen.
Berlin, 1898.
W. Shakespeare:
Zusammenstellung von Äußerungen durch F. Huch in „Graphologische Monatshefte", 1900.
Die Handschrift.
Blätter für wissenschaftliche Schriftkunde und Graphologie. Unter Mitwirkung von San.-Rat Dr. A. Erlenmeyer und Prof. W. Preyer herausgegeben von W. Langenbruch. — 1895.
Die Zeitschrift ging bereits nach dem 9. Hefte ein.
Berichte der Deutschen Graphologischen Gesellschaft.
Herausgegeben von H. H. Busse, 1897—1898.
Es erschienen 2 Jahresbände; dann wurden die Berichte fortgesetzt als:
Graphologische Monatshefte.
1899, redigiert von H. H. Busse;
1900—1912, redigiert von Ludw. Klages.

Literatur für Autographensammler:

G. Peignot:
Recherches historiques et bibliographiques sur les autographes et sur l'autographie.
Dijon, 1836.
P. S. Fontaine:
Manuel de l'amateur d'Autographes.
Paris, 1836.
Isographie des hommes célèbres, ou collection de Fac-Simile etc.
Paris, 1843.

Digitized by Google

Sammlung historisch berühmter Autographen.
Stuttgart, 1846.

J. v. Radowitz:
Die Autographensammlungen.
In „Gesammelte Schriften", Bd. I.
Berlin, 1852.

Günther-Schulz:
Handbuch für Autographensammler.
Leipzig, 1856.
Enthält sehr viel Literaturangaben!

Mitteilungen für Autographensammler.
Begründet und herausgegeben von F. v. Röslerstamm.
1884—1893.

Revue des Autographes.
Herausgegeben von Eug. Charavay.
Paris, 1866 begründet.

L'Autographe. — Dirigée par M. de Villemessant.
2 Serien: I. 1863—1865, 48 Lieferungen. Einleitung von Feuillet de Conches. — II. 1871—1872, 52 Lieferungen. Einleitung von Jules Jauin.
Stellt eine sehr reichhaltige Sammlung von Faksimiles dar.

E. Charavay:
Affaire Vrain-Lucas. Etude critique sur la collection vendue à M. Chasles et observations sur les moyens de reconnaître les faux autographes.
Paris, 1870.

—:
Victor Hugo. Histoire d'un crime. Album de Facsimile d'autographes et de portraits.
1881.

A. Bovet:
Lettres Autographes, composant la collection de M. Bovet etc.
Paris, 1887.

Eug. v. Mor:
Anleitung zum Sammeln von Autographen.
Wien, 1887.

—:
Anleitung zum Sammeln von Autographen.
In der „Antiquitätenzeitung", 1896/97.

Le Journal des Autographes.
Nov. 1871 bis Febr. 1872 Nr. 1—14; dann unter dem Titel:

Digitized by Google

La Graphologie.
Die ersten 44 Nummern sind von Michon autographiert, der bis 1881 die Redaktion innehatte; 1882—1889 waren A. u. P. Varinard, 1890 bis 1900 P. Varinard und J. Depoin Herausgeber.

F. v. Röslerstamm:
Adreßbuch für Autographensammler.

—:
Über Autographensammlungen.
In „Ztschr. f. Bücherfreunde".

P. Lindell:
Autografier och porträtt af framstående personer.
G. E. Fritzes K. Hofbuchhandlung. (??)

J. H. Schorer:
Aus Sturm und Not, Leipzig, 1887 und:
In Luft und Sonne, Leipzig, 1889.
Sammlung von Faksimiles.

Fr. Leist:
Urkundenlehre. Katechismus der Diplomatik, Paläographie, Chronologie und Sphragistik.
Leipzig, 1893, 2. Aufl.
Enthält viele Literaturangaben!

Selbstschriften-Album deutscher Dichter, Schriftsteller usw.
Zum 80. Geburtstag Bismarcks, 1895.

Ungern-Sternberg:
Portrait intime d'un écrivain (M. Armand Ocampo) d'après six lignes de son écriture; étude de graphologie supérieure accompagnée d'une introduction, de nombreuses notes explicatives et de portraits additionnels du même écrivain tracé d'après les mêmes autographes par plusieurs auteurs français et étrangers.
Paris, 1898.

—:
Essai sur le mensonge. Accompagné de nombreux fac-similé's d'autographes.
Paris, 1900.

Geschichte der Schrift und Schreibsysteme:

K. Faulmann:
Illustrierte Geschichte der Schrift. — Populär-wissenschaftliche Darstellung der Entstehung der Schrift, der Sprache und der Zahlen, sowie der Schriftsysteme aller Völker der Erde.
Wien, 1880.
Enthält sehr viele Schriftfaksimiles.

Javal:
Etude sur le mécanisme de l'écriture au point de vue de l'hygiène.
In der „Revue scientifique", 1881, 21. Mai.

Digitized by Google

Schubert:
Über den Einfluß der rechtsschiefen Schrift auf das Auge der Schulkinder.
Im „Bayr. ärztl. Intell.-Blatt", 1881.

—:
Die Steilschrift während der letzten fünf Jahre.
In „Kotelmanns Ztschr. f. Schulhygiene", 1895, Nr. 3.

F. Soennecken:
Das deutsche Schriftwesen und die Notwendigkeit seiner Reform.
Bonn, 1881.

Berlin-Rembold:
Untersuchungen über den Einfluß des Schreibens auf Auge und Körperhaltung des Schulkindes.
Stuttgart, 1883.

W. Kronsbein:
Graphologie und Stenographie.
Dresden, 1892.

E. Bayr:
Steile Lateinschrift.
Wien, 1892, 3. Aufl.
Auf Seite 1—12 findet man eine ausführliche Bibliographie zur Steilschrift-Schrägschrift-Frage.

A. v. Reuß:
Über Steilschrift.
In den „Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien", Bd. 39, 1899.

F. Staffel:
Die Kurrentschrift. Beitrag zur Frage von der Normalschrift und Normal-Heftlage.
Im „Zentralblatt f. allgem. Gesundheitspflege", III, S. 43—56.

Richard Thurnwald:
Psychologie des primitiven Menschen.
In Kafka, „Handbuch der vergleichenden Psychologie", München, E. Reinhardt, 1922, Bd. I, 2. Abteilung.
Enthält Kapitel über Schrift, Sprache, Kunst, Zahl und Maß mit vielen Illustrationen und Literaturangaben.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. med. et jur. Hans von Hattingberg, München, Ainmillerstr. 32, und Niels Kampmann Heidelberg, Schloß Wolfsbrunnenweg 62.

Digitized by Google

A. MARCUS & E. WEBER'S VERLAG / BERLIN W 10
GENTHINER STRASSE 38

HANDWÖRTERBUCH DER SEXUALWISSENSCHAFT

Unter Mitarbeit zahlreicher Fachgelehrter herausgegeben von

DR. MAX MARCUSE

Zweite, stark vermehrte Auflage. 1926. XII, 822 Seiten. 140 Abbildungen im Text. Geheftet Mark 42.—, in Ganzleinen gebunden Mark 45.—

„... Viele kleinere und größere Nachschlagewerke sind auf dem Gebiete der sexuellen Wissenschaft und Folklore erschienen, keines aber kann sich messen mit dem vorliegenden. Die gesamte natur- und kulturwissenschaftliche Sexualkunde wird in einzelnen, teils vorzüglichen Aufsätzen in Arbeitsgemeinschaft mit unseren größten deutschen Forschern dargestellt. Die Enzyklopädie ist jedem auch nichtmedizinischen Forscher auf diesem Gebiete unentbehrlich und orientiert rasch und gründlich über das gegenwärtige Wissen in allen Sexualfragen.“
Münchener Medizinische Wochenschrift.

Unter Bezugnahme auf diese Anzeige liefern wir ausführliche Prospekte gern kostenlos

GRAPHOLOGISCHES INSTITUT

CORNELIUS, MÜNCHEN 23

Institut für wissenschaftliche Handschrift-Untersuchungen. Gegründet 1910. Beratende Analysen bei Lebenskonflikten, Berufsfragen und Ehefragen. Analysen zur Beratung bei Personal-Engagement im Privat- und Geschäftsleben.

★

FORDERN SIE PROSPEKT!

Digitized by Google

DIE NEUE GENERATION

HERAUSGEBERIN DR. PHIL. HELENE STÖCKER

Monatsschrift für Mutterschutz, Sexualreform u. Völkerverständigung

24. Jahrgang. Vierteljährlich M. 2.—

Die Zeitschrift ist eine der kühnsten und unerschrockensten, die wir haben.
Hallescher Generalanzeiger.

Ein Organ, in dem die Geschlechtsbeziehungen mit radikalem Ernst erörtert werden. Ein warmer, zukunftsgläubiger Enthusiasmus und ein schöner, von einer starken, zielsicheren Überzeugung getragener Freimut verleihen ihm besonderen Wert. Rosa Mayreder, Österr. Rundschau.

„Die Neue Generation" leistet seit zwei Jahrzehnten eine ungeheuere nationale Durchgeistigungsarbeit. Es gibt wenig Parallelen. Dr. Kurt Hiller.

EROTIK UND ALTRUISMUS

VON HELENE STÖCKER

M. 1.—

Helene Stöcker kämpft gegen die Unnatur und Verlogenheit des modernen Geschlechtslebens. Sie steht in ihrem Freimut und ihrer stolzen Wahrhaftigkeit beinahe unerreicht da. Die schaffende Frau.

LIEBE

ROMAN VON HELENE STÖCKER

7.—12. Auflage. Ganzleinen M. 6.50

Nein, ich kann nicht anders! Ich muß sagen, daß ich Ihr Buch nicht gelesen, sondern es erlebt habe. Ich bin noch ganz unter dem Reiz dieses Buches und ich möchte herzlich Ihre Hand drücken. Alexandra Kollontay, Mexiko.

Ein Buch von ganz neuer Art, das einen tieferen Einblick in die Psyche der Frau gewährt als irgendein anderes Frauenbuch, das ich kenne.
Rudolf Goldscheid, Wien.

Bewundernswert ist die Vereinigung von Sinnesglut mit hoher Sittlichkeit . . .
Literarisches Echo.

Überwältigend groß ist der Wert und Wahrheitsgehalt dieses wundervollen Buches . . . Prof. Paul Kammerer, Wien.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und den

Verlag der Neuen Generation, Berlin-Nikolassee

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Digitized by Google

BF656
.A1
Z47
V.4
NO.2
913

JAHRGANG IV HEFT 2

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

*

HERAUSGEBER:
Dr. med. et jur. HANS VON HATTINGBERG, MÜNCHEN
und NIELS KAMPMANN, HEIDELBERG

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
MAR 13 1956

NIELS KAMPMANN VERLAG

Digitized by Google

HERAUSGEBER:

Dr. med. et jur. Hans v. Hattingberg, München
und Niels Kampmann, Heidelberg

Anfragen und Manuskripte an Niels Kampmann Verlag, Heidelberg

MITARBEITER:

Dr. Achelis, Berlin
Dr. Alfred Adler, Wien
M. Becker, Hamburg
Dr. Bernoulli, Basel
Hans Blüher, Berlin-Hermsdorf
Dr. Bode, München
E. Brunner, Zürich
Dr. Bührig, Chur
Dr. Cohn, Guben
A. Delhougne, Lörrach (Baden)
Dr. med. Dück, Innsbruck
Havelock Ellis, London
Dr. Felix Emmel, Düsseldorf
Prof. Erismann, Bonn
R. H. Francé, Salzburg
Alfred Gernat, Wien
Herbert Gerstner, Wolfegg
Prof. Dr. Ludwig Gurlitt, Capri
Dr. Hackländer, Essen
Dr. Haeberlin, Nauheim
Hans Ludwig Held, München
Dr. Aug. Horneffer, Berlin
Prof. Junge, Elmshorn
Prof. Kafka, Dresden
Dr. Hans Kern, Berlin
Dr. L. Klages, Kilchberg-Zürich
Dr. Fritz Klatt, Prerow, Ostpr.
Dr. Otto Lankes, München
Prof. Leuchtenberg, Darmstadt
Emil Lucka, Wien
Emil Ludwig, Berlin
Thomas Mann, München
Dr. Marcinowski, Bad Heilbrunn
W. Marseille, Marburg
Frau Anja Mendelssohn, Berlin
Dr. Mohr, Coblenz
Curt Moreck, München
Margret Naval, Wien
Dr. M. Ninck, Riehen
Prof. Dr. Poppelreuter, Bonn
Prof. Preetorius, München
Dr. Hans Prinzhorn, Frankfurt
Dr. Max Pulver, Zürich
Dr. W. Rink, Berlin
S. Römer, Berlin
Dr. Ottmar Rutz, München
Kurt Saucke, Hamburg
Dr. Ernst Schertel, Stuttgart
Oscar A. H. Schmitz, Salzburg
Dr. R. W. Schulte, Spandau
Prof. Dr. Schultz, Berlin
Dr. Spunda, Wien
Prof. Fedor Stepun, Dresden
Prof. Dr. Erich Stern, Gießen
Frank Thiess, Wilmersdorf
Baronin Dr. v. Ungern-Sternberg
Prof. Verweyen, Bonn
August Vetter, Diessen
Dr. Gaston Vorberg, München
Dr. L. Wagner, Köln
Theo Zehetbauer, Wilhelmsburg
Mag. B. Wittlich, Dorpat
Stefan Zweig, Salzburg

Jahrgang 6 Hefte Mark 9.—, Einzelheft Mark 1.80

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

4. JAHRGANG JULI 1928 HEFT 2

INHALT: *L. F. Clauß:* Levantisierung / *Ch. Baudouin:* Die Regression und die Rückzugserscheinungen in der Psychologie / *Dr. med. A. Jores:* Charakteristik des Wanderpredigers Haeusser / *Dr. Hans v. Hattingberg:* Die Krisis der modernen Psychologie und die Philosophie / *Prof. Dr. Johannes M. Verweyen:* Mediale Typen / Bücherbesprechungen

Levantisierung

Von L. F. Clauß (Jerusalem)

I.

Die Kleidung sei Nebensache — „wenn nur das Herz arabisch ist!" — so meinte N. N. Efendi, als ich ihn nach näherer Bekanntschaft einmal fragte, warum er, der für sein Arabertum und den Islam Begeisterte, denn stets in europäischen Kleidern gehe. Und dabei schlug er vielbedeutend auf seine Brust, ungefähr an die Stelle, unter der er sein arabisches Herz vermutete. — Das geschah hier zu Jerusalem, also unter englischer Schutzherrschaft, wo jeder sich kleiden kann, wie es ihm beliebt.

Die Machthaber der Türkei z. B. denken über die Kleiderfrage anders als unser Efendi. Indem sie den Anschluß ihres Volkes an die europäische Gesittung erzwingen wollen, zerstören sie planmäßig die ihrem Volke eigene Gesittung und beginnen dabei mit der Kleidung. Die morgenländische Kopftracht ist auf türkischem Staatsgebiet verboten. Die Republik schreibt ihren Untertanen die Kleidung vor. Sie weiß, daß die Kleidung zwar ein Äußeres ist, aber das Äußere eines Innern. Das Wort „Kleider machen Leute" kennt sie in seiner gefährlichsten Bedeutung. Kleidung ist Ausdruck.

Alles schöpferische, gesittungschaffende Dasein geht darauf aus, die Umwelt mit Sinnbildern zu durchwirken, bis sie sich mehr und mehr in einen Ausdruck der schaffenden Seele verwandelt. Schauplatz der sich ausdrückenden Seele ist zunächst der Leib. Eine Seele kann ein geeignetes, artrechtes Ausdrucksfeld besitzen an ihrem Leibe oder aber ein solches, das ihrem Stile fremd ist[1]. Und eine Seele kann ihrem Leib eine Kleidung wählen, die seine artrechten Ausdrucksmöglichkeiten fördert, oder eine solche, die seine Ausdrucksmöglichkeiten hemmt: eine Kleidung, die ihn kleidet, oder eine Kleidung, die ihn entstellt. Auch Kleidung ist ein Sinnbild, und es kommt darauf an, daß sie für den Sinn der Seele zeuge, die ihren Leib, an dem sie sich ausdrückt, kleidet, und nicht gegen ihn. An sich zwar ist Kleidung

[1] Vgl. hierzu meine früheren Arbeiten und „Fremde Schönheit" (Heidelberg 1927), S. 10

Digitized by Google

nur ein Mittel zum Schutz des Leibes, aber die Form und Farbe der Kleidung ist stilbestimmt, ist Ausdruck einer seelischen Artung.
Der nordische Leistungsmensch hat sich eine Leistungstracht erfunden. Die Männertracht des Abendlandes, der „Anzug", ist die bei der leistenden Arbeit zweckdienlichste Tracht. Im Wechsel der Moden und Jahrhunderte hat sie, von barocken Zwischenfällen abgesehen, immer mehr sich auf das Praktische beschränkt und hat fast alles abgestoßen, was nicht unmittelbar zweckdienlich ist in einem nordischen Leistungsleben. Nur die Halsbinde läßt noch farbige Möglichkeiten zu: sie ist der letzte Schmuck des Leistungsmenschen. — Die stilgemäße, artrechte Tracht des morgenländischen Offenbarungs- und des Erlösungsmenschen[1] ist anders: sie ist nicht „praktisch" bei Leistungen im nordischen Sinne — sie hat keine Taschen und Täschlein, sie fließt weit um die Glieder und begünstigt ganz bestimmte Bewegungen: die stilgemäßen Bewegungen des Offenbarungs- und des Erlösungsmenschen —, aber sie gibt selbst dem Räuber und Bettler noch einen Zug des Propheten und Priesters. Besser: sie hebt diesen Zug heraus, sie hilft ihm, hervorzutreten, und das eben heißt: sie kleidet ihn.
Kleider sind Bahnen des Ausdrucks, wie die Züge des Leibes Ausdrucksbahnen sind. Seinen Leib kann sich keiner wählen, aber seine Kleidung kann sich jeder wählen; und diese Wahl zeigt an, ob einer Sinn hat für Stil, und zwar Sinn für den Stil seines eigenen Leibes und seiner eigenen Seele. Man hat Hamlet im Frack gespielt, und dies mag geschichtswidrig sein, so ist es doch nicht ganz sinnlos: es führt eine Linie des Stiles von der üblichen Hamlettracht zum Frack. Aber eine Geschichte aus Tausend und einer Nacht im Frack zu spielen, das müßte der Gedanke eines Narren sein, denn die Form des Fracks ist im wesentlichen vom Stile der Leistungstracht bestimmt und widerstrebt dem Stile der morgenländischen Seele. Darum mutet der Anblick des heutigen Morgenlandes wie die Ausgeburt eines Narrenhirnes an.
Allerdings ist es nicht gerade der Frack, der sich das Morgenland erobert, aber die europäische Kleidung überhaupt. Nicht das echte Abendland gewinnt hier neuen Boden, nicht der europäische Stil in seinem sinnvollen Zusammenhange, sondern das, was man auf der Straße den Europäern abgucken und dann, nach glücklichem Kauf eines europäischen Anzugs, sogleich anwenden und vorführen kann. Es gibt ernste Menschen im Abendlande, die behaupten, daß diese Vorgänge das Umsichgreifen der „Zivilisation" bedeuten: für diese Leute ist ihr gewohntes Europa gleichbedeutend mit Zivilisation überhaupt, und sie halten es für einen „Fortschritt" der morgenländischen Völker, daß sie endlich „reif" werden, teilzunehmen an dieser herrlichen und einzigen Zivilisation. Daß dabei z. B. die morgenländische Kleidung verschwindet, sei reine Äußerlichkeit: bedauerlich zwar für den Touristen, dem so „die Romantik des Morgenlandes" als Reise-

[1] Zu den Begriffen Leistungsmensch, Offenbarungsmensch, Erlösungsmensch, vgl. meinen Aufsatz „Erziehung und Artung im Morgenlande" im vorigen Hefte dieser Zeitschrift, ferner meine Bücher „Rasse und Seele" (München, 2. Aufl. 1928) und „Fremde Schönheit" (s. o.).

Digitized by Google

erlebnis verloren gehe; der gesamte Vorgang aber sei ein Segen für die Völker, die sich so den Weg zur Unabhängigkeit und zu neuem wirtschaftlichem Aufschwung bahnten.

Diesen Gedanken liegt die kindliche Meinung zugrunde, daß eine Gesittung sich beliebig austauschen lasse gegen eine andere, so wie man ein schmutziges Hemd auszieht und ein sauberes dafür anzieht. Und zweifellos gibt es auch Menschen, für die das zutrifft: Menschen, die für keine besondere Kultur geboren sind und für die keine besondere Kultur geschaffen ist; Menschen ohne ein festes inneres Formgesetz, das ihnen die Weise ihrer Lebens- und Umweltgestaltung vorschriebe. Es gibt solche Menschen allerorten, und ich fürchte, sie sind heute schon allerorten in der Überzahl. Die Schaffung und Fortentfaltung jeder echten Kultur aber ist an das Dasein anderer Menschen gebunden, solcher nämlich, die ein inneres Schicksal haben, ein Gesetz, das sie zwingt, auf eine einzige, nur ihnen und ihren Artgenossen eigene Weise sich selbst und ihre Umwelt zu gestatten: ihre Umwelt in Ausdruck zu verwandeln, in einen Ausdruck ihrer Artung. Diese Weise, nach der sie schicksalhaft gestalten und sich entfalten müssen, nennen wir ihren Stil. Sie gestalten ihren Stil in ihre Umwelt hinein und machen diese so zu ihrem Werke. Was eine Kultur zu einer Einheit macht, das ist eben dieser sie durchwirkende Stil einer bestimmten Menschenart.

Meistens — vielleicht notwendig immer — entstehen Kulturen so, daß eine Menschenart als herrschende Schicht mit einer anderen, von ihr wesensverschiedenen Art in einer Gemeinschaft lebt und nun gerade aus dem sich klärenden Bewußtsein der Verschiedenheit der schöpferische Drang der herrschenden Schicht seine entscheidenden Anregungen empfängt. Die Kulturzeugung ist dann also begleitet und gefördert von der Auseinandersetzung mit einem fremden Formgesetze. Auch artgemischte Menschen können schöpferisch wirken in diesem Sinne: sie haben das fremde Formgesetz mit in sich selbst, die Auseinandersetzung mit ihm ist nach innen zu — in die eigene Seele — verlegt.

Wo die herrschende Schicht auf eine Kultur stößt, die nicht stärker, d. h. nicht schon höher und reicher entfaltet ist als ihre eigene, wird sie diese niederringen innerhalb der Gemeinschaft und schließlich sie verdrängen. In dieser Weise, so scheint es, sind die indogermanischen Kulturen entstanden: durch Überschichtung einer indogermanischen Erobererkaste über unterworfenen Fremden, die den Eroberern im Augenblick der Unterwerfung kulturell nicht überlegen waren. Anders lagen die Dinge bei der germanischen Völkerwanderung: die erobernden germanischen Stämme stießen auf Völker mit reich entfalteter, und zwar indogermanischer — also verwandter — Kultur: die Eigenkultur der dünngeschichteten Eroberer hielt sich nicht rein von der Kultur der Unterworfenen, sondern vermischte sich mit dieser, wobei wichtigste Kulturgüter der Herrenschicht, z. B. ihre Sprache, verloren gingen, während die Sprachen der Unterworfenen sich dann unter ihrem Einfluß umgestalteten.

Vergleichbar jener germanischen Ausbreitung, genannt die Völkerwande-

Digitized by Google

rung, ist die arabische Ausbreitung, nur daß diese, der arabischen Art entsprechend, mit einer weit größeren Plötzlichkeit in die Geschichte einbrach und — zunächst wenigstens — unter einheitlicher Leitung stand. Die arabischen Stämme, die bisher ihre Kraft in wechselseitiger Befehdung fruchtlos aufgerieben hatten, sahen sich geeinigt durch das Band des Islams; ihre Kraft wurde frei nach außen und erwies sich als machtvoll genug, um in wenigen Jahrzehnten die halbe Welt zu überrennen. Alles, was Mark in den Knochen hatte in Arabien, die beste und hoffnungsvollste Mannschaft aus allen Stämmen, wanderte in die fernen Heerlager der neuen Provinzen ab, um sich Ruhm und Gold zu erwerben. Es war eine große Zeit, und nur die Mindestgeweckten, die Mindestberufenen, die am mindesten Arabischen, blieben zu Hause. Arabien verschwendete sich an dem Taumel der Eroberung.

Die Kulturen der unterworfenen Völker waren der arabischen nicht unterlegen; sie waren vielmehr reicher entfaltet und länger bewährt als diese: sie waren „älter". Was hier mit arabischer Kultur gemeint ist, darf für jenen Augenblick noch gleichgesetzt werden mit islamischer Kultur: der Islam ist bei seiner Entstehung und bei der erobernden Ausbreitung seiner Bekenner ein arabisches Gebilde, und seine Bekenner legten damals keinen Wert darauf, ihn den Unterworfenen als eine Glaubensbotschaft zu bringen. Daß ein Nichtaraber Muslim wurde, schien den Arabern damals unerwünscht, ja fast ein Widerspruch in sich selbst.

Doch später kam es anders. Es trat innerhalb des arabischen Reiches jener Wettbewerb der Kulturen ein, der — wie wir sahen — stets eintritt in solchen Fällen, und das Ergebnis konnte überall dort, wo die Eroberer auf alte Gesittung stießen, nicht ein bedingungsloser Sieg des arabischen Geistes sein. Ferner: zwar setzte sich arabische Sprache, arabische Glaubensform, arabische Form des Gemeinschaftslebens in weitesten Teilen des Reiches allmählich durch, aber bei weitem nicht überall kam diese Kultur an Menschen, die den Schöpfern dieser Kultur an Blut und Wesen verwandt waren. Die entscheidende Art innerhalb des arabischen Volkes war die der wüstenländischen Rasse, die wir in früheren Heften dieser Zeitschrift[1] und in „Fremde Schönheit" als den Offenbarungstyp gezeichnet haben. Die Unterworfenen — z. B. auf syrischem Boden — waren dagegen vorherrschend vom Erlösungstyp, von der Art des vorderasiatischen Menschen, bestimmt[1]. Der Wüstenländer ist ein Mensch, der sich sorglos tummelt von Augenblick zu Augenblick; der innere Funke seiner Seele glimmt auf und scheint zu erlöschen und glimmt aufs neue und lodert hell empor zu rascher, kraftvoller Tat. Großes vermag er zu vollbringen, wenn ihm der Funke aufglimmt und er Gottes Ruf vernimmt. Um die Buchung seines Glaubens aber kümmert er sich wenig: er liebt die Luft des freien Feldes, den Rücken der Pferde und sein Schwert. Als ein Held und Streiter dient er seinem Gotte. — Der Vorderasiate hat andere Möglichkeiten in sich. Er ringt nach Erlösung von einem artgegebenen Zwiespalt in seiner Seele,

[1] Jahrg. III, Heft 5; Jahrg. IV, Heft 1.

Digitized by Google

den er „die Sünde" nennt; ihn härmt die Sorge um die „Richtigkeit" seines Glaubens, die er durch Dogmatisierung, also durch eine immer mehr ins einzelne gehende Buchung seines Glaubens zu sichern sucht. Je mehr er diesem entscheidenden Zuge seines Wesens folgt, desto tiefer gerät er in die Bücher, in die Stube, in die geschlossenen Stätten der Vergeistigung.
In die Hände solcher vorderasiatischen Menschen geriet nun der Islam, d. h. der Glaube der im wesentlichen wüstenländischen Araber. In ihren Gelehrtenstuben dogmatisierten sie diesen Glauben, entwickelten darin alle verborgenen Keime vorderasiatischen Stiles, die schon sein Schöpfer hineingelegt hatte[1], und bogen ihn so nach ihrem eigenen Stile um. Sie wurden Priester und Lehrer der Araber. Hier mag dem artrecht wüstenländischen Wesen der arabischen Kultur der erste Stoß versetzt worden sein; was dann unter dem Namen der islamischen Kultur sich bildete, war nicht mehr wesentlich arabisch, sondern ein Durcheinanderwogen der verschiedensten morgenländischen Stile, von denen der arabisch-wüstenländische nur einer war. Nur ein einziges arabisches Kulturgebilde hat seinen Sieg behauptet und hat seine Kraft, Artfremdes zu unterwerfen und arabisch zu machen, bewahrt: die arabische Sprache. Sie ist das reinste Zeugnis wüstenländischen Geistes und ist noch immer lebendig genug, um in den vielgemischten Menschen, die heute diese Sprache als die ihre sprechen, den wüstenländischen Stil in der Seele zu wecken und zu bilden, sofern er eben in der einzelnen Seele mit angelegt ist. Alle anderen Güter arabischer Bildung und Gesittung stehen heute in Frage bei denen, die nicht mehr wüstenländisch im engeren Sinne, und also nicht mehr beduinisch, leben.

An Stelle des wüstenländischen Eroberertyps tritt uns heute unter dem Namen des Arabers ein Mensch entgegen, der in seiner leiblichen Erscheinung, in seinem seelischen Wesen und in seiner Gesittung eine Verschlingung wüstenländischen Stiles mit vorderasiatischem darstellt: eine Verschlingung, die — trotz der Mannigfaltigkeit ihrer Einzelformen — doch wieder so etwas wie einen Typus zweiten Grades darstellt. Er wird am deutlichsten vertreten durch Menschen mit langem, schmalem Gesicht, mit fleischiger, etwas überhängender Nase vorderasiatischen Stiles, schweren Augenlidern — Gesichter also, deren Bau im Grunde von vorderasiatischem Stile bestimmt ist, aber mit einer Linie innerer Schlankheit, Leichtigkeit, Geformtheit darin, die von wüstenländischem Ursprung zeugt. So ungefähr sieht heute das wohlgebildete „semitische" Antlitz des städtischen Morgenländers aus, mit einem weiten Spielraum der Abwandlung, begrenzt durch die stilhafte Gesetzlichkeit der beiden sich mischenden Grundtypen. Besondere Eigenheiten des Ausdrucks sind es, die ein solches „semitisches" Antlitz zum arabischen Antlitz stempeln. Übrigens finden sich in Wirklichkeit auch noch ganz andere Einschläge darin: mittelländische, hamitische, nordische, west- und innerasiatische und besonders negerische; ja, es scheint,

[1] Muhammads Art und Denken war offenbar stark mitbestimmt von vorderasiatischem Stile. Aber er lebte als Araber unter Arabern und sprach zu Arabern, und das bedeutete damals, daß der wüstenländische Stil in den Vordergrund seines Wesens und seiner Lehre treten mußte.

Digitized by Google

daß diese mehr und mehr überhand nehmen und durch ihre immer deutlichere Einmischung das arabische Antlitz verwischen und entstellen. Vorläufig immerhin wird jene oben gezeichnete wüstenländisch-vorderasiatische Mischung mit einer gewissen Sonderprägung wüstenländischen Ausdrucks noch als das typisch arabische Antlitz gelten können.

Wüstenländische Art und vorderasiatische sind jedoch ihrem Wesen nach so bis auf den Grund verschieden, daß eine Vermischung beider nicht notwendig eine wertvolle Verbindung — eine „Verschmelzung" wie die oben gezeichnete —, sondern ganz ebensowohl auch ein Mißgebilde voll inneren Widerstreits ergeben kann, dessen Gesittungsdrang gebrochen und dessen Verhältnis zu der gegebenen Kultur der Gemeinschaft verwirrt ist. Zwar wurzeln beide Arten im religiösen Erlebnis, aber dieses Erlebnis selbst ist bei beiden von grundverschiedenem Stile. Je weniger entschieden in der Gemeinschaft oder in der Einzelseele der eine der beiden Stile — in unserem Falle der wüstenländische — überwog, desto merklicher wurde die Unsicherheit der gesittungzeugenden Kraft, desto minder gesichert, desto versteinerter zugleich und innerlich lebloser wurde die Gesittung selber. Schließlich mußte die schöpferische Kraft und mit ihr die Möglichkeit einer Erneuerung von innen her erlöschen. Gerade die Städte — vor Zeiten die Sammelpunkte arabischer Bildung — sind heute Schauplätze geistiger Versteinerung der Altgesinnten und kopfloser Verkitschung der „Modernen". — In den Städten, zumal in den Hafenstädten, findet sich überdies, durch den europäischen Levantehandel dorthin gespült, seit alters eine Bevölkerungsschicht, die sich aus ehemaligen Europäern gebildet hatte. Sie stammten meist aus den westlichen Mittelmeerländern, waren römisch-katholisch und behielten die Sprache und die Glaubensform ihrer Herkunftsländer mehr oder weniger bei, unterschieden sich jedenfalls hierin von den islamischen Morgenländern, ohne aber im Grunde Träger einer abendländischen Kultur zu bleiben. Sie fügten sich halb und halb in die morgenländischen Gemeinschaftsformen hinein und pflegten die Erinnerung an ihre europäische Herkunft nur mehr als eine sentimentale Pose. Man könnte sie als äußerlich orientalisierte Ex-Europäer bezeichnen; besser gesagt, sind sie Entwurzelte, die zwischen die Kulturen geraten und daher kulturlos geworden sind. Von den echten, kulturbewußten Morgenländern wurden sie verachtet, und sie selber gaben diese Verachtung mit einem Hinweis auf ihr Christen- und Europäertum zurück — mit einem Hinweis also, der weder echt noch berechtigt war. Auch der echte Europäer verachtete von je diese Leute und nannte sie Levantiner (im Gegensatze zu den echten Orientalen). — Als aber die türkische Herrschaft in den arabischen Ländern zerbröckelte und zuletzt zerbrach, zogen die Europäer als „Schutzherren" ins Land — diesmal kulturbewußte, echte Europäer — und brachten mit sich all die technischen Errungenschaften des letzten und dieses Jahrhunderts: lauter typische Erfindungen im Stile des nordischen Leistungsmenschen. Elektrische Anlagen aller Art wurden gelegt, Bahnen gebaut und Straßen für Schnellverkehr, das Land belebte sich mit rasenden Kraftfahrzeugen, die Luft mit Flugmaschinen, die Straßen der Städte mit mechanischen Be-

Digitized by Google

trieben. Unter den Morgenländern gab es Menschen, denen dunkel bewußt war, daß all dies Treiben ihrem eigensten Wesen fremd sei: daß es eine Durchdringung arabischer Länder und Völker mit einer starken, aber ihnen artfremden Kultur bedeute, eine Durchdringung, die mit einer Vernichtung arabischen Wesens enden muß. Aber solcher erkennenden Menschen gab es und gibt es hier nur wenige. Es gibt alte Fremdenfresser, die sich allem verschließen, was von „Ungläubigen" kommt, und die sich in ihrer Versteinerung gestört fühlen durch das neumodische Treiben. Ihre Moralpredigten werden angehört, äußerlich mit der schuldigen Achtung, innerlich mit Grinsen. Die Masse bestaunt die gewaltigen Werke Europas und Amerikas und liegt davor auf dem Bauche. Jeder Gedanke an geistige Selbständigkeit ist preisgegeben — man will „fortschrittlich", man will „modern" sein, und das kann nur heißen: europäisch sein. Mit europäischer Kultur in einen Wettbewerb zu treten als bewußter Morgenländer, Anstöße zu empfangen und zu geben zu entschlossener Schaffung neuer, lebendiger Offenbarungs- und Erlösungswerte, gegenüber denen die mechanistische Zivilisation Europas bedeutungslos — für das Morgenland bedeutungslos — erschiene, ein solcher Gedanke ist wohl überhaupt nie gefaßt noch erwogen worden, und er kann auch gar nicht mehr entstehen in dem artlosen Menschenbrei der arabischen Städte. Vielleicht gibt es Einsame, denen solche Gedanken nicht fremd sind, aber sie wissen zu schweigen, denn sie haben kein Volk mehr, das sie versteht, und leben darum außerhalb der Gemeinschaft. Es bliebe ihnen ja nichts zu sagen als das, was Heraklit von Ephesus, der alte Edle, seinen Stadtgenossen sagen konnte: „Recht täten die Epheser, wenn sie sich aufhängten, alle, Mann für Mann!" Die städtische Menge aber jauchzt der Sensation der Mechanisierung zu, und man will selbst ein Europäer sein, vielmehr: als Europäer gelten, und wenn das nicht geht, dann doch als Halbeuropäer, als Quasieuropäer. Man verachtet sich selbst als das, was man bisher gewesen, und möchte am liebsten aus der Haut fahren. Statt dessen kauft man sich vor allem anderen einen europäischen Anzug, und wenn's dazu nicht reicht, dann wenigstens Teile eines solchen. Nicht wenige verachten schon ihre arabische Muttersprache und reden — vor den Leuten wenigstens — Englisch oder Französisch. Um jeden Preis ist man ein Affe Europas.

Das ist die goldene Zeit des Levantinertums! Nicht verachtet mehr wird jetzt der Levantiner von den Morgenländern, die keine Morgenländer mehr sind, nein — jetzt ist der Levantiner das Vorbild. Ist der Europäer ein Gott, so ist der Levantiner ein Halbgott. Kann man ein Europäer nicht werden, so bringt man es doch wenigstens bis zum Levantiner. Man braucht dazu ja nur kulturlos zu werden, wurzellos, artlos, gesittungslos, gesinnungslos. Und das ist man ja schon in dem Augenblicke, wo man es will. In der Türkei wird dieser Weg mit staatlichem Zwang beschritten, in den arabischen Städten geht es ohne Zwang vielleicht noch schneller. Der Unterschied liegt wohl nur darin, daß hier der städtische Muslim noch den roten Tarbusch trägt (aus Angst vor dem Mufti) und dort nicht, weil er dort staatlich verboten ist und der Mufti keine Macht hat.

Digitized by Google

Den Biedermännern in Europa aber, die da glauben, daß auf diesem Wege sich das Morgenland seine Selbständigkeit erhalten oder wiedergewinnen werde, geb' ich zu bedenken: was ist eine staatliche Freiheit wert, wenn die geistige Freiheit, die geistige Eigenwüchsigkeit, dafür hingegeben wird? Und wiederum: werden Menschen, die ihre geistige Freiheit, ihre Kultur, wegwerfen — werden sie auch nur imstande sein, ihre staatliche Freiheit ernsthaft zu verfechten? Und schließlich: auch der Staat, die äußere Form der Gemeinschaft, ist letzten Endes Ausdruck einer Art und ist ein Stück Kultur[1]. In welcher staatlichen Gemeinschaftsform aber sollen die ihrem Wesen nach Kulturlosen, die Neu-Levantiner, denn regiert — ach nein, verwaltet werden? Manche, die noch ein wenig echt sind oder doch Gewissen haben, schauen nach Südosten, wo in Wüstenarabien der König Ibn Sa'ûd seinen wahhabitischen Puritanern gebietet. Was aber sollte ein Beduinenkönig — gerade, wenn er noch echt arabisch und dazu ein echter König ist — mit der kopf- und herzlosen Herde der Levantiner machen? Er müßte die Städte Syriens und Ägyptens entvölkern, wenn er sich ein großarabisches Volk schaffen wollte, das wirklich noch ein Volk wäre.

Arabisch sein kann nichts anderes heißen als: im Grunde des Herzens auch als Städter noch ein Beduine sein. Was aber haben solche Levantiner, wie z. B. unser begeisterter Efendi einer ist, noch mit den Beduinen zu schaffen? Ihm und seinen Stadtgenossen ist die Erinnerung an die beduinische Herkunft aller echten Araber nichts anderes als eine sentimentale Pose, im besten Falle ein Deklamationsthema. Er nennt England den Feind der Araber und geht — auch zu Hause — in der Kleidung seiner Feinde und rühmt sich der Bildung seiner Feinde und lehrt und erzieht nach der Weise seiner Feinde die arabische Jugend, die ihm anvertraut ist. Ob er wohl jemals mit einem Beduinen auch nur ein Wort gewechselt hat? Er behauptet es. Ob er jemals den Drang verspürt hat, auf dem Rücken eines Reitkamels quer durch die Wüste zu traben? Ich glaube es nicht. „Wenn nur das Herz arabisch ist..."

II.

Manche der hier und im vorigen Aufsatz (Jahrg. IV, Heft 1: Erziehung und Artung im Morgenlande) vorgetragenen Gedanken lassen sich an einigen Bildern deutlicher machen. Als den typischen Vertreter des Abendlandes beschrieben wir den nordischen Leistungsmenschen, wie er heute zumeist in den germanisch besiedelten Ländern Europas und Nordamerikas zu finden ist: er hat seine Welt sich gegenüber und ist da, um etwas zu gestalten, etwas zu leisten an ihr. All sein Ruhen — und er kann ruhen, er kann vollendet faul sein —, all sein Müßiggang ist im Grunde doch immer nur ein Kräftesammeln zu neuer Leistung, mit der er seine Welt umgreifen und durchgreifen muß. Die europäische Schulerziehung, zumal in den germanischen Ländern, ist geeignet, Kinder zu Leistungsmenschen zu erziehen. Dabei wird vorausgesetzt, daß im einzelnen Kinde dieser Lebensstil

[1] Vgl. hierzu: Prinz F. W. zur Lippe, Vom Rassenstil zur Staatsgestalt. (Berlin-Neu-Finkenkrug 1928, Hermann Paetel.)

Digitized by Google

Abb. 1
Nordfriesischer Junge

Abb. 2
Araberjunge aus Nablus
(auf einem Esel reitend)

Digitized by Google

Abb. 3
Arabisches Mädchen aus Jerusalem mit zurückgeschlagenem Schleier

Abb. 4
Dieselbe, schleierlos

Digitized by Google

Abb. 5
Nordfriesisches Mädchen

Abb. 6
Dieselbe, geborgen in der Tracht ihres Stammes

Abb. 7
Jemenitische Frau

Abb. 8
Dieselbe, entstellt durch artfremde Kleidung

Digitized by Google

Abb. 9

Abb. 10

Abb. 11

Abb. 12

Araberinnen. Stufen der Verstädterung und „Modernisierung"

Digitized by Google

des Leistungsmenschen als Anlage bereitliege und durch die Erziehung nur geweckt zu werden brauche. Wo diese Voraussetzung nicht zutrifft, wo also z. B. auf einer deutschen Schulbank ein Kind sitzt, das von anderer Art ist (so daß nicht Leistungswerte in ihm angelegt sind, sondern andere Werte), da wird es entweder verbildet und verfälscht, oder es geht an dieser ihm aufgezwungenen artfremden Erziehung seelisch zugrunde: es kommt „unters Rad". Wo aber abendländische Bildung über ihren natürlichen Geltungsbereich hinaus ins Morgenland getragen wird, da wirkt sie als ein Spaltpilz der Zersetzung auf die dort bodenständigen Kulturen und erregt jenen kulturellen Erkrankungsvorgang, den wir die Levantisierung nannten. — Wir zeigen auf Abb. 1 das Antlitz eines deutschen Jungen nordfriesischer Herkunft, der zwar — nach Art jener Jungen — recht bärbeißig dreinschaut, während er vom Verfasser abgebildet wird, sich sonst aber durchaus wohl und im Einklang fühlt mit seiner Umwelt. Er sieht aus wie einer, der sein Gegenüber, seinen „Gegenstand", fest ins Auge faßt, mit nüchternem, sicheren Griffe zupackt und eine Aufgabe bewältigen kann, ohne je ihren Zweck und das Ziel aus dem Auge zu verlieren. Seine Begabung — sei sie groß oder gering — ist eine Begabung zu Leistungen; die in ihm angelegten Werte sind Leistungswerte. Eine artrechte Erziehung wird diese Werte in ihm zu wecken und zu entfalten haben und diesen Jungen zu einem Menschen machen, dessen Leben geleitet ist von einem Bewußtsein der Verantwortung für die ihm gestellten Aufgaben. „Richtig" erzogen ist er, wenn er ein Mann geworden ist, auf dessen Sachlichkeit und Pflichtgefühl man sich verlassen kann. Friesisch und deutsch bedeuten keine entscheidenden Unterschiede innerhalb dieser Erziehung: der friesische Stamm ist großenteils im Deutschtum aufgegangen und hat dabei wohl manche seiner angestammten Eigenheiten — die friesische Sprache z. B. — verloren, aber die entscheidenden Züge seines Wesens konnte er nicht wandeln und brauchte er nicht aufzugeben, um „deutsch" zu sein.

Abb. 2 zeigt einen arabischen Jungen aus einer kleinen palästinischen Stadt. Er sitzt auf dem Rücken eines Esels — fast möchte man sagen, daß dies zu seinem Wesen gehöre. Er ist plötzlich aufgetaucht und wird auch plötzlich wieder weg sein: wie angeweht und wieder fortgeweht. Der Augenblick, in dem unser Bild ihn erfaßt hat, ist ein Augenblick der Heiterkeit: die rasche Antwort auf ein rasch ihm zugeworfenes Wort. Er kennt auch andere Augenblicke: den der rasenden, wirbelnden Wut im Streit mit seinen Gefährten, dem rasche Versöhnung folgt, wenn der Augenblick vertobt ist. Und er wird, indem er zum Manne reift, die Macht unzähliger Augenblicke verspüren, und sie werden sich aneinanderreihen, wie die Perlen an einer Kette, und werden glänzen und werden sein Leben sein. Seine Begabung — sei sie groß oder gering — ist eine Begabung, im Augenblicke zu leben, und eine Begabung zu Handlungen, die aus dem aufglimmenden Augenblick entspringen — Handlungen, bei denen nichts Dauerndes, Greifbares, Zweckhaftes, Vorzeigbares „herauszukommen" braucht, sondern deren Wert in ihnen selbst liegt. Der höchste Augenblick in einem solchen Leben ist der Augenblick der Offenbarung: wenn Gottes Stimme durch die Seele des

Digitized by Google

Menschen klingt. Darum — wenn wir im Antlitz dieses Jungen auch noch nichts von einem Offenbarungserlebnis lesen und wenn er, als Einzelmensch, vielleicht auch nie zu diesem höchsten Erlebnis seines Typus aufsteigt — so gehört er doch (wenn auch nicht völlig rein) dem Offenbarungstypus an: sein Lebensstil ist im wesentlichen der des wüstenländischen Offenbarungsmenschen. Eine „richtige" Erziehung, d. h. eine solche, die das Beste von dem, was in ihm steckt, hervorruft und entfaltet, wird aus ihm einen Menschen machen, der bereitet ist, die Offenbarung zu empfangen und auszuströmen, wenn ihr Augenblick ihn überkommt. Eine richtige, d. i. artrechte, Erziehung wird ihn zu einem Manne bilden, der die Welt als ein Wunder Gottes erlebt und in ihr als Gottes Knecht, als Gottes Streiter tut, was der rechte Augenblick ihm eingibt.

Der arabische Junge, den unsere Abbildung zeigt, genießt freilich keine Erziehung im engeren Sinne des Wortes: er hat den Vorzug, überhaupt nicht gebildet zu werden. Er besucht keine Schule, sondern tummelt sich, wie er mag. Darum ist er noch echt, auch in der Kleidung. Wäre er zur Schule gegangen, so wäre er — auch in einer islamischen Schule — einem europäischen Erziehungsverfahren unterworfen worden, das ihn zwar nicht zum Europäer, nicht zu einem Leistungsmenschen gemacht, wohl aber ihn — durch die Macht des artfremden Vorbilds — verbildet, verfälscht, verkitscht, kurzum: ihn levantisiert hätte. Die Dinge liegen heute so im Morgenlande, daß für morgenländische Kinder nur noch e i n e unschädliche Erziehung zu erlangen ist, nämlich: gar keine Erziehung.

Den Vorzug, keine Levantisierungsanstalt besuchen zu müssen, genießt auch das arabische Mädchen, das die Abb. 3 und 4 darstellen: ihr Vater hat (angeblich) nicht die Mittel, sie zur Schule zu schicken. Einen reinen Rassentyp verkörpert sie durchaus nicht, aber eine edle Tracht arabischen Stiles vermag aus ihrer Erscheinung noch das wesentlich Wüstenländische herauszuholen, so daß Antlitz und Kleidung auf Abb. 3 noch wie aus einem Gusse sind, der aus keiner schlechten Gußform hervorging. Auf Abb. 4 aber ist die Kopftracht der arabischen Städterinnen fortgenommen, ein Kleidchen wird enthüllt, dessen Form und Farbe überall und nirgends hingehört: die Erscheinung verliert ihre Anmut. Während die stilechte Tracht (Abb. 3) aus dem Mädchen „etwas machte" — d. h. das Beste hervorhob und wirken ließ von dem, was in ihr steckt —, ist sie auf Abb. 4 gleichsam losgelassen aus der Geborgenheit einer Fassung arabischen Stiles: die typischen Züge treten zurück und die einzelmenschlichen (individuellen) Züge dieses Kindes — Züge, in denen Unzartes, ja Gemeines, mitspricht — sind bloßgestellt und treten peinlich hervor.

Auch die beiden folgenden Abbildungen zeigen ein Antlitz einmal in Stammestracht (Abb. 6) und einmal ohne diese (Abb. 5). Die Wirkung des Kleiderwechsels entspricht zwar genau dem vorigen Falle und ist dennoch grundverschieden. Die Tracht ist hier eine bäuerliche Stammestracht und ist geeignet, die stammestümlichen Züge zu betonen: sie bildet einen Rahmen, in dem dieses Antlitz zwar geborgen, aber doch auch beengt erscheint. Es ist ein Erbgewand, das nicht diesem besonderen Menschenkinde auf den Leib

Digitized by Google

geschnitten ist und darum das einzelmenschlich Eigenartige in der Erscheinung nicht aufkommen läßt. Darum wirkt der Wechsel von Abb. 6 zu Abb. 5 wie eine Befreiung der einzelmenschlichen Züge, die sich nun mit schlichter, kräftiger Selbstbewußtheit entfalten. Die Kleidung, soviel davon auf Abb. 5 zu sehen ist, besagt fast nichts, aber sie verdirbt auch nichts: das Typische — der Stil des nordischen Leistungsmenschen — und das Einzelmenschliche treten gleichermaßen frei und echt hervor, und sie stören einander nicht, weil eins im anderen ruht. Im vorigen Falle aber (Abb. 3 und 4) gründeten alle Werte der Erscheinung einzig im Typischen und verschwinden mit diesem, weil „persönliche" Werte in diesem Einzelfalle nicht da sind.

Mit dem Worte „Tracht" bezeichnen wir eine Kleidung, die im Stile einer geschichtlich gewordenen Gemeinschaft gestaltet ist und letzten Endes im Stile einer bestimmten Menschenart, einer Rasse, wurzelt. Darum sprachen wir von der „Leistungstracht" des nordischen Leistungsmenschen, wir sprachen von „Erlösungstracht" und „Offenbarungstracht". Unter Leistungstracht z. B. verstehen wir: Kleidung, die geeignet ist, den nordischen Leistungsmenschen artrecht zu kleiden, d. h. so zu kleiden, daß sein artlicher Ausdruck sich frei entfalten kann und durch die Kleidung gefördert und betont wird. Innerhalb dieser vom Rassenstil bestimmten Kleidungsweise — nennen wir sie kurzweg: die Rassentracht — sind unendliche Abwandlungen möglich: eben jene geschichtlich gewordenen Gemeinschaftstrachten (Stammes- und Standestrachten), die den Stil der Rassentracht mehr oder minder gut verwirklichen, manchmal auch — z. B. durch artfremdes Vorbild — eine geschichtliche Entwicklung nahmen, die sich vom Rassenstil entfernte. Es scheint, daß sehr viele Sondertrachten des nordischen Abendlandes schon deshalb zu schnellem Verschwinden verdammt sind, weil sie in das mechanisierte Leistungstempo des heutigen Abendländers nicht mehr passen: sie wirken wie schwere, feierliche Behänge, wie Rückstände aus einer Zeit, die noch feiern konnte und durfte, während heute alles Feiern nur mehr ein flüchtiges Atemholen ist. Aber wenn der nordische Mensch auch die Sondertracht der Gemeinschaft, der er jeweils angehört, ablegt und sich in die Einheitstracht des Abendlandes kleidet, so entstellt er sich doch nicht: auch diese ist Leistungstracht, ist seine artrechte Rassentracht — ist es reiner vielleicht als viele der geschichtlichen Sondertrachten, und somit gibt der nordische Mensch mit diesen zwar ein Stück Reichtum hin, ein Stück Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit, aber er gibt nichts auf von seinem Wesen.

Anders das Morgenland. Der Morgenländer ist im Begriffe, nicht nur seine geschichtlichen Stammes- und Standestrachten aufzugeben etwa zugunsten einer morgenländischen Einheitstracht, sondern er verliert seine artrechte Tracht überhaupt, seine stilgemäße Rassentracht — er ist im Begriffe, seinen Rassenstil zu verleugnen und zu verwerfen. Und dies nicht in den Städten allein, auch der Bauer ist glücklich, wenn er einen „Sakko" erwischt und trägt ihn — auch bei Festen, ja gerade da — zur Keffije und unter der ʿAbâ; selbst Wüstenhäuptlinge sieht man gelegentlich schon in solchem

Digitized by Google

Mischkostüm. Die muslimische Frau ist durch die Satzung des Islams gegen solche Entstellung ein wenig besser geschützt als der Mann. Wo diese Satzung fortfällt, bei Christinnen z. B., gibt es kein Halten mehr. Ähnlich liegen die Dinge bei den morgenländischen Juden, zumal bei den südarabischen, die dem arabischen Typus sehr nahekommen und auch kulturell in mancher Hinsicht (Sprache, Gemeinschaftsformen) dem Arabertume angeglichen sind. Unsere Abb. 7 zeigt das Antlitz einer jungen Frau, die aus der Landschaft Jemen in Südarabien stammt. Sie gehört einer alten jüdischen Familie an, wo man auf Überlieferungen nicht nur des Glaubens, sondern auch der Sippe hält, und in der Tat spricht aus diesem Antlitz — auf Abb. 7 — etwas, das wir adelig nennen. Der Gesichtsbau zeigt wüstenländischen Stil mit Spuren vorderasiatischen und hamitischen Stiles: die schwer gefalteten Augenlider gehören eigentlich nicht zu Augen von solcher Art wie diese, und im gesamten Seitenumriß spricht in einer mit Worten kaum beschreiblichen Weise eine Linie hamitischen Stiles mit. Alles in allem: ein arabisches Antlitz eher als ein jüdisches, und zwar arabisch mit jemenitischer Stammesprägung.

Von der überlieferten Tracht der südarabischen Juden hat sich diese Frau einen Rest bewahrt: das Kopftuch, das zu tragen ihr die jüdische Sitte vorschreibt. Es ist — auf Abb. 7 — nicht schwer zu sehen, daß die edlen Formen dieses Antlitzes durch das Kopftuch nicht gestört, eher gefördert sind. Von der übrigen Kleidung ist sonst auf diesem Bilde, so wie wir es hier ausgeschnitten haben, nur wenig zu sehen, und eben darum wirkt es edel und echt. Und nun einen Blick auf Abb. 8, die ihre Gesamterscheinung bringt in einer Kleidung, die europäisch oder „modern" sein soll und allen Adel dieser Gestalt hinwegscheucht oder in sein Gegenteil verwandelt.

Die letzte Tafel — Abb. 9 bis 12 — zeigt arabische Mädchen und Frauen. Der Ausdrucksinhalt all dieser Gesichter ist ungefähr derselbe (ein Lächeln aus Verlegenheit), doch wie verschieden ist die Weise, in der dieser Inhalt sich darstellt! Wir denken dabei hier nicht so sehr an den Stil der Rasse. Um diesen vorweg zu erläutern: auf Abb. 9 erscheint eine Mischung aus turanischen (innerasiatischen) und negerischen Formen; auf Abb. 10 tritt zu solchen ein wüstenländischer Einschlag hinzu; auf Abb. 11 tritt Wüstenländisches noch deutlicher hervor; Abb. 12 zeigt eine Mischung von Wüstenländisch und Vorderasiatisch. Innerhalb dieser Reihe also müßte — der rassischen Zusammensetzung nach — die letzte Abbildung das arabischste Antlitz zeigen, da sie doch gerade die Mischung darstellt, die wir oben als den heutigen „semitischen" Typus zeichneten. — Betrachten wir nun die Ausdrucksprägung dieser Gesichter. Abb. 9: ein Mädchen, das mit seinen Eltern eine etwas bebaute Höhle vor den Mauern der Stadt Jerusalem bewohnt, von einigen Ziegen und Schafen, von grünen Kräutern und einigem Diebstahl lebt — ein Wildling also, weder städtisch noch bäuerlich noch beduinisch, nur den Tierlein auf der Heide vergleichbar. Und so treten denn auch in ihrem Antlitz nur tierhafte Züge hervor, doch diese ungebrochen, in voller Ursprünglichkeit, ohne Spuren irgendwelcher Dressur. Darum wirken sie erfreulich, wie eben alles naturhaft Echte auf den un-

Digitized by Google

verbildeten Menschen erfreulich wirkt. Abb. 10: ein Mädchen aus einer halbstädtischen Siedelung bei Jerusalem. (Sie spricht die städtische Mundart, aber dicht unter dem Hause ihrer Eltern beginnt der rein bäuerliche Bereich, wo die fellahische Mundart gesprochen wird.) Wir haben sie hier im Hausgewande abgebildet; geht sie zur Stadt, so legt sie das Mendil, den schwarzen Schleier der Städterinnen, an (vgl. Abb. 3 und 11), mit dem sie das Antlitz verhüllen muß, sobald ein Mann in Sicht kommt. Im Grunde ihres Wesens ist sie ein Bauernkind, standfest, handfest, tüchtig, einfach und gut. Der Levantisierungstaumel der Städter ist an ihre Schlichtheit nicht herangekommen. Darum wirkt dieses Antlitz, wenngleich es nicht eben „schön" ist, doch unverfälscht und angenehm. Anders Bild 11, das die Schwester dieses Mädchens darstellt. Sie ist die Frau eines Kleinkrämers, der seine Waren auf einem Handwagen umherführt, um sie an wechselnden Orten feilzubieten. Sie trägt hier, wenn auch ungern, den Kopfschleier der muslimischen Städterinnen, ist aber sonst völlig nach dem Muster Europa (wenn auch nicht nach der allerletzten Pariser Mode) gekleidet, also levantisiert. Ihr Gesichtsausdruck ist der typisch levantinische: jeder Zug scheint um Anerkennung ihres angeschminkten Europäertums zu buhlen. — Abb. 12 zeigt einen Sonderfall, den wir schon früher[1] in dieser Zeitschrift besprachen: ein Mädchen arabischer Herkunft, das in Amerika erzogen ist. Ihr Rohstoff ist, wie wir schon vorhin sahen, nicht schlecht: man hätte ein gut arabisches Antlitz daraus gestalten können. Statt dessen hat man versucht, aus ihr ein „Girl" zu machen, also ein abendländisches Geschöpf mit nordamerikanischer Sonderprägung. Und es ist wirklich etwas vom Girl in diesem Antlitz, aber nur die Pose, die Nachahmung des Girls: etwas Angelerntes, das den artgegebenen Ausdrucksmöglichkeiten dieser Züge widerspricht; und diese Pose eben ist es, was dieses Antlitz so „unmöglich" macht. Hier ist alles wirklich rückhaltlos „modernisiert", was bei morgenländisch angelegten Menschen soviel bedeutet wie: seiner morgenländischen Eigenwerte beraubt durch vollkommene Levantisierung.

Die Regression und die Rückzugserscheinungen in der Psychologie

Von Ch. Baudouin

Autorisierte deutsche Übersetzung von S. Lorié

I. „Regret" (Bedauern, Nachtrauern) und Haftenbleiben
II. Die offenen Regressionen
III. Die Introversionen
IV. Zur Darstellung der drei Phänomene
V. Die Rückzugstendenzen.

Es wird immer mehr und mehr anerkannt, daß die Charakter- und Nervenstörungen durch gewisse Rückzugserscheinungen, durch gewisse „Re-

[1] Jahrg. III, Heft 5: Schönheit und Unschönheit der menschlichen Erscheinung, S. 299 und Abb. 9.

Digitized by Google

gressionen der psychologischen Energie" gekennzeichnet sind: statt auf dem Wege ihrer normalen Entwicklung vorwärts zu strömen, würde diese Energie sozusagen einen rückläufigen Weg einschlagen. Diese Meinung ist zu wiederholten Malen und unter verschiedenen Formen von Pierre Janet verfochten worden, sei es, daß er von jener „Furcht vor der Tat" spricht, welche den Neurotiker vom Realobjekt abwendet und seine dahinzielenden Reaktionen hemmt, sei es, daß er auf der „Abnahme der psychologischen Spannung" besteht, welche das Sinken der psychologischen Erscheinungen auf ein früheres und niedrigeres Entwicklungsniveau nach sich zieht. Eine ähnliche Auffassung der Neurose finden wir auch bei C. von Monakoff, und zwar als Schlußfolgerung seiner fünfzigjährigen Forschung auf dem Gebiete der Neurologie[1]. Schließlich ist auch die hervorragende Rolle der „Regression" in der Psychologie Freuds und seiner Schüler zur Genüge bekannt. Aber alle durch diesen Terminus und ähnliche Termini ausgedrückten Ideen entbehren manchmal der Klarheit; auch werden sie nicht immer richtig verstanden. Besonders mißlich scheint es uns, daß man in einem Begriff sehr verschiedenartige Funktionen und Mechanismen zusammenfaßt, da diese Begriffsverwirrungen schwerwiegende Folgen nach sich ziehen. Ist es Vermessenheit, wenn man diese, so sehr komplexe Frage einigermaßen klarer zu beleuchten versucht?

In der vorliegenden Arbeit wollen wir mehrere Gruppen konkreter Beispiele einer genauen Prüfung unterziehen; eine jede dieser Gruppen ist offenbar von den anderen unterschieden, und dennoch besteht oftmals ein enger Zusammenhang zwischen allen.

I. „Regret" (Bedauern, Nachtrauern) und Haftenbleiben

Wir alle kennen die alltägliche Erscheinung des Bedauerns, des „regret", denn ein jeder hat sie wohl an sich selber erfahren. Aber in gewissen, äußersten Fällen weist der „regret" so ausgesprochene Züge auf, daß seine wahre Bedeutung deutlicher zutage tritt. Man sieht alsdann, daß der mit „regret" behaftete Mensch die Neigung hat, sich in ein früheres Lebensstadium zurückzuversetzen, es wieder und wiederum zu erleben oder, besser gesagt, ein Betragen, das dazumal aufgegeben werden mußte, bis in die Unendlichkeit fortzusetzen. Es ist, als wolle er eine Tendenz befriedigen, deren Ausführung zu jener Zeit versperrt worden war, und als sei er unfähig, es in anderer Form zu tun als in jener, welche dazumal spielte. Diese äußersten Fälle des Bedauerns hat man unter der ausdrucksvollen Benennung „Haftenbleiben" beschrieben.

Es ist natürlich, daß eine Mutter, die ihr Kind verloren hat, es nicht nur bedauert, sondern ihm lange und schmerzlich nachtrauert. Doch ist es

[1] C. v. Monakoff, Fünfzig Jahre Neurologie. Orell-Füssli, Zürich. 1924. S. 42, 50, 94.

Digitized by Google

ebenso natürlich, daß sie, mit Hilfe der alle Wunden heilenden Zeit, neue Objekte für ihre mütterliche Zärtlichkeit findet: in der Liebe zu ihren Großkindern, in einer mildtätigen oder erzieherischen Tätigkeit. Im entgegengesetzten Falle setzt sich das Bedauern fest und bleibt unerbittlich „haften".

Marguerite, eine Frau in den Fünfzigern, verliert plötzlich ihren einzigen Sohn, in dem sie, seit dem Tode ihres Mannes, den einzigen Sinn ihres Lebens sah. Die arme Frau, deren Lebensbedingungen derart sind, daß sie wenig Sympathie um sich und keinerlei interessante Tätigkeit vor sich sieht, konzentriert während mehreren Jahren all ihr Denken und Trachten auf ihren Verlust. Alles andere hat sozusagen aufgehört zu existieren. Ihr Gespräch dreht sich ausschließlich um ihren Sohn und die letzten Augenblicke seines Lebens. Sie klammert sich beinahe zwangsmäßig (obwohl noch nicht durchaus krankhaft) an spiritistische Theorien, welche ihr die Gegenwart der Toten und ein Wiedersehen mit ihnen verheißen. Trotzdem sie eine volle Geistesklarheit bewahrt, gibt sie dennoch willig den Wert verschiedener kleiner, sogar zweifelhafter Zeichen zu, durch welche der Geist des Verstorbenen sich ihr möglicherweise hie und da offenbarte: kurz, sie ist an dieser einzigen Erinnerung „haftengeblieben". Es ist, als ob all ihr Denken und Trachten beständig diesem einzigen Punkt ihrer Vergangenheit zuströmte. Dieser Fall ist einfach; es ist leider kein Einzelfall, und es braucht keiner psychologischen Schulung, um Beispiele dafür zu finden: es gibt deren genug inmitten der Menschen, denen ein herber, unerwarteter seelischer Schmerz zuteil wurde.

Bei Maurice, einem intellektuellen jungen Mann, der sich wegen verschiedener Schwierigkeiten, auf die wir später zurückkommen werden, an mich wandte, stellt das Nachtrauern („regret") um die Vergangenheit eine andere, sehr seltsame und jedenfalls weniger normale Form dar. Er behauptet, seit seinem fünften oder sechsten Jahre das Bedürfnis empfunden zu haben, einen Spaziergang allein zu wiederholen, den er einst mit seiner Mutter gemacht und der ihm einige Freude bereitet hatte. Es war gleichsam, als wollte er diese Freude nochmals erleben. In der Folge verallgemeinerte sich diese Einstellung und übertrug sich auf allerhand Lebenslagen; er suchte die früheren Erregungen wiederzuerleben, indem er sich, so gut es ging, in die gleichen Bedingungen zurückversetzte, deren Spuren wieder auffrischte, um daraus ein volles Lustgefühl auszupressen. Doch ein jedes dieser Erlebnisse hinterließ in ihm das Gefühl von etwas Unbefriedigendem, Unvollendetem, und zwang ihn immer wieder zum Rückschreiten. Er bedauerte, bestätigen zu müssen, daß diese seltsame Veranlagung alle seine Bewegungen verlangsamt, seine Entwicklung hemmt und zurückhält. Die Erschwerung

Digitized by Google

der Fortbewegung war übrigens keine bloße Metapher: merkwürdigerweise wies er Symptome von Herzklopfen und Unwohlsein auf, welche ihn oft nötigten, langsamer zu gehen und manches Mal sogar stillzustehen. Die Analyse schien es bestätigen zu wollen, daß diese physische Erscheinung gewissermaßen mit der psychologischen Veranlagung zum „regret" zusammenhing, trotzdem dieser Zusammenhang unbewußt war.

So ist es manchmal. Es genügt, daß man sich während des Gehens einer Ungeschicklichkeit („gaffe"), einer lächerlichen Lage erinnert und dabei einen „regret" empfindet, um plötzlich und unwillkürlich in der Fortbewegung gehemmt zu werden; es ist, als wolle man wieder umkehren.

Man kann nicht umhin an dieser Stelle, Dostojewskijs zu gedenken, der mit seiner außerordentlich großen psychologischen Einsicht diese Beobachtung gemacht hat; es handelt sich um Myschkin — eine der Hauptpersonen in seinem Roman „Der Idiot".

„Atemlos vor Scham, fast verzweifelt stand er wie festgenagelt an der Tür, unfähig, sich von der Stelle zu rühren. So geschieht es manches Mal: eine unerträgliche, besonders eine beschämende Erinnerung wird wach, bemächtigt sich des Menschen und lähmt gewöhnlich momentan seine Bewegungsfähigkeit[1]."

Es muß beigefügt werden, daß, wenn die Scham mitspielt, es sich nicht mehr um bloßes Bedauern („regret") handelt; bei der Besprechung der „rückschrittlichen Tendenzen" werden wir auf diese Frage zurückkommen.

Kehren wir zur Darstellung unserer Fälle von „regret" zurück.

Gianello ist ein geistig hochstehender, künstlerisch begabter Mensch, Verfasser einer Reihe von Werken, die einigen Erfolg erfahren haben; seine intellektuelle und professionelle Entwicklung läßt scheinbar nichts zu wünschen übrig. Sein affektives Leben dagegen hat sich nicht gleich befriedigend entwickelt. Er beschreibt seine Kindheit als die Zeit einer feinen, köstlichen, aber etwas unruhig ängstlichen Empfindsamkeit. Besonders lebhaft ist die Erinnerung an eine zärtliche, keusch-leidenschaftliche Liebe, die er als Junge zu einem kleinen Mädchen hegte. Gianello gesteht, daß in der Folge kein Gefühl diesem auch annähernd gleich kam, im Gegenteil, sein erwachsenes Liebesleben war gleichsam dahingeschwunden und unbefriedigt geblieben. Er besitzt genügend Selbstbeobachtungsgabe, um die Bindung seines Gefühls an dieses erste Objekt zu begreifen; in seinen Phantasien und Träumen, sogar in seinen künstlerischen Werken kommt er beständig darauf zurück. Er begreift auch, daß es normalerweise auf keine neuen Objekte übertragen werden konnte.

[1] Dostojewskij, Der Idiot. 2. Teil, V.

Digitized by Google

In anderen Fällen ist der „regret" unmittelbarer mit pathologischen Bildungen assoziiert: so z. B. im Falle einer jungen Frau, Pauline, die eine hysterische Kontraktur der rechten Gesichtsseite aufwies. Gleich bei Beginn der Analyse führen ihre Träume und Phantasien beharrlich auf gewisse ferne Lebensepochen, auf ihre Kindheit und Mädchenzeit zurück. Bald erweist es sich auch, daß sie unter ihrem gegenwärtigen Leben leidet, demselben entfliehen möchte und, ohne es sich selber zu gestehen, Sehnsucht nach jenen fernen Zeiten hat. In ihrer Kindheit war sie ganz besonders an einen kleinen Knaben gebunden, dessen Mutter mit einer Verunstaltung an der rechten Gesichtsseite behaftet war. Sie eignete sich dieses Zeichen an und identifizierte sich dadurch mit dem Wesen, welches ihrem kleinen, schmerzlich vermißten Freunde am nächsten stand. Dieses Ideensystem war wohl nicht das einzige, welches in der Entstehung dieser reichlich „überdeterminierten" Kontraktur mitspielte; aber es war jedenfalls eine der determinierenden Ursachen.
In gewissen Fällen endlich beherrscht diese Rückkehr in die Vergangenheit den ganzen Vordergrund des Bildes. So z. B. bei Janets Kranker, welche fortfährt, auf das Grab ihrer verhaßten Schwiegermutter loszuschlagen, oder im Falle jener geisteskranken Frau, welche nach dem Tode ihres Kindes unaufhörlich, Tag für Tag, ein Holzscheit in ihren Armen wiegt.
Es wäre jedoch angebracht, alle diese verschiedenen Erscheinungstypen — angefangen von den allergewöhnlichsten bis zu den äußersten Grenzfällen — mit einem Gesamtausdruck zu bezeichnen, denn sie bilden offenbar eine einzige Erscheinungsreihe. Meines Erachtens könnte sich die Psychologie mit dem so einfachen und klaren Ausdruck „regret" („Bedauern", „Nachtrauern") begnügen, weil er alle diese Fälle vorzüglich bezeichnet. Dieser so sehr prägnante Terminus ist dem der „Regression" verwandt; auch die beiden Erscheinungen stehen einander recht nahe. Wir werden im weiteren darauf zurückkommen. Aber wenn wir diesen Ausdruck für die Psychologie brauchbar machen wollen, so müssen wir das Vorhandensein eines unbewußten „regret" zulassen (in dem Sinne etwa, wie man von unbewußten Wünschen spricht). Kurz gesagt: man muß wissen, daß dieser Ausdruck im großen und ganzen eher eine gewisse Handlungsweise als einen subjektiven Bewußtseinszustand bezeichnet. Schließlich sei noch zu beachten, daß ein Bedauern („regret") in bezug auf eine Sache oder eine Persönlichkeit stattfinden kann, ohne daß es ein Bedauern um diese Sache oder Persönlichkeit zu sein braucht. Janets Kranke trauert wahrlich nicht um ihre Schwiegermutter, sie bedauert lediglich, sie nicht mehr schlagen zu können (was dennoch eine Form von „regret" ist). Der Soldat, welcher beim Bersten einer Granate einen „Schock" erhielt und an dieser furchtbaren (manchmal be-

Digitized by Google

wußt nicht mehr erinnerlichen) Szene dermaßen haftet, daß er sie allnächtlich in Form eines stereotypen Angsttraumes wiedererlebt, trauert natürlich nicht um das Schlachtfeld. Aber sein psycho-physiologischer Organismus beträgt sich so, als ob er es bedauere, auf diese allzu brutale Situation nicht adäquat reagiert zu haben, eine Situation, die ihn, den Unvorbereiteten, überfiel; er kommt fortwährend darauf zurück, als wolle er seine Reaktion ergänzen und vollenden. Hierin erkennen wir vorzüglich den Mechanismus alles dessen, was wir im gewöhnlichen Leben „regret" nennen.

„Regret" ist also der Ausdruck für eine vergangene, unvollendete, sozusagen unbefriedigende Handlungsweise, welche nach Vollendung strebt.

Auf diese Weise verstanden, ist der „regret" eine normale und wichtige Erscheinung, und es wäre am Platze nachzuforschen, welche Rolle dieser beständige psychologische Reiz in der Geistestätigkeit spielt. Darüber ist schon so manche Bemerkung gefallen. So ist z. B. Lewin der Meinung, daß unterbrochene Handlungen lebhafter in der Erinnerung bleiben, als beendete, weil der Reiz der affektiven Tendenz, unbefriedigt geblieben, fortfährt, einen Stimulus auszuüben[1].

Wahrlich, ein seltsamer, unvermuteter Gesichtspunkt für das Problem des Gedächtnisses!

Sollte es wahr sein, daß man sich gerade dessen erinnert, was man bedauert, um was man trauert? Dann hätte folgende Strophe aus Victor Hugos Dichtung einen merkwürdig tiefen psychologischen Sinn:

„Wie nahe den Gewissensbissen ist die Erinnerung[2]!"

Aber die normale Erscheinung des „regret" kann pathologische Übertreibungen aufweisen. Gewisse Kranke bleiben übermäßig an diesem oder jenem „regret" haften; in manchen Fällen scheint dieses „Haftenbleiben" eine wesentliche Rolle zu spielen. Pierre Janet faßt unter dem Namen „Liquidationsbehandlung" (traitements par la liquidation) alle Methoden zusammen (auch kathartische Methoden genannt), welche das Ziel verfolgen, dem Kranken zu einer „Beendigung" seiner schwebenden, unausgeführten Affekthandlungen zu verhelfen. Zu dieser Kategorie gehört vor allem die Behandlungsweise durch das sogenannte „Abreagieren", welche darin besteht, den Kranken die „abgeschnittenen Affekte" („émotions coupées") restlos ausleben zu lassen; dies geschieht zuweilen in hypnotischem Zustande und von einer mehr oder weniger lebhaften Mimik begleitet. So konnte Janet die Psychoanalyse unter die

[1] Lewin, Die Erinnerung an beendete und unbeendete Handlungen. Bericht am internationalen Kongreß für Psychologie. Groningen 1926.
[2] Victor Hugo, Les Contemplations: paroles sur la dune.

Digitized by Google

Rubrik der Liquidationsbehandlungen einreihen, was sie auch jedenfalls, wenn nicht ausschließlich, so doch teilweise ist.

II. Die offenen Regressionen

Die besprochenen Beispiele bezogen sich im großen und ganzen lediglich auf einfache Rückzüge auf der Linie der Zeit oder auf jenes Haftenbleiben an einem erfahrungsmäßig erlebten Moment. Wir haben allen Grund, diese Fälle von den Regressionen, im eigentlichen Sinne des Wortes, zu unterscheiden, trotzdem beide Erscheinungen oftmals vermengt werden können. Ich meine in der Tat, daß man den technischen Terminus Regression für jene Rückschritte beibehalten sollte, welche das Individuum nicht nur auf frühere Erfahrungen zurückführen, sondern in frühere und niedrigere Entwicklungsstadien versetzen und es für gewisse feinere und höher entwickelte Leistungen unfähig machen. In diesem Sinne konnte die Regression den Autoren wohl als das deutlichste und beständigste charakteristische Merkmal der psychischen Krankheiten erscheinen. In diesem Sinne wird auch der Terminus Regression am häufigsten gebraucht. Eine Regression auf der Entwicklungslinie hebt sich stärker in den Psychosen hervor, wo sich der Verlust gewisser gefühlsmäßiger oder geistiger Funktionen in grober, auch dem ungeschulten Auge zugänglicher Form offenbart — wie z. B. in den Entartungszuständen, wo der Zerfall bereits die elementarsten Geistesfunktionen berührt hat. Diese äußersten Fälle zeigen deutlich, daß es sich um eine, dem „regret" ganz verschiedene Erscheinung handelt, und niemandem wird es einfallen, diese Entwicklungsrückschritte einem einfachen Haftenbleiben an der Vergangenheit gleichzustellen. Aber die Betrachtung dieser Grenzfälle fordert uns auf, mit schärferem Blicke den leichteren Fällen dieser Regression nachzuforschen, wie sie sich in den gewöhnlichen Neurosen äußert, wo sie übrigens das Haftenbleiben begleiten kann und auf den ersten Blick eins mit diesem zu sein scheint.

Die Theorie der psychologischen Funktionsstörungen als regressive Zerstörungen ist vorzüglich von Ribot verfochten worden: die Krankheit greift vor allem die zuletzt erworbenen Funktionen an, d. h. die zeitlich letzten in der Entwicklung des Individuums (Ontogenese), welche im großen und ganzen die Entwicklung der Art (Phylogenese) reproduziert. Bekanntlich hat Ribot diese Auffassung mit Erfolg bei den „Krankheiten des Gedächtnisses", den „Krankheiten des Willens" und den „Krankheiten der Persönlichkeit" angewandt. Was z. B. das Gedächtnis anbelangt, so geraten die zuletzt erworbenen Erinnerungswellen am ehesten in Vergessenheit. Seither hat Pierre Janet diese Auffassung verallgemeinert und auf die Neurosen im allgemeinen verbreitet. In seinen und in Ribots Werken können die Beispiele mit vollen Händen geschöpft

Digitized by Google

werden. Es genüge, der Fälle zu gedenken, wo der bewußte Wille verschwindet und nur die impulsiven Handlungen bestehen, zu denen das Subjekt unmittelbar, unbedacht „ja" sagt, selbst wenn sie unsinnig wären. So z. B. die Handlungen Sophiens in einem ihrer beiden dissozierten Zustände:

„Sobald sie jemanden sitzen sieht, eilt sie, mit Kissen bepackt, auf ihn los, um sie ihm unter die Füße, die Arme und hinter den Nacken zu legen; sie will alle mit Kuchen füttern, und wenn man sich dagegen sträubt, so steckt sie einem den Kuchen in den Mund und beschmiert einem das Gesicht . . . Sieht sie jemanden im Zimmer herumgehen, so eilt sie hin, umschlingt ihn, versucht ihn aufzuheben und in einen Sessel oder aufs Bett zu tragen[1]."

Diese impulsiven Handlungen werden durch Ideenassoziation beim bloßen Anblick eines geeigneten Objektes hervorgerufen. Solche Vorstellungen tauchen auch beim normalen Menschen auf, aber die Handlungen werden sofort durch bewußte Überlegung, als unzeitgemäß, gehemmt, und die Vorstellung streift bloß flüchtig den Geist.

Bei der Kranken jedoch folgt die Handlung unmittelbar der Vorstellung. Die impulsive Tat ist an Stelle der überlegten getreten. Solch impulsive Taten gehören sicher einem früheren Entwicklungsstadium an, wogegen der überlegte, bewußte Wille eine neuere und weniger dauerhafte Errungenschaft ist.

Auch Freud bezeichnet die Neurose als eine Regression auf dem Entwicklungswege, als einen mehr oder weniger vollständigen Rückschritt des Geistes auf die primitiven Entwicklungsstufen; doch betrachtet er diese Regression von einem besonderen Standpunkte — vom Standpunkt der Affektivität, vorzüglich der unbewußten affektiven Tendenzen. Seine Regressionen scheinen sich indessen keineswegs von denen Ribots und Janets zu unterscheiden. Man ist tatsächlich genötigt, immer mehr und mehr zuzugeben, daß alle psychologischen Erscheinungen (des Intellekts und des Willens) gewissermaßen eine affektive Unterströmung haben. Diese unterschwelligen affektiven Tendenzen sind nicht etwa irgendwo lokalisiert, sondern verleihen dem Geistesleben einen gewissen ständigen Aspekt. Vom Standpunkt der Psychoanalyse ist die affektive Regression ebenfalls keine besondere Form der Regression, sondern vielmehr einer ihrer Aspekte, wohl der intimste und verborgenste, für das Wissen bedeutungsvollste, aber dem Studium unzugänglichste und sicher der nuancenreichste.

Da diese Arten der Regression am mannigfaltigsten abgetönt sind, so merkt man einige Schattierungen bereits in relativ leichten Fällen, wo

[1] Pierre Janet, Les deux formes de la volonté et de la croyance dans un cas de délire psychasthénique, Communication au Congrés de philosophie. Paris 1921, p. 144.

Digitized by Google

die Funktionen des Intellekts und des Willens von der Regression noch nicht merklich berührt zu sein scheinen. Dieser fein abgetönte und abgestufte Charakter der affektiven Regressionen macht das Studium der Individualfälle besonders wertvoll. Trotz aller Zurückhaltung gegenüber mancher psychoanalytischen Deutung dieser fein abgetönten Erscheinungen muß dennoch anerkannt werden, daß die Schule Freuds durch das Studium dieser Fragen einen besonders verheißungsvollen Weg eröffnet hat.

Eine gefühlsmäßige „Bindung" an die Kindheit muß nicht nur als „regret", sondern als Regression betrachtet werden, und zwar in dem Falle, wenn der Patient nicht nur einigermaßen übertrieben in der Erinnerung an jene fernen Zeiten schwelgt, sondern seine damaligen Reaktionen und Tendenzen in der Gegenwart reproduziert, Reaktionen und Tendenzen, die einem früheren Evolutionsstadium angehören, da jene Epoche ihren Platz im Entwicklungslauf hat. Die natürliche Folge davon ist, daß das erwachsene Individuum sich der Gegenwart nicht anzupassen vermag.

In meinen Studien über Psychoanalyse[1] habe ich einige Fälle geschildert, so z. B. Otto und Roger, welche den übrigens klassischen Typus einer „Bindung an die Mutter" vorstellen. Dies bedeutet nicht bloß ein Heimweh nach der Mutter oder ein „Haftenbleiben" am „regret"; es ist mehr als das: der Patient beträgt sich in manchen Lebenslagen wie ein Kind, welches im Mutterschoß Zuflucht und Schutz sucht vor dem wundenschlagenden, realen Leben. So bleibt denn ihr Betragen in mancher Hinsicht infantil: sie ziehen sich vor allen Anforderungen an ihre Männlichkeit zurück, fliehen vor den sozialen Verhältnissen, wo diese Männlichkeit sich behaupten sollte und wo einige Kampflust am Platze wäre, passen sich schwer ans Sexualleben an, mangeln der Initiative.

Wenn die Analytiker von „Fixierung" reden, so ist es gewöhnlich gerade in diesem Sinne zu verstehen; es handelt sich nicht um bloßes „Haftenbleiben", sondern um ein von regressiver Handlungsweise begleitetes Haftenbleiben. So sprechen die Analytiker von gewissen Individuen, welche ans „Verdauungsstadium" gebunden sind, d. h. an die Zeit, wo das Interesse des Kindes fast ausschließlich auf seine Nahrungs- und Exkretionsfunktionen gerichtet ist, für das Kind wichtige und oft sehr angenehme Dinge! Diese Fixierung ist unbewußt. Sie offenbart sich keineswegs durch eine Sehnsucht nach dieser primitiven Epoche, wohl aber durch ein gewisses Tendenzsystem, durch ein gewisses Betragen, welches — mutatis mutandis — ans Betragen des Kindes erinnert. Der

[1] Études de Psychanalyse. (De la champ et Niestlé, Neuchâtel, 1922.)

Digitized by Google

Mechanismus dieser Bindungen kann freilich von verschiedenen Analytikern auf verschiedene Weise ausgelegt werden; aber gewiß ist jeder Analysenkundige solchen Fällen begegnet, welche in den Rahmen der klassischen Beschreibungen passen.

Quintus, an dem ich eine Zwangsneurose beobachtete, gebärdete sich gewissermaßen wie ein Kind im primitiven Lebensstadium. Seine Liebesgefühle sind egoistisch, wie das Gefühl des Kindes für seine Nahrung oder die Person, welche es füttert; alles will er haben und behalten; seine Liebe ist anspruchsvoll und tyrannisch. Diese Tyrannei treibt ihr Wesen insbesondere den Ärzten gegenüber, welche Quintus stündlich, Tag und Nacht, zu seiner Verfügung haben will, wie der Säugling seine Amme.

Einer der Ärzte, der zuviel nachgegeben hatte, erklärt „ausgesogen" zu sein und bittet mich aus christlicher Liebe, ihn ablösen zu wollen. Die Liebesbeweise solcher Kranken scheinen in der Tat darauf zu zielen, ihr Objekt „auszumergeln", es aufzusaugen, zu zerstören und wegzuwerfen oder wenigstens durch rasche Entwertung moralisch zu verwerfen. Während der neurotischen Periode hat Quintus eine Vorliebe für beschmutzendes Gebaren: er verdirbt und besudelt alles, was ihm zur Hand ist; er klagt, in solchen Zeiten nicht reinlich sein zu können; es treibt ihn, reines Papier zu nehmen — es lag sogar recht weit von ihm auf meinem Tische — und es achtungslos zu beschmutzen (was ihn nachher in Verlegenheit bringt); er läßt die Asche seiner Zigarette fallen und findet Mittel und Wege, unversehens drauf zu blasen, um sie überall auszustreuen (weswegen er sich wiederum entschuldigt). Man könnte meinen, es sei übertrieben, diese Besudelungsmanie nach Art der Analytiker durch eine Fixierung an das „Verdauungsstadium" zu deuten. Dennoch ist es zum mindesten seltsam, daß der erste Traum, den Quintus mir während der Analyse bringt, ohne weitere Kommentarien, von einer prächtigen Fäkalmasse auf der Sitzgelegenheit des W. C. handelt. Der durch ernstere Fälle geschulte Forscher erstaunt jedoch keineswegs darüber: bei manchen Kranken äußert sich das Interesse für Exkretionsprodukte nicht bloß im Traum oder symbolisch (Janets Kranke, Sophie, von der wir bereits sprachen, ging so weit, ihren Kot zu lecken).

Wie dem auch sei, Quintus beträgt sich während seiner Neurose wie ein egoistisches, gefräßiges, kleines Kind; er klagt bitter, nichts und niemanden lieben zu können; in diesen Zeiten kann man kein einziges Gesprächsthema mit ihm berühren, trotzdem er ein offenes und sogar höheres Verständnis für alles hat: immer führt er das Gespräch auf sich selber und auf seinen Zustand zurück. Auch das ist ein kindliches Betragen: das Kind lehnt sich gegen soziale und moralische Gebote auf,

Digitized by Google

deren erstes darin besteht, die Entleerungsfunktionen zu ordnen und das Kind durch Gehorsam zur Reinlichkeit zu erziehen. Wenn dieses primitive Betragen, ins Leben des Erwachsenen versetzt, d. h. auf normale Objekte des Erwachsenen bezogen, sich wiederholt, so wird es schließlich paradox und bringt den Patienten in eine Lage, welche offenbar nicht mehr „auf der Höhe" ist. Er leidet unter dieser Situation und läßt seine Umgebung leiden. Darin besteht eben der so gründlich „unangepaßte" Charakter jeglicher offenen Regression.

Zur Vervollständigung des eben Gesagten sei noch zu bemerken, daß man zwei Arten von Fixierungen unterscheiden muß: die einen stellen einen Stillstand der affektiven Entwicklung auf einer gegebenen Stufe vor; die anderen bedeuten eher einen Rückschritt im eigentlichen Sinne des Wortes, und zwar als Folge mißglückter Bemühungen, sich einer neuen Lage anzupassen. Letzterer Fall scheint der meist verbreitete zu sein. In einer kleinen Studie, wie die vorliegende, kann jedoch die Frage der Unterscheidung nicht erschöpfend behandelt werden. Wir können im großen und ganzen von Regressionen reden, um alle die Fälle zu bezeichnen, wo der Mensch nicht bloß an den Tatsachen seiner vergangenen Erfahrung, sondern an vergangenen Entwicklungsstufen haften bleibt — vorzüglich an seinem infantilen Entwicklungsstadium.

III. Die Introversionen

Die rückschrittliche Form, welche wir nun der Betrachtung unterziehen wollen, ist theoretisch sehr leicht von den vorhergehenden zu unterscheiden; im weiteren werden wir indessen sehen, daß diese neue Form in der Praxis mit jenen eng verbunden ist, was uns verpflichtet, sie an dieser Stelle genauer zu untersuchen.

Die psychologischen Tatsachen können schematisch als komplizierte Formen des primitiven Reflexbogens betrachtet werden, dessen Ausgangspunkt in einem von außen kommenden Reiz zu suchen ist, auf den eine Reflexreaktion des Organismus antwortet. In dem Sinne, in welchem man von einem Reflexbogen spricht, kann man auch von einem Reaktionsbogen reden; dieser Terminus soll eine vollendete psychologische Tatsache bezeichnen, nämlich jenen Vorgang, welcher, auf dem Empfindungsniveau beginnend, nach einer mehr oder weniger komplizierten zerebralen Arbeit sich durch eine mehr oder weniger komplexe motorische Reaktion äußert. Ohne die Übertreibungen gewisser „Behavioristen" zu teilen, kann man dennoch nicht umhin, die Fruchtbarkeit einer Auffassung anzuerkennen, welche das psychologische Leben als ein System von Antworten des Lebewesens auf die Reize der Umgebung erklärt. Die natürliche Richtung der Energie im Reaktionsbogen geht von der Empfindung und der Wahrnehmung aus und endet in einer

Digitized by Google

eine Handlung auslösenden Bewegung. Sehr treffend bemerkte Freud, daß gewisse, übrigens alltägliche Tatsachen als Ergebnis eines Rückzugs der psychologischen Energie auf der Linie des Reaktionsbogens betrachtet werden können; diese Rückzugsform hat er ebenfalls seiner sehr weiten „Regressionsauffassung" einverleibt.

Die psychischen Äußerungen, welche Freud unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, sind vorzüglich die Träume. Wohl sind die Träume Reaktionen auf gewisse Reize, doch lösen diese Reaktionen nur selten eine wirkliche Bewegung aus. Letzteres geschieht bloß im somnambulischen Zustande oder in den gewöhnlich kurzen Momenten, wo der Schläfer spricht und gestikuliert. Im übrigen bleibt der Traum eine Reaktion in Bildern, „en effigie". Alles zeigt darauf hin, daß diese Bilder tatsächlich an Stelle einer motorischen Reaktion treten. Am deutlichsten beobachten wir es an den allereinfachsten Träumen; so z. B. wenn der Schläfer sich vorstellt, ein natürliches Bedürfnis zu befriedigen (das tatsächlich im Moment des Traumes besteht); oder wenn er beschlossen hatte, frühmorgens auf Reisen zu gehen und daraufhin träumt, er sei tatsächlich aufgestanden und habe seinen Zug genommen, was ihm erlaubt, mit ruhigem Gewissen weiterzuschlafen. In diesen Fällen erscheint der Traum als eine fehlgeschlagene motorische Reaktion, als Rückzug der Energie, welche vom motorischen Gebiet auf das Gebiet der Bilder regrediert (Bilder von einer halluzinatorischen Intensität); dieses Gebiet ist dem der Wahrnehmungen sicher sehr nahe. Ein derartiger Mechanismus ist auf der ganzen Stufenleiter der Komplexität als Grundlage eines jeden Traumes anzunehmen.

Das Wachträumen ist dem nächtlichen Traume nahe verwandt; um so mehr jene sogenannten eidetischen, fast halluzinatorischen Träumereien, welche einige Autoren (Jaensch)[1] als normale Erscheinung auf einer gewissen Entwicklungsstufe des Kindes betrachten.

Der Wachtraum kann ebenfalls als Stellvertreter nicht verwirklichter Handlungen, als „Wunscherfüllung in der Phantasie" betrachtet werden, also als eine Umkehrung des Reaktionsbogens. Es ist wohl nicht nötig, darauf hinzuweisen, daß diese Art Wunscherfüllung zu recht unangepaßten Handlungen führen kann, die manchmal einer wirklichen Erfüllung und einer vollständigen „Antwort" geradezu widersprechen; man denke an die Fabel vom zerbrochenen Milchtopf.

Es ist jedoch erlaubt, diesen veränderten Richtungslauf der Energie noch zu verallgemeinern. Man betrachte nur das Denken als Ergebnis einer Reihe zurückgehaltener Handlungen, die vom Menschen nicht vollständig verwirklicht worden sind; dies würde zum Verständnis des so schroffen

[1] Jaensch, Die typologische Forschungsmethode mit besonderer Berücksichtigung der Eidetik. Bericht auf dem internationalen psychologischen Kongreß in Groningen 1926.

Digitized by Google

Unterschiedes zwischen dem Manne des Denkens und dem Manne der Tat beitragen. John Devey[1] hat mit besonderer Kraft eine derartige Anschauung verfochten. Anstatt des Versuches durch Taten zu reagieren, reagiert der Mensch in seiner Einbildung und stellt sich das Ergebnis dieser Reaktion so lebhaft vor, daß es entweder dieselbe als verwirklicht annimmt oder zu anderen Versuchen übergeht. Nehmen wir ein ganz einfaches Beispiel; es ist zwar nicht von Devey, drückt aber, wie mir scheint, seine Meinung recht gut aus; nehmen wir das allbekannte Gebaren eines Billardspielers: er stellt sich vor, was mit der Kugel geschehen würde, wenn er hier oder da oder dort anschlüge (er kann sogar mit dem Queue die Bewegung andeuten), nach einigen „Gedankenversuchen" hat er den Punkt der Kugel gewählt, den er tatsächlich berühren wird. Unsere intellektuellen Fähigkeiten sind Systeme ähnlicher Versuche, welche aber bloß im Bilde ausgeführt werden. Übrigens benötigen sie von Zeit zu Zeit einer objektiven Prüfung in der Form eines „Tatenversuches". So auch in der Wissenschaft, wo die Hypothese notwendigerweise durch das Experiment bestätigt werden muß. Wir können hinzufügen, daß das wissenschaftliche Denken auf einem richtigen Gleichgewicht zwischen den Versuchen in der Vorstellung und den Versuchen in der Tat besteht. Ist das Gleichgewicht zugunsten der letzteren gestört, so verfallen wir der Empirik; haben die ersteren den Vorzug, wie dies nur zu oft in der philosophischen Spekulation der Fall ist, so nähert sich das Denken dem Traume.

Das Denken ist also der Tat näher verwandt als der Traum: es befindet sich zwischen beiden. Die Tat wird indessen dennoch durch das Denken verzögert; letzteres stellt ebenfalls eine gewisse provisorische Umkehrung des Reaktionsbogens dar. Diese mehr oder weniger offensichtlichen Umkehrungen des Reaktionsbogens, diese einwärtsgedrängten Handlungen wollen wir mit dem Namen Introversionen bezeichnen. — Wenn wir vom Reflex ausgehen und es versuchen, alle nachfolgenden komplizierten Formen des Reaktionsbogens wieder aufzubauen, so werden wir wohl zugeben müssen, daß diese Formen nichts anderes als Folgen gewisser Reflexhemmungen sind. Da die Energie jedoch durch keine Hemmung zerstört werden kann, so ist sie gezwungen, sich auf gewisse innere Bahnen zu ergießen. So ist denn die Introversion eine natürliche Folge der Hemmung. Man kann die Evolution vom Reflex zum Instinkt, vom Instinkt zum höheren psychologischen Leben nicht begreifen, wenn man diesen aufeinanderfolgenden Hemmungen und den daraus entstehenden Introversionen keine Rechnung trägt. Auf jeder Entwicklungsstufe vertreten neue Hemmungen der Energie den Weg und

[1] John Devey, Comment nous pensons. Französische Übersetzung. Flammarion, Paris 1925.

Digitized by Google

verhindern ihren unmittelbaren Erguß in ein aktives Fahrwasser; es entstehen daraus Introversionen, Verinnerlichungen der Energie, welche an Stelle der gehemmten Tat allmählich das Denken setzen.
Diese einfache Bemerkung zeigt uns zur Genüge, wie irrtümlich es wäre, die Introversion mit der offenen Regression, von der oben die Rede war — zu verwechseln: diese bedeutet einen Rückzug auf der Entwicklungslinie, während jene eine unumgängliche Entwicklungsbedingung ist; wohl tut der Introvertierte einen Schritt nach rückwärts, aber nur um einen Anlauf zu nehmen.
Auf diese Weise erscheint die Introversion als eine der Rückschrittformen, welche eine beständige Rolle in unserem psychologischen Leben spielen. Aber in gewissen Zuständen offenbart sie sich ganz besonders deutlich, so z. B. im Traumzustand, im Wachtraum und während der Meditation. Schließlich müssen wir noch gewisser Persönlichkeiten gedenken, bei denen die Gewohnheit der Introversion dominiert, und zwar dermaßen, daß sie einen Grundzug des Charakters bildet: dies sind die von C. G. Jung introvertiert genannten Typen. Der Autor wird es uns gewiß nicht verargen, wenn wir im vorliegenden Falle für einen Reaktionsmodus den Terminus gebrauchen, welchen er zur Bezeichnung eines Charaktertypus geschaffen hat, in dem besagter Reaktionsmodus vorherrscht.

Charakteristik des Wanderpredigers Haeusser

(Ein Beitrag zur Erforschung der abnormen Persönlichkeit)

Von Dr. med. A. Jores, Altona

Grenzzustände menschlichen Seelenlebens, wie wir sie unter dem Begriff der abnormen Persönlichkeit zusammenfassen, sind ungeheuer interessant; denn einmal zeigen sie uns nur in gesteigerter oder verzerrter Form mancherlei, was auch beim seelisch Gesunden vorhanden ist, und andererseits stellen sie die Brücke dar zum Verständnis des Seelenlebens beim Geisteskranken. So wird der Charakterologe diesen Zuständen eine ebenso große Aufmerksamkeit widmen wie der Psychiater, und mit der Veröffentlichung des vorliegenden Falles soll ein kleiner Beitrag zu dieser Frage geliefert werden.
Die folgende Untersuchung beschäftigt sich mit dem Wanderprediger Haeusser, der in dem Deutschland der Nachkriegszeit einiges Aufsehen erregte und auch gerade von psychiatrischer Seite verschiedentlich der Gegenstand von Untersuchungen gewesen ist. Doch, um von all diesen Dingen unbeeinflußt zu sein, sei zunächst einmal eine Charakteristik

Digitized by Google

seiner Person, wie sie sich aus der Handschrift ergibt, an die Spitze gestellt.

Es handelt sich in den der Analyse zugrunde liegenden Schriften um drei zu verschiedenen Zeiten entstandene Schriftproben. Schriftprobe 1 entstand im Jahre 1922, als H. auf der Höhe seiner Macht war, und Probe 2 im Jahre 1924, als Ruhm und Ansehen verblaßten. Probe 3 ist die Schrift, in der er seine endlosen Aufzeichnungen auf allen möglichen

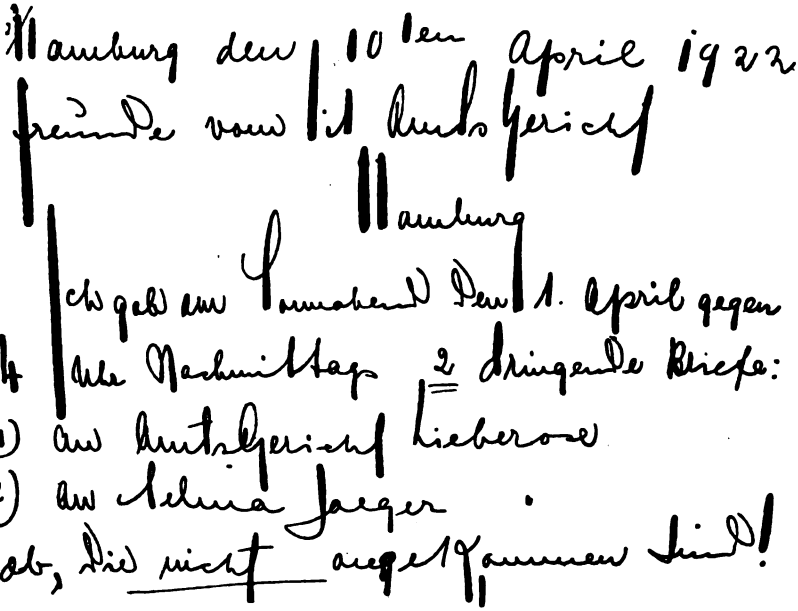


Abb. 1 ($^1/_2$ der natürlichen Größe)

und unmöglichen Papieren anzufertigen pflegte. Probe 1 und 2 haben sehr viel Verwandtes, Probe 2 sieht nur entsprechend der schlechteren Stimmung etwas gemäßigter aus, zeigt aber im Grunde dieselben Formen. Diese Art, zu schreiben, wird vorzugsweise dann verwandt, wenn H. irgendwie mit ihr nach außen hervortritt, und zeigt eine starke Pose. Die das Bild so ungemein störenden keilartigen Langbuchstaben entspringen dem Bedürfnis, die Schrift irgendwie bedeutend zu gestalten, und stehen in auffallendem Gegensatz zu den Formen des übrigen Duktus. Daß die Keilformen auf einer Pose beruhen, geht schon daraus hervor, daß zahlreiche Rückfälle zu konstatieren sind, wo die Langbuchstaben entsprechend der übrigen Schrift gebildet werden. Über die

Digitized by Google

innere Hohlheit und Dünnblütigkeit können sie jedenfalls kaum hinwegtäuschen. Man beachte einmal den geradezu lächerlich wirkenden Keilstrich für das i in Abb. 1 Z. 3 mit dem ganz dünnen ch dahinter oder in der letzten Zeile der Abb. 1 das bombastische Ausrufungszeichen mit dem fast verschwindenden Punkt darunter. Probe 3 weicht hingegen in ihrem äußeren Bilde erheblich von den beiden anderen ab. Sie ist mit Bleistift auf die Rückseite eines Umschlags, in den Schokolade eingepackt war, geschrieben. H. entwickelte nämlich, besonders wenn er sich in Anstaltsbehandlung befand, eine derartige schriftliche Produktion, daß kein Stück Papier vor ihm sicher war. Immerhin ist es interessant, daß er auch bei diesen Aufzeichnungen an besonders affekt- oder besser wohl ichbetonten Stellen zu der Keilschrift übergeht. Die Verschiedenheiten der Proben — man kann wohl 1 und 2 bei dieser Betrachtung zusammen nehmen und 3 gegenüberstellen — beruhen in der Größe, in größerer Weite und einer Girlandenbindung der Proben 1 und 2 gegenüber einem etwas weichen Winkel der Probe 3, in den keilartigen Anfangsbetonungen und in den stark nach oben links abweichenden Schlußzügen, die in Probe 3 nur angedeutet sind. Wenn man daran denkt, daß Probe 1 und 2 aus an Behörden gerichteten Briefen stammen (1 enthält eine Beschwerde, 2 eine Bitte, auch das kommt sehr schön zum Ausdruck!), so darf man wohl den Schluß ziehen, daß H., sobald er nach außen hervortritt, mit großer nachlässiger Geste und anspruchsvollem Geltungsbedürfnis sich gewaltig in Positur setzt, aber im persönlichen Umgang sehr viel gemäßigter und erträglicher ist. Doch muß andererseits auch betont werden, daß die Verschiedenheit der Schriftproben bei weitem das Maß dessen, wie es durch Stimmungsschwankungen erklärt werden kann, übersteigt und als pathologisch gewertet werden muß. Sie läßt auf ein hohes Maß von Schauspielkunst und Unechtheit schließen, die nicht bewußt und absichtlich entsteht, als vielmehr durch die starke Dürftigkeit und innere Richtungslosigkeit des Ganzen bedingt ist und deswegen immer etwas von dem Stempel der Echtheit an sich trägt, da der Träger im Augenblick seiner Pose doch wieder voll und ganz in seiner Rolle steht. Es sei auch noch betont, daß in Probe 1 und 2 die Merkmale der Lösung die der Hemmung bei weitem überwiegen, was uns einen stark manischen Einschlag verrät.

Die Analyse ergibt etwa folgendes Bild:

Für die ganze Persönlichkeit grundlegend und entscheidend ist eine sehr starke Mittelpunktsflüchtigkeit und innere Dürftigkeit. Es fehlt ihm jede ursprüngliche Lebendigkeit und elementare Triebkraft. Die Tiefe, das ganze Chaos dunkler, uns unbewußter Mächte und Triebe und damit auch der Boden, auf dem alles, auch das höchste Menschentum fußt, die Quelle, aus der es immer neues Leben und Reichtum schöpft, das

Digitized by Google

alles läßt er vermissen oder es ist zum mindesten bei ihm sehr verkümmert. Er hat keine Schwere, keine Erdgebundenheit, er ist kein Sinnenmensch in des Wortes weitester und tiefster Bedeutung. Das ist der Grund und es erscheint selbstverständlich, daß alle anderen an sich noch so gut ausgebildeten Eigenschaften auf diesem Boden verkümmern müssen, eben „den Boden unter den Füßen verlieren". Die Haupttriebfeder seines Handelns ist zweifellos sein Bedeutungsbedürfnis, das zu

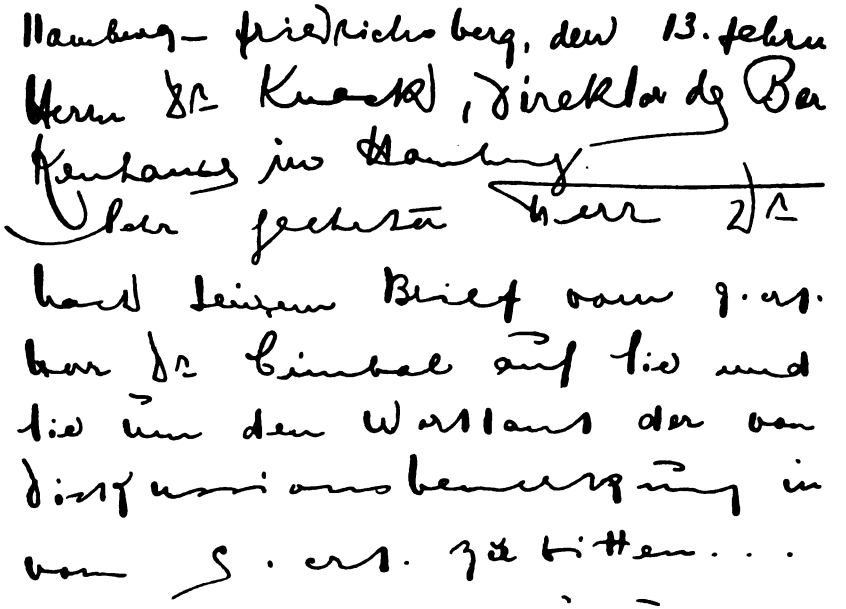


Abb. 2 (natürliche Größe)

einer maßlosen Selbstüberschätzung führt. Er ist nicht eigentlich energisch, zeigt nur eine starke manische Betriebsamkeit, von der man annehmen muß, daß ihr die rechte Stoßkraft und das rechte Beharrungsvermögen fehlen. Im Grunde ist er sehr lahm, allerdings leicht erregbar, ohne nachhaltige Wirkung, und wohl nur in seinem Selbstbewußtsein stärker zu treffen, als dem Hauptfaktor in seinem Leben. Er ist nicht religiös, denn das Wesentlichste fehlt: das Gefühl der „schlechthinnigen Abhängigkeit" von einer höheren Macht, und doch ist ein starker Drang nach oben unverkennbar, ein starker „Idealismus", der sich aber im wesentlichen auf ihn selbst richtet und so dazu führt, daß er an Stelle des höheren Wesens sich selbst setzt, wie es in der Schrift so schön versinnbildlicht wird durch ansteigende Formen, die sich zu ihm selbst

Digitized by Google

richten. Also wieder eine Eigenschaft, die in dem oben angeführten Sinne in der Luft hängt. Sie führt natürlich zu einer starken Pose nach außen und jener schon erwähnten maßlosen Selbstüberschätzung.

Die Hauptstärke seines Verstandes liegt gemäß einer starken Verbundenheit im Denken und Erfassen von großen Zusammenhängen, seine Schwäche darin, daß er einzelne Tatsachen zu wenig beachtet und sich in Phantastereien und Spekulationen verliert. Er ist arm an eigenen Gedanken. Mitunter sind auch Zeichen dafür vorhanden, daß seine Gedankentätigkeit innerlich zusammenhangslos wird (zerstückelnde Verbundenheit). Bei seinem starken Bedeutungsbedürfnis und der fehlenden eigenen Produktivität wird er gern und ausgiebig Anleihen bei anderen machen. Immerhin, wenn man von den lächerlichen Übertreibungen etwas abstrahiert, so macht die Schrift, insbesondere Probe 2 einen durchaus intelligenten Eindruck. Die Vereinfachungen sind geschmackvoll gewählt, Intelligenz und Fähigkeit zum begrifflichen Denken zweifellos vorhanden. Das Verstandesleben hat bei ihm die Oberhand, er ist weitgehend bewußt, und von dem „dunklen Drange" manch anderer Prophetennaturen ist wenig bei ihm zu spüren.

Seine Sinnlichkeit und damit sein Sexualtrieb können nach allem Gesagten nicht stark sein, stellen sie doch den Hauptfaktor dar aller jener Elemente, die wir ihm auf Grund der Schrift absprechen mußten. Bei diesem mangelhaft entwickelten Sexualtrieb zusammen mit der schon erwähnten Aktivität und leichten Erregbarkeit liegt es nahe, an Perversitäten zu denken. Ferner sei noch erwähnt, daß er phantasielos, plump, derb, mitunter brutal und grob sowie herrschsüchtig ist.

Nehmen wir jetzt noch einen Mangel an Sinnen- und Genußfreude, an innerer Harmonie und Beschaulichkeit, einen Hang zur Askese hinzu, so ist das Bild des Wanderpredigers und Sektierers fertig, nur daß ihm die eigentlich schwärmerisch-religiöse Seite fehlt. Denn wir müssen daran festhalten, daß das Hauptmotiv zum Wanderprediger und Heilsbringer sein Bedeutungsbedürfnis, seine Selbstüberschätzung ist. Im Grunde genommen ist er sicher ganz realistisch und versteht es, mancher sehr realistischen Handlung ein idealistisches Mäntelchen umzuhängen.

Wenn man sich nun die Frage vorlegt, was es ist, das H. zum Psychopathen stempelt, so fällt zunächst auf, wie sich durch die ganze Analyse hindurch bei allen Eigenschaften jene an den Anfang gestellte Mittelpunktsflüchtigkeit, Trieb und Instinktschwäche bemerkbar macht. So dürfen wir wohl schließen, daß das das Primäre und Grundlegende ist. Man kann sich nun wohl denken, daß, wenn bei einem solchen Menschen nun noch Ehrgeiz und ein starkes Selbstbewußtsein, eine starke Aktivität und Lebhaftigkeit vorhanden sind, diese anfangen zu hypertrophieren,

Digitized by Google

anfangen das Fehlende zu kompensieren, und daß dann ein solches Bild wie in dem vorliegenden Falle zustande kommt.

Kurz erörtert werden soll noch die Frage seines zweifellos großen Einflusses. Faszinierend wirkt wohl am meisten sein Selbstbewußtsein. Menschen mit starkem Selbstbewußtsein wirken immer suggestiv durch die Sicherheit ihres Auftretens und gelten deswegen im Urteil ihrer Mitmenschen gemeinhin mehr, als ihnen in Wirklichkeit entspricht. Wenn nun noch die Dialektik eines H. hinzukommt, die von weniger Gebildeten

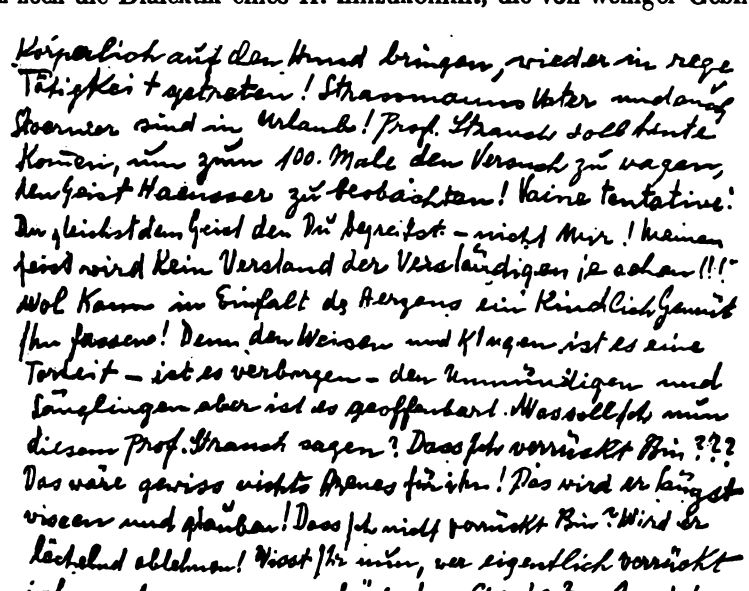


Abb. 3 (natürliche Größe)

und weniger Geschulten sicher nicht durchschaut wird, so kann man sich schon denken, wie zahlreiche Menschen seinem Einfluß, der suggestiven Kraft seiner Persönlichkeit erliegen. Interessant ist es übrigens auch, zu konstatieren, daß bei einem Teil seiner nächsten Freunde und Anhänger ein ganz ähnlicher Mangel an Lebenselementen vorliegt wie bei ihm selbst, allerdings nur bei einem Teil.

Zur Vervollständigung und Abrundung des Ganzen seien nun noch einige Tatsachen aus seinem Leben mitgeteilt. Ich stütze mich hierbei im wesentlichen auf die sehr ausführliche Arbeit von Reiß (Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiat. Bd. 70), der H. längere Zeit in der Tübinger Klinik beobachten konnte. Es sei nur noch vorher erwähnt, daß die vorstehende

Digitized by Google

Charakteristik zunächst ohne Kenntnis der einschlägigen Literatur angefertigt ist.

H. stammt aus einer einfachen Bauernfamilie Württembergs, die in ihren verschiedenen Gliedern, soweit bekannt, außer einigen sehr lebhaften Temperamenten (Mutter und Bruder) nichts Sonderliches bietet. Er selbst lernte in der Schule sehr gut, fiel allgemein auf als ein ziemlicher Draufgänger und betätigte sich eifrig in dem dortigen christlichen Jünglingsverein. Nach Beendigung der Volksschule wurde er in die kaufmännische Lehre getan und ging mit 19 Jahren gegen den Wunsch der Eltern nach England. Schon damals zeigte sich ein äußerst lebhaftes und redseliges Wesen, eine starke schauspielerische Begabung wie ein Hang, sich mit religiösen Fragen zu beschäftigen. Nach zwei Jahren Londoner Aufenthalt begab er sich nach Paris, wo er ein Ausstellungsbüro eröffnete, ein offenbares Schwindelunternehmen, vor dem von amtlichen Stellen dringend gewarnt wurde. Er verteilte gegen Geld goldene und silberne Medaillen, auch ohne daß die betreffenden Firmen ausgestellt hatten. Als dieses Geschäft nicht mehr genügend einbrachte, machte er eine Sektfirma auf, die er später in sehr geschickter Weise mit einem Rennwettbüro zu kombinieren verstand. Dieses Geschäft war denkbar großzügig aufgezogen mit einer Unzahl von ungenügend beschäftigten Angestellten und überflüssigen Abteilungen, die alle durch besondere Türschilder gekennzeichnet waren. Doch infolge eines raffinierten, moralisch durchaus nicht einwandfreien Geschäftsgebarens verdiente er sehr gut, so gut, daß er in Paris ein üppiges Leben führen konnte und, ohne wirklich zu genießen, ruhelos von einem Genuß zum anderen jagte. Er heiratete eine auffallend schöne Französin, mit der ihn aber nie ein inneres Verhältnis band, und bewohnte mit ihr ein luxuriös eingerichtetes Haus, in dem er große Feste gab. Etwa seit 1917 überkam ihn eine Sucht, zu schreiben, mitten in der Nacht mußte er aufstehen und schrieb, ohne abzusetzen, meist Aufsätze politischen Inhalts, gegen Deutschland gerichtet. Er begann auch einen nie vollendeten Roman. Inhaltlich sind diese Aufsätze recht oberflächlich und voller Phrasen, in der Form sehr geschickt und in einem blumenreichen Französisch geschrieben, wie er überhaupt die französische Sprache über alles liebte und sich ihrer auch später gern bediente. Allmählich traten religiöse Fragen wieder mehr in den Vordergrund, und da sein Sektgeschäft durch den Krieg doch ziemlich heruntergekommen war, begab er sich in die Schweiz, wo er zum ersten Male öffentlich auftrat und bald nach Deutschland ausgewiesen wurde. Hier trat er zunächst in Süddeutschland auf und gewann dort steigenden Einfluß, doch, da er bald mit den Behörden, die er absichtlich dauernd provozierte und beleidigte, in Konflikt geriet, wurde er nach Norddeutschland abgeschoben. Hier erlangte er besonders in Oldenburg

Digitized by Google

seinen größten Einfluß. Im Jahre 1924 war wohl der Höhepunkt seiner Macht erreicht, vermochte er doch 24451 Stimmen bei der Reichstagswahl auf sich zu vereinen. Dann folgte ein ziemlich plötzlicher Abstieg, man hörte nur noch wenig von ihm, bis kürzlich die Nachricht von seinem Tode durch die Blätter ging.

In seinem äußeren Auftreten beherrschen manische Züge das Bild. Er ist von ungewöhnlicher Vielgeschäftigkeit, dauernd gehobener Stimmung, Rede- wie Schreibseligkeit und einem stark gehobenen Selbstgefühl. Äußerlich bietet er das Bild des Apostels mit wallendem Bart und Haupthaar, barfuß, mit einem schäbigen Pelzmantel Sommer wie Winter bekleidet, den er mit malerischer Pose zu tragen versteht. Ein Bild, über das er sich selbst im Familienkreis gelegentlich mokiert. Im Familienkreise und vertrauten Umgang ist er nämlich ein anderer und liebt es, sich über sich selbst lustig zu machen, ein Zeichen, wie innerlich ernst es ihm mit seiner Lehre gemeint sein muß. Tritt er dann auf die Straße an die Öffentlichkeit, so setzt er eine Miene auf, als sänne er über schwierige Probleme nach. Seine Reden sind formal sehr geschickt und gut, sie gleichen einer derben Kapuzinerpredigt und stellen eine in vielen Dingen richtige Kritik der gesellschaftlichen Zustände unserer Zeit dar. Eine Lehre im eigentlichen Sinne besteht nicht. Er gibt keine Vorschriften und Lebensregeln, sondern weist nur darauf hin, daß, wenn er richtig erkannt sei und es gelungen sei, auf eine ähnliche Höhe zu kommen wie er, dann ergäbe sich alles andere von selbst. Nur im Punkte der Sexualität fordert er völlige Unterordnung und die Erledigung des Triebes etwa wie Essen und Trinken. Dieser Punkt ist recht interessant, denn wie Reiß feststellt, ist der Prophet seit etwa seinem 35. Lebensjahr impotent, und seitdem sind ihm nur öfters exhibitionistische Handlungen nachgewiesen worden. Er versteht also vortrefflich, aus der Not eine Tugend zu machen!

Äußerlichkeiten spielen für ihn nach wie vor die überwiegende Rolle, von sich reden machen ist sein höchster Wunsch. Deswegen provoziert er unaufhörlich Behörden und Gerichte durch Beleidigungen und Unverschämtheiten und freut sich, wenn es geglückt, oder ermutigt seine Anhänger, es ihm nachzutun. Er inszeniert eine ungeheure Reklameschlacht mit marktschreierischen Überschriften und Bildern von ihm in ungezählter Art. Seine schriftliche Produktion ist nach wie vor enorm. Jeder Fetzen Papier, den er findet, wird in einer winzigen, kaum leserlichen Schrift wahllos vollgekritzelt. Seine Anhänger sammeln diese Fetzen sorgsam und veröffentlichen sie in ihrer Zeitschrift, die fast ausschließlich von diesen Dingen bestritten wird. Die spärlichen richtigen und vernünftigen Gedanken werden in diesen Aufsätzen völlig überwuchert von Gedanken, deren einziger Zusammenhang in Klangassozia-

Digitized by Google

tionen und Wortspielen besteht nach Art Schizophrener. Er macht auch den Versuch, sich zum politischen Führer zu stempeln, gibt „Armeebefehle" heraus, die z. B. beginnen „Ich — Hauesser — oberster Kriegsherr aller wahren Menschen, befehle" und mit „Volkskaiser" unterzeichnet sind. Es bleibe auch nicht unerwähnt, daß der Prophet gelegentlich deutliche hysterische Züge aufwies. So konnte z. B. A. V. Knack bei ihm eine lange bestehende sicher hysterische Halbseitenlähmung beobachten (Zeitschr. f. d. ges. ger. Med. Bd. IV, 1. 1924).

Interessant ist nun vor allem die Frage seiner scheinbaren Wandlung. Man kann wohl scheinbar sagen, denn bei genauerem Studium von Haeussers Leben wird einem kaum entgehen, daß im Grunde genommen der Charakter, ob H. Sektfabrikant oder Heilsapostel ist, derselbe bleibt. Reiß, der sich gerade mit dieser Frage sehr eingehend beschäftigt, kommt zu folgenden Schlüssen, denen wir uns vollkommen anschließen können. Weltverbesserungs- wie religiöse Gedanken lagen in dem Deutschland unmittelbar nach dem Kriege in der Luft. H. kehrte in dieses Deutschland unbemittelt zurück. Da bot sich ihm eine willkommene Gelegenheit, als Erlöser und Retter der Menschheit eine bedeutende Rolle zu spielen. So ist diese scheinbare Wandlung lediglich durch die Milieueinwirkung bedingt, denn von sich reden machen und eine Rolle zu spielen, ist von jeher die Haupttriebfeder seines Handelns gewesen. Es hat wohl selten ähnliche Apostel gegeben, denen es mit ihrer Lehre so wenig ernst war. Freilich hätte es Haeusser damals ein leichtes sein können, als Kaufmann wieder hochzukommen, doch sprach mancherlei dagegen. Schon in Paris war seine Hetzjagd hinter Vergnügungen kaum ein wahres Genießen, sondern ein bloßer Ausfluß seines hypomanischen Temperamentes. Es lag ihm also im Grunde am Genuß an Hab und Gut sehr wenig, um so weniger jetzt, wo er infolge seiner Impotenz des letzten Teiles seiner Genußfähigkeit verlustig gegangen war, denn die Impotenz ist letzten Endes auch nur ein symptomatisches Zeichen allgemeiner Art. So ist es auch verständlich, daß er ein durchaus asketisches und genügsames Leben führte, und ebenso lag es ihm fern, auf diese Weise Geld zu verdienen.

Bei Haeusser haben wir es also mit einem innerlich außerordentlich dürftigen und armen Menschen zu tun, bei dem manische Züge vorherrschen. Im Gegensatz zu manch anderen ähnlichen Erscheinungen spielt eine innere Berufung bei ihm nicht die geringste Rolle. Sein Auftreten als Apostel entspringt also lediglich seinem Wunsch, eine Rolle zu spielen. Das äußere Leben eines solchen zu führen, fiel ihm auf Grund seiner Genußunfähigkeit nicht schwer. Das Deutschland der Nachkriegszeit bot dann den geeigneten Boden für diese Gestalt.

Digitized by Google

Die Krisis der modernen Psychologie und die Philosophie[1]

Von Dr. Hans v. Hattingberg

Wenn wir von einer Krisis in der Psychologie unserer Zeit sprechen, so scheint sich das zunächst schlecht mit der Tatsache zu vertragen, daß kaum je eine Zeit so psychologisch gesonnen war als diese. Vom Künstler wie vom Arzt, vom Politiker wie vom Erzieher, vom Ehemann wie von der Ehefrau erwarten wir Psychologie, und in der Tat ist alles: Kunstwerk, wissenschaftliche Abhandlung, Zeitungsartikel, die Diskussion zwischen Liebes- und Eheleuten, das Tagesgespräch, kurz, alles was zwischen den Menschen hin und her geht, alles das ist heute psychologisch durchsetzt. Wir wissen uns am Beginn eines psychologischen Zeitalters. Wenn wir also von einer Krise reden, so dürfen wir uns nicht an das halten, was sich an der Oberfläche abspielt. Diese zeigt vor allem in der akademischen Wissenschaft, an den staatlich unterhaltenen Arbeitsstellen psychologischer Forschung das gewohnte Bild steten Fortschritts. Man ist zwar noch nicht sehr weit über das Programmatische hinausgekommen. Wenn man aber dem legitimen Optimismus jener Forscher glauben darf, dann stehen wir sozusagen unmittelbar davor, den wahren, diesmal unverrückbaren Grundstein zu legen, auf dem sich das feuersichere Gebäude einer exakten Erfahrungswissenschaft von der menschlichen Seele erheben soll.

Für die sogenannte „Gestaltspsychologie", die heute an den Hochschulen die Führung hat, für die modernste Richtung akademischer Seelenforschung, ist der Begriff der „Gestalt" (oder der „Form" des „Ganzen", des Komplexes) jener Grundstein, oder das „Element", der etwa in der Gestalt eines Drei- oder Viereckes und anderer räumlicher Figuren, oder an der „Gestalt" (dem Ganzen, dem Zusammenhang) der musikalischen Melodie verdeutlicht werden kann, welche die einzelnen Töne verbindet. Dieser Grundstein, von dem alle Baubestrebungen ausgehen sollen, ist heute freilich noch in einem grundlegenden Punkt heiß umstritten, umstritten von zwei Schulen, die sich mit großem experimentellen Rüstzeug bekämpfen. Von ihnen hält die eine, die sogenannte Grazer Richtung, unter Führung von Meinong im Sinne der alten Assoziationspsychologie Wundts daran fest, daß sich der seelische Elementarvorgang, der Gestaltwahrnehmung in zwei Phasen vollzieht: in einer ersten der Empfindung, und in einem zweiten Vorgang, der den ersten rein passiv-reproduktiven überlagert, als ein sozusagen schöpferischer

[1] Vortrag gehalten am 21. 1. 27 in der Kantgesellschaft zu Hannover.

Digitized by Google

Akt, der die Gestalt erst schafft, die ohne ihn nicht existiert. Die andere Partei dagegen, deren gemäßigte Mitte Felix Krüger, deren extremen Flügel Wertheimer vertritt, verwirft jede Gliederung des Vorgangs. Für sie ist die Gestalt ein unteilbares Ganzes, das uns in völlig gleichmäßiger Unmittelbarkeit zum Bewußtsein kommt. Es gibt keine Empfindungen an sich, es geschieht nichts als eine einzige Wahrnehmung. Dazu kommt, daß für die zweitaktige Grazer Auffassung, die Gestalt schaffenden „Akte", Leistungen des Intellekts oder der Intelligenz bedeuten. Für die Einheitsvertreter dagegen ist die Gestaltauffassung ein durchaus unintellektueller Prozeß. Schon die niederen Tiere, die nach ihnen keine Intelligenz besitzen, nehmen Gestaltqualitäten wahr, reagieren auf „Gestaltreize". Ja noch mehr: eine wahrgenommene Gestalt läßt sich weder in einzelne Beziehungen auflösen, noch sonst irgendwie analysieren. Das heißt in schematischer Vereinfachung: für die einen ist die Gestaltwahrnehmung, jener seelische Grundvorgang, der uns den Zusammenhang der Sinneseindrücke vermittelt, sekundär gegenüber den einzelnen Empfindungen. Für die Einheitsvertreter dagegen bilden die Empfindungen und ihre Gestalt, bilden das Ganze und die Teile unmittelbar eine untrennbare Gegebenheit.

Die Meinungsverschiedenheiten über die Behandlung des Grundsteins sind, wie man sieht, nicht gering. Darüber jedoch scheinen beide Parteien einig, daß sich diese Prinzipienfragen ein für allemal und wohl auch darüber, daß sie sich durch das Experiment entscheiden lassen. Überblicken wir aber auch nur einige Dezennien der Entwicklung, so können wir nicht übersehen, daß die akademische Psychologie schon zu wiederholtem Male vor ähnlichen grundsätzlichen Entscheidungen gestanden ist. Besonders bezeichnend dafür erscheint mir ein Bericht, den vor etwa 15 Jahren auf einem Kongreß für Experimentelle Psychologie ein eifriger Anhänger der Wundtschen Schule erstattete. Er habe sich, so erzählte einleitend der offenbar ebenso energische wie gewissenhafte Forscher, in seinem psychologischen Laboratorium eine dreijährige strenge Klausur auferlegt, um einmal endgültig festzustellen, ob es die einfachen Sinnesempfindungen (das einfache Grün oder Rot, den einfachen Ton), die Elemente, auf die sich das Wundtsche System aufbaut, ob es diese untersten seelischen Einheiten „wirklich gibt". Es ist heute nicht schwer, über die naive Erfahrungsgläubigkeit der Assoziationspsychologie zu lächeln. Wir meinen, es hätte nicht dreijähriger experimenteller Forschungsarbeit bedurft, um sich darüber klar zu werden, daß die einfachen Sinnesempfindungen ebenso wie alle psychischen Elemente, alle seelischen Atome oder Moleküle, Abstraktionen sind, die wir nie ohne Willkür aus dem stets komplexen Eindrucksganzen herauslösen. Ebensowenig will es uns heute noch verständlich erscheinen, daß

Digitized by Google

die Annahme von „Denkakten", daß die selbstverständliche Eigenart der gedanklichen Beziehung der „Intention" oder des „Meinens" durch eine eigene Gelehrtenschule, durch die „Denkpsychologie" der Ach, Külpe und Messer im harten Kampf gegen die „Assoziationisten" erst bewiesen werden mußte, die nur reine Assoziation, das heißt die Verbindung durch zufällige Gleichzeitigkeit und Ähnlichkeit anerkennen wollten.
Man kann diese Veränderung unserer Auffassung als einen Fortschritt ansehen, und dabei die Fortschrittshypothese so verstehen, daß man die eigene geistige Entwicklung, und zwar die des einzelnen Urteilenden als jener vor 20 Jahren schlechthin überlegen annimmt. Wer sich jedoch dabei nicht wohl fühlt, dem bleibt nur die andere Möglichkeit, die nämlich, statt an der Einsichtsfähigkeit jener Forscher an den Aussichten jener Forschungsrichtung zu zweifeln. Einmal grundsätzlich, weil die Frage, was früher ist, das Ganze oder die Teile, oder die andere, ob Gestalten oder Beziehungen für sich bestehen, ob es einfache Sinnesempfindungen gibt usw., weil diese Grund- und Vorfragen das menschliche Denken als philosophische schon seit viel längerer Zeit beschäftigen, ohne daß sie sich ein für allemal hätten lösen lassen. Diese grundsätzliche Skepsis gegenüber dem steten Fortschritt an der Oberfläche der Wissenschaft wird aber notwendig noch vertieft, wenn wir uns eine, gewiß nicht bedeutungslose äußere Tatsache bewußt machen, die wir nur deshalb immer wieder vergessen, weil sie uns allzu selbstverständlich geworden ist. Ich meine die Tatsache, daß die akademische Psychologie, das Ergebnis einer kaum mehr überschaubaren Sisyphusarbeit zweier Gelehrtengenerationen, auf das geistige Leben dieses psychologischen Zeitalters auch nicht den mindesten Einfluß gewinnen konnte. Allein die verschiedenen Methoden der experimentellen Leistungs- und Eignungsprüfung, welche für Wirtschaft, Technik, Sport und zu einem recht geringen Teil für die Pädagogik nutzbar gemacht werden konnten, haben weitere Verbreitung erlangt. Die Theorien und Systeme dagegen, für die so viel Schweiß fließen mußte, sind ausschließlich Angelegenheit der engsten Gelehrtenzunft geblieben, von der die gebildete Öffentlichkeit eher weniger weiß, als von den Lehren altchinesischer Philosophie. Das alles trotz einer Hochflut von einführendem Schrifttum aller Art, trotz des gewaltigen Nachdrucks, den die staatliche Prüfungsordnung der akademischen Psychologie schon seit einem Menschenalter verleiht. Nehmen wir das zusammen, dann werden wir uns der Einsicht nicht mehr verschließen können (die für die überwiegende Mehrzahl heute wohl feststeht), daß der scheinbare Fortschritt der wissenschaftlichen Psychologie eine schleichende Krisis notdürftig und nur für einen nicht allzu großen Kreis unmittelbar Interessierter verbirgt. Außerhalb der Zunft rechnet kaum noch jemand ernsthaft

Digitized by Google

mit der Möglichkeit, auf dem Wege akademischer Beschränkung, auf die Gegebenheiten des Bewußtseins, dem eigentlichen Ziel der Seelenkunde näherzukommen, der Erkenntnis der Gesetze menschlichen Handelns oder des Charakters und der Selbsterkenntnis.

Während es das wichtigste Krisenzeichen in der Entwicklung der Schulpsychologie darstellt, daß ihre theoretischen Aufstellungen keinerlei allgemeines Interesse zu erregen vermochten, gilt völlig das Gegenteil von ihrem bedeutendsten Gegenspieler, von der analytischen Psychologie, von der Psychoanalyse Freuds. Freuds Lehre vom Aufbau und vom Zusammenhang des seelischen Organismus, die er aus einer ärztlichen Methode zur Behandlung nervöser Störungen entwickelte, hat von ihren ersten Anfängen an im Brennpunkt der Diskussion gestanden; zunächst unter Ärzten und Psychologen und heute in der breitesten Öffentlichkeit. Einmal deshalb, weil sie eine Reaktion auf den seelenfeindlichen Materialismus der Assoziationspsychologie bedeutete, dessen extremster Vertreter nicht nur das Unbewußte, sondern am liebsten auch die Triebe und Instinkte wie den Willen als „Überbleibsel mittelalterlicher Mystik" aus dem Gedankenkreis wissenschaftlicher Forschung ausmerzen wollten. Weil sie mit kühnem Griff die Probleme dort anpackte, wo sie uns am nächsten brennen, dort, wo der Einbruch triebhafter Gewalten die oberflächliche Ruhe des reinen Bewußtseins stört. Sie wurde dem Gefühlsleben auch in seinen verhüllteren Äußerungen gerecht, sie brachte geheime Wünsche ans Licht, die sich der Ehrliche nicht verbergen darf, und so wurde sie von allen intuitiven Psychologen, von den eigentlichen Seelenkennern, mit offenen Armen aufgenommen. Trotz heftigen, stets wachsenden Widerstandes verbreitete sich die Psychoanalyse bald nahezu über die gesamte zivilisierte Welt, und sie ist heute ebenso wie in Holland, England, Amerika, in Frankreich und Italien Gegenstand des lebhaftesten Interesses.

Die Entwicklung der Psychoanalyse bietet jedoch neben diesen noch einen anderen, nicht minder bedeutsamen Aspekt. Wer sich heute darüber unterrichten möchte, was sie lehrt, dem zeigt ihr fast unübersehbares, lawinenhaft anwachsendes Schrifttum das Bild einer Unklarheit, die zur Verwirrung wird, je tiefer man eindringt. Einmal deshalb, weil die Psychoanalyse in einem Werdegang von nun über 30 Jahren, trotz einer Fülle unmittelbar packender Beobachtungen und Formulierungen, die heute schon zum Teil Gemeingut geworden sind, zu keinem systematischen Abschluß gelangen konnte. Sie hat sich mit den Anschauungen ihres großen Begründers auch in grundlegenden Punkten gewandelt, und sie ist immer noch im Werden. Zugleich brachte die Weiterentwicklung der analytischen Bewegung außer den äußeren mindestens ebenso heftige innere Kämpfe und Spaltungen. Während der kurzen Einigkeit im An-

Digitized by Google

griff gegen die lebensfeindliche akademische Beschränkung der gelehrten Laboratoriumspsychologie, im ersten Rausch der Begeisterung hatten manche ihrer Anhänger gemeint, eine neue Menschheitsära, eine Ära besseren wechselseitigen Verstehens sei angebrochen. Man konnte nun im Unbewußten des anderen lesen, und so mußten sich bei zunehmender Verbesserung der Methode Mißverständnisse immer sicherer ausschließen lassen. Die tatsächliche Entwicklung zeigte jedoch, daß sich die Analytiker untereinander nicht nur nicht besser, sondern oft sogar schlechter verstanden. Das Ergebnis war jedenfalls, daß man sich unter leidenschaftlichen Kämpfen und Erschütterungen in verschiedene Schulen auseinandersetzte, deren Behauptungen unvereinbar schienen.

Als Extreme stehen sich hier die Auffassung Freuds und seiner engsten Anhänger auf der einen, und die individualpsychologische Lehre Alfred Adlers, des einstigen Schülers, heute des schärfsten Opponenten Freuds, auf der anderen Seite gegenüber. Systematisch vereinfacht, besagt die Theorie Freuds, daß der Mensch als Triebwesen schon bei der Geburt eine Vielheit verschiedener Partial- oder Sondertriebe, ein Triebbündel also mitbekommt, das erst durch die individuelle Entwicklung zum Ganzen der Persönlichkeit zusammengeschlossen wird. Was wir werden, wird entweder durch die besondere Stärke der einen oder der anderen „Triebkomponente" (also etwa durch die Konstitution der Sexualtriebe) bestimmt, oder es sind besondere Erlebnisse im Zusammenhang und Bereich einzelner Triebe, durch welche diese letzteren entweder verdrängt oder vorzeitig wachgerufen und festgelegt werden. Der Vorgang dieser „Fixierung" wird am extremen Fall mancher geschlechtlichen Abirrungen oder Perversionen deutlich, denen zufolge etwa einer nur durch den Anblick eines mageren sehnigen Fußes, ein anderer durch das Erdulden körperlicher Züchtigung erregbar ist, während ihn alle Reize gesunder Sinnlichkeit kalt lassen. So wird ganz allgemein in den ersten Kinderjahren durch Fixierungen einzelner Triebe das werdende Ganze der Persönlichkeit vorgeformt. Ein wahrer „Wiederholungszwang" nötigt den fertigen Menschen, jene ersten Regungen, die sein Unbewußtes bewahrt, als eine Matrize gleichsam immer wieder von neuem abzudrucken. Das Unbewußte in uns, das Luststreben der Einzeltriebe, die Urgewalt der Triebnatur, das Es bestimmt unser Schicksal. Das Ich ist demgegenüber, wie Freud einmal sagt, als Helfer des Es „ein armes Ding", ja sein unterwürfiger Knecht, der um die Liebe seines Herrn wirbt. Oder mit anderen Worten: Das Ich wird im Es aufgelöst.

Völlig im Gegensatz dazu behauptet die Individualpsychologie, daß die verschiedenen Richtungen des menschlichen Strebens nicht auf die Libido (so nennt Freud die Energie der Sexualtriebe) oder auf andere Partialtriebe als auf eine „vis a tergo", eine gleichsam von hinten her

Digitized by Google

treibende Gewalt bezogen werden dürfen. Maßgebend ist vielmehr die Leitlinie eines Lebensplanes, einer (gleichviel bewußten oder unbewußten) inneren Zielstrebigkeit, die allen einzelnen seelischen Vorgängen gleichermaßen eignet, und die sich schon in der frühesten Kindheit geltend macht. Sie ist es, welche die Beziehung der einzelnen Regung zum Ganzen der Persönlichkeit und damit ihren Rang und ihre Bedeutung bestimmt. Der Sinn dieser Leitlinie ist Machtstreben, ein Drang, aus kindlicher Ohnmacht und Schwäche zu eigener Geltung zu kommen. Die verschiedenen Partialtriebe und Instinkte haben diesem zentralen Streben gegenüber nur die Bedeutung verschiedener Mittel zur Ich-Behauptung. Mit anderen Worten: Alle diese Strebungen werden ins Ich hineingenommen, das Es wird im Ich aufgelöst.

Um die beiden Pole, die hier in extremer, zum Teil fast gewaltsamer Vereinfachung bezeichnet wurden, ordnen sich, um die Verwirrung zu vermehren, eine große Zahl mittlerer Standpunkte an. Einzelne Schüler Freuds machten die verschiedenen Wandlungen des Meisters nicht mit, von denen die allerletzte zwar eine Annäherung an seine Gegner, damit aber statt größerer Klarheit größere Unsicherheit brachte. Schon diese systematische Unfertigkeit der Psychoanalyse nach 30 Jahren der Entwicklung würde es rechtfertigen, von einer Krise zu sprechen. Der Eindruck wird unausweichlich, wenn wir daneben zwei besonders auffällige Merkmale der analytischen Bewegung beachten. Auf der einen Seite die Heftigkeit der inneren Kämpfe, unter denen sich die verschiedenen Spaltungen und Ablösungen in der Schule Freuds vollzogen. Ihr Fanatismus blieb nicht hinter dem religiöser Sekten zurück, ihre Gewissensnot trieb einzelne Analytiker zum Letzten, zum Selbstmord. Neben diesen inneren Krisen ist es für die Bewegung charakteristisch, daß die engsten Anhänger Freuds, während sie sich zugleich sektenhaft abschlossen, eine wahre Begriffsscholastik entwickelten, die sich von der Selbstverständlichkeit ebenso weit entfernte wie die eben überwundene mechanistische Assoziationspsychologie. Scholastische Einkapselung aber ist stets ein Zeichen von Schwäche gewesen.

Auch die analytische Psychologie konnte also der Krise nicht ausweichen, ja diese ist hier in sehr viel kürzerer Zeit und sehr viel heftiger entbrannt. Daraus aber ergeben sich Schlüsse von allgemeinster Bedeutung, an denen die Philosophie nicht vorübergehen kann, mag sie sich sonst auch von der Erfahrung des gemeinen Alltags fernhalten. Daß eine Psychologie versagen mußte, die sich den großen Fragen des Lebens gegenüber akademisch beschränkt, das war nach der herben Kritik Nietzsches an der reinen Wissenschaft des Gelehrten nicht mehr allzu verwunderlich. Wer seinen Erkenntnistrieb wie eine letzte Instanz behandelt, „wie irgendein kleines, unabhängiges Uhrwerk, welches, gut

Digitized by Google

aufgezogen, tapfer drauflosarbeitet", der kommt gerade dadurch in Gefahr, den subjektiven Untergrund seiner nur scheinbar objektiv wissenschaftlichen Überzeugungen zu übersehen. „Es ist im Grunde ein vorweggenommener Satz, ein Einfall, eine Eingebung, zumeist ein abstrakt gemachter und durchgesiebter Herzenswunsch, der dann mit hinterher gemachten Gründen verteidigt wird." Die Psychoanalyse dagegen hat diese Beschränkung fallen lassen, ja sie ist von vornherein darauf ausgegangen, die höchsten geistigen Leistungen auf ihre Wurzeln im Triebleben zurückzuführen.

Die Psychoanalyse hat Nietzsches Gedanken in unermüdlicher Arbeit systematisch unterbaut und methodisch nachprüfbar gemacht. Sie kam dabei zu der Annahme, daß unser Denken ganz allgemein triebhafte Strebungen „rationalisiert", das heißt, daß es etwas, das von vornherein feststeht, durch hinterher gesuchte Gründe verteidigt. Das eindringlichste Beispiel, an dem dieser Mechanismus offenbar wird, ist das Verhalten jenes Hypnotisierten, der in der Hypnose die Suggestion erhält, nach dem Erwachen den Stuhl, auf dem er saß, an die Wand zu stellen und sich einen anderen zu holen und zugleich den Befehl, zu vergessen, daß ihm etwas suggeriert wurde. Der nachher amnestisch nur weiß, daß er ein wenig geschlafen hat, jedoch die posthypnotische Suggestion ausführt. Als man ihn nun fragt, warum er das tut, antwortet er, der Stuhl sei schadhaft gewesen und kann wirklich einen unbedeutenden Mangel nachweisen. Die ebenfalls suggestiv befohlene Amnesie forderte Vergessen des Befehls, Vergessen der wahren Begründung seiner Handlung. Wollte er gehorchen, wozu ihn sein unbewußtes Hingebungsbedürfnis gegenüber dem Hypnotiseur zwang, so durfte der Mann nichts wissen. Um ihm das zu ermöglichen, lieferte ihm sein Bewußtsein „Gründe" für sein Handeln, die gar nicht mitgewirkt hatten, als es zustande kam. Diese Gründe, die er in sich vorfand, gaben seinem Handeln hinterdrein einen logisch richtigen Sinn. Es wurde dadurch „rationalisiert", es wurde nachträglich in den logisch geschlossenen Zusammenhang der erlaubten, vom Bewußtsein anerkannten Gedankengänge eingegliedert. Was dieser extreme Fall sinnfällig macht, ist jedoch ein ganz allgemeiner Vorgang. Es ist nichts wesentlich anderes, wenn uns das Bewußtsein auf die Frage, warum wir den einen Menschen lieben, den anderen hassen, nur Gründe zuschiebt, die selbst schon in der Richtung des Gefühls liegen. Wir lieben den einen, weil er so liebenswürdige, wir hassen den anderen, weil er so häßliche Eigenschaften hat, Eigenschaften, die ihm das Gefühl verleiht, denn sie verschwinden mit ihm. Ernüchtert, findet man ihn vielleicht weder liebenswürdig noch häßlich, sondern gleichgültig, wie alle Menschen, die das Gefühl nichts angehen. Auch hier rationalisieren wir also, das heißt, wir ordnen nach-

Digitized by Google

träglich unsere Einfälle in die logisch geschlossenen Zusammenhänge der vom Bewußtsein anerkannten Gedankengänge ein. Der logische Selbstzusammenhang des Denkens schließt sich automatisch und verbirgt unter seiner Oberfläche, was ihn stören könnte. Solange und soweit wir unter der Herrschaft eines Triebes stehen, ohne uns dessen bewußt zu werden, kommt uns nichts in den Sinn, als was zu ihm paßt. Da wir aber nie völlig frei, sondern in allem was wir denken, fühlen und handeln stets triebgebunden sind, bedeutet jedes Bewußtsein eine Oberfläche über ungelösten Widersprüchen in der Tiefe, mit denen wir nicht fertig werden, von denen wir nichts wissen wollen, und die wir deshalb verdrängen.

Das methodische Ziel der Psychoanalyse ist die Aufhebung der Verdrängung. Sie wendet sich bewußt gegen jenes tendenziöse Nichtwissen, gegen das unbewußte Nichtwissenwollen, um die andere Seite, um den Widerspruch unserer Natur. Und trotzdem die Krise? Folgt daraus nicht die Hoffnungslosigkeit aller Psychologie, die der geniale Psychiater Möbius pessimistisch zu erkennen glaubte? Ja, mehr noch, folgt daraus nicht die Unmöglichkeit wahrer Erkenntnis? Wenn jede große Philosophie bisher, wie Nietzsche meint, im Grunde nichts anderes war, als das Selbstbekenntnis ihres Urhebers, „eine Art ungewollter und unvermerkter Mémoires, wobei die moralischen oder amoralischen Absichten den eigentlichen Lebenskeim ausmachten", dürfen wir wirklich noch hoffen, daß es gerade unserer Generation beschieden ist, die Wahrheit zu entdecken, die über den einzelnen hinausgeht?

Wir erblicken mit Nietzsche die höchste Aufgabe der philosophischen Selbstbesinnung darin, das Chaos des Trieblebens organisch zur starken und selbstgewissen Persönlichkeit zu verschmelzen. Und wenn Kant zeigte, daß nichts ohne Einschränkung gut genannt werden könne, als ein guter Wille, so ist nun, wenn wir den Willen als die subjektive Einheit der Triebe nehmen, der gute Wille mit dem wirksamen und starken Willen in eins zu setzen. Ist damit nicht einem extremen Subjektivismus und seiner notwendigen Folge der Haltlosigkeit eines uferlosen Relativismus das Tor geöffnet? Welches Kriterium bleibt uns noch, wenn wir an der Richtigkeit unserer Grundsätze zweifeln, wenn wir daran zweifeln, ob unser Lebensweg in die rechte Richtung führt? Der äußere Erfolg beweist vor allem für die Prinzipien der Rockefeller-Ford-Mussolini. Die innere Evidenz aber, die Tatsache, daß uns etwas als selbstverständlich einleuchtet, bestätigt sowohl die Wahnsysteme der Geisteskranken wie die naive Überzeugung des Spießbürgers. Die Selbstverständlichkeit an sich ist zweifelhaft geworden, denn das gerade hat uns die Psychoanalyse an einer erdrückenden Fülle experimenteller Untersuchungen dargetan, daß ich auch bei gewissenhaftester Prüfung nie ganz übersehen kann, was

Digitized by Google

meine Entscheidungen bewegt. Während es uns bisher selbstverständlich gewiß war, daß ich selbst am besten weiß, was in mir vorgeht, ist nun ein tiefes Mißtrauen gegen den Trug des Bewußtseins methodisches Prinzip.

Was das bedeutet, verstehen wir unmittelbar von der Situation aus, die Eberhard Griesebach in einem Vortrag über Möglichkeit und Begründung der Ethik treffend kennzeichnet, den er vor etwa zwei Jahren auf Einladung der Marburger Theologenschaft gehalten hat: „Wenn junge Menschen einem zum Führer Berufenen gestehen, daß alle ihre Gedanken in der ethischen Grundfrage münden, nach Möglichkeit und Begründung der Sittengesetze, so wird diese Frage nicht im Zusammenhang eines geordneten Gemeinschaftslebens der Wissenschaft heraus (wir können ergänzen, nicht ‚akademisch'), sondern von einem einzelnen in einer kritischen Stunde seines Lebens gestellt. In dieser Lage ist ihm nicht damit geholfen, daß wir ihn anweisen, sich dem gemeinschaftlichen Forschen nach einem allgemeinen Begriff des Sittlichen anzuschließen, noch daß wir ihm die eine oder andere von uns bevorzugte ethische Formel zur Anwendung empfehlen. Er zweifelt ja nicht allein an der Begründung der Sittengesetze, die ihm von Eltern und Lehrern überliefert worden waren. Sein Zweifel erschüttert das allgemeine Bewußtsein von der Notwendigkeit des sittlichen Strebens, der Selbstsicherheit des Bewußtseins als Grundlage des Sittlichen ist ihm zweifelhaft geworden. Er verzweifelt am Zweck seines Lebens wie an dem des Lebens überhaupt, und so weiß er nicht, ob es noch Sinn hat, neue Vorsätze zu fassen."

Diese kritische Situation des einzelnen, die jeder ernste Mensch einmal erlebt, ist sie nicht sinnbildlich für die Lage, in der sich heute alle jene Suchenden befinden, deren Bewußtsein sich der Problematik des Übergangs nicht zu verschließen vermag? Seit der „Alleszermalmer" Kant die wissenschaftliche Wahrheit und den sittlichen Wert völlig von ihren metaphysischen Bindungen gelöst und auf das Ich gegründet hat, läßt sich die ethische Grundfrage: „Was sollen wir tun?" nicht mehr damit beantworten, daß man uns eine bestimmte, oder daß man uns die ganze Musterkarte der Weltanschauungen empfiehlt. Wir zweifeln am Wert der Wissenschaft und damit an den Aussichten der Forschung nach einem allgemeinen Begriff des Sittlichen, wir verzweifeln am Denken überhaupt, an einem Denken, das sich trotz aller Inbrunst des Wahrheitsstrebens immer wieder in die gefährlichsten Verirrungen verstrickte. Ja, ich meine, es ist vor allem anderen diese Verzweiflung, die zwar nur einzelne bewußt erleben, die jedoch alle tieferen Naturen dumpf ängstlich ahnen, diese Verzweiflung am Denken ist es, welche heute die einen in die Hast des „Betriebs" treibt, in die Übersteigerung wirtschaftlicher oder wissenschaftlicher Arbeit als Selbstzweck, andere in astrologische, alchi-

Digitized by Google

mistische, spiritistische und sonstige geheimwissenschaftliche Spielereien, die sie im Grunde nicht ernst nehmen können, oder in rückwärts gewandte Ekstasen mystischer religiöser Schwärmerei.

Wenn ich nun versuche, in allergröbsten Umrissen anzudeuten, in welcher Richtung die Psychoanalyse dem selbstdenkerischen Menschen dazu nützlich sein könnte, sich und andere aus dieser Verzweiflung zu befreien, so kann das gewiß nicht heißen, daß die analytische Theorie als eine Überschau gleichsam aller anderen Gesichtspunkte empfohlen werden sollte. Das Dogmatisch-Theoretische, die Formeln etwa, daß alles im Grunde Sexualität, oder daß alles Machtstreben ist, dieses äußere Symptomwerk ist durch die Krise der Psychoanalyse ebenso erschüttert wie der Grundstein der Assoziationspsychologie, die einfache Sinnesempfindung und andere „letzte" Wahrheiten vergangener Zeiten. Die analytische Bewegung wird jedoch von einer Grundhaltung getragen, der tiefere Bedeutung zukommt. Diese bejaht die Krise. Die Krise der Psychoanalyse wie die allgemeine Krise unserer Geistigkeit ist für sie der Ausdruck nicht allein eines Auflösungsprozesses, sondern zugleich eines Heilungsvorganges, den die nächste Analogie mit den Krisen in der seelisch-geistigen Entwicklung des Einzelnen verbindet. Mit anderen Worten: Die analytische Bewegung selbst mit allen Begleiterscheinungen, den äußeren und inneren Widerständen, ist Ausdruck einer Selbstanalyse des menschlichen Geistes.

Im engeren Bereich der Psychoanalyse läßt sich diese Krise als ein Kampf zweier psychologischer Typen verstehen, die C. G. Jung als Grundhaltung der seelischen Wendung nach außen, zum Objekt oder „Extraversion" und als Wendung nach innen, zum Subjekt oder „Introversion" bezeichnet hat. So geht Freuds Sexualtheorie vom Objekt, vom Gegenständlichen, vom Sinnlichen oder vom Es aus, während Adlers Machttheorie alles vom Subjekt oder vom Ichstandpunkt aus betrachtet. Jung konnte nun zeigen, daß sich die gleichen typischen Gegensätze, wenn man sich nur an das Wesentliche, an die Richtung hält, schon in den theologischen Streitigkeiten der alten Kirche um die Transsubstantiation oder im Universalienstreit der Antike wie der Scholastik gegenüberstanden, dessen Beziehung zu dem Gegensatz zwischen den Gestalttheoretikern auf der Hand liegt. Und ebenso wie es im Abendmahlsstreit zwischen Luther und Zwingli darum ging, ob Wein und Brot das Blut und der Leib des Herrn wirklich seien, oder ob sie beides nur bedeuteten, so entzweiten sich die Analytiker darüber, ob das menschliche Triebleben wirklich vorwiegend Sexualität „sei" (wie Freud meinte), oder ob der Ödipuskomplex (wie Jung wollte) nur symbolisch verstanden werden müsse. Es handelt sich um denselben Typengegensatz in Nietzsches Gegenüberstellung vom Appolinischen und Dionysischen oder in den Gegensatzpaaren, die William James im philosophischen Denken unterschied: Zwischen Ratio-

Digitized by Google

nalismus und Empirismus, Intellektualismus und Sensualismus, Idealismus und Materialismus, Monismus und Pluralismus usw. Endlich finden wir die gleiche Polarität in dem für unser Thema bedeutsamen Gegensatz von philosophischer und naturwissenschaftlicher Geisteshaltung, von Philosophie und Psychologie wieder.

In den Krisen, die der einzelne im Verlauf seiner geistigen Entwicklung oder im Zusammenhang einer analytischen Kur durchmacht, zeigt das Verhalten der Gegensätze zueinander eigentümliche Gesetzmäßigkeiten. In der Kindheit ist die Polarität, die wir hier schematisch am besten als Gegensatz von Aktivität und Passivität oder von Männlichkeit und Weiblichkeit bezeichnen können, gleichsam noch unentfaltet. Die Pubertät, die den Jüngling zum Mann, das Mädchen zum Weib machen soll, ist es, die den Geschlechtsgegensatz erst ausprägt. Männliches und Weibliches sind nun nicht mehr vereinigt, weil der Jüngling alles Weibliche, das Mädchen alles Männliche verdrängt. Die Zeit der Reife endlich bringt die Auseinandersetzung mit dem Gegensatzproblem die Anerkennung der eigenen anderen Seite, der Erkenntnis der Antinomien des Gefühls und damit den Ausgleich der Spannung zwischen den Polen.

Dürfen wir diese Typik analogisch verallgemeinern, dann wäre die Krisis der modernen Psychologie ebenso wie die allgemeinere unserer Geistigkeit einer Pubertätskrise des Einzelnen gleichzusetzen. Mit anderen Worten: wir wären daran, in das Stadium geistiger Reife einzutreten. Dem entspricht es durchaus, daß heute nach Lösung der religiösen Rückverbindung, welche beim Einzelnen der Autoritätsbindung an die Eltern gleichkommt, das ethische Verhalten für die bewußten Menschen immer ausschließlicher eine Angelegenheit persönlicher Selbstverantwortung bedeutet. Das ist nicht nur die Forderung Nietzsches, sondern ebenso sehr, wenn man sie richtig versteht, die der Psychoanalyse. Die Verdrängung aufheben heißt gewiß nicht, daß wir nun unsere Triebe wild wachsen lassen sollten. Kein Mißverständnis der Lehre Freuds ist oberflächlicher und eben deshalb häufiger. Ihr methodisches Mißtrauen gegen die Selbstsicherheit des Bewußtseins hat vor allem den Sinn gesteigerter Wahrhaftigkeit sich selbst gegenüber. Die analytische Bewegung hat deshalb zunächst in Ländern Aufnahme gefunden, deren Weltanschauung unter dem Einfluß der kalvinistischen Reformation die sittliche Autonomie des einzelnen besonders betont. So in der Schweiz und in Holland, in England und in den Vereinigten Staaten, während das lutherisch-katholische Deutschland, Österreich, das Ursprungsland der Analyse, wie Frankreich, Italien sehr viel länger passiv blieben.

Als nächste ergibt sich aus dieser Analogie die Folge, daß die Zeit vorüber ist, in der es einen Sinn hatte, die Gegensätze zu betonen. Das heißt für unser Thema, daß die Trennung von Geistes- und Naturwissenschaf-

Digitized by Google

ten, von Philosophie und Psychologie, um deren reinliche Abgrenzung eine Generation von Gelehrten bemüht war, ihre Bedeutung verliert. Ebensowenig wie eine Psychologie bestehen kann, welche den philosophischen Gesichtspunkt vernachlässigt — das Versagen der experimentellen Forschung beweist es —, ebensowenig vermag heute die Philosophie der Psychologie zu entraten. Die Proteste gegen den Psychologismus, die Verachtung der Empirie (die nach Blüher nur einer „sekundären Denkerrasse" etwas bedeuten soll), der Kampf gegen das Unbewußte, können den Prozeß wechselseitiger Durchdringung nicht aufhalten. Das alles gilt in einem ganz besonderen Sinn für die Psychoanalyse, die zwischen Natur- und Geisteswissenschaften eine eigentümliche Mittelstellung einnimmt. Einmal deshalb, weil ihre „Grenzüberschreitungen", die so oft Anlaß dazu gaben, sie heftig zu bekämpfen, durch die allgemeine Entwicklung legitimiert werden. Es gehört zum Wesen der Analyse, daß sie die Grenzen überschreitet, in die sich unser Denken wie in einen schützenden Zauberkreis zurückgezogen hatte, ja, das ist vor allem ihr Verdienst, daß sie die künstliche Beschränkung sowohl der naturwissenschaftlichen wie der philosophischen Psychologie durchbricht, die nun erst recht zutage tritt. Die Analogie zwischen der Haltung des Mönchs, der sich aus Angst vor der Dämonie des Trieblebens in seine Zelle zurückzog, und der Weltfremdheit der akademischen Laboratoriumspsychologie, macht die Isolierung der naturwissenschaftlichen Seelenforschung deutlich. Auf der anderen Seite hat es die Kathederphilosophie vermieden, sich mit der Frage zu beschäftigen, wie man es anfängt, eine einmal errungene Erkenntnis lebendig zu verwirklichen. Sie hat den westlichen Gegensatz zwischen Theorie und Praxis, zwischen Lehre und Leben, den kein östlicher Denker anerkennen konnte, als eine unüberbrückbare Fatalität hingenommen. Sie hat sich, so wie es Albert Schweitzer aufweist, gleich der akademischen Psychologie immer mehr aus dem eigentlichen geistigen Leben der Volksgemeinschaft herausphilosophiert.

Die Psychoanalyse ist jedoch nicht nur deshalb von Bedeutung, weil sie die menschliche Problematik am entscheidenden Punkt packt, ohne Rücksicht auf die kategorische Hierarchie verschiedener Seinsebenen und Standpunkte, unbekümmert um die Trennung von Natur und Geisteswissenschaft. Wenn wir sie richtig verstehen, kann ihre Methode zum wertvollsten Werkzeug selbstdenkerischer Besinnung werden. Griesebach bekennt am Schluß seiner schönen Untersuchung mit einem Freimut, der dem akademischen Lehrer besonders zu danken ist, der Führende, an den die ethische Frage gerichtet wird, könne dem Verzweifelten auf sein Verlangen nach einer besonderen Anweisung für sein gegenwärtiges Tun nur auf eine einzige Weise richtig antworten, wenn er ihm helfen wolle:

Digitized by Google

indem er nämlich an seiner Verzweiflung teilnehme. Diese psychotherapeutische Auffassung der Aufgabe des Ethikers entspricht durchaus der psychoanalytischen. Auch die Psychoanalyse geht darauf aus, dem Kranken, der zutiefst an seiner inneren Einsamkeit leidet, zu dem Erlebnis zu verhelfen, daß nicht nur er, sondern das ebenso der andere allein ist, ja, daß wir alle allein sind, und zugleich, daß die erlebte Allgemeinheit dieses Alleinseins die einzelne Einsamkeit aufhebt. Die Analyse kann darüber hinaus jedoch noch mehr geben, einen Ersatz für jenes Kriterium, das die Ethik verliert, wenn sie auf den objektiven Maßstab verzichtet. Vielfältige Erfahrung am Einzelnen zeigt mit der nachprüfbaren Beweiskraft des Experiments, daß die Erschütterung der Selbstsicherheit des Bewußtseins durch den methodischen Zweifel zu einer neuen Selbstverständlichkeit führt, wenn sich die Verzweiflung kritisch übersteigert, wenn sie ihren tiefsten Punkt erreicht hat. Sie beweist experimentell die alte Wahrheit, daß man durch Zweifel zum Glauben kommen kann. Daraus aber folgt grundsätzlich: Meinen Zweifel, ob ich auf dem rechten Wege bin, kann weder die äußere Übereinstimmung mit dem als gut geltenden beruhigen, noch die innere Gewißheit des Augenblicks, diesmal die wahre Wahrheit gefunden zu haben. Hier aber kann mir das analytische Prinzip der Störung weiterhelfen: Wenn ich zähe dabei bleibe, „die Störung", das heißt alles, was mich zu erschüttern vermag, in mich hineinzunehmen, seien es fremde Gedanken und was sonst vom anderen ausgeht, oder die verdrängten triebhaften Wünsche meines eigenen Unbewußten, dann darf ich hoffen, daß die neue Selbstverständlichkeit, die ich aus dieser Erschütterung gewinne, sich als währende Wahrheit bewährt, als organische Einigung meines Selbst, meiner Persönlichkeit. Die Technik der Psychoanalyse, die es erlaubt, Masken des Unbewußten zu entlarven, gibt zugleich Möglichkeit zielbewußter sachlicher Arbeit an der eigenen Entwicklung. Es ist nicht nötig, untätig darauf zu warten, daß mir der Sinn meines Daseins mit einem Zauberschlage einleuchtet, ich kann mich der inneren Lösung selbsttätig Schritt für Schritt nähern, wenn ich mich systematisch gegen den inneren Widerstand wende, der mich ebenso vom Einswerden mit mir selbst wie mit dem anderen trennt. Wem das aber gelingt, der überwindet aus eigener Kraft die Verzweiflung am Denken. Er wird gläubig nicht im Sinne eines credo quia absurdum, sondern in dem echt protestantischer Selbstverantwortung, weil ihm nun Geist Halt in der Freiheit bedeutet.

Digitized by Google

Mediale Typen

Von Prof. Dr. Johannes M. Verweyen

Alle Erscheinungen des Mediumismus sind geknüpft an bestimmte Menschen, die man wegen ihrer Vermittlerrolle Medien nennt. Das allgemeine charakterologische Interesse an den Trägern ungewöhnlicher Leistungen gewinnt hier einen besonderen Gegenstand. Es findet seinen Ausdruck in der Frage, ob und in welchem Sinne man von einem medialen Typus sprechen kann. Der Begriff des Typus birgt eine Gruppe von genauer zu bestimmenden Merkmalen in sich, durch die er sich von anderen Typen abhebt. Es gilt also zu untersuchen, welche besonderen seelischen oder leiblichen Merkmale den Medien zukommen.

Wer mit Mediumismus noch wenig oder gar nicht vertraut ist, pflegt sich, wie die Beobachtung lehrt, eigenartige Vorstellungen von diesem Typus zu machen. Er denkt an höchst seltsame, schon in ihrem Äußeren besonders auffallende, irgendwie „unheimliche" Wesen, denen man am besten möglichst aus dem Wege gehe, um nicht etwa an ihrem „bösen Blick" Schaden zu nehmen. Er ist geneigt, das Bild der Hexen sich zu vergegenwärtigen, wenn er versucht, ihr Wesen auszumalen.

Auch wer in seiner Phantasie beim Klange des Wortes Medium nicht gleich von Angst und Grauen gepackt wird, wird doch vielleicht geneigt sein, die Seltsamkeit dieser ihm vorschwebenden Wesen durch die Zauberformel Hysterie anzudeuten. Was man nicht definieren kann, das sieht man im Umkreise gewisser ungewöhnlicher seelischer Erscheinungen einfach als hysterisch an und denkt sich darunter allerlei Merkmale, deren Klärung der Psychopathologie nicht geringe Schwierigkeiten bereitet. Landläufige Deutung des Wortes versteht unter Hysterie vor allem eine krankhafte Einbildung, ein krankhaftes unbewußtes Abweichen von der Wirklichkeit, wie es sich etwa in den ausgeprägten Fällen eines phantastischen Lügens, der pseudologia phantastica, zeigt.

Die Meinung, Medien seien mehr oder weniger ausnahmslos solcher Hysterie verfallen, ist sehr verbreitet und begegnet man auch in den Schriften über Mediumismus, vor allem in den feindlichen. Wer mit solcher Erwartung an Medien herantritt, wird sicherlich in den allermeisten Fällen überrascht sein, einen gänzlich anderen Eindruck zu empfangen. Daß Medien hysterisch seien, ist in dieser Allgemeinheit eine Behauptung, die durch die Häufigkeit ihrer Wiederholung nicht an Wahrheit gewinnt und ihren Mangel an Begründung nicht zu ersetzen vermag. Jedenfalls kann keine Rede davon sein, daß Medien, zumal die bekanntesten, auf Grund einer sorgfältigen Diagnostik als

Digitized by Google

hysterisch befunden worden seien. Es handelt sich vielmehr bei solcher summarischen Kennzeichnung um ein sehr bequemes, vorschnelles Werturteil solcher, die dem Mediumismus auf Grund ihrer Voreingenommenheit schon ohnedies zurückhaltend oder direkt feindlich gegenüberstehen und ihn auf diese Weise zu verdächtigen lieben.

Wer ohne Vorurteil echte, leistungsfähige Medien auf sich wirken läßt, wird in ihrem gesamten Wesensausdruck vielleicht zunächst gar nichts Ungewöhnliches oder Auffallendes wahrnehmen. In der Gesellschaft mehrerer Menschen würde er vermutlich gar nicht auf den Gedanken kommen, daß es sich um den Träger besonderer geheimnisvoller Kräfte handelt. Es gehört schon ein geübter, charakterologisch geschulter Blick dazu, um etwa in dem Augenausdruck ein Kennzeichen solcher Begabung zu entdecken oder auch nur zu vermuten. Ruhige Gemessenheit aller Ausdrucksbewegungen, des Wortes wie der Gebärde, nichts Exaltiertes, überhaupt nichts Betontes — das ist der Eindruck, den man gerade von den besten Medien empfängt: wie alle Größe, so ist auch die mediale still, schlicht und voll edler Einfalt.

Ebenso findet der Satz, daß wahre Bildung bescheiden macht, auch hier seine Anwendung. Mag sich ein gesundes Selbstbewußtsein auch bei Medien finden, so ist es doch auch bei ihnen nur das Gegenstück zu jener Selbstbescheidung, die der Endlichkeit alles Menschlichen eingedenk bleibt. Ja, nicht selten findet man gerade bei stark begabten — besonders bei psychologischen — Medien Züge einer echten und tiefen Frömmigkeit, welche die besonderen Kräfte als ein Geschenk des Himmels dankbar pflegt und sich der Verantwortung bewußt ist, sie im Dienste des Guten zu verwerten.

Selbst wo Hysterie oder irgendein anderer pathologischer Zustand bei Medien angetroffen wird, begründet dies keinen Einwand in jedem Sinne. Es ist eine begrenzte Betrachtungsweise, welche leibliche oder auch eine gewisse seelische Erkrankung ohne weiteres gegen den Wert der Leistungen der gesunden Zone des betreffenden Menschen auszuspielen liebt. Psychopathen verdankt die Menschheit große Schöpfungen, wie auch Psychiater einräumen, Hysterie kann sich im Bilde einzelner medialer wie nichtmedialer Menschen finden. Daß sie den Medien als ein notwendiges Merkmal angehört, ist ein unbegründetes Vorurteil. Das Entscheidende ist schließlich die mediale Leistung als solche, gleichgültig ob sie mit oder ohne Hysterie zustande gekommen ist. Die etwa mit Hysterie verknüpfte erhöhte Einbildungskraft spielt hier als Fehlerquelle weniger beim Medium selbst als bei den Betrachtern eine Rolle, indem sie deren Leichtgläubigkeit erhöht. Auf seiten des Mediums selbst könnte im Einzelfalle Hysterie dazu verleiten, Schein mit Sein gleichzusetzen oder durch irgendwelche unbewußte Manipulationen wie durch

Digitized by Google

sonstige Täuschungen der im Augenblick versagenden medialen Kraft nachzuhelfen und im Einzelfalle den Eindruck stärkerer Medialität zu erwecken als tatsächlich vorhanden und wirksam ist.

Nicht Hysterie, wohl aber Sensibilität darf als ein allgemeines Kennzeichen mediumistischer Wesensart bezeichnet werden. Solche starke Empfänglichkeit für „Schwingungen" und Eindrücke aller Art läßt Medien nach außen hin gute „Antennen", gute Aufnahmeinstrumente sein, macht sie zugleich nach innen geneigt zu jenen Umlagerungen ihrer eigenen Wesenselemente, die man Spaltung der Persönlichkeit oder Alteration des Bewußtseins zu nennen pflegt.

Der mediale Tatbestand, der mit diesen Ausdrücken umschrieben ist, wird am leichtesten verständlich durch einen Vergleich mit der Schauspielkunst. Der Schauspieler „versetzt" sich, wie man es auszudrücken pflegt, und spielt sich in eine bestimmte Rolle hinein. Er hört für diesen Augenblick auf, der bekannte Mensch zu sein. Er ist gegebenenfalls kaum noch oder überhaupt „nicht mehr wieder zu erkennen". Er erscheint als ein „Anderer", ein mehr oder weniger verwandeltes Wesen. In Gebärde und Stimme, im Gesichtsausdruck sowie in der Gewandung nimmt er die Merkmale der Gestalt an, die er darzustellen, zu „verkörpern" die Aufgabe hat. Wenn er das Wort „ich" in den Mund nimmt, so meint er nicht sein eigenes Ich, sondern das des „Anderen", dessen Sein und Tun er „spielt". Dank seiner produktiven Einbildungskraft oder schaffenden Phantasie holt er gleichsam aus der Tiefe seines eigenen Wesens bestimmte Elemente hervor und formt sie zu einem neuen Menschenbilde, das er selbst im natürlichen Zustande nicht darstellt.

Solche Umlagerung der Wesenselemente, wie man es nennen kann, vollzieht sich auch im Bereiche des Mediumismus. Sie erfolgt nicht bei allen, sondern nur bei bestimmten medialen Leistungen, nämlich dann, wenn irgendwelche fremde Wesen — um es so zunächst kurz auszudrücken — aus dem Medium reden. Diese fremden Wesen werden vom Spiritismus als Geistwesen einer jenseitigen Welt, vom Animismus dagegen als besondere, in dem Medium selbst gelegene Wesenheiten gedeutet. Nach der spiritistischen Auffassung wird die Umlagerung, die Alteration des Bewußtseins von außermenschlichen, übersinnlichen Wesen bewirkt, die sich des Mediums als Vermittlers zwischen Jenseits und Diesseits bemächtigen und sich seiner als eines Instruments und „Werkzeuges" bedienen, um sich den sinnengebundenen Menschen kundzutun, zu ihnen zu sprechen und ihnen zu erscheinen. Nach der animistischen Deutung dagegen ist die Spaltung des Bewußtseins in solchem Falle eine Leistung des Mediums selbst.

In jedem Falle der Deutung ist es angezeigt, scharf zu unterscheiden

Digitized by Google

zwischen der Bewußtseinsspaltung als einem psychologischen oder psychopathologischen Vorgang und der medialen Leistung, die damit verbunden ist. Anders ausgedrückt: man muß unterscheiden zwischen der Form des medialen Bewußtseins und dessen Inhalt. Denn es ist offensichtlich auch hier die Form als solche kein Erklärungsprinzip der Inhalte. Vollends Spiritisten, die auf Grund der medial empfangenen inhaltlichen Belehrungen überzeugt sind, durch Vermittlung des Mediums mit einer jenseitigen Geisterwelt in Verbindung zu stehen, werden die Alteration des Bewußtseins in keiner Weise ausreichend finden, um die betreffenden Erscheinungen verständlich zu machen. Aber auch sie können nicht in Abrede stellen, daß solche Bewußtseinsspaltungen die eigentümliche Form sind, in der die von ihnen gemeinten Kundgebungen aus einer jenseitigen Welt erfolgen.

Man könnte einen Einwand erheben und fragen, ob der übliche Ausdruck „Spaltung des Bewußtseins" den vorliegenden Sachverhalt überhaupt richtig wiedergibt. Sicherlich liegt bei den mediumistischen Zuständen in dem gleichen Sinne eine „Spaltung" des Bewußtseins vor wie im Fall des Schauspielers. Da es sich aber in beiden Fällen nur um einen vorübergehenden Zustand des Bewußtseins handelt, auf den das übliche normale Ichbewußtsein wieder folgt, so drückt sich darin zwar etwas Abnormes, aber nichts Pathologisches aus.

Von ganz anderer Art ist etwa die Spaltung des Bewußtseins, die sich im Bilde des Epileptikers findet. In den sogenannten epileptischen Dämmerzuständen wird eine Form des Bewußtseins, ein „Ich" wirksam, das mit dem „Ich" des normalen Bewußtseins gar keinen Zusammenhang aufweist, ja, zu diesem in seinen Handlungen in einen direkten Gegensatz treten kann. Es zeigt sich dabei also eine Störung des seelischen Gleichgewichts, eine Durchbrechung der inneren Einheit eines übergreifenden, herrschenden, zentralen Ich, das gleichsam die Fäden des seelischen Geschehens in der Hand behält. Die Auflockerung dieser Einheit kann durch Alkoholrausch erfolgen, der eine vorübergehende akute geistige Erkrankung darstellt. Ein Studiosus, der dem Alkohol in erheblichem Maße zugetan war, pflegte noch am folgenden Morgen unter dem Einfluß der Nachwirkung des vorangegangenen Kneipabends mit schwerem Stoßseufzer zu bekennen: „Ich bin es heute wieder gar nicht!"

Im Gegensatz zu dem Ausdruck Bewußtseinsspaltung deutet das Fremdwort Alteration des Bewußtseins auf einen allgemeineren Tatbestand. Es umreißt sowohl die Fälle der eigentlichen pathologischen Spaltung als auch die einer vorübergehenden Umlagerung des Bewußtseins, eines „Anderswerdens", wie etwa beim Schauspieler oder dramatischen Dichter, der die verschiedenen Gestalten mit der Macht seiner Phantasie aus sich

Digitized by Google

hervorbringt. Gerade dieser Fall bezeugt mit voller Deutlichkeit, daß es im schöpferischen Menschen eine Fähigkeit gibt, jene Umlagerung der Wesenselemente zu vollziehen und gleichzeitig die Ichform des Bewußtseins zu verändern.

Solche Fähigkeit eignet in besonderer Weise auch den Medien. Es bleibt dabei im Einzelfalle eine schwierige methodische Grenzbestimmung, inwieweit der Wechsel der Ichform eine bloße Phantasieleistung des Mediums selbst bedeutet oder auf den Einfluß bestimmter äußerer menschlicher Geistwesen beruht. Das einzige Kennzeichen, das hier schließlich in Frage kommen könnte, wäre die außermediale Leistung selbst, sofern diese über Gedankenübertragung und Hellsehen hinauswiese.

Die verschiedenen Ichformen, die bei einem Medium auftreten können, deuten teils auf gute und wohlwollende, teils auf böse und übelwollende „Wesenheiten". Sie spiegeln mithin den mediumistischen Gegensatz zwischen weißer und schwarzer Magie wieder. Handelt es sich um „böse Geister", so pflegt man von Besessenheit zu sprechen. Es ist, als ob „Geister" in ein Medium hineinfahren oder doch von ihm Besitz zu ergreifen scheinen. Es tritt alsdann eine völlige physiognomische Veränderung ein. Die milden Züge des Mediums nehmen plötzlich oder doch sehr rasch den Ausdruck der Wildheit an. Die Sprache zeigt einen gänzlich anderen Klang. Die Worte, die es ausspricht, deuten auf eine niedrige Ebene. Gelingt es dann mit sogenannten magnetischen Strichen oder frommen Sprüchen Einfluß zu gewinnen auf die bösen Geister, vermag man sie „auszutreiben" — Exorzismus ist der Name für diesen in der Geschichte der Religionen bis zum heutigen Tage angetroffenen Vorgang —, so beruhigt sich das Medium allmählich wieder und kehrt in seine frühere Bewußtseinslage zurück.

Es gibt besondere Fälle, in denen die Wirksamkeit eines veränderten Ichbewußtseins im Medium von besonders auffallender Ausdrucksform begleitet ist. Alsdann nimmt nicht nur die Stimme des Mediums die Klangfarbe des betreffenden „Wesens" an und wiederholt etwa die ihm zu Lebzeiten besonders eigentümlich gewesenen sprachlichen Wendungen — die nie an das Ohr des medialen Menschen kamen —, sondern es zeigt auch der Körper des Mediums entsprechende Veränderungen. Handelt es sich etwa um einen Abgeschiedenen, der zu Lebzeiten die Eigentümlichkeit eines gelähmten Beines besaß, so wird das Bein des Mediums dieselben Erscheinungen zeigen, wenn eine entsprechende Umformung des medialen Bewußtseins stattfindet. Ja, auch dann, wenn es sich nicht im eigentlichen Sinne um eine Alteration des Bewußtseins von der aufgewiesenen Art handelt, sondern um ein bloßes hellsichtiges Erfassen eines längst verstorbenen Menschen, spürt das Medium rein körperlich in den be-

Digitized by Google

treffenden Organen eine entsprechende Schmerzempfindung. In einem besonders ausdrucksvollen Falle, der sich auf einem alten Familiengut abspielte, mußte erst die Chronik aufgeschlagen werden, um die Angaben nachzuprüfen. Es fand sich darin verzeichnet, daß ein Ahnherr, der vor einigen Jahrhunderten lebte, in Wirklichkeit das Beinleiden hatte, welches das Medium selbst im Zusammenhange mit seinen sonstigen richtigen hellseherischen Angaben gespürt hatte.

Trance ist der übliche Name des eigentümlichen Zustandes, der eine Voraussetzung — zwar nicht aller, aber gewisser — medialer Leistungen bildet. Er kann verschiedene Grade annehmen, von einer leichteren Abwendung des Tagesbewußtseins bis zum sogenannten Tieftrance. Alle Formen des Trancezustandes erinnern an jene seltsamen Veränderungen des Bewußtseins, wie sie durch Suggestion vor allem bei der Hypnose herbeigeführt werden. Aber es tritt zugleich ein bedeutsamer Unterschied zutage. Der Hypnotisierte befindet sich ganz im Banne dessen, der ihn in diesen künstlichen Schlafzustand versetzte. Das Medium dagegen fällt ganz von selbst — oder höchstens unterstützt durch Hilfsmittel, wie „magnetische Striche" oder Lektüre einiger Sätze, etwa der Bibel — in Trance und erwacht nach einiger Zeit wieder ebenso von selbst. Auch das Erwachen kann durch künstliche Hilfsmittel beschleunigt oder verlangsamt werden, etwa wiederum durch magnetische Striche in entgegengesetzter Richtung — nämlich von unten nach oben —, oder dadurch, daß man dem Medium etwa Salz auf die Zunge bringt. Solche Gewürze scheinen die Medialität stark zu beeinträchtigen.

Gemeinsam aber ist dem Trancezustande wie dem hypnotischen Zustande wiederum dies, daß es keine Erinnerung an ihn gibt. Es handelt sich dabei um Betätigungen, die gleichsam in verschiedenen Zonen des menschlichen Wesens verlaufen, zwischen denen es keine Verbindungsbrücke der Erinnerung gibt.

Der Aufforderung, eine Beschreibung des Trancezustandes zu geben, entsprach ein Medium mit der Bemerkung, es habe gar keine Erinnerung daran, aber wenn es erwache, habe es ein „Gefühl der inneren Zufriedenheit und des Geborgenseins, wie die Welt es gar nicht bieten kann". Zugleich wählte es auf Grund eigener Erfahrung den Vergleich mit der Narkose. Als es bei der Geburt des Kindes in einen narkotischen Zustand versetzt sei, habe es das gleiche Gefühl gehabt wie sonst, wenn es in Trance falle. Ebenso sei das Erwachen aus der Narkose ähnlich dem Erwachen aus dem Trance gewesen. Der Trancezustand ist die vielfache Voraussetzung medialer Leistungen psychologischer und physikalischer Art, aber keineswegs deren unerläßliche Bedingung. Phänomene, wie Gedankenübertragung und Hellsehen, sind ebenso ohne ihn möglich wie einfache telekinetische Vorgänge. Automatisches mediales Schreiben

Digitized by Google

setzt so wenig einen Trancezustand voraus, daß es durch fortgesetzte Unterhaltung mit der Umgebung nicht gestört wird. Kompliziertere Leistungen des physikalischen wie psychologischen Mediumismus dagegen scheinen — im allgemeinen — an den Trancezustand als unerläßliche Voraussetzung geknüpft zu sein. Sowie auch sonst höchste schöpferische Leistungen ein bestimmtes „Außer-sich-Sein" des Menschen, die Versenkung in tiefere Schichten seines Wesens voraussetzen. Ob und in welchem Ausmaße mediale Leistungen, wie etwa das Hellsehen, infolge einer bestimmten geistigen Schulung ohne jeden Trancezustand in völlig wachem Bewußtseinszustande auftreten können, ist eine besondere Frage, die wohl mehr nur für die Ausnahmefälle eines seltenen geistigen Typus bejaht werden kann.

Im einzelnen gibt es eine große Mannigfaltigkeit medialer Leistungen und entsprechender medialer Sondertypen. Von ihrem allgemeinen Grundsatz der Verteilung der Gaben und Aufgaben abzugehen, zeigt sich die Natur auch auf dem Gebiete des Mediumismus nicht gewillt. Die verschiedenen natürlichen Funktionen, wie Sprechen und Schreiben, Malen und Zeichnen, Spielen auf einem Instrument und Tanzen können eine mediale Steigerung erfahren.

Aber auch Medien haben ihre Spezialbegabung. Große physikalische Medien, die auf den Gebieten der Telekinese und Teleplastik hervorragend sind, pflegen nicht gleichzeitig ebenso bedeutende Leistungen des psychologischen Mediumismus wie Telepathie und Television aufzuweisen.

Hinsichtlich der Verbreitung des medialen Typus begegnet man vielfach der Meinung, daß er eine große Seltenheit darstelle. Solche Annahme erklärt sich daraus, daß bisher nur verhältnismäßig wenige Menschen aus eigener Erfahrung genauer mit Medien vertraut wurden. Die vielen Millionen, die als Anhänger des Spiritismus genannt werden, gehören teils außerdeutschen Ländern an, teils gründen sie ihre Überzeugung gar nicht einmal auf persönliche Begegnungen mit Medien. Ob der Name eines Mediums in die breitere Öffentlichkeit dringt, dies hängt nicht nur von seiner Leistungsfähigkeit ab. Auch sonst spielen die „Namenlosen" eine nicht unbedeutende Rolle im ganzen Leben. Es ist ein Vorurteil zu meinen, daß Größe des Menschentums in jedem Falle daran geknüpft sei, daß die Namen ihrer Träger in dem Buche der Geschichte verzeichnet sind. Es wird sozusagen der normale Weg sein, daß hervorragende Leistungen auf irgendeinem Lebensgebiete nicht vor den Augen der großen Welt verborgen bleiben, sondern mit mehr oder weniger leuchtenden Lettern aufgezeichnet werden. Aber die Entscheidung darüber, ob es sich um hochwertige Leistungen handelt, hängt von sehr viel äußeren, jedenfalls mannigfach bedingten und keinesfalls

Digitized by Google

absolut maßgebenden Autoritäten, wie Zeitgeist und herrschenden Richtungen aller Art ab. Zu schweigen davon, daß Hochleistungen in mehr als einem Falle geraume Zeit verkannt, jedenfalls den Zeitgenossen verborgen blieben.

Das Gebiet des Mediumismus bildet keine Ausnahme von dieser Regel. Man begegnet auf ihm einer Anzahl klangvoller Mediennamen, die einer breiteren Öffentlichkeit bekannt wurden. Aber ebenso trifft man Fälle an, in denen stark mediale Menschen ganz zurückgezogen leben und wirken, ohne daß ihr Name in Zeitungen und Zeitschriften genannt wird. Solche Feststellungen, die man zu wiederholten Malen machen kann, lassen die Vermutung entstehen, daß es eine größere Anzahl „namenloser" Medien gibt, als ein verbreitetes Vorurteil annimmt. Dazu kommt die Wahrscheinlichkeit, daß auch in diesem Falle viele Menschen an die in ihnen schlummernde, vielleicht sogar schon mehr oder weniger wirksame mediale Fähigkeit nicht recht zu glauben sich getrauen, weil sie in ihrer nächsten Umgebung nur Worte der Geringschätzung und des Spottes über dieses ungewöhnliche Gebiet vernehmen.

Die wachsende Verbreitung, deren sich der Mediumismus in der Gegenwart erfreut, ist auch der Auffindung wie dem Bekanntwerden neuer Medien günstig. Wer sich als Forscher mit diesem Gebiet besonders befaßt, wird in keiner Stadt die Gelegenheit vorübergehen lassen, um mit Medien bekannt zu werden, die sich in engerem oder weiterem Kreise eines gewissen Ansehens erfreuen. Wer sich zugleich als Charakterologe auf die Erkennung der äußeren Merkmale des medialen Typus versteht oder infolge eigener Sensibilität mediale Begabung zu spüren imstande ist, wird die Auffindung von Medien noch besonders begünstigen. Bestehende Zeitschriften sowie Vorträge über dieses Gebiet ermöglichen es in ihrer Weise, daß die unter den Zeitgenossen angetroffenen medialen Typen einer breiteren Öffentlichkeit bekannt werden. — Als weibliche Medien, deren Namen während der letzten Jahrzehnte oder in unseren Tagen in größerem Umfange bekannt wurden, kommen etwa neben der Seherin von Prevorst, für die sich Justinus Kerner einsetzte, in Betracht: Anna Rothe und Eusapia Paladino, Florence Cook, Helene Smith, Mrs. Piper und Frau Leonhard, Cécile de Vé und Eva C., Stanislawa Tomczik und B. Tambke, Frau Vollhart und Frau Silbert, schließlich die in jüngster Zeit vielgenannte Eleonore Zugun. Nicht den gleichen Grad von allgemeinem Bekanntwerden erlangten bisher die „Seherin vom Altenkessel" bei Saarbrücken, Frau Micheli, die Frankfurterin Frau Günthert und die in Düsseldorf lebende Frau Gerber-Wieghardt. — Als männliche Medien wurden besonders bekannt: Home und Slade, Willy und Rudi Schneider, Franek-Kluski für

Digitized by Google

paraphysikalische Leistungen; Johannsen, Schermann und Max Möcke für parapsychologische Fähigkeiten.

Neben der Frage nach den allgemeinen Wesenszügen medialer Typen sowie nach dem Umfang ihrer Verbreitung ist schließlich noch das Problem der Erziehung von Medien bedeutsam. Es leuchtet ein, daß auch die medialen Leistungen auf irgendwelche besonderen Anlagen hindeuten. Die pädagogische Frage lautet, ob und wie man bewußt diese Anlagen fördern kann. In der Literatur über dieses Gebiet findet man gar nichts oder doch nur höchst selten und im Vorübergehen Bemerkungen über dieses Problem, das gleichwohl besonderer Beachtung wert erscheint und sie voraussichtlich künftig in zunehmendem Maße finden wird. Nur wer über eigene Erfahrung verfügt, wird auch über diese Frage des Mediumismus sich sachkundig zu äußern imstande sein. Vielleicht wird einmal der Wiener Krauß, der das neuerdings in verschiedenen Städten unter dem Namen Frau Dagma seine besondere Begabung für räumliches Fernsehen betätigende Medium entdeckte und ausbildete, seine bisher an etwa 20 Medien gesammelten Erfahrungen dieser Art genauer darstellen. Nach seinen eigenen Worten bestand seine Hauptmethode darin, möglichst wenig in die betreffenden, als medial erkannten Menschen hineinzulegen, vielmehr die in ihnen schlummernden Fähigkeiten sich möglichst organisch, zwanglos, entfalten zu lassen.

Ganz allgemein wird man sagen dürfen, daß auch hier neben der fremden Erziehung die Selbsterziehung in Frage kommt, die sich vor allem auf ein aufmerksames Erlauschen der inneren unmittelbarsten Stimmen und auf eine von aller verstandesmäßigen nachträglichen Verfälschung und Korrektur freie Beobachtung der sich unmittelbar einstellenden inneren Gesichte beziehen wird.

Digitized by Google

Die psychischen Heilmethoden

Für ärztliches Studium und Praxis. Herausgegeben von Dr. Karl Birnbaum
Gg. Thieme Verlag, Leipzig, 1927

Der Vorzug des audiatur atque altera pars ist auch in diesem Werke offenbar: einseitige Darstellung wird vermieden. Der noch nicht Orientierte bekommt einen vielseitigeren Überblick. Positiv formuliert: ein Werk, als dessen Verfasser mehrere zeichnen, ermöglicht größere Distanz gegenüber dem Thema und gibt bessere Übersicht dem Leser. Dem Mediziner, für den das Buch eigentlich bestimmt ist, vermittelt es die nötige Einsicht in die vielfältigen Theorien, Methoden und praktischen Verwendungsmöglichkeiten der Psychotherapie, für den Nichtmediziner, der ja wohl das Gros des Leserkreises dieser Zeitschrift ausmacht, verdient das Buch darum noch besonders namhaft gemacht zu werden, weil es zeigt, als wie wichtig der psychische Faktor bei allen Erkrankungen von der modernen Richtung der Medizin erkannt ist und wie sehr sie damit grundsätzlich nahesteht der Charakterologie eines Klages (welche sich bis heute sonderbarerweise nicht so sehr in der Philosophie, als gerade in der Medizin, speziell in der Psychiatrie, durchgesetzt hat). Des weiteren zeigt uns das Buch welche physischen Heilmethoden sich im Lauf eines Menschenalters herausgebildet haben. Schließlich weist es, besonders durch Kronfelds Aufsatz „Psychagogik oder psychotherapeutische Erziehungslehre", aber auch durch die übrigen mehr oder weniger darauf hin, daß die pädagogische Bedeutung einer Psychotherapie beträchtlich ist — was noch längst nicht genügend Beachtung in den Kreisen des Publikums gefunden hat.

Die „Einleitung" von Karl Birnbaum vermittelt die allgemeinen theoretischen Grundlagen, gibt eine klare Übersicht über die einzelnen therapeutischen Methoden. Er sieht die Bedeutung einer Psychotherapie darin, daß sie als eine von der Persönlichkeit des Kranken ausgehende Methode vielseitigere Behandlungsmöglichkeiten verschafft und gestattet dem Wesen vieler Krankheiten gerechter zu werden als jene früheren Heilmethoden, die auf Grund ihrer physisch-somatologischen Krankheitsbetrachtung, recht einseitig, lediglich zu lokalisieren suchten.

Über die Suggestivtherapie unterrichtet uns Ernst Jolowicz. Er weist dabei unterscheidend vor allem darauf hin, daß einmal in jeder seelischen Heilbehandlung ein mehr oder minder großer suggestiver Faktor steckt, sodann daß die Suggestion aber auch als selbständige Heilmethode verwandt wird. Nach einem Katalog von Definitionen der Suggestion bei den verschiedensten Autoren weist er darauf hin, daß die Suggestion nicht unmittelbar vom Bewußtseinszustand abhängig ist. Nach diesem theoretischen Unterbau geht er auf die beiden möglichen Methoden der direkten und der indirekten Suggestion ein.

Gustav Heyers Abschnitt über Hypnose und Hypnotherapie dürfte für den Nichtmediziner darum von größerem Interesse sein, da das Thema von ihm in außerordent-

Digitized by Google

lich klarer Weise behandelt wird. Nach Darlegung der verschiedenen Methoden kommt er zu den beträchtlichen Möglichkeiten der Hypnose und gibt dann den „Versuch einer Ableitung des Wesens aus der männlich-weiblichen bzw. aktiv-passiven Polarisierung des menschlichen Wesens", womit der Anschluß an moderne psychologische Auffassungen gefunden ist. Im speziellen Teil verbreitet er sich über die therapeutische Bedeutung der Hypnose als solcher und über ihre Indikationen und Kontraindikationen. Zum Schluß gibt Heyer noch einige Anmerkungen über die Bedeutung der Hypnose als experimentelle Methode.

Den größten Raum nimmt Hans von Hattingbergs Abhandlung über Psychoanalyse und verwandte Methoden ein. Er sieht in der Psychoanalyse eine Bewegung, die unausweichlich ist und in die Psychotherapie etwas Neues brachte: die Problematik, die „analytische Erschütterung". Hierin und in der Tatsache, daß sie technisch nicht ohne jede weitere Vorbereitung übernommen werden kann, ist ihre Sonderstellung begründet. Nach diesen allgemeinen Ausführungen entwickelt uns von Hattingberg die theoretischen Grundlagen der Psychoanalyse: die Neurosenlehre, einteilend in Neurose als Gleichgewichtsstörung und Neurose als Entwicklungsstörung der Persönlichkeit. Von da kommt er zur Technik der Psychoanalyse, welcher er Theorien über den Heilungsvorgang vorausschickt. Bei der Technik unterscheidet er das ältere Verfahren der Psychokatharsis (des „Abreagierens") und die eigentliche Psychoanalyse (freies Assoziieren, Deutungstechnik, Technik der analytischen Situation). Abgeschlossen wird dieser Abschnitt durch den Hinweis auf die Möglichkeiten oder Notwendigkeiten von Kombinationen mit anderen Therapien und durch eine Übersicht über die Indikationen. Der letzte Abschnitt „Der Analytiker und die Analyse" betont vor allem, daß Analytiker sein heute mehr eine Gewissens- denn eine technische Frage ist. Wennschon auch er dafür hält, daß jeder Analytiker eine Analyse durchgemacht haben muß — wofür die verschiedenen Ausbildungsmöglichkeiten angegeben werden. Die ganze Abhandlung ist nicht streng im Sinn der Freud-Schule gehalten, sondern im Sinn des hattingbergschen biologischen Gesichtspunktes gefärbt, der ein weiteres Blickfeld ermöglicht.

Erwin Wexbergs Beitrag „Die individualpsychologische Behandlung" gibt knapp und eindringlich die Grundlagen der Adlerschen Individualpsychologie. Nach kurzer historischer Einleitung wird die Theorie von Adler entwickelt, die zweifellos etwas Bestechendes an sich hat, wennschon in dieser knappen Darstellung auch ihre Grenzen bereits offenbar werden.

Arthur Kronfeld handelt über „Psychagogik oder psychotherapeutische Erziehungslehre". Dies Thema dürfte wohl das meiste Interesse in Laienkreisen finden, da es an vielen Stellen doch, ja gerade im Prinzipiellen, über die Grenzen der rein medizinischen Forderungen hinausgeht. Auch dünkt uns, es enthält in nuce — nur von einem anderen Gesichtspunkt aus — nochmal all das, was wir in den vorigen Abschnitten des Buches einzeln vorgeführt bekamen. Damit wird aber ein grundsätzlicher Punkt wie-

Digitized by Google

der erneut zum Bewußtsein gebracht, der bei den Einzeldarstellungen leicht übersehen werden konnte: keine Methode ist an sich die Methode; es gilt immer auszuwählen und zu kombinieren; nur so kann die für die Vielfalt der zu heilenden Persönlichkeiten notwendige Weite des Gesichtskreises einer Therapie einigermaßen gewährleistet werden. Auch finden wir hier kritische Stellungnahme zu den verschiedenen Therapien von einer Warte aus, welche sich durch ein nicht unbeträchtlich weites Gesichtsfeld auszeichnet.

Überblicken wir das Buch als Ganzes, so sehen wir, daß es darin weniger um Programmatisches, denn um Tatsächliches geht. Soll es doch auch dem Studium dienen. Diese ihm unterlegte Absicht schließt jedoch nicht aus, daß mancherlei Probleme bei der Lektüre wachgerufen werden, und daß es sonderlich für den der sich mit den einzelnen Gebieten noch nicht oder nur sehr wenig beschäftigt hat eine recht brauchbare Einführung darstellt. Im einzelnen jedoch hat man manchmal den Eindruck als steckten die verschiedenen Autoren vielfach ein wenig zu sehr in ihrem eigenen Gehäus und beengten sich damit nicht unerheblich die Sicht — weil sie sich in ihrem Gehäus eben sehr sicher, am sichersten fühlen. Doch dies schneidet eine prinzipiell andere Frage an, auf die wir später wohl zurückkommen können.

Dr. Walthari Dietz, Hamburg.

Julius Raab, Wissenschaft, Philosophie und Kultur

Meyersche Hofbuchhandlung, Detmold

„Dich im Unendlichen zu finden / mußt unterschieden und dann verbinden." In diesem Goethewort steckt nach Ansicht des Autors in nuce eine ganze Erkenntnistheorie und eine ganze Metaphysik; welche im ersten Kapitel umrissen werden. Es wird unterschieden der Intellectus ectypus und der Intellectus archetypus. „Unterscheidung ist das Gegebene; aber Verbindung ist das Aufgegebene, die ewige Aufgabe ... von dieser Erkenntnistheorie her zu dieser Metaphysik hin betrachten wir das Thema: Wissenschaft, Philosophie und Kultur." Also vernimmt man den Autor, und nun wird auf 117 Seiten dies Thema nach allen Regeln der Kunst und der Dialektik gründlich zu Tode geritten, und wie „Marterl" muten einen die überaus zahlreich auf jeder Seite erscheinenden Zitate von Buddha, Jesus, Platon, Plotin über Goethe, Hölderlin, Hebbel, Flacke, Simmel, Danzel bis zu Keyserling, Tagore, Rilke, Maag an. Alle muß man über sich ergehen lassen, und bei allen entdeckt der Autor seine Meinung. Es sind sehr schöne Zitate dabei. Auch Ludwig Klages wird angeführt, indes nur zwei kurze Male, bei den Worten Mythenforschung und schauendes Bewußtsein. Zu Anfang macht's den Eindruck, als gehe es um ein Buch, das das Leben in den Mittelpunkt stellen will, aber dann taucht der Logos auf, und um ihn wird alles gruppiert. Gefordert wird — zum Frommen der Kultur (Kultur ist „Pflege, Bildung, Sublimierung des natürlichen Lebens des Menschen mit diesseitigen Mitteln zu

Digitized by Google

einem jenseitigen, ewigen Ziele: dem Ziele der Selbstverwirklichung, der Gestaltung des menschlichen Bildes zum Ebenbilde Gottes") wissenschaftlich unterstützte Philosophie und philosophisch unterstützte Wissenschaft. Darüber hinaus findet sich in dem Büchlein mancher gute Gedanke, der aber dann wieder durch allerlei unklare und verschwommene Vorstellungen entwertet wird.

Dr. W. Walthari Dietz, Hamburg.

R. M. Holzapfel, Welterlebnis

Das religiöse Leben und seine Neugestaltung. I. Teil. 11.50 M. E. Diederichs, Jena

Für Leser des Panideals mag diese neue, nicht weniger umfangreiche, aber inhaltsärmere Darstellung einer autodidaktischen Lebenskunde seinen Wert haben. Wer sich an den ringenden schöpferischen Geistern der letzten beiden Generationen orientiert, wird dieses gemütvollen Eigenbrötlers kaum bedürfen.

K.

Peukert, Die Rosenkreutzer

Zur Geschichte einer Reformation. 453 S. 14.— M. E. Diederichs, Jena

Sehr fesselnder Nachweis, daß die Rosenkreutzer als geschlossene Organisation gar nicht existiert haben, sondern daß man nur vom rosenkreutzerischen Gedanken reden kann, der unter der Vaterschaft von Paracelsus u. a. in einzelnen Köpfen gedieh. P. stellt ihn dar als Thema suchender Jugend und läßt durchblicken, daß die Rosenkreutzer-Bewegung ein Musterbeispiel für das Streben nach religiöser Erneuerung sei.

W.

Malaiische Weisheit und Geschichte

(„Insulinde" I). 274 S. 11.— M. E. Diederichs, Jena

Weniger ergiebig als die afrikanischen Texte der Sammlung „Atlantis" und die „Volksmärchen", bietet diese Auswahl doch viel Interessantes aus der hohen malaiischen Kultur, so eine Art von „Fürstenspiegel". H. Overbeck als landeskundiger deutscher Kaufmann bietet die Bearbeitung in sehr sympathischer Form dar. Die Ausstattung ist, wie gewohnt, vorzüglich und reizvoll.

W.

Deutsche Stammeskunde

(Deutscher Sagenschatz). Band 7.— M. E. Diederichs, Jena

In dieser ungemein wertvollen Sammlung sind neu erschienen: Friesische Sagen und Harzlandsagen, beide Bände mit zahlreichen Abbildungen. Sie bieten dem, der auf die Stammesgrundlage auch in der Menschenkunde zu achten gewöhnt ist, eine unerschöpfliche Fundgrube an erleuchtenden Zügen.

W.

Digitized by Google

M. v. Kreusch, Praktische Charakterkunde für das Erwerbsleben

Stuttgart, 1927, Verlag für Wirtschaft und Verkehr

In knapper Zusammenfassung finden wir hier das Notwendigste aus dem großen Gebiet der Charakterologie für alle die, denen Charakter- und Wesenskunde nur Grenzgebiet sein kann, die aber das davon praktisch Anwendbare für die Zwecke des täglichen Lebens nutzen möchten. Die Charakterologie ist zweifellos berufen, die Nachfolgerin der Psychotechnik zu werden; ein Ausbau in der Richtung praktischer Verwendbarkeit für bestimmte Zwecke ist sehr dringlich, gerade heute in der Zeit der Arbeitsrationalisierung und der Intensivierung der Berufsberatung. — In dem Kreuschschen Werk haben wir einen ersten, höchst anerkennenswerten Versuch dieser Art vor uns, nämlich eine Auswertung der Graphologie, Physiognomik, Phrenologie, Chirologie usw. für die speziellen Zwecke der kaufmännischen Berufe; eine ähnliche Ausarbeitung charakterologischer Disziplinen für andere Berufsgruppen wäre recht erwünscht und notwendig. — Der erste graphologische Teil des Buches von Kreusch führt bereits zu annehmbaren Resultaten und Richtlinien; die physiognomischen, phrenologischen, chirologischen usw. Kapitel sind bei dem Fehlen jeglicher Vorarbeiten naturgemäß weniger ergiebig. Das Buch hat zwei Fronten: einmal zeigt es, welche Charaktereigenschaften Verkäufer, Personalchef, Organisator, Unternehmer, Reisender, Korrespondent usw. haben müssen, zweitens lehrt es, worauf diese Berufe bei ihrem Gegenüber, dem Kunden, ihr besonderes Augenmerk richten müssen. Es ist mit vielen instruktiven Bildern versehen und hat vom Verlag eine recht gute Ausstattung erfahren.

Dr. W. Rink.

Karl Vorländer, Von Machiavelli bis Lenin

Leipzig, 1926, Verlag von Quelle & Meyer

Eine sehr lebendige und reizvolle Schilderung der modernen Staats- und Gesellschaftstheorien, beginnend mit dem reinen Machtpolitiker Machiavelli und seinem sozialistischen Gegenpol Thomas Morus, über die Anfänge der liberalen Staatsauffassung bei Bodin und Milton zu Hobbes, Spinoza, Manderville, zu dem englisch-französischen Aufklärungsliberalismus (Locke, Montesquieu), zu dem französischen Revolutionsdemokratismus und zu den Staatsanschauungen der deutschen Dichterklassiker und Kants führend und endend mit dem modernen Wirtschaftsliberalismus (Adam Smith, Wilh. von Humboldt usw.), den romantischen Staatsideen und der sozialistisch-kommunistisch-anarchistischen Einstellung. Das vom Verlag sehr gut ausgestattete Werk ist mit einer Reihe recht guter Abbildungen versehen; es hat nicht nur für den Soziologen

Digitized by Google

ein großes Interesse, sondern auch für den Charakterologen, sofern er nämlich die Persönlichkeit und ihr Werk in innere Beziehung zueinander bringen und bei beiden die gleichen Strukturen nachweisen will; diese interessante Aufgabe wird durch die Bilder erleichtert sowie dadurch, daß über Person und Leben der behandelten Männer das Notwendige gesagt wird.

Dr. W. Rink.

Der biologische Sinn der Zahlen

Im Rahmen der Deutschen Kulturgemeinschaft sprach Dr. R. Reißmann über das Thema „Astrologie und Mythos". Das symbolische Prinzip von Form und Zahl bezeichnete er als die gemeinsame Quelle von Astrologie und Mythos. Das Astrale unterscheidet sich von der Astrologie durch das Fehlen jeder gesetzmäßigen Ordnung. Die von uns in Astrologie und Mythos fixierte Ordnung ist keine mathematische Ordnung, sondern eine rhythmische, die aus der Struktur des Menschen selbst abgeleitet, also im Biologischen verankert ist. In beiden Gebieten handelt es sich um rhythmische Abläufe, um symbolische Formwerdung und Formgebung, um biologische Zahlen, nicht um metrische Ketten wie in der Mathematik. — Als Folge der räumlichen Orientierung (vorn — hinten, rechts — links) dürfte der Mensch als erste Zahl die 4, die Zahl des Kreuzes, gefunden haben. Aus der 4 können die 2, die 8 und die 16 abgeleitet werden. Die 3 und die 9 entsprechen den Phasen des im menschlichen Leben eine sehr große Rolle spielenden Mondumlaufs. Die 5 entsteht, wenn zu den 4 Richtungen ein fester Mittelpunkt hinzukommt, der bei den westlichen Völkern dem Mars entspricht, also ein aktives Prinzip darstellt, bei den östlichen Völkern dagegen dem Saturn, einem passiven Prinzip; die Art des Sitzens z. B. ist bei beiden Völkergruppen typisch für die Auffassung der Fünfzahl: die westlichen Völker strecken beim Sitzen die Beine von sich, die östlichen ziehen sie möglichst weit an und unter den Leib. — Daß die vorgetragene Zahlensymbolik keine bloße Theorie sei, bewies Reißmann an einem außerordentlich interessanten Material kultischer Gegenstände und Bilder, die im Lichtbild demonstriert wurden. — Ganz besonders wichtig ist im menschlichen Leben die 12, die Zahl des Tierkreises und der Ritter- und Tafelrundenmythen, der Reißmann den zweiten Teil seines Vortrages widmete. Die in Astrologie und Mythos sehr häufig auftretende Zwölfzahl entspricht der Anzahl der zwölf bzw. 24 oder 48 Chromosomen in den Zellen des menschlichen Körpers. Ähnlich wie bei jeder Zellteilung und bei jeder Befruchtung ein Zellbestandteil zugrunde geht, muß auch in den Mythen stets der dreizehnte Teilnehmer sterben; daher die Bedeutung der 13 als Unglücks- und Todeszahl! — Diese Art, bei der Sinngebung der Zahlen auf biologische Daten zurückzugehen, ist eine begrüßenswerte Methodik zur Enträtselung der in Astrologie und Mythos zweifellos verborgenen Wahrheiten.

Dr. W. Rink.

Digitized by Google

Rassenkunde und Physiognomik

Über die Physiognomie bei den verschiedenen Menschenrassen hielt Prof. H. Friedenthal in der Berliner Physiognomischen Studiengesellschaft einen viel Neues bringenden Vortrag. Als Rasse definierte er die erblichen Verschiedenheiten der Individuen. Da wir heute überhaupt keine reinen Rassen mehr haben, sondern nur noch Mischrassen, ist die Rasse eines Menschen physiognomisch allein nicht bestimmbar, sondern nur unter Zuhilfenahme des biologischen Kreuzungsexperimentes. Friedenthal unterscheidet drei Urrassen, die den drei heute noch lebenden Menschenaffentypen entsprechen, welch letztere sich durch eine Entwicklung des Schädels in drei verschiedenen Raumrichtungen unterscheiden. Dem Schimpansen mit seinem vornehmlich in die Breite entwickelten Schädel und seiner hellen Hautfarbe entspricht der europäische Rassentypus; beide haben eine heiter-sanguinische Temperamentslage; dem Orang-Utang, dessen Schädel sich in die Höhe entwickelt hat und der gelblich gefärbt ist, entspricht der Asiate (melancholisch-phlegmatisches Temperament) und dem Gorilla mit in die Länge gewachsenem Schädel und dunkler Hautfarbe der Afrikaner (phlegmatisch-cholerisches Temperament). Der hohe Schädel läßt auf Höhe der Gedanken schließen, der lange auf Tiefe der Gedanken und der breite auf flächenhaftes Denken, auf Wirklichkeitssinn. Der menschliche Schädel ist in allen drei Richtungen größer als der Schädel der Menschenaffen. Die großen Schädel werden zusehends häufiger und haben eine längere Lebensdauer als die kleinen. Friedenthal belegte seine Ausführungen mit einem vorzüglichen Lichtbildmaterial. Besonders interessant war der Hinweis, daß sich die Mundformen und also auch die Sprachen der drei Rassentypen der weiblichen Brustwarzenform entsprechend ausbilden. Die Urbilder der Rassen lassen sich an Hand der alten aufgefundenen Schädel theoretisch rekonstruieren. Da wir heute nur noch Mischformen haben, beweist z. B. Blauäugigkeit noch nicht die Zugehörigkeit zur blauäugigen Rasse, denn im Kreuzungsversuch kann sich herausstellen, daß die eigenrassisch dunkle Augenfarbe infolge Vermischung von der hellen Augenfarbe verdrängt war! Die physiognomische Beurteilung muß daher sehr vorsichtig sein; vor allem ist stets die konstitutionelle Ausprägung der Erbanlage unter der Einwirkung der Umweltseinflüsse zu berücksichtigen.

Dr. W. Rink.

Franz Weidenreich, Rasse und Körperbau

Berlin, 1927, Verlag von J. Springer

Die interessante und wichtige Frage der Beziehungen zwischen Konstitution und Rasse wird mit exaktwissenschaftlicher Gründlichkeit behandelt. Der im einzelnen mit Beispielen belegte Grundgedanke des Buches ist der Nachweis, daß sich in allen Rassenkreisen der Gegenwart und Vergangenheit vom morphologischen Gesichtspunkt aus zwei als konstitutio-

Digitized by Google

nell fundiert anzusprechende Haupttypen vorfinden: der leptosome und der eurysome Typ. Unter diese beiden Körperbauformen lassen sich die Typen der Systeme anderer Autoren zwanglos einordnen, wie in einer sehr willkommenen und klaren tabellarischen Übersicht gezeigt wird. Der muskuläre Typus wird von Weidenreich als funktionell hypertrophierte und spezialisierte Variation der beiden Grundformen angesprochen: er kann sowohl vom leptosomen wie vom eurysomen Typ abzweigen. Ob der zerebrale Typus eine konstitutionelle Sonderform darstellt, ist noch nicht restlos geklärt. Konstitutionelle Eigenschaften sind Individualvariationen innerhalb einer Organismengruppe, die in gleicher Weise auch in anderen Gruppen vorkommen können, während Rasseneigenschaften bestimmte, nur der jeweiligen Organismengruppe eignende Merkmalskombinationen sind. Die Konstitution äußert sich vor allem in den Proportionen des Körperbaues; kennzeichnend für die Rasse sind korrelativ gebundene Merkmalskomplexe, die auch unter geänderten Umweltsbedingungen gewahrt werden. Im Gegensatz dazu wird die Konstitution weitgehend vom Milieu geformt; jedoch können konstitutionell erworbene Eigenschaften fixiert werden und im Laufe der Zeit im Erbgang Rassencharakter annehmen, so daß Weidenreich letzten Endes zu dem Schlusse kommt, daß die Grenzen zwischen konstitutionellen und Rassenmerkmalen fließend sind. — Diese kurzen Andeutungen zeigen bereits, daß der Verfasser mit einer anerkennenswerten begrifflichen Klarheit gearbeitet hat; die Resultate der Arbeit können durchaus als prinzipiell wichtig bezeichnet werden. Daß dieses von Laien aller Art so oft tendenziös entstellte Thema ganz wertfrei behandelt ist, verdient besonders hervorgehoben zu werden. — Das vom Verlag sehr gut ausgestattete Werk enthält ein großes, gut zusammengestelltes Bildmaterial.

Dr. W. Rink.

Hendrik de Man, Die Intellektuellen und der Sozialismus

Jena, 1926, Verlag E. Diederichs

Das kleine Heftchen bringt vorzügliche Beiträge zur Psychologie des Sozialismus. Der Inferioritätskomplex des Arbeiters und des Intellektuellen, die Animosität der Parteiführer, die Doppelseele des Klassenkampfes, der Streit zwischen Gesinnung und Interesse und insbesondere die zwiespältige Stellung der Intellektuellen innerhalb des Sozialismus werden schlaglichtartig kurz, aber überaus treffend geschildert. Wenn man von einem so starken und edlen Ethos beseelt ist wie de Man, darf man eine so scharfe Kritik vorbringen, wie es hier der Fall ist: es wird nur zum Besten der Sache selbst sein! Dr. W. Rink.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. med. et jur. Hans von Hattingberg, München, Ainmillerstr. 32, und Niels Kampmann, Heidelberg, Schloß-Wolfsbrunnenweg 62.

Digitized by Google

Blätter für Deutsche Philosophie

Zeitschrift der Deutschen Philosophischen Gesellschaft

Herausgegeben von Hugo Fischer-Leipzig unter Mitwirkung von

O. Baensch / B. Bauch / J. Binder / H. Freyer / N. Hartmann / H. Heimsoeth L. Klages / F. Krueger / Th. Litt / D. Mahnke / H. Pichler / H. Rickert / W. Schmied-Kowarzik / H. Schwarz / O. Spann / R. Unger / M. Wundt.

Jährlich 4 Hefte mit je etwa 112 Seiten. Der Band beginnt mit dem Aprilheft. Einzelpreis der Hefte je nach Umfang. Jahresabonnement für Nichtmitglieder RM. 14.—. Mitglieder der Gesellschaft erhalten die Zeitschrift unentgeltlich.

BAND 1:

Heft 1/2: Metaphysische Werkgestaltung. Preis 5.60 RM.

Heft 3: Wendezeiten. Preis 5.60 RM.

Heft 4: Das Symbolische. Preis 5.60 RM.

INHALT: P. Tillich, Das religiöse Symbol. H. Leisegang, Der Logos als Symbol. H. Fischer, Das Symbolische in der Metaphysik und Geschichte. O. Becker, Das Symbolische in der Mathematik. Joh. Sauter, Der Symbolismus bei Baader. H. A. Grunsky, Das Symbolische in der Musik. W. Schingnitz, Symbolik und Logik. Buchbesprechungen.

Soeben erschien BAND 2:

Heft 1: Zur Würdigung Sebastian Francks. Preis 4.50 RM.

INHALT: P. Joachimsen, Zur inneren Entwicklung Sebastian Francks. G. Lehmann, Realdialektik und Subjektivitätsprinzip in Francks Religionsphilosophie. L. Blaschke, Der Toleranzgedanke bei Sebastian Franck. A. v. Grolman, Das Wissen um das Verhältnismäßige in der Paradoxie des Seins. Buchbesprechungen. Zeitschriftenschau.

Heft 2: Idee und Idealismus. Preis 4.50 RM.

INHALT: Bauch, Über Geist und Sinn des philosophischen Idealismus. Bommersheim, Von der Wertmacht über die Natur. Ermatinger, Die Idee im Dichtwerk. Feigl, Idee und Gesetz. Medicus, Fichtes Religionsphilosophie im Schatten einer theologischen Kritik. Wundt, Idealismus und Christentum. Buchbesprechungen. Zeitschriftenschau.

Heft 3: Staat und Wirtschaft, erscheint Anfang Oktober 1928.

Heft 4: Anthropologie, erscheint Anfang Januar 1929.

Anfragen betr. die Deutsche Philosophische Gesellschaft erbeten an die Geschäftsstelle, Dr. Dr. P. Junker, Berlin-Steglitz, Wilsederstraße 2, II

Prospekte und Drucksachen stehen gern zur Verfügung.
Die Hefte sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Junker & Dünnhaupt Verlag / Berlin

Verlagsgesellschaft für Philosophie und Nationalökonomie
Briefanschrift: Berlin-Steglitz, Postfach 44

Digitized by Google

DIE NEUE GENERATION

HERAUSGEBERIN DR. PHIL. HELENE STÖCKER

Monatsschrift für Mutterschutz, Sexualreform u. Völkerverständigung

24. Jahrgang. Vierteljährlich M. 2.—

Die Zeitschrift ist eine der kühnsten und unerschrockensten, die wir haben.
Hallescher Generalanzeiger.

Ein Organ, in dem die Geschlechtsbeziehungen mit radikalem Ernst erörtert werden. Ein warmer, zukunftsgläubiger Enthusiasmus und ein schöner, von einer starken, zielsicheren Überzeugung getragener Freimut verleihen ihm besonderen Wert. Rosa Mayreder, Österr. Rundschau.

„Die Neue Generation" leistet seit zwei Jahrzehnten eine ungeheuere nationale Durchgeistigungsarbeit. Es gibt wenig Parallelen. Dr. Kurt Hiller.

EROTIK UND ALTRUISMUS

VON HELENE STÖCKER

M. 1.—

Helene Stöcker kämpft gegen die Unnatur und Verlogenheit des modernen Geschlechtslebens. Sie steht in ihrem Freimut und ihrer stolzen Wahrhaftigkeit beinahe unerreicht da. Die schaffende Frau.

LIEBE

ROMAN VON HELENE STÖCKER

7.—12. Auflage. Ganzleinen M. 6.50

Nein, ich kann nicht anders! Ich muß sagen, daß ich Ihr Buch nicht gelesen, sondern es erlebt habe. Ich bin noch ganz unter dem Reiz dieses Buches und ich möchte herzlich Ihre Hand drücken. Alexandra Kollontay, Mexiko.

Ein Buch von ganz neuer Art, das einen tieferen Einblick in die Psyche der Frau gewährt als irgendein anderes Frauenbuch, das ich kenne.
Rudolf Goldscheid, Wien.

Bewundernswert ist die Vereinigung von Sinnesglut mit hoher Sittlichkeit . . .
Literarisches Echo.

Überwältigend groß ist der Wert und Wahrheitsgehalt dieses wundervollen Buches . . . Prof. Paul Kammerer, Wien.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und den

Verlag der Neuen Generation, Berlin-Nikolassee

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Digitized by Google

BF 636
.A1
Z47
V.4
no.3
913

JAHRGANG IV HEFT 3

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

*

HERAUSGEBER:
Dr. med. et jur. HANS VON HATTINGBERG, MÜNCHEN
und NIELS KAMPMANN, HEIDELBERG

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
MAR 13 1925

NIELS KAMPMANN VERLAG

Digitized by Google

HERAUSGEBER:

Dr. med. et jur. Hans v. Hattingberg, München
und Niels Kampmann, Heidelberg

Anfragen und Manuskripte an Niels Kampmann Verlag, Heidelberg

MITARBEITER:

Dr. Achelis, Berlin
Dr. Alfred Adler, Wien
M. Becker, Hamburg
Dr. Bernoulli, Basel
Hans Blüher, Berlin-Hermsdorf
Dr. Bode, München
E. Brunner, Zürich
Dr. Bührig, Chur
Dr. Clauss, Jerusalem
Dr. Cohn, Guben
A. Delhougne, Lörrach (Baden)
Dr. med. Dück, Innsbruck
Havelock Ellis, London
Dr. Felix Emmel, Düsseldorf
Prof. Erismann, Bonn
R. H. Francé, Salzburg
Alfred Gernat, Wien
Herbert Gerstner, Wolfegg
Prof. Dr. Ludwig Gurlitt, Capri
Dr. Hackländer, Essen
Dr. Haeberlin, Nauheim
Hans Ludwig Held, München
Dr. Aug. Horneffer, Berlin
Prof. Junge, Elmshorn
Prof. Kafka, Dresden
Dr. Hans Kern, Berlin
Dr. L. Klages, Kilchberg-Zürich
Dr. Fritz Klatt, Prerow, Ostpr.
Dr. Otto Lankes, München
Prof. Leuchtenberg, Darmstadt
Emil Lucka, Wien
Emil Ludwig, Berlin
Thomas Mann, München
Dr. Marcinowski, Bad Heilbrunn
W. Marseille, Marburg
Frau Anja Mendelssohn, Berlin
Dr. Mohr, Coblenz
Curt Moreck, München
Margret Naval, Wien
Dr. M. Ninck, Riehen
Prof. Dr. Poppelreuter, Bonn
Prof. Preetorius, München
Dr. Hans Prinzhorn, Frankfurt
Dr. Max Pulver, Zürich
Dr. W. Rink, Berlin
S. Römer, Berlin
Dr. Ottmar Rutz, München
Kurt Saucke, Hamburg
Dr. Ernst Schertel, Stuttgart
Oscar A. H. Schmitz, Salzburg
Dr. R. W. Schulte, Spandau
Prof. Dr. Schultz, Berlin
Dr. Spunda, Wien
Prof. Fedor Stepun, Dresden
Prof. Dr. Erich Stern, Gießen
Frank Thiess, Wilmersdorf
Baronin Dr. v. Ungern-Sternberg
Prof. Verweyen, Bonn
August Vetter, Diessen
Dr. Gaston Vorberg, München
Dr. L. Wagner, Köln
Theo Zehetbauer, Wilhelmsburg
Mag. B. Wittlich, Dorpat
Stefan Zweig, Salzburg

Jahrgang 6 Hefte Mark 9.—, Einzelheft Mark 1.80

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

4. JAHRGANG SEPTEMBER 1928 HEFT 3

INHALT: *Dr. med. W. Frölich:* Über Individualanatomie / *Johannes Müller:* Über die Bewegungen der Augen und über den menschlichen Blick / *Ch. Baudouin:* Die Regression und die Rückzugserscheinungen in der Phychologie (Schluß) / *O. A. H. Schmitz:* Symbolik der männlichen und weiblichen Geschlechtsnatur und ihre Folgen / *Dr. phil. Karl Neuscheler:* Leo Tolstoi und die Russen als Psychologen / Bibliographie

Über Individualanatomie

Von Dr. med. W. Frölich, Stollberg-Hoheneck

Der physische Ausdruck der psychischen Leistungsfähigkeit ist nicht nur in der Entwicklung des Zentralnervensystems allein zu sehen, sondern erst der Körper in seiner Gesamtheit drückt diese Fähigkeit vollständig aus. Es ist eine naturwissenschaftlich längst bekannte Erfahrung, daß ein Lebewesen im allgemeinen anatomisch um so wandlungsfähiger durch Veränderung äußerer Bedingungen ist und um so mehr anatomisch teilbar ist, ohne daß die Regenerationsfähigkeit aufhört, und ohne daß die Teile durch die Teilung lebensunfähig gemacht werden, je tiefer es steht, je tiefer es insbesondere auch geistig steht. Ich erinnere an die Teilbarkeit der Hydra viridis, an die proteusartige Wandlungsfähigkeit niederer Tiere, z. B. des Leberegels, an die systematische Schwierigkeit bei der Klassifikation niederer Tiere, die sich aus deren Wandlungsfähigkeit ergibt, im Gegensatze dazu aber an die Beständigkeit der höheren Tiere in ihrer anatomischen Erscheinungsform, die das Säugetier, den Vogel, ja das Wirbeltier überhaupt unverkennbar macht. Je höher ein Lebewesen geistig steht, um so unabhängiger ist auch seine anatomische Erscheinung vom Wechsel der äußeren Lebensbedingungen, um so größer aber auch die innere gegenseitige Abhängigkeit seiner einzelnen anatomischen Teile voneinander, um so größer die innere harmonische Gebundenheit, die die selbständige Lebensfähigkeit der einzelnen Teile im isolierten Zustand aufhebt und dadurch den Organismus recht eigentlich erst zum Individuum macht. Je höher wir in der Tierreihe aufsteigen bis zum Menschen, um so mehr ist der Organismus befähigt aber auch gezwungen, gewisse innere physiologische Bedingungen konstant aufrechtzuerhalten, ohne deren Erfüllung er einer

Digitized by Google

tödlichen Wandlung durch die Außenwelt preisgegeben wäre. Die neueren physikalisch-chemischen Forschungen haben ergeben, daß Regulierungen zur Konstanterhaltung von Ionenverhältnissen (Isoionien), von osmotischem Druck (Isotonie) und Quellungsdruck (Isoonkie), wie aber längst bekannt, auch von Temperaturverhältnissen (Isothermie) in den höher stehenden Organismen vorhanden sind, deren Höchstmaß nach Zahl und Exaktheit beim Menschen gegeben ist, die aber mit dem Beginne ihrer Ausbildung weit in das Tierreich heruntergreifen und deren entwicklungsgeschichtliche Entstehung sich deutlich verfolgen läßt. Solche Konstanten sind es, die es dem physischen Organismus überhaupt erst gestatten, unabhängig von der Außenwelt immer reiner zum harmonischen Ausdruck einer Individualität zu werden. Die sich daraus ergebende innere Harmonie der ganzen physischen Erscheinung sagt uns aber letzten Endes, besonders in Hinsicht auf den Menschen, daß, wenn wir uns einen Teil des anatomischen Körpers verändert denken, zugleich auch alle anderen Teile desselben individuellen Körpers harmonisch verändert sein müßten, ähnlich etwa wie in einem Sternensystem, z. B. dem Sonnensystem, bei veränderter Lage oder veränderter Masse eines einzigen Sternes oder beim Wegfall dieses Sternes sich sofort auch die Funktionen aller übrigen Sterne des Systems ändern müßten. Daher muß beim höheren Tiere und ganz besonders beim Menschen jede anatomische Spielart, jede Variation, unendlich viele, wenn auch teilweise unmerklich geringe Änderungen des ganzen anatomischen Verhaltens notwendig mitbedingen, soweit nicht etwa pathologische Störungen Platz gegriffen haben, die im anatomischen Aufbau unberücksichtigt bleiben mußten oder nur noch unvollkommener berücksichtigt werden konnten. —

Nach alledem sind aber die wichtigsten Voraussetzungen einer Individualanatomie gegeben. Diese Anatomie beschäftigt sich nur mit Objekten, die nach obigem während des Lebens den Charakter von Individuen tragen, also mit höheren Wirbeltieren und vor allem mit dem Menschen. Sie sucht den einzelnen individuellen anatomischen Körper in seiner Totalität zu überblicken und seine Eigentümlichkeiten, Variationen und deren Kombinationen in ihrer gegenseitigen Bedingtheit zu erkennen durch vergleichende Betrachtungen des anatomischen Verhaltens einer großen Zahl verschiedener Individuen und auch ihres im Leben gezeigten physiologischen und psychischen Verhaltens. Ihr höchstes Ziel ist es, die geistigen, insbesondere die individuellen geistigen Eigenschaften des Menschen aus seiner anatomischen Beschaffenheit zu erkennen. Sie kann aber neben anderen Wissenschaften besonders auch der Vererbungs- und Rassenforschung dienstbar gemacht werden. Als biologische Hilfswissenschaften kommen für sie außer der anatomischen Entwick-

Digitized by Google

lungslehre und Mißbildungslehre die vergleichende Anatomie und Physiologie besonders in Betracht. —

Verweilen wir zunächst noch etwas bei ihren Voraussetzungen, zu deren näheren Begründung! Das höhere Wirbeltier und besonders der Mensch sind unabhängiger von äußeren Bedingungen als das niedere Tier, und sie sind um so unabhängiger, je höher sie geistig stehen. Das zeigt sich vor allem an ihrer Umgebung während der Entwicklung. Während das niedere Tier in seiner Entwicklungszeit allen Zufälligkeiten der Außenwelt ausgesetzt ist, in Larvenzuständen besondere später wieder verschwindende Hilfsorgane bilden muß, entwickelt sich der Vogel bei reichlicher Mitgift an Nahrungsstoffen in konstanter gesteigerter Temperatur, ohne solche Hilfsorgane nötig zu haben. Das Säugetier vollends ist bei seiner intra-uterinen Entwicklung von der Außenwelt überhaupt nur mittelbar abhängig, und gleichzeitig paßt sich der mütterliche Organismus dauernd mehr und mehr den jeweiligen Bedürfnissen des Embryos an. Am innigsten ist dieses Anpassungsverhältnis beim Menschen, wie schon aus dem anatomischen Verhalten des mütterlichen Anteils an der Entwicklung hervorgeht. Umgekehrt wie beim Menschen ist das Anpassungsverhältnis zwischen Mutter und Kind bei den niedrigsten Säugern und den Beuteltieren am lockersten. Sie verlassen auch den mütterlichen Organismus am frühzeitigsten; und sie sind ganz offenbar auch die geistig am tiefsten stehenden Säuger. Im Gegensatz zu den Vögeln aber entwickeln sich alle Säuger mehr oder weniger unter dem Schutze der chemisch-physikalischen Konstanten des mütterlichen Organismus, die sich nicht bloß auf die Isothermie beziehen, und die den Embryo vor einer Wandlung durch die Außenwelt schützen, ja ihn in gewissem Sinne sogar schon befähigen, die Außenwelt im Sinne seiner Entwicklungsbedürfnisse zu wandeln, wenn sich diese Wandlung auch nur auf den mütterlichen Organismus bezieht. — Was nun das Leben nach Verlassen des Eies bzw. der Eihüllen anlangt, so ist es noch kennzeichnend für die Vögel, daß ein elterlicher Schutz gegenüber der Außenwelt im frühen Jugendstadium bei ihnen grundsätzlich nicht notwendig ist; das beweist die Tatsache, daß die sogenannten Großfußhühner (Wallnister) sofort nach dem Verlassen des Eies ganz auf sich selbst angewiesen sind, und daß die Brutpflege in anderen Fällen ohne weiteres verschiedenartigen, artfremden Eltern überlassen wird (Kuckuck). Bei den Säugern ist dagegen die Brutpflege grundsätzlich notwendig. Und diese Notwendigkeit besteht mit der höheren geistigen Entwicklung in gesteigertem Maße. Im extrauterinen Leben ist dem Menschenaffen eine längere Frist gewährt, bevor er in den Kampf ums Dasein selbständig eingreifen muß, als dem niederen Affen, die längste Frist aber dem Menschen mit seiner langen Kinderzeit. In harmonischer Übereinstimmung

Digitized by Google

mit dieser langen Frist sehen wir speziell beim Menschen, daß es bei ihm nicht mehr bei einer bloßen geistigen Anpassung an gegebene äußere Bedingungen bleibt, wie sie noch bei niederen Affen besteht, sondern daß die gegebenen äußeren Bedingungen durch ihn mehr und mehr gewandelt werden. Der Säuger erhält eine wenn auch noch so geringe geistige Mitgift im extrauterinen Leben von einem oder beiden Erzeugern; beim Menschen steigert sich diese Mitgift nicht nur zum höchsten Grade, er erhält sie auch nicht mehr nur von seinen Eltern, sondern selbst noch von fernen Ahnen (Sprache, Kultur). Diese geistige Mitgift bildet einen artumfassenden Schutz vor Wandlungen durch die Außenwelt. — Geistige Anpassungsfähigkeit und Wandlungsfähigkeit durch äußere Bedingungen stehen in einem reziproken Verhältnis zueinander. Der Mensch wird weniger durch die Außenwelt gewandelt als die Außenwelt durch ihn. So schaffte er sich zunächst an Stelle des wärmeschutzgewährenden Pelzes, den die Säuger tragen, seinen Wärmeschutz selbst; und in zusammenstimmender Übereinstimmung damit hat er sein früheres schützendes Haarkleid verloren, dieses Haarkleid, das wesentlich auch einen Rest von Wandlungsfähigkeit durch Veränderung der äußeren Bedingungen erkennen ließ (Sommerpelz — Winterpelz). Die Säugetiere, auch noch der Menschenaffe, haben gerade da die wenigsten Haare, wo der Mensch die meisten hat: auf dem Kopfe, zumal dem Scheitel, in den Achselhöhlen, in der Schamgegend. Gerade dort sind also beim Menschen die Haare rudimentär geworden, wo ihr wechselndes Verhalten ursprünglich ein Ausdruck der Wandlungsfähigkeit durch äußere Bedingungen war; und dort, wo sie ihre ursprüngliche Aufgabe am wenigsten zu erfüllen hatten, sind sie ganz unabhängig von äußeren Bedingungen erst recht gewuchert. Das Haarkleid ist im allgemeinen dort geschwunden, wo der Wärmeschutz besonders nötig ist, das heißt dort, wo die Anwesenheit des Haares die durch aktive Bewegung veränderbaren Formen des menschlichen Körpers verschleiern würde, und insbesondere auch dort, wo seine Anwesenheit die Wirkung mimischer Ausdrucksmittel beeinträchtigen würde, obwohl ein künstlicher Wärmeschutz dort nicht vorhanden ist. Der Bart des Mannes beschränkt sich offenbar auf ein Gebiet, das für die Mimik bedeutungslos ist. Analoges gilt für das Kopfhaar des Menschen, das gerade dadurch ebenso wie der Bart zu einer wirksamen individuell eigenartigen Umrahmung der mimischen Ausdrucksmittel wird. Es ergibt sich so, daß die Gestalt der Stirnhaargrenze in einem bestimmten, individuell verschiedenen Verhältnis zum Wirkungsgebiet und Verlauf der Stirnmuskeln stehen muß. — Allen Tieren fehlt jenes Übergreifen der Mundschleimhaut nach außen, das das Lippenrot, den roten Mund, des Menschen darstellt; es fehlt auch den Menschenaffen, die dafür eine ganz außerordentliche zum Ausdruck von

Digitized by Google

Gemütsbewegungen hervorragend geeignete Beweglichkeit der Lippen haben. Bei Orang-Utans mit Schnurrbärten bleibt dementsprechend die eigentliche Oberlippe frei von Bart; auch langbärtige Schimpansen haben um den Mund herum nur „Stoppeln". Bei Menschenaffen ist die Mundmuskulatur unabhängiger von der Nase als beim Menschen. Für die Entwicklung eines Sprachverständnisses ist es nicht ohne Bedeutung, daß der menschliche Mund rot ist: Unser Auge hat auf der Netzhaut bekanntlich zweierlei verschiedene lichtempfindliche Elemente in sehr großer Anzahl aber verschiedenartiger Anordnung: die Zapfen, hauptsächlich am Orte schärfsten Sehens in der Fovea centralis dicht zusammengedrängt und von da nach der Peripherie der Netzhaut hin seltener werdend; die Stäbchen in umgekehrter Anordnung und wohl meist, namentlich an der Peripherie der Netzhaut, so durch Nervenleitungen verbunden, daß nicht mehr jedes einzelne Stäbchen als solches für sich allein eine Sonderverbindung mit dem Zentralnervensystem hat; ein feines Konturensehen, ein schärferes Sehen ist deshalb an der Netzhautperipherie nicht mehr möglich. Das über die Zapfen und Stäbchen Gesagte gilt allgemein. Im einzelnen und bei abnormer Entwicklung scheinen aber im übrigen nicht ganz unerhebliche individuelle Variationen der Anordnung vorzukommen. Die Zapfen sind fähig, Farbenempfindungen zu bewirken, aber viel weniger lichtempfindlich als die Stäbchen; die Stäbchen sind zur Farbenunterscheidung an sich nicht tauglich und für rotes Licht fast ganz oder ganz unempfindlich, dafür aber im übrigen außerordentlich lichtempfindlich, am empfindlichsten wohl für grünlichblaues Licht, das zu rotem Licht komplementär ist. Außerdem aber sind sie besonders empfindlich für rasch an- und abschwellende feine Helligkeitsschwankungen. Unser Farbenunterscheidungsvermögen nimmt von der Fovea centralis nach der Peripherie der Netzhaut immer mehr ab. Rot und Grün können wir nur in der Fovea centralis und deren Nachbarschaft gut erkennen, weiterhin verliert sich auch das Unterscheidungsvermögen für Gelb und Blau. Licht, von dem ein Stäbchen gereizt wird, also z. B. grünlichblaues Licht, erscheint uns als Stäbchenempfindung weißlich oder grau. Wenn wir ein Objekt aufmerksam betrachten, so sehen wir es mit den Zapfen der Fovea centralis. Die peripheren Netzhautteile dienen beim bewußten Sehakt offenbar, soweit sie nicht andere Funktionen erfüllen (Einfluß auf den Lidschlag), nur mehr als Zubringer; sie lenken dann bei erheblichen Lichtreizen, insbesondere wenn die Reize von einem bewegten Objekte ausgehen und daher mit Helligkeitsschwankungen verbunden sind, die Aufmerksamkeit von dem betrachteten Objekte ab und ihrer Lichtreizquelle zu. Der Stäbchenreiz wird aber im allgemeinen nur um so bedingter ablenkend wirken, je näher das gereizte Stäbchen der Fovea zentralis liegt, weil dann neben den Stäb-

Digitized by Google

chen immer mehr auch die Zapfen für das Gesamtverhalten des Auges maßgebend werden. Wir sind aber um so mehr auf Stäbchenreize angewiesen, je dunkler es ist. Die optische Ablenkung ist offenbar der Natur der Sache nach ein Vorgang, der als solcher teilweise nur sehr dunkel oder gar nicht zum Bewußtsein kommt. Haben wir von einem Objekt die Empfindung „rot", so befindet sich das Netzhautbild dieses Objektes mindestens schon sehr nahe bei der Fovea centralis, also nahe dem Zentrum der optischen Aufmerksamkeit. Rote Objekte erscheinen uns in der Natur dann rot, wenn sie verhältnismäßig sehr wenig oder gar kein grünlichblaues Licht reflektieren. Unsere roten Lippen werden also die Stäbchen, die für rotes Licht unempfindlich sind, fast gar nicht reizen. Der rote Lippensaum macht, auch wenn er bewegt wird, insbesondere zum Sprechen bewegt wird, auf die Stäbchen nur einen schwachen Eindruck; er wird mithin die optische Aufmerksamkeit nicht ablenken. Der sprechende rote Mund will im Gegenteil beim Sprechen optisch unbeobachtet bleiben im Gegensatze zu dem vielmehr als optisches mimisches, sehr auffallendes Ausdrucksmittel dienenden Munde der Menschenaffen. Wir pflegen die Sprache im allgemeinen nur dann von den Lippen abzulesen, wenn wir taub oder schwerhörig sind. — Nach alledem dient als mimisches Ausdrucksmittel beim Menschen vorzugsweise die Stirn und die nähere Umgebung des Auges. Unsere Augenbrauen haben als wichtigste Funktion nicht die, die ihnen nach landläufiger Ansicht zugeschrieben wird, den Schweiß vom Auge fernzuhalten, sondern die, die Stäbchen an der unteren Peripherie der Netzhaut gegen zu grelles Himmelslicht zu schützen. Wenn man einen Punkt fixiert und dann, während des Fixierens, die Augenbrauen hebt, so kann man deutlich beobachten, daß das Gesichtsfeld durch das Brauenheben nach oben erweitert wird; umgekehrt, wenn wir die Stirn in Vertikalfalten legen, wird das Gesichtsfeld eingeengt. Ersteres tuen wir besonders in dunkler Nacht bei schwierigen Orientierungsverhältnissen aber dringlichem Orientierungsbedürfnis, letzteres zum Schutze der empfindlichen Stäbchen gegen Blendung, besonders gegen Blendung von oben. Hochziehen der Brauen bedeutet eine gesteigerte Empfänglichkeit für äußere Eindrücke und Ablenkbarkeit, Runzeln der Stirn, verminderte Ablenkbarkeit und gesteigerte eigene Initiative. Wir machen große Augen, wenn uns etwas dunkel ist und wir Orientierungsmittel vermissen müssen; wir ziehen auch die Augenbrauen hoch, wenn wir uns einem Schmerze überlassen, der unsere Initiative lähmt. In mürrischer abweisender Stimmung dagegen, beim Tadeln und Mißbilligen, legen wir die Stirn in Vertikalfalten. Habituelles Hochziehen der Brauen verursacht den Eindruck der Beschränktheit. Der Affe pflegt die Brauen sehr häufig hochzuziehen; Ähnliches sah ich bei einem sprachlosen Idioten, auch bei Halluzinanten. Wenn unsere

Digitized by Google

Mimik tatsächlich in dem angegebenen oder einem ähnlichen Zusammenhang mit dem Sehen steht, so müssen wir auch aus dem Sehen der übrigen Tiere erklären können, weshalb sie nicht die mimische Ausdrucksfähigkeit des Menschen und des Affen haben: Nur der Mensch und der Affe haben eine Fovea centralis; alle übrigen Säuger haben nur eine Area centralis, das heißt ihre Netzhaut hat zwar eine ähnliche Verteilung von Stäbchen und Zapfen wie Mensch und Affe; aber es kommt nicht dahin, daß am Orte schärfsten Sehens normalerweise nur noch Zapfen dicht gedrängt nebeneinanderliegen; sondern die Zapfen bleiben auch am Orte schärfsten Sehens, welch letzteres übrigens überhaupt nicht so scharf zu sein scheint wie bei Mensch und Affe, mindestens noch stark gemischt mit Stäbchen. Das ganze Tier bleibt dauernd ablenkbarer durch ungesuchte, zufällige, sinnlich-konkrete Eindrücke als Mensch und Affe. Es ist klar, daß seine Stirn- und Augenmuskeln unter diesen Umständen unmöglich die mimische Bedeutung haben können wie bei Mensch und Affe. Es sieht weniger Farben und Konturen als Bewegungen, wird mehr durch bewegte als durch ruhende Objekte gefesselt, akkommodiert nur sehr mangelhaft in die Nähe. Daher sind auch seine optischen Eindrücke viel häufiger und inniger mit akustischen vergesellschaftet. Die Ohren des Säugetieres sind im allgemeinen viel beweglicher als die des Menschen, und im allgemeinen ebendahin gerichtet wie der Blick. Sie haben gewöhnlich ein vielleicht noch bei allen Affen wenigstens andeutungsweise vorhandenes tütenförmiges Anhängsel, das die akustischen Reize, die aus anderer Richtung kommen wie die optischen, für das Tier abschwächt, die aus der optischen Richtung kommenden aber als Schallfänger verstärkt. Beim scharfen Konturensehen zur Erkundung mimischer Ausdrücke tritt aber der Zusammenhang zwischen Optik und Akustik ganz zurück; beim Menschen vollends würde die enge Verknüpfung geradezu schädlich wirken; denn er könnte dann nicht zugleich Mimik und Sprache seines menschlichen Gegenüber in sich aufnehmen. Er sieht aber in Wirklichkeit nach den Augen und hört zugleich nach dem roten Mund. Sieht aber der Mensch in einer Richtung nach einem Objekt, über das er sich mit einem anderen unterhält, so daß das Bild des roten sprechenden Mundes des anderen auf seine Netzhautperipherie fällt, so wird ihn die Mundbewegung des anderen nicht optisch ablenken, weil der Mund rot ist, und das Ohr wird nicht durch einen auf das besprochene Objekt gerichteten Ohrzipfel in seiner Hörfähigkeit beeinträchtigt. Der tierische Ohrzipfel, der der Verbindung von Sehen und Hören in einer Richtung dient, ist daher ein Zeichen der Sprachlosigkeit; oder, wenn er in schwächster Andeutung beim Menschen gelegentlich noch vorhanden ist, ein Zeichen gesteigerter Ablenkbarkeit. Zunehmende geistige Bedeutung ist mit zunehmender psychischer Aus-

Digitized by Google

drucksfähigkeit verbunden und mit zunehmender Empfänglichkeit für psychische Ausdrücke verknüpft, also auch mit zunehmendem Bedürfnis der Mitteilung, des Empfangs, mit zunehmendem gesellschaftlichen Bedürfnis nach artumfassendem Schutz vor Wandlung durch die Außenwelt. — Wir verstehen nun aber weiter auch, daß das Tier bei der Beschaffenheit seiner Sinnesorgane nicht geeignet sein kann, unbeirrt durch äußere, sinnlich-konkrete Umstände, zielbewußt zu handeln. Und wenn auch die Wandlungsfähigkeit höherer Tiere durch äußere Umstände lange nicht so groß ist wie die niederer Tiere, so haben sich doch infolge der Abhängigkeit von sinnlich-konkreten Momenten auch alle höheren Säugetiere im Laufe der Generationen gewandelt, sich mehr und mehr spezialisiert, sind vom ursprünglichen anatomischen Grundtypus mehr und mehr abgewichen. Sie haben damit eine notwendige Mission erfüllt, indem sie den Menschen durch ihre Konkurrenz verhindert haben, sich ebenfalls zu spezialisieren, sich auf Spezialgebiete einzulassen, auf denen ihm das spezialisierte Tier überlegen ist. Dementsprechend hat sich der Mensch auch anatomisch nicht spezialisiert, sondern die Anzeichen der Ursprünglichkeit auch auf anatomischem Gebiete bewahrt, die dem höheren Tiere verloren gingen. Vor allem zeigen Hände und Füße des Menschen die Erhaltung des anatomischen Grundtypus der Säuger. Der Mensch ist sich selbst anatomisch treuer geblieben als irgendein höheres Tier. Und wir werden nicht fehlgehen, wenn wir auch beim geistig höherstehenden Menschen wiederum in seiner ontogenetischen Entwicklung eine treuere Bewahrung des kindlichen Typus insofern erwarten, als das Größenverhältnis seines Großhirns zum übrigen Körper mehr dem entsprechenden Verhältnis beim Neugeborenen ähnlich geblieben ist, dessen Großhirn verhältnismäßig sehr groß ist. Diese anatomische Beständigkeit und geistige Überlegenheit ist bei harmonischer Entwicklung mit der Fähigkeit verknüpft, sich auch auf geistigem Gebiete treuer zu bleiben als der Tieferstehende, insbesondere in der beharrlichen Verfolgung großer, ferner, kulturell wertvoller Ziele, die anderen Zielen übergeordnet werden und den Höherstehenden vor allen Dingen zu einer sittlich wertvollen Persönlichkeit machen. Der einzelne Mensch wird in der Regel in manchen geistigen Beziehungen einer höheren, in anderen einer tieferen Stufe angehören und dementsprechend auch körperlich, anatomisch, entwickelt sein, ohne daß dadurch ein harmonisches gegenseitiges Abhängigkeitsverhältnis seiner einzelnen anatomischen Teile voneinander gestört zu sein braucht. Sittlicher Hochstand ist mit intellektuellem Tiefstand vereinbar und auch umgekehrt sittlicher Tiefstand mit intellektuellem Hochstand. Immerhin wird aber in der Regel der sittlich Tieferstehende auch der in anderen geistigen Beziehungen Tieferstehende sein. Und betrachten wir eine auf-

Digitized by Google

steigende Kulturnation als Ganzes, so ist es unverkennbar, daß in ihr geistiges Wachstum auch sittliches Wachstum harmonisch eingeht. Das geistige Wachstum der Menschheit spricht sich in der kulturgeschichtlich bewiesenen Zunahme der Spannung aus, die besonders im wirtschaftlichen Leben zwischen Bedürfnis und Befriedigung besteht, so daß die Bedürfnisbefriedigung erst auf immer mittelbarerem Wege zu erreichen ist, immer mehr Zielbewußtsein, Ausdauer und Energie dazu gehört, um auf rechtschaffenem Wege zur Bedürfnisbefriedigung zu gelangen. Um so weniger wird aber der Tieferstehende imstande sein, mit vollem seelischen Verständnis den Ausdauer und Zielbewußtsein in sich steigerndem Maße erfordernden Weg zu gehen, ohne sich auf einen seinem weniger tiefen Verständnis näherliegenden Weg ablenken zu lassen. Ist es nicht ein besonders ungünstiges Milieu, etwa auch noch Krankheit oder Vergiftung (mit Alkohol, Kokain usw.), was ihn in der Hauptsache zum Rechtsbrecher werden läßt, sondern ist sein Verhalten tiefer in seiner geistigen Veranlagung begründet, so muß sich das auch in seiner anatomischen Beschaffenheit aussprechen, die wir dann in der Regel als partielle oder totale Zugehörigkeit zu einer anatomischen Entwicklungsstufe werden ansprechen dürfen, die schon mehr der Vergangenheit angehört, als ein Steckengebliebensein in der Ahnenreihe. Da es einen eigentlichen anatomischen Verbrechertypus überhaupt nicht zu geben scheint, so kann das für verbrecherische Veranlagung anatomisch Kennzeichnende nur im weiteren Rahmen einer Individualanatomie gefunden werden. Relativ viel Verbrecher sind unter den Psychopathen und Oligophrenen. Kraepelin (Psychiatrie, 8. Aufl., Bd. 4, S. 1976/77) schlägt vor, sich bei Erforschung von Oligophrenen und Psychopathen von der Voraussetzung leiten zu lassen, daß Psychopathie auf umschriebene, Oligophrenie auf allgemeine Entwicklungshemmungen (Infantilismus) zurückzuführen sei. Unter den Oligophrenen findet man verhältnismäßig sehr viele Personen, deren körperliche Entwicklung in mannigfachen Beziehungen über- oder untermäßig ist. Aber auch in diesen Fällen ist nicht notwendig das gegenseitige harmonische Abhängigkeitsverhältnis der einzelnen anatomischen Teile voneinander gestört.

Dieses harmonische gegenseitige Abhängigkeitsverhältnis der einzelnen anatomischen Teile voneinander, das wir eingangs als wesentliche Voraussetzung einer Individualanatomie bezeichneten, wird immer inniger, vielseitiger und mannigfaltiger, je höher wir in der Tierreihe aufsteigen. Bei einem Kriechtier, dem Chamäleon, können wir z. B. noch beobachten, daß eine hochgradige Unabhängigkeit der beiden Körperhälften im physiologischen Verhalten besteht; während die eine Hälfte des Tieres noch schläft, kann die andere bereits erwacht sein. Die Augen des Tieres zeigen keinerlei gegenseitige Abhängigkeit in ihren Bewegungen; und die

Digitized by Google

Langsamkeit der allgemeinen Lokomotion hängt offenbar damit zusammen, daß bei den lebhaften Augenbewegungen eine exakte räumliche Inbeziehungsetzung der verschiedenen Körperstellungen zueinander und zur optischen Außenwelt mit größerer Geschwindigkeit des Tieres noch unvereinbar wäre. Noch bei den Vögeln fehlt ein Synergismus zwischen den Augen zu stereoskopischem Sehen ganz; äußere Augenmuskeln sind bei ihnen nur ganz dürftig entwickelt; und das Sehen erfordert bei schreitenden Bewegungen während jeden Schrittes eine besondere Halsbewegung, die dem Kopfe eine zur Perzeption optischer Reize geeignete Stellung gibt. In Übereinstimmung mit der mangelnden Beweglichkeit der Augen fehlt ihnen noch das äußere Ohr, das bei den Säugetieren eine akustisch-räumliche Inbeziehungsetzung erfordert, die den Vögeln in dieser Weise ebensowenig möglich sein würde wie die optische. Von der Lokomotion der Säuger scheint sich die der Vögel grundsätzlich noch insofern zu unterscheiden, als eine reine, willkürlich herbeigeführte Pendelbewegung als regelmäßig fortgesetzte, gewohnheitsmäßige Schreitbewegung der Extremitäten noch nicht vorkommt. Eine solche Pendelbewegung erfordert ganz besonders auch ein fein abgestimmtes Balancement auf der der jeweils pendelnden Extremität entgegengesetzten Körperseite unter Beteiligung der (bei den Vögeln starren) Wirbelsäule und daher eine innigere harmonische Beziehung der beiden Körperhälften zueinander, als sie bei den stelzenden Vögeln gegeben ist. Dieser innigeren Beziehung zwischen beiden Körperhälften dürfte bei den Säugern auf zentralnervösem Gebiete die partielle Kreuzung der sensiblen und motorischen Nervenfasern entsprechen, deren Verständnis bei dem synergischen Verhalten der Augen zu stereoskopischem Sehen mit Unterdrückung des Doppelsehens für den Sehnerven bereits nähergerückt erscheint. Der Entwicklung des Pyramidenstranges mit seiner partiellen Kreuzung entspricht wohl ein räumlicher Synergismus besonders der oberen Extremitäten, der dem stereoskopischen Sehen analog ist. Bei keiner anderen Lokomotion ist aber die harmonische gegenseitige Abhängigkeit so streng und weitgehend durchgeführt wie beim Menschen. Sein Gang macht ein Balancement notwendig, das schwieriger, feiner und komplizierter ist als das anderer Lebewesen. Während des mit jedem Schritte stattfindenden Balancierens auf einem einzigen Fuße ordnet sich fast der gesamte willkürliche Bewegungsapparat in wechselndem gegenseitigen Verhalten aller seiner Teile dem Bewegungszwecke, der Aufgabe des Ganzen, unter. Außerdem scheint sich beim Menschen auch noch mehr und mehr ein bereits vorhandenes Übergewicht der einen Körperhälfte über die andere auszubilden.

Wir sahen oben, daß besonders beim Menschen eine anatomische spielartliche Änderung zugleich tausend andere mit sich bringen muß, die

Digitized by Google

sich auf den Gesamtorganismus in allen seinen anatomischen Teilen beziehen. Wenn auch diese Änderungen teilweise unmerklich klein sind und sich vielleicht vorzugsweise nur mehr in topographisch anatomisch benachbarten Gebieten in stärkerer Ausprägung kombinieren werden, so kann doch diese Voraussetzung bei weitem keine uneingeschränkte Gültigkeit beanspruchen; es muß vielmehr der Körper in seiner Totalität auf Variationskombinationen untersucht und ergründet werden, ob diese Kombinationen etwas Typisches haben. Es empfiehlt sich, beim Studium der Variationen sich zunächst vorzugsweise an anatomische Gebilde zu halten, die in gleichartiger Weise überall im Körper vorkommen, die deshalb leicht verglichen werden können und deren Variationen schematisch leicht und gut ausgedrückt und gekennzeichnet werden können, Gebilde, die hinreichend häufig variieren, um ihre Untersuchung bei jedem Menschen lohnend zu machen, aber doch auch nicht in solcher Weise variieren, daß eine bestimmte natürliche Einteilung ihrer Variationen an Art, Fülle und Mannigfaltigkeit des Materials scheitern muß. Ich meine die Blutgefäße. Arterien und Venen funktionieren unter sehr verschiedenen dynamischen Bedingungen, so daß Variationen an den Arterienverzweigungen nicht an derselben Körperstelle gleichzeitig auch deutliche Variationen an den Venen mit sich zu bringen pflegen; dasselbe gilt auch umgekehrt für die Variationen der Venen im Verhältnis zu den Arterien. Die Verlaufsweise vieler Venen in dichten zusammenhängenden Geflechten macht es untunlich, sie im ganzen Körper gleichzeitig auf Variationen zu untersuchen; und die Technik der Blutgefäßinjektionen mit einer Füllmasse in zentrifugaler Richtung scheitert teilweise an den in vielen Venen befindlichen Klappen. So bleibt in erster Linie das System der Arterien übrig. Für viele untergeordnete Arterien kennt man gar keine feststehenden Ursprungsnormen; und selbst große Arterien lebenswichtiger Organe unterliegen zahlreichen Spielarten. Daher kann die Untersuchung in der Weise Schritt für Schritt fortschreiten, daß zunächst nur mehr gröbere Variationen an größeren Gefäßen, dann aber auch feinere, relativ häufige Variationen berücksichtigt werden. Am Bogen der großen Körperschlagader sind wohl etwa zehn verschiedene grobe Variationen der Abzweigung großer Arterien beobachtet, die für die Gehirnernährung und Gehirngröße gewiß nicht bedeutungslos sind. Eine der häufigsten Variationen großer Arterien bezieht sich auf die Arteria obturatoria, die unter 250 Fällen nur 160mal beiderseits einen normalen Ursprung hatte, abgesehen von feineren Nuancen des Ursprungs und der Verlaufsart. — Die Technik der Materialgewinnung ist relativ einfach. Das ganze Arteriensystem wird in der Leiche mit einer Füllmasse gefüllt, die in den Arterien nur bis zu einer ungefähr bestimmten, nicht zu geringen lichten Weite vordringt und reichlich einen

Digitized by Google

Stoff enthält (z. B. Barium), der Röntgenstrahlen möglichst wenig durchläßt. Dann wird der ganze Körper geröntgt; und die einzelnen Röntgenbilder werden zu einer verkleinerten Photographie zusammengesetzt, die leicht zu überblicken ist; oder besser noch: wenn es einen billig in Masse darstellbaren Stoff gibt, der flüssig auf die Leiche aufgestrichen werden kann und unter Röntgenwirkung phosphoresziert, so kann die Photographie sofort auf einmal für die ganze Leiche gemacht werden. Aus dem Lichtbild soll zugleich das Verhalten der Knochen ersichtlich sein. Die Durchleuchtung erfolgt am besten wiederholt aus je einer anderen Richtung; die Richtungen müssen aber bestimmt festgelegt sein. Danach wird das injizierte Gehirn zweckmäßig aus der Schädelhälfte herausgenommen, für sich allein nochmals geröntgt und sein Volumen bestimmt. Dazu möge noch eine gewöhnliche stereoskopische Photographie der Leiche treten. Alle Bilder sind dauernd zu Vergleichen aufzubewahren, und zwar für jedes Individuum gesondert. Neben dem Blutgefäßsystem verdienen von vornherein besondere Berücksichtigung diejenigen Gebilde, an denen nach anatomischer Erfahrung beim Menschen die häufigsten und stärksten Variationen innerhalb der Breite des Normalen vorkommen. Insofern sind besonders bestimmte Muskeln erwähnenswert und photographisch festzuhalten: der Musculus triangularis des Brustbeins und gewisse Vorderarmmuskeln (der lange Hohlhandmuskel, Zeigefingerstrecker). Der Triangularis dürfte in näherer Beziehung zur individuellen Stimme stehen, durch die der Brustkorb in Mitschwingungen versetzt wird; denn der Muskel kann nach seiner Befestigungsweise nur die Aufgabe haben, die elastischen Rippenknorpel, an denen er ansetzt, zu spannen; ein Wechsel in der Spannung dieser Rippenknorpel ist aber notwendig, damit der Brustkorb bei jedem Füllungsgrad in jedem Tone schwingen kann, den der betreffende Mensch hervorzubringen vermag. Aus dem Verhalten des M. triangularis lassen sich vielleicht noch postmortem Anhaltspunkte gewinnen, um die Höhe der Stimme zu beurteilen, besonders bei gleichzeitiger Untersuchung der Haardicke. Frauenhaar ist dünner als Männerhaar. Das Haar auf dem Kopfe schwingt aber mindestens an manchen Stellen mit, wenn die Stimme ertönt, und verhält sich dabei in seinem wurzelnahen Abschnitt wie ein schwingender Stab. — Die häufigen groben Verzweigungsspielarten der Armarterien lassen eine besondere Abhängigkeit von den Variationen der Vorderarmmuskeln vermuten, beantworten vielleicht auch mit die Frage, ob jemand intra vitam rechts- oder linkshändig war und sind zusammen mit den stark variierenden Muskeln von Bedeutung für den Verlauf der Handlinien. Vielleicht sind auch Schlüsse aus den Fingerabdrücken auf das sonstige anatomische Verhalten ihres Urhebers möglich.

Wenn wir die für bestimmte morphologische Variationskombinationen

Digitized by Google

kennzeichnenden Blutgefäßverlaufsspielarten kennenlernen wollen, so empfiehlt es sich wohl, im besonderen solche Fälle auf den Gefäßverlauf hin genauer zu untersuchen, in denen diese Variationen extrem stark ausgebildet sind, also z. B. solche Fälle, in denen die Augenbrauen abnorm weit auseinanderstehen und solche, in denen sie nicht nur zusammenfließen, sondern sich obendrein noch überschneiden; ja es ist selbst ratsam, über die Breite des Normalen bei solchen Untersuchungen weit hinauszugehen und lebensunfähige, entwicklungsgeschichtliche Monstren hier in den Kreis der Betrachtung zu ziehen, z. B. solche, bei denen eine Verschmelzung der Augenhöhlen besteht. Schwere entwicklungsgeschichtliche Störungen lassen auch abnormen Gefäßverlauf erwarten. So fand der Anatom Hyrtl z. B. bei Synophthalmie eine Verschmelzung des Ursprungs großer Gefäße an der Stelle des Aortenbogens; bei einem Aënzephalus mit angeborenem Bauchdeckenspalt die Arteria hepatica als einen Zweig der Brustaorta. Zugleich mündete bei diesem die Vena hepatica isoliert in das rechte Herz. Bei einem Fötus mit Ektropium vesicae urinariae entsprang eine starke Arteria uro-cystica aus der Arteria iliaca communis dextra. So werden auch andere, nicht ganz so bedeutende Entwicklungshemmungen, Hasenscharte, Wolfsrachen, Colobom, Epispadie, Hypospadie mit anomalem Gefäßverlauf verbunden sein; und Andeutungen dieser Verlaufsanomalien werden sich mehr oder weniger auch dort wiederfinden, wo nur geringe, unauffälligere, aber an jene schwereren Entwicklungsstörungen erinnernde anatomische Abweichungen vorhanden sind. Umgekehrt können auch Gefäßverlaufsanomalien auf unauffällige Andeutungen von Entwicklungsstörungen erst aufmerksam machen. Individuum mit ausgesprochenen anatomischen Entwicklungsstörungen lassen relativ häufig auch geistige Minderwertigkeit erkennen. Das Verhalten der Gefäße im Fötalleben wird vielfach den Schlüssel zu vorhandenen Variationen im späteren Leben geben und dieselben als Zurückgebliebenheiten kennzeichnen. Manchmal erinnern die Spielarten des Verlaufs der größeren Arterien auch an die Verhältnisse bei Tieren: bei Reptilien, Vögeln, Säugern, und lassen die Frage aufwerfen, ob nicht dann gleichzeitig andere anatomische Anklänge vorhanden sind. Beim Menschen kann die eine Arteria iliaca communis fehlen und der Verlauf der von dieser sonst ausgehenden großen Gefäße kann an den Säugetiertypus erinnern. Eine Variation des Abgangs großer Blutgefäße vom Aortenbogen kann an Fledermäuse und Insektenfresser denken lassen, eine andere an Affen, reißende Tiere, Beutler, Nager; andere können an Einhufer, Wiederkäuer oder auch an den Seehund, Wal oder Elefanten erinnern. Bei der nahen Verwandtschaft von Mensch und Menschenaffen wird sich auch das Studium des Gefäßverlaufes bei diesen Tieren lohnen.

Digitized by Google

Es wäre ja vor allen Dingen wichtig, intra vitam, durch Anatomie am Lebenden schon, aus Variationen auf das individuelle, innenanatomische Verhalten eines Organismus schließen zu können. Wird jede Leiche, bei der die oben vorgeschlagenen Arterieninjektionen gemacht sind, im stereoskopischen Lichtbild festgehalten, das die äußerlich sichtbaren morphologischen Eigentümlichkeiten vergleichsfähig wiedergibt, so wird später auch die Kombination äußerer morphologischer Eigentümlichkeiten auf das individuelle innenanatomische Verhalten Rückschlüsse ermöglichen. Was nun in dieser Hinsicht speziell das Blutgefäßsystem anlangt, so bietet wohl auch die Plazenta nach der Geburt individuell Kennzeichnendes. Auch weise ich darauf hin, daß es seit einiger Zeit möglich ist, den Augenhintergrund des lebenden Menschen photographisch zu fixieren. Die Blutgefäße am Augenhintergrunde, Arterien und Venen, unterliegen recht erheblichen Variationen und individuellen Verlaufsnüancen der feineren Verzweigungen. Die photographische Festlegung dieser Variationen und Nüancen könnte, wenn sie für eine sehr große Anzahl von Individuen an beiden Augen durchgeführt wird, besonders in Verbindung mit dem stereoskopischen Lichtbild der betreffenden Personen zu Schlüssen auf das sonstige Verhalten des Arterien- und Venensystems im Innern des Körpers verwendet werden. Sie könnte obendrein der Vererbungs- und Rassenforschung dienstbar gemacht werden. Für das Verhalten dieser Blutgefäße wird es nicht gleichgültig sein, welche individuelle Beschaffenheit die Netzhaut hat, wie sich auf ihr Stäbchen und Zapfen verteilen. Diese individuelle Ausbildung der Netzhaut wird aber wiederum die individuelle Ausbildung der zentralnervösen Bestandteile harmonisch bedingen, die es speziell mit der Auswertung der optischen Augenreize zu tun haben und sich bis zum optischen Zentrum des Großhirns erstrecken, dessen Entwicklung wiederum nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die Entwicklung der übrigen Großhirnteile sein kann. Wenn irgendwo, so muß ja gerade im Großhirn als demjenigen Organ, das für die geistige Ausbildung besonders kennzeichnend ist, das die Individualität ganz besonders repräsentiert, auch die anatomische Harmonie besonders streng durchgeführt sein. Weiter aber ist die Ausbildung und Verteilung der Stäbchen und Zapfen aller Wahrscheinlichkeit nach in Verbindung mit der Lage der Augenbrauen von großer Bedeutung für den ganzen mimischen Apparat, für dessen harmonisches Zusammenstimmen Ähnliches wie für das Großhirn gelten muß.

Bei Oligophrenen, Psychopathen, Verbrechernaturen werden wir relativ häufig gröbere spielartliche anatomische Abweichungen zu erwarten haben. Da dieselben offenbar häufig auf Entwicklungsstörungen zurückzuführen sind oder doch häufig mit anomalen Wachstumsvorgängen vergesellschaftet sein werden und auch sonst die Wachstumsweise von

Digitized by Google

großem Interesse für die Individualanatomie ist, so empfiehlt es sich besonders auch, in bestimmt geregelten zeitlichen Abständen zahlreiche im Wachstum begriffene Individuen von früher Kindheit, womöglich vom Säuglingsalter an, messend und durchleuchtend zu untersuchen, um wenigstens die im extra-uterinen Leben auftretenden individuellen Wachstumsvariationen und Entwicklungsstörungen besser kennen und beurteilen zu lernen. Da die Messungen sich immer wieder auf dieselben wachsenden Individuen beziehen müssen, so bedeutet eine Hinausschiebung des Beginnes mit dieser wertvollen Materialsammlung einen endgültigen Zeitverlust.

Über die Bewegungen der Augen und über den menschlichen Blick

Von Johannes Müller

Nach der Erstausgabe vom Jahre 1826 neu herausgegeben von Martin Ninck

Johannes Müller (1801—1858), in der Geschichte der Medizin und Naturwissenschaft als Forscher und Lehrer rühmlichst bekannt, ist bereits fünfundzwanzigjährig mit einer entdeckungsreichen Arbeit „Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes des Menschen und der Tiere usw." (462 Seiten mit acht selbstgezeichneten Kupfertafeln) hervorgetreten, welche bei Cnobloch in Leipzig erschien und zum erstenmal die Augen der breiteren Öffentlichkeit auf den jungen Dozenten lenkte. Sie hat ihm die außerordentliche Professur in Bonn eingetragen und stellt den nucleus dar seiner weitschichtigen physiologischen Bemühungen, die ihn bis zum Jahre 1839 beschäftigten und in dem zweibändigen „Handbuch" (1833, 1840) ihren krönenden Abschluß fanden. Als sechstes Hauptstück ist in der Erstlingsarbeit die im folgenden neugedruckte Studie „Über die Bewegungen der Augen und über den menschlichen Blick" enthalten. Sie nimmt eine Sonderstellung ein im Werke Müllers, der sich später auf physiognomische Gegenstände nicht mehr einließ. Trotzdem behauptet sie unter den mannigfachen, letzterdings durch Goethe und Lavater angeregten Arbeiten der Zeit auf diesem Gebiet einen vorzüglichen Rang und steht in dem kleinen Bezirk, den sie sich steckt und den sie nach allen Seiten mit kluger Berechnung durchmißt, noch heute unübertroffen. Intuitives Erfassen des Wesentlichen, jenes Gefühl für den Ausdruck und die innere Zeichensprache alles Lebendigen, wie es die Romantik kennzeichnet, verbinden sich mit schärfster Zucht der Beobachtung und abgewogener Darstellung, zu der sich Müller erzogen hat. Besonders fruchtbar aber wird sie dadurch, daß Müller von einer Ausdeutung der ruhenden Teile des Auges absah und sich ganz nur auf die Bewegungen des Blicks beschränkte. Instinktiv ergriff er damit jenen Teil der Physiognomik, der bis heute allein sich als des wissenschaftlichen Ausbaus fähig er-

Digitized by Google

wiesen und auf anderem Seitenzweig zur Ausbildung der wissenschaftlichen Graphologie geführt hat. C. G. Carus, der bedeutendste theoretische Physiognomiker seiner Zeit, der in seiner „Symbolik der menschlichen Gestalt" zum erstenmal den Versuch wagte, entwicklungsgeschichtlich die charakterologische Bedeutung der Teile unseres Körpers zu begreifen, bleibt doch in seinen Ausführungen über das Auge gerade darum hinter Müller zurück, weil er wie durchgängig in seinem Buche die Ausdrucksbewegungen vernachlässigte.

Man wird Müller mit der romantischen Naturphilosophie sonst nicht gern in Verbindung bringen. Von den morphologischen und phänomenologischen Ansichten seiner Frühzeit ist er später abgekommen und wollte mehr und mehr nur noch die streng experimentelle Methode gelten lassen. Schon seine einseitig ausgestaltete Theorie von den spezifischen Sinnesenergien (sie klingt im Abschnitt von der „Bewegung der Augen und der Gestalt der Objekte" leise an) bedeutet einen Abfall von dem allgemein romantischen Weistum einer innersten Einheit des Schauens und hat die Psychologie auf Jahrzehnte hinaus auf fatale Abwege gelenkt. Aber der junge Müller steht ganz noch in der befruchtenden Bannsphäre Goethes. Goethe hat er sein Erstlingswerk mit einem ausführlichen Schreiben als ein „Weihgeschenk" zu Füßen gelegt und gesteht darin dankbar, was er seinem Geiste auf allen Zweigen der Naturwissenschaft schulde. Die Lehre von der Gestaltbildung, der Metamorphose und Farbenentstehung und nicht zuletzt seine physiologischen Anregungen sind darin benutzt und weitergeführt, und noch im gleichen Jahr bemerkt er in seiner Schrift „Über die phantastischen Gesichtserscheinungen" von Goethes Aufsatz über die Skelette der Nagetiere: „Nichts Ähnliches ist aufzuweisen, was dieser aus dem Mittelpunkt der Organisation entworfenen Projektion gleichkäme. Irre ich nicht, so liegt in dieser Andeutung die Ahndung eines fernen Ideals der Naturgeschichte." Vom Geiste Goethens im besten selbständigen Sinne weht auch in unserer Schrift etwas, und der feinere Leser wird noch im Stil den Klang von des Meisters wissenschaftlicher Prosa heraushören.

Die übrigen Quellen nennt Müller selbst, und ich begnüge mich mit Aufführung der vollständigen Titel (in alphabetischer Folge) und kurzen Bemerkungen:

Unter den Schriften des Aristoteles (384—22 v. Chr.) kursiert auch eine Physiognomik. Wie man heute weiß, geht die interessante Arbeit nicht auf den großen Philosophen selbst zurück, gründet aber auf seinen Gedanken, zumal auf dem Leitsatz seiner Psychologie, daß die Seele sich durch den Körper äußere und ein Parallelismus beider bestehe. Sie stellt einen Auszug dar, der wahrscheinlich erst im zweiten nachchristlichen Jahrhundert entstand und aus zwei peripatetischen Schriften zusammengearbeitet ist.

Die Physiognomik des Neusophisten und Redners Polemon (88—145 n. Chr., Günstling Hadrians) ist uns nur in arabischer Übersetzung und einer griechischen Paraphrase des Adamantios erhalten. All diese Schriften mit den alten Übersetzungen sind gesammelt im ersten Band des von R. Foerster herausgegebenen Corpus scriptorum physiognomicorum (Teubner 1893). In der Einleitung ist die Frage der Urheberschaft ausführlich untersucht.

Digitized by Google

Camper, Petrus (1722—89), holländischer Naturforscher, der zum erstenmal genauere Schädelmessungen zur Bestimmung der Rassenmerkmale vornahm. Seine Schrift „Über den natürlichen Unterschied der Gesichtszüge im Menschen verschiedener Gegenden und verschiedenen Alters; über das Schöne antiker Bildsäulen und geschnittener Steine; nebst Darstellung einer neuen Art, allerlei Menschenköpfe mit Sicherheit zu zeichnen", welche 1785 vollendet lag, wurde erst nach seinem Tode von seinem Sohne herausgegeben und von S. Th. Sömmerring ins Deutsche übersetzt (Berlin 1792).

Claramontius (Chiaramonti, Scipione), Mathematiker und Philosoph aus Cesena (1565—1652), schrieb ein vielgelesenes Werk De conjectandis cuiusque Moribus et latitantibus Animi Affectibus. *Σημειωτικη* Moralis, seu de Signis, Venetiis 1625. Die betreffende Stelle zog Müller aus Lavaters Fragmenten.

Engel, Johann Jakob (1741—1802), Mecklenburgischer Literat, Kritiker und Ästhet. Ideen zu einer Mimik, mit erläuternden Kupfertafeln, 2 Tle., Berlin 1785/86.

Fontana, Felice (1730—1805), Physiologe, in Florenz tätig. Nach ihm ist der Fontanasche Raum oder Kanal an der Peripherie der vorderen Augenkammer benannt. In seiner Schrift Dei Moti dell'iride, Lucca 1765, zeigt er, daß die Bewegungen der Iris in gewissen Fällen durch den Willen beeinflußt werden können.

Lavater, Johann Kaspar (1741—1801).
Physiognomische Fragmente. Leipzig und Winterthur 1775—78.

Le Brun, Charles (1619—90), der einflußreichste Maler unter Ludwig XIV, schrieb Conférences sur l'expression des différents caractères des Passions, Paris 1667, deutsch zuerst 1704.

Porta, Johannes Baptista (1550—1615), Naturforscher und Okkultist. Sein berühmtes, reichillustriertes Werk De humana physiognomia libri 4, 1586 (von ihm selbst später ins Italienische übertragen), in welchem er Tiere zum Vergleich mit menschlichen Gesichtstypen heranzieht, erscheint demnächst in deutscher Übersetzung im Niels Kampmann Verlag.

Purkinje, Johannes Evangelista (1781—1869), Schöpfer der mikroskopischen Anatomie, machte sich zuerst durch seine auch von Goethe hochgeschätzte Promotionsschrift „Beiträge zur Kenntnis des Sehens in subjektiver Hinsicht", 2 Bde., 1819—25 einen Namen.

Rudolphi, Karl Asmund (1771—1832), Müllers einflußreichster Lehrer während seines Studiums in Berlin 1823/24, gab einen Grundriß der Physiologie in zwei Bänden (1821—28) heraus, in welchem er an der angezogenen Stelle sich bezieht auf die Lettres et observations anatomiques, physiologiques et physiques sur la vue des enfans naissants etc. 1775 des Abbé Desmonceaux.

Sue, Jean Joseph (1710—92), Chirurg an der Charité in Paris, schrieb einen Essai sur la physiognomie des corps vivans, considérée depuis l'homme jusqu' à la plante etc. Paris 1797.

Thylesius, Antonius, Philolog, Redner und Dichter aus Cosenza, später Professor in Mailand, gab 1528 in Venedig ein vielgelesenes Libellus de Coloribus, ubi multa leguntur praeteraliorum opinionem heraus, welches Goethe in seiner Geschichte der Farbenlehre wieder abdruckte.

Die „vorherigen Abhandlungen", auf die sich Müller im ersten Abschnitt bezieht, sind die übrigen in der „Vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes" vereinigten Hauptstücke. Gemeint sind die Abschnitte 2 „Von der Vermittlung des Subjektes und Objektes durch den Gesichtssinn", 3 „Von der subjektiven Identität und Differenz der Gesichtsfelder bei dem Menschen und den Tieren", 4 „Von dem natürlichen Doppeltsehen", 5 „Von der wechselseitigen Be-

Digitized by Google

dingung der Konvergenz der Sehachsen und des deutlichen Sehens in verschiedenen Fernen und von den verschiedenen Arten des Schielens". Die später genannte Inauguralschrift trägt den Titel Dissertatio inauguralis physiologica sistens commentarios de Phoronomia Animalium usw. und untersucht die Gesetze und Zahlenverhältnisse der Bewegung in den verschiedenen Tierklassen.

Das Wissenswerte über Johannes Müller bietet heute die ausführliche Biographie von Wilhelm Haberling (Leipzig 1924).

Der Text ist nach der einzigen Ausgabe vom Jahre 1826 wieder abgedruckt. Die Übersetzungen sind hinzugefügt, die fehlerhaften Zitate richtiggestellt und die bessern Lesarten in Klammern angeschlossen.

Kombinierte Bewegungen der Augen. — Bewegung der Augen und Beleuchtung. — Bewegung der Augen und Gestalt der Objekte. — Sinnlichkeit der Bewegung. — Verschiedene Sehweite, contuitus. — Cernere, — contemplari. — Wechsel der Sehweite. — Mittlere individuelle Sehweite. — Entfernung der Augen. — Nutzanwendung. — Energie und Kretinismus der Sehkraft, Bestimmtheit und Flüchtigkeit des Blickes.

„Dies sei von uns gesagt, daß uns Gott um dessentwillen die Augen erfunden und das Gesicht geschenkt, damit wir die am Himmel offenbaren Bahnen des Verstandes schauten und zur Richtschnur der Bahnen unserer Erkenntnis machten, die mit jenen unwandelbaren zwar gleichbürtig, aber gestört worden sind. Haben wir dann dies eingesehen und sind der Gesetze der natürlichen Ordnung teilhaftig geworden, sollen wir, nachahmend die allzumal unwandelbaren Bahnen Gottes, unsere irrigen ordnen. Von der Stimme und dem Gehör gilt das nämliche, und um desselben willen sind sie uns von Gott gegeben. Die Harmonie nämlich, indem sie gleiche Bahnen mit den Bewegungen unseres Gemütes hat, scheint denjenigen, die mit Einsicht den Musen vertraut sind, nicht nur zur unvernünftigen Wollust, wie man wohl glaubt, dienlich zu sein; sondern um die unharmonischen Bewegungen unseres Gemütes, so sie dies geworden sind, zur schönen Ordnung und zur Symphonie mit sich selbst zu stimmen, ist sie uns helfend von den Musen gegeben. Auch der Rhythmus ward uns wegen der ungemessenen und anmutslosen Neigungen der meisten als Helfer gegeben."

Plato, Tim. 47. B.

Man erwarte in den folgenden Untersuchungen keine Physiognomik derjenigen Teile des Gesichtes, welche in ihren Bewegungen die ethischen Veränderungen der Augen selbst begleiten. Ich habe auch nicht die Absicht, nach der Art wie Polemon und Adamantius die Andeutungen des Aristoteles erweitert haben, mich über das Bedeutsame der Augenfarben auszusprechen. Über diese Verhältnisse ist so viel Wahres und Falsches geschrieben, daß es eine sehr undankbare Arbeit wäre, hier zu sichten, ohne einen neuen fruchtbareren Gesichtspunkt der Dinge zu eröffnen. Bei allen diesen Bestimmungen, welche meist die Umgebungen der Augen, oft nur die physiognomischen Extreme betreffen, weiß man sehr wohl, daß von dem, was man den Blick der Menschen nennt, fast nichts gesagt ist. Ich halte es daher

Digitized by Google

für besser getan, um die Auflösung jener unbekannten Größe im Gesicht zu behalten, von jenen dunkeln Bestimmungen, die in der Regel viel schlechter sagen, was die Poeten gut aber bildlich von dem Blick des Menschen reden, sich ganz abzusondern. Ich habe es also mit demjenigen Blicke allein zu tun, der weder durch die Bewegungen der Augenlider, noch durch die Lage der Augen, noch durch ihre Farbe, sondern durch die Veränderungen des Auges selbst als einer sinnlichen Totalität bestimmt wird. Wenn Le Brun der Meinung war, daß der Augapfel durch seine Bewegung nur Leidenschaft überhaupt, die Augenlider und Augenbraunen aber den Modus der Leidenschaft ausdrücken, so kann man dies nicht einmal für seinen malerischen Standpunkt wahr finden. Aber es gibt noch andere Modifikationen des Menschenblickes, als die sich in der Leidenschaft durch veränderte Beziehungen der weichen Teile offenbaren; und selbst den Malern wäre schlecht geholfen, wenn sie auf nichts anderem als den Grundsätzen des Le Brun für die physiognomischen Extreme fußten. Die Blicke der Menschen sind verschieden wie die Schatten des Tages vom Morgen zum Abend; es gibt unendlich feine Unterschiede in der Temperatur des Auges, die nur durch die Bewegungen desselben gesichert sind. Von diesen Unterschieden gilt es, wenn Plinius sagt: oculos cum osculamur, animum ipsum videmur attingere (wenn wir die Augen küssen, scheinen wir die Seele selbst zu berühren). Sie müssen zu bestimmen sein, und es ist bei einer so weit gediehenen bildlichen Bezeichnung auch einmal Aufgabe des Naturforschers, den objektiven Gründen des unverlöschlichen Eindruckes nachzuforschen. Die Physiognomik des Auges hat sich immer mit dem Blicke selbst gütlich abgefunden. Man ist gewöhnlich nicht über die Augenlider hinausgekommen; andere, wie Sue, sind bald beim Bewundern stehengeblieben. Engel hat die Aufgabe wohl sehr gut erkannt; er war aber nicht auf dem physiologischen Standpunkte. Porta ruht, außer einzelnen sinnreichen Andeutungen, nur auf Vergleichungen mit Tieren. Lavater ist in seinen Fragmenten über die Augen weggeeilt. Er ist nirgends dürftiger als in dem kargen Abschnitte über die Augen. Und gerade in den Bewegungen und den ruhenden Bestimmungen der Augen, in welchen auch der Umfang ihrer Bewegungen ausgedrückt ist, liegt mehr Physiognomisches als wahrer Inhalt in der Deuterei aus Zügen und der Konformation der weichen und festen Gebilde, weil in diesen das Wesentliche immer nur auf dem Boden des Zufälligen ausgesprochen ist; die Bewegungen des Auges aber und seine Ruhe sind außer allen zufälligen Bestimmungen, wie sie durch die ethischen Bedingungen sein müßten. Die Aufgabe ist nun keine geringere, als bei dem Mangel aller Vorarbeiten, mit Ausschluß aller dunkeln, nichtssagenden Bestimmungen, ein physiologisches Terminologium der Bewegungen der Augen und des Menschenblickes zu entwerfen, von welchem die Aussicht wäre, die objektiven Gründe des verschiedenen menschlichen Blickes beiläufig zu erkennen und solche Bezeichnungen wie „oculi placide ardent" (die Augen glühen sanft) in ihre objektiven physiologischen Merkmale aufzulösen. Die bisherigen Untersuchungen über das Sehen haben mich zu mancher freundlichen Aussicht geführt. Ich bin an ein schwieriges Werk gegangen; ich habe es mir durch scharfe Be-

Digitized by Google

grenzung meines Standpunktes und der wahren Aufgabe, durch den Ausschluß alles Fremdartigen recht schwierig gemacht; ich glaube aber, wenn ich auch nur weniges andeutend zu leisten imstande bin, doch dies, daß ich auf rechtem Wege bin. Ich habe mich sorgfältig gehütet von etwas anderem zu reden als von dem Auge selbst; ich habe ebensosehr alle schlechthin sinnlichen Bezeichnungen für den Ausdruck des Auges vermieden. Fremde Gewährleistungen mangelten von selbst. Sonst ist es seit Aristoteles fast immer in der Physiognomik der Brauch gewesen, daß einer den andern ausschrieb. Sprachliche treffende Bezeichnungen, an denen für das Auge die griechische Sprache vorzugsweise reich ist, waren mir immer sehr beachtungswert, weil sie oft auf einer tiefen und sinnreichen Anschauung der Natur ruhen. Aber diese Bezeichnungen sollten selbst wieder Gegenstände der Auflösung sein.

Die gegenwärtigen Untersuchungen, wenn sie auch ein ganz geschlossenes Ganze bilden, setzen die Kenntnis mancher Bestimmungen voraus, welche in den vorherigen Abhandlungen gegeben sind, sowie denn überhaupt die Entstehung dieses Teiles ohne die Grundlage der vorherigen für den Verfasser unmöglich gewesen wäre. Ehe wir nun zur Untersuchung selbst schreiten, wird es nötig sein, teils uns dieser vorgängigen Bestimmungen zu erinnern, teils uns über einige in dem gegenwärtigen Buche notwendig gewordenen Bezeichnungen zu verständigen.

1. Die Neigung der Sehachsen oder die Konvergenz der Augen, nach Maßgabe der Entfernung der Objekte und innerer ethischer Bestimmungen veränderlich, muß dem Beobachter objektiv werden; und bei einer unendlichen Verschiedenheit jener Neigung vom Parallelismus der Sehachsen bis zum Schielen nach innen ist auch der Ausdruck dieser beweglichen Konvergenz für den Beobachter verschieden. Wir haben in unserer Sprache keine Bezeichnung für diese objektiv erkennbaren sinnlichen Beziehungen der Augen; wohl aber hat sie die lateinische Sprache: contuitus. So sagt Plinius, indem er von dem geistigen Ausdrucke der Augen spricht: Contuito quoque multiformes, truces, torvi, flagrantes, graves, transversi, limi, submissi, blandi. (An Sehweite auch gibt es vielgestaltige Augen: trotzige, grimmige, brennende, ernste, schiefblickende, schielende, gesenkte, schmeichelnde.) Hist. nat. lib. XI, 37 (54).

2. Die Entfernung des Konvergenzpunktes der Sehachsen ist von uns schon früher die Sehweite oder der Horopter der Augen genannt worden. Sind die Augen bei einer bestimmten Neigung derselben beweglich, so beschreibt der Konvergenzpunkt der Sehachsen in der äußeren Natur einen Kreis, in dessen Peripherie die Gegenstände der Fixation liegen und dessen Sehne die Entfernung der beiden Augen ist.

3. Diejenige Sehweite der Augen bei einer bestimmten Neigung der Sehachsen, welche dem Individuum zukommt unter einem unendlichen Wechsel des Kontuitus vermöge der momentanen Bestimmung, habe ich die mittlere Sehweite, den mittleren Horopter oder den Mesoropter genannt.

4. Wenn von der Bewegung des Konvergenzpunktes der Sehachsen geredet wird, so ist damit derjenige lineare Fortschritt verstanden, der in der äußern

Digitized by Google

Natur durch die in ihrer Kreuzung fixierenden Sehachsen während der Bewegung der Augen verzeichnet wird.
5. Die Größe der Pupille ändert mit der Neigung der Sehachsen, sie wird um so größer, je größer die Entfernung des Gegenstandes oder je kleiner der Winkel der fixierenden Sehachsen. Die Sehweite der Augen ist also auch außer dem Kontuitus durch die Größe der Pupille erkennbar.
6. Wenn die Sehachsen in dem Objekte sich kreuzen, werden identische Teile beider Netzhäute gleich affiziert, und es wird einfach gesehen. Doppelbilder sind im andern Falle unvermeidlich.
7. Ein Auge bewegt sich nie gegen das ruhende andere, oder beide Augen verändern nicht die Neigung der Sehachsen, ohne daß der Refraktionszustand für die Ferne des Konvergenzpunktes der Sehachsen notwendig bestimmt sei oder daß die in der Ferne des Horopters gelegenen Gegenstände deutlich gesehen werden, wenn ebendieselben bei einem andern Horopter undeutlich werden müssen.
8. Alle Gegenstände also, welche in der kreisförmigen Ebene des Horopters liegen, werden einfach und deutlich, alle Gegenstände außerhalb derselben werden doppelt und undeutlich gesehen.

Über die Bewegungen der Augen und über den menschlichen Blick

Ich glaube diese Untersuchungen nicht besser beginnen zu können, als wenn ich an etwas erinnere, was Purkinje gesagt hat. In seiner Schrift über das subjektive Sehen hat dieser geistreiche Naturforscher zuerst in einer sinnvollen Weise auf das Bedeutsame in den Bewegungen der Augen aufmerksam gemacht. Ich muß gestehen, daß ich zum Teil durch die Andeutungen, die dort gegeben sind, auf die Untersuchungen, welche ich mitzuteilen im Begriffe bin, geleitet worden.
„Beim Anschauen regelmäßiger geometrischer Linien, Schnecken, Kreise und Wellenlinien, systematischer Gestalten, Zieraten, Schnirkeln, wo überhaupt Gesetz und Notwendigkeit herrscht, fühlt sich das Auge unwillkürlich von den Umrissen der äußeren Gegenstände fortgezogen; die Bewegungen sind erleichtert, ja selbst automatisch, so daß sie auf die Gegenstände übertragen werden, in denen nun ein eigenes Leben und Bewegen erscheint, was einen eigentümlichen Eindruck gewährt und ebenfalls von leisen Spannungsgefühlen des Augapfels begleitet wird. Es wäre der Mühe wert, diese Art Augenmusik, die uns allenthalben aus der Natur und Kunstwelt entgegenwinkt, als einen eigenen Kunstgegenstand zu bearbeiten. Bis jetzt scheint noch nicht die Zeit für diese Kunst gekommen zu sein; sie muß als Sklavin zu Verzierungen von Kleidern, Gebäuden, Gärten dienen. Nur im Feuerwerk, im Tanz, sowie in gymnastischen Vorstellungen, Altären, Ziergärten, Transparenten, Kreisen mit Zentralbewegungen und neuerlichst im Kaleidoskope hat sie bisher ein selbständiges Leben begonnen, wird aber immer noch, weil sie zum Teil mit Gauklern durch die Welt zieht, vom vornehmen Geschmacke verkannt und übersehen."

Digitized by Google

Kombinierte Bewegungen der Augen

Wenn die Augen in der Fixation linear fortschreitend eine horizontale Fläche durchlaufen, so ist diese Bewegung mit eigentümlichen unangenehmen Spannungen in den Augenmuskeln verbunden. Das Auge sucht jeden Augenblick in andern Bewegungen die Horizontallinie zu verlassen; man übersieht in diesem Schwanken Teile der gegebenen linearen Begrenzung; und wenn man das Ende der Linie erreicht hat, so sind die fortschreitenden Bewegungen des Auges oft nichts weniger als geradlinig gewesen. Diese Erfahrung beruht auf dem Grunde, daß, wenn die beiden Augen fixierend in dem Konvergenzpunkte ihrer Achsen eine horizontale Linie ohne Abweichung messen sollen, beide Augen in gleichen Zeiten ungleiche Räume in ihren Bewegungen vollenden müssen; man wird sich davon leicht durch die Anschauung überzeugen können.

Wenn Fig. 1, *a* und *b* die Augen, *cd* die horizontale, mit der Fläche, in welcher die Augen liegen, parallele Linie, so wird der Konvergenzpunkt der Achsen, wenn er durch die kombinierten Bewegungen der Augen auf der

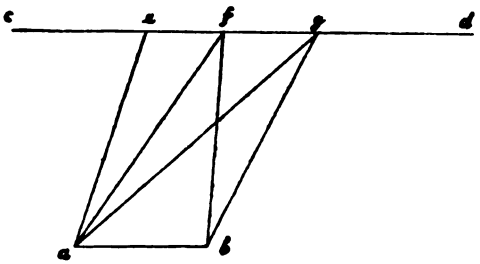


Fig. 1

Fläche *cd* fortrückt, die Punkte *fg* durchlaufen. Und zwar ist der Konvergenzpunkt in *f*, so hat das Auge *a* bewegend den Bogen des Winkels *eaf*, das Auge *b* in gleicher Zeit den Bogen des Winkels *ebf* gemessen. Beide Winkel sind aber ungleich, und zwar ist der Bogen des Auges *b* größer, weil ein Kreis, der die Punkte *eab* umzieht, den entfernteren Punkt *f* ausschließt. In diesem Kreise nämlich würde *ab* irgendeine Sehne sein. Da nun in einem Kreise alle durch ihn selbst begrenzten Dreiecke, die zur Basis dieselbe Sehne haben, gleiche Winkel an der Peripherie des Kreises bilden, so wird der Winkel *aeb* größer sein als der Winkel *afb*; folglich ebenfalls der Winkel *eaf* kleiner als der Winkel *ebf*. Dies gilt nun sofort für jeden Fixationspunkt der Linie *cd*. So ist für den Konvergenzpunkt *g* der Bogen des Auges *a* durch den Winkel *fag* kleiner als der Bogen des Auges *b* durch den Winkel *fbg*, weil der Winkel *afb* größer ist als der Winkel *agb*. Da nun beide Augen, indem der Fixationspunkt auf der horizontalen Linie fortrückt, die Bogen ungleicher Winkel in gleichen Zeiten zurücklegen, so muß die Bewegung des einen Auges für jeden Fixationspunkt immer schneller sein. In der Mitte *e* der horizontalen Linie *cd*, von welcher aus der Perpendikel auf die Linie *ab* diese in zwei gleiche Teile teilt, müssen sich die

Digitized by Google

ungleichen Bewegungsmomente ausgleichen. In der fortschreitenden Fixation von *e* nach *d* und weiter sind die Bewegungen des Auges *b* schneller, von *e* nach *c* und weiter die Bewegungen desselben Auges langsamer.

Aus diesem Grunde ist diese Art zusammengesetzter Bewegungen der Augen schwierig und von unangenehmen Spannungsgefühlen begleitet. Die Augen weichen dem gleichmäßigen Fortrücken der Fixation auf einer horizontalen Linie aus. Wir haben nun zu suchen, auf welche Art die Augen, diese unnatürlichen Bewegungen meidend, sich tätig verhalten, oder, was dasselbe ist, welche die naturgemäßen, leichten und harmonischen Bewegungen der Augen sind?

Lassen wir die Augen, ohne äußeres fixiertes Gesichtsobjekt, bei einer bestimmten unabänderlichen Neigung ihrer Achsen, in ihren Bewegungen seitlich fortrücken, so daß nicht wie in dem vorigen Falle in gleichen Zeiten ungleiche Räume zurückgelegt werden, sondern daß die Augen immer gleiche

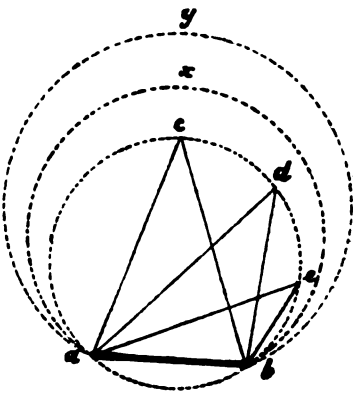


Fig. 2

Bogenabschnitte gleichzeitig messen, so wird die Linie, welche der Konvergenzpunkt der Achsen in den Bewegungen der Augen unwillkürlich beschreibt, eine Kreislinie sein. Der Horopter ist unter diesen Bedingungen bleibend sphärisch.

In Fig. 2 seien *a b* die Augen, *c* der ursprüngliche Konvergenzpunkt der Sehachsen, also $\sphericalangle acb$ der beständige Neigungswinkel der Sehachsen in allen Bewegungen der Augen. Rückt dann der Konvergenzpunkt *c* so fort, daß die Achsen *a c* und *b c* gleichzeitig immer gleiche Räume durchlaufen, so daß $\sphericalangle cad$ gleich cbd, ferner $\sphericalangle dae = dbe$, so werden auch die Winkel *a c b*, *a d b*, *a e b* usw. einander gleich sein müssen. Also wenn die Augen in gleichen Zeiten gleiche Räume messen, so sind die Neigungswinkel ihrer Achsen notwendig gleich und umgekehrt. Nun liegt es aber im Wesen des Kreises, daß alle Dreiecke, die auf einer Sehne desselben Kreises als ihrer Basis gegen die Peripherie konstruiert werden können, auch gleiche Winkel an der Peripherie bilden. In unserm Falle kann die beständige Entfernung beider Augen *a b* als Sehne eines Kreises gedacht werden, dessen

Digitized by Google

Peripherie durch die Punkte *a c d e b* durchgeht. Denn die Dreiecke, welche die Achsen der Augen gemeinschaftlich mit der beständigen Entfernung der Augen *a b* bilden, nämlich Δ *a c b*, Δ *a d b*, Δ *a e b* haben alle, bei einer gemeinschaftlichen Basis *a b*, gleiche der Basis gegenüberstehende Winkel. Folglich muß die Linie, welche die gleichen Neigungswinkel der Sehachsen verbindet, eine Kreislinie sein. Die Augen werden also bei jedem beliebigen, aber konstanten Neigungswinkel der Achsen, insofern sie beide in gleichen Zeiten gleiche Räume durchmessen, in den Fixationspunkten unwillkürlich und notwendig eine Kreislinie beschreiben, von welcher die Entfernung der beiden Augen eine Sehne ist.

Mit der Größe des Neigungswinkels der Sehachsen wird die Größe des Kreises, den die Augen in ihren Bewegungen auf diese Art beschreiben, abnehmen, indem die Sehne *a b* oder die Entfernung der beiden Augen immer mehr dem Durchmesser des Kreises näher kommt; so daß, wenn der Neigungswinkel der Achsen ein rechter geworden ist, der Durchmesser des zu beschreibenden Kreises gleich wird der Entfernung der Augen selbst. Umgekehrt, je kleiner die Neigungswinkel der Sehachsen sind, oder je ferner der Horopter ist, um so größer wird jener Kreis werden, den die Augen gleichzeitig in ihren Bewegungen messen; er wird unendlich groß bei einer unendlichen Entfernung des Konvergenzpunktes der Achsen oder beim Parallelismus derselben.

Ferner: die Abschnitte der von dem beweglichen Konvergenzpunkte der Achsen in der äußeren Welt zu beschreibenden Kreise müssen um so größer sein, je kleiner die Neigungswinkel der Sehachsen oder je ferner der ursprüngliche Horopter ist, oder endlich je kleiner die Entfernung der Augen im Verhältnis zum Durchmesser des Kreises selbst ist, bis zuletzt, wo die Entfernung der Augen Durchmesser des Kreises selbst geworden ist, der Abschnitt Halbkreis wird, bei einem unendlich fernen Horopter aber, gegen welchen die Entfernung der Augen *a b* als Sehne nicht mehr in Betracht kommt, in einen vollkommenen Kreis übergeht. Indessen kommt es bei der Bewegung der Augen nie zur Beschreibung so kleiner Kreise vermittelst ihres denkbaren Konvergenzpunktes, deren Durchmesser der Entfernung der Augenmittelpunkte selbst gleich wäre. Solche Bewegungen der Augen würden schielend sein, da der Neigungswinkel der Sehachsen in diesem Falle gleich 90 Graden wäre.

Wir haben gesehen, daß, wenn die Augen bei einer gewissen Neigung ihrer Achsen gleiche Räume in gleichen Zeiten bewegend messen, die Gegenstände des Sehraumes, welche infolge jener Bewegung nacheinander in die Fixation des Blickes gelangen und sofort einfach und deutlich gesehen werden, in einer horizontalen Kreislinie liegen, von welcher die Entfernung der Augen eine Sehne ist. Daraus folgt, daß bei einer solchen Rotation der Augen die Gegenstände jener Kreislinie oder des kreisförmigen Horopters an den Seitenteilen des Kreises den Augen am nächsten sind und daß sich die Gegenstände der Fixation und des einfachen Sehens um so mehr von den Augen entfernen, je weniger sie dem Gesichte selbst seitlich gelegen sind. So werden für den Neigungswinkel der Sehachsen $\sphericalangle$ *a c b* die Gesichtsobjekte der äußern

Digitized by Google

Natur, die in den Kreis *acdeb* fallen, während der Rotation der Augen nacheinander fixiert, d. h. deutlich und einfach gesehen; alles andere aber, was außer des kreisförmigen Horopters in der Natur gelegen ist, wird in undeutlichen Doppelbildern erscheinen müssen, für welche die entwickelten Gesetze des Doppeltsehens gelten. Und so sind die Kreise der deutlichen und einfachen Bilder bei andern Neigungswinkeln, z. B. *xy* usw. Wenn man die Augen, ohne Aufmerksamkeit auf besondere Gegenstände, das Gesichtsfeld kreisförmig durchlaufen läßt, so erscheinen bei den seitlichen Anfängen der Kreisbewegung die allernächsten Gesichtsobjekte, wie etwa der Boden, die Wiese, auf welchen man steht, in allen Teilen deutlich und einfach. Mit dem Fortschreiten der Kreisbewegung sind die Gegenstände des deutlichen und einfachen Sehens immer entfernter, bis in dem andern seitlichen Extrem wieder die allernächsten Objekte unwillkürlich, wenn man so sagen kann, fixiert werden.

In der Tat müßten, da die Sehachsen der beiden Augen bis zum Konvergenzpunkte für die seitlichen Teile des Kreisabschnittes ungleich lang sind, oder da die seitlichen Gesichtsobjekte, besonders bei kleinen Kreisen, für beide Augen in verschiedenen Entfernungen liegen, die inneren Veränderungen beider Augen zum Zweck des deutlichen Sehens seitlicher Gegenstände ungleich sein. Aber die Kreisbewegungen beider Augen sind meist nur freie Bewegungen, wo es den Augen nicht um die Fixation des einzelnen, sondern um die Schönheit der Bewegung selbst bei einem wohltätigen Totaleindrucke der Gesichtswelt zu tun ist. Die inneren Veränderungen des Auges sind also bei diesen Bewegungen, wenn auch durch die Neigung der Sehachsen und die Entfernung der Objekte bestimmt, selbst unwesentlich.

Sind die Rotationen der beiden Augen derart, daß diese zwar in gleichen Zeiten ungleiche Räume durchmessen, ein gewisses Verhältnis aber der ungleichen Bewegungsräume beider Augen in gleichen Zeiten beständig beobachtet wird, wie etwa wenn das eine Auge immer in gleicher Zeit noch einmal oder dreimal, viermal soviel Raum rotierend durchmißt als das andere, kurz wenn die Bewegungsräume beider Augen in verschiedenen Progressionen wachsen, so sind die Linien, welche der Konvergenzpunkt der Achsen in der Gesichtswelt beschreibt, die Linien, in welchen die Gegenstände deutlich und einfach gesehen werden, zwar auch kreisförmig, gehören aber andern Kreisen an, als von welchen die Entfernung der Augen eine Sehne sein kann. Sind aber die Bewegungen des einen Auges akzeleriert, so daß die Bewegungsräume des einen Auges im Quadrate der Bewegungsräume des andern in gleichen Zeiten wachsen, so ist die durchmessene Sehgrenze nicht mehr sphärisch, sondern gehört den Kurven des Kegels an, wie man sich durch anschauliche Konstruktion leicht überzeugen kann. Wenn die Augen in ihren kombinierten Bewegungen in diese Verhältnisse nur sehr schwierig eingehen, so ist ihnen keine Bewegung schwieriger als diejenige, durch welche der Konvergenzpunkt der Achsen in geraden Linien fortschreitet, als welche nämlich auf kein gesetzmäßiges Verhältnis zurückgeführt werden kann.

Zu diesem kommt ein anderer Widerspruch bei der simultanen Bewegung

Digitized by Google

beider Augen. Da nämlich mit einer bestimmten Neigung der Sehachsen, aus Gründen, die früher entwickelt worden, der Refraktionszustand der Augen verändert wird für denjenigen Horopter, für welchen behufs des Einfachsehens die Sehachsen eine bestimmte Konvergenz haben, so muß im Verfolg einer geraden Linie außerhalb dem kreisförmigen Horopter, wobei die Neigung der Sehachsen immer sich ändert, auch der Refraktionszustand der Augen unaufhörlich in leisen Veränderungen wechseln, was dem Auge unmöglich wohltätig sein kann. (Fortsetzung folgt.)

Die Regression und die Rückzugserscheinungen in der Psychologie

Von Ch. Baudouin

Autorisierte deutsche Übersetzung von S. Lorié

Fortsetzung

IV. Zur Darstellung der drei Phänomene

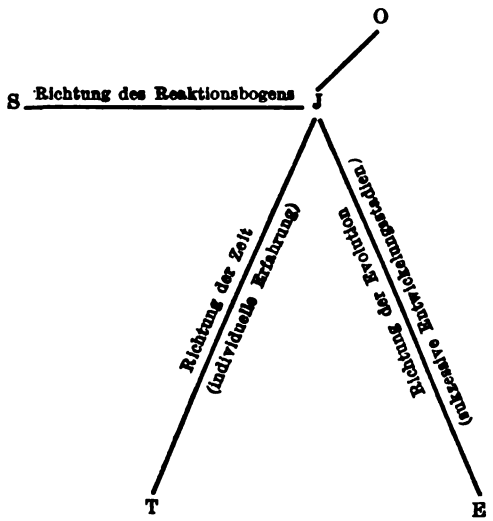
Nun sind wir an einem Punkte angelangt, wo gewisse Tatsachen, die wir unter dem Sammelnamen „Rückzugserscheinungen" vereinigt hatten, nicht nur verschieden, sondern einander geradezu entgegengesetzt zu sein scheinen.

Wir haben nun zu zeigen, daß diese Tatsachen einander näher sind, als man hätte glauben können; versuchen wir, ihre Wechselbeziehungen genauer zu bestimmen.

Um unsere Idee anschaulich darstellen zu können, wollen wir uns eines etwas groben, aber recht deutlichen Schemas bedienen. Man betrachte eine vollendete menschliche Tat in einem gegebenen Moment, als eine auf ein bestimmtes Objekt O gerichtete Kraft J. Diese Kraft ist die Resultante einer gewissen Anzahl anderer Kräfte, welche, meines Erachtens, durch drei Hauptkomponenten schematisch dargestellt werden können. Es sind dies drei nach verschiedenen Richtungen laufende Energieströmungen: SJ, TJ, EJ. SJ stellt die Richtung des Reaktionsbogens dar, deren Ursprung in einem gegenwärtigen Reiz zu suchen ist; TJ — Richtung der Zeit, d. h. der im Laufe unseres individuellen Daseins angesammelten Erfahrung; EJ — Richtung der Evolution oder unserer sukzessiven Entwicklungsstadien; jede vollständige vollendete Tat wird von diesen drei Quellen gespeist; mit kurzen Worten stellen sie folgendes dar: 1. eine aktuelle Gelegenheit (Stimulus); 2. einen Beitrag unserer vergangenen Erfahrung (die erworbenen „Engramme"); 3. einen Beitrag unserer Natur (die ererbten „Engramme").

Digitized by Google

Die regredierenden Bewegungen der Energie können sich auf einer jeden dieser drei Bahnen vollziehen. Die regredierende Bewegung auf der Linie des Reaktionsbogens S J erzeugt die Erscheinung, welche wir unter dem Terminus Introversion beschrieben haben. Der Rückzug auf der Linie der Zeit T J bezieht sich auf jenen „regret", jenes Haftenbleiben, das wir im Anfange unserer vorliegenden Arbeit in Betracht gezogen haben; die Rückschritte auf der Entwicklungslinie E J sind Regressionen im eigentlichen Sinne des Wortes und bilden ein charakteristisches Merkmal der pathologischen Zustände.
Es handelt sich offenbar um drei verschiedenartige Erscheinungen. Die Beobachtung zeigt aber, daß eine jede dieser Erscheinungen leicht die anderen nach sich zieht.



1. Das Bedauern, „regret", sucht die Vergangenheit von neuem ins Leben zu rufen, d. h. frühere Bilder zu beleben; infolgedessen wird das Subjekt von der gegenwärtig erforderten Tat abgelenkt und der Introversion zugeführt. Menschen, die an dieser Sehnsucht zehren, die mit ihren Toten leben, ziehen sich in ihre Innenwelt zurück, diesen einzigen Zufluchtsort, wo die Vergangenheit in ihrer ganzen Kraft heraufbeschwört werden kann. Gianello, den wir als Beispiel des „regret" anführten, ist ein Introvertierter, ein Künstler, ein Mann des Denkens. Die Sehnsucht nach Beatrice hat Dante bekanntlich in seine an Wundern so reiche Innenwelt geführt. In Dantes Dichtung wird Beatrice nach ihrem Tode zum Führer, der den Dichter ins Paradies seiner Visionen begleitet, dieses

Digitized by Google

Symbol ist von großer psychologischer Wahrheit. Etwas Ähnliches schwebte uns im Laufe einer psycho-analytischen Studie über Verhaeren vor[1].

2. Und noch mehr. Wenn der „regret" oder das Haftenbleiben sich auf das Jünglingsalter oder auf die Kindheit bezieht, kurz, auf eine Entwicklungsperiode, so ist es begreiflich, daß der Mensch nach einer Einstellung strebt, welche diesem Entwicklungsstadium eigen ist: von diesem Augenblick an wird der „regret" zu einer wahren Regression.

Wir haben dafür ein sehr schönes Beispiel im sechzehnjährigen Herbert, der in den oben zitierten Fällen nicht angeführt ist. Bei ihm war der „regret" eine zwar unbewußte, aber vorherrschende Einstellung und bezog sich auf seine allerersten Lebensjahre. Herbert, im Anfang einziges Kind und stark an die Mutter fixiert, hatte, zweijährig, die Geburt eines Schwesterchens recht unwillig aufgenommen; ohne es bewußt zu wollen, fuhr er fort, ihr gegenüber ein ausgesprochen feindseliges Gefühl an den Tag zu legen. Während des Knaben ersten Lebensjahren war der Vater im Kriege, und als er heimkam, da empfing ihn der dazumal achtjährige Knabe noch schlimmer als seinerzeit das neugeborene Schwesterchen. Diese durch den Krieg bedingten unnormalen Verhältnisse lösten in diesem Falle einen außergewöhnlich akuten „Ödipuskomplex" aus. Der Vater bleibt ein Eindringling, Herbert hat ihn nicht „angenommen" und setzt seiner Führung, oftmals ohne es zu wollen, einen passiven Widerstand entgegen. Man muß noch hinzufügen, daß in den ersten Lebensjahren des Kindes die Familie sich einer glänzenden materiellen Lage erfreute, welche sich aber in der Folge nicht behaupten konnte. Herbert bewahrte das sehnsüchtige Heimweh nach diesem verlorenen Paradies, wo er der Mittelpunkt der Welt war, wo seine Mutter ausschließlich ihm gehörte, wo eine Dienstbotenschar bereit war, alle seine Launen und Wünsche zu erfüllen und die ganze Umgebung seiner Mutter und ihm selbst ungemeine Hochachtung bezeugte. Später, in der Schule einer fremden Stadt, wurde er von seinen Kameraden verkannt, verspottet und gehänselt. Die Analyse erwies, daß dieses Heimweh nach der frühesten Kindheit eine wahre Weigerung, zu wachsen und sich für das reale Leben vorzubereiten erzeugt hatte. Das Betragen dieses jungen Mannes war trotz seiner feinen und komplizierten Geistesfähigkeiten einfältig und kindisch geblieben. Seine durch falsche Erziehung und Verwöhnung geförderte Trägheit war grenzenlos. Er erwies sich unfähig, einigermaßen folgerichtig zu arbeiten, ein Unternehmen zu verwirklichen und zu beendigen. Seine Phantasie dagegen war fruchtbar an großartigen Projekten, an Macht- und Beherrschungsbildern, sogar an vortrefflichen Vorsätzen,

[1] Le Symbole chez Verhaeren (Mongenet, Genève 1924).

Digitized by Google

aber von der Art, mit denen der Weg in die Hölle gepflastert ist. Der Mißerfolg, welcher unwandelbar seine Entschlüsse begleitete, entmutigte ihn jedesmal aufs tiefste. „Wozu?" wurde für ihn zur Devise, und er begann die Gesellschaft und seine Kameraden zu meiden. Der Arzt, welcher ihn mir zur psychologischen Prüfung überwiesen hatte, vermutete nicht ohne Grund einen bedrohlichen „schizoïden" Charakter. Die Rückständigkeit der affektiven Entwicklung (Laforgue) fiel tatsächlich in die Augen. Er betrug sich als vollkommener Egoist, liebte offenbar niemanden, außer seiner Mutter, an die er leidenschaftlich gebunden war; aber diese Bindung nahm nur zu oft eine anspruchsvolle, eigentumsrechtlerische Form an. Selbstverständlich litt er als Erster unter dieser affektiven Rückständigkeit; es machte einen jämmerlichen Eindruck, wenn dieser Junge, der Lotis sämtliche Werke durchgelesen hatte, wie ein enttäuschter Philosoph von des Lebens Nichtigkeit sprach.

Derselbe Übergang vom „regret" zur Regression tritt, zwar weniger deutlich, bei Maurice zutage. Auf den ersten Blick scheint es sich bei Gianello vor allem um einen „regret" zu handeln, aber eine sogar oberflächliche Analyse zeigt uns, daß hier, wie überhaupt in solchen Fällen, die Sachen nicht mehr so einfach liegen: die Affektivität ist in mancher Beziehung infantil geblieben; gewisse Formen der Mannbarkeit können sich nicht offenbaren. Infolge gewisser Schwierigkeiten in Familie und Beruf machte Gianello im Anfang seiner dreißiger Jahre eine Neurose mit „schizoïden" Symptomen durch. Das Rückschauen und Bedauern, „regret", ein Symptom, das sich bereits vor einigen Jahren geäußert hatte, ohne das Gleichgewicht sichtbar zu stören, bestand während der Neurose als eine der herrschenden Ideen und hatte sicher zur Entstehung der Krankheit beigetragen. Sehr deutlich waren auch die gewöhnlichen charakteristischen Merkmale einer Fixierung an die Mutter. Es war teilweise diese Fixierung, welche sich hinter der Sehnsucht nach der „Liebe seiner Kinderzeit" versteckte.

Letzteres ist, im Vorbeigehen gesagt, keineswegs eine Ausnahme. So wird Beatrice in Dantes Dichtung schließlich zu einer mütterlichen Figur:

„Wie in der alles verhüllenden Nacht der Vogel im trauten Laube am Neste seiner zarten Neugeborenen wacht, um sich an deren lieben Anblick zu erfreuen und ihnen Nahrung zuzuführen und auf dem höchsten Zweige, vor der bestimmten Stunde, die Sonne sehnsuchtsvoll erwartend, unbeweglich die Geburt des Morgenrots erspäht, so stand in meiner Nähe, aufrecht und aufmerksam, meine geliebte Frau und Herrin[1]." —

3. Betrachten wir andererseits den Traum. Wir haben ihn als eines der

[1] Dante, Das Paradies. XXIII. Gesang.

Digitized by Google

deutlichsten Beispiele für die Introversion für die einwärtsgekehrte Reaktion darstellen können. Aber die Vorherrschaft des Bildes, die sich im Traume bestätigt, ist nicht nur ein Zeichen der Introversion. Denn das bilderreiche und sinnbildliche Denken ist im Vergleich zum rationellen Denken primitiv; es stellt ein früheres, „vorlogisches" Stadium dar. — Auf diese Weise offenbart der Traum im allerstrengsten Sinne des Wortes ein regressives Denken. Erfahrungsmäßig ist dieses infantile Denken ebenfalls stark mit Erinnerungen an die früheste Kindheit belastet, auf die man sich in wachen Gedanken gewöhnlich nicht besinnt; kurz gesagt: der Traum zeigt, wenigstens in Form von Augenblicksskizzen, gewisse auf der Zeitlinie regredierende Erscheinungen, „regrets". Der Traum bietet uns die vielleicht eindrucksvollste Synthese der drei Rückzugsformen, und es ist durchaus nicht erstaunlich, daß Freud, welcher dem Traumstudium eine ganz besondere Aufmerksamkeit widmet, diese drei Erscheinungen in einen einzigen Begriff zusammengefaßt hat.

Lassen wir nun den Traum beiseite und betrachten wir den introvertierten Typus, d. h. das Subjekt, bei dem die introversen Reaktionen vorherrschen — den Typus des Träumers oder meditierenden Denkers, welcher dem Typus des Tatenmenschen entgegengesetzt ist. Bekanntlich ist die Träumerei, trotzdem sie in Hoffnungen zu schwelgen liebt, fortwährend von Heimweh und „regret" durchsetzt: die reinste Poesie bringt unbefriedigte Gefühle zum Ausdruck trotz aller lärmenden Manifestationen der Futuristen, welche in einem gegebenen Moment „alles dies abschaffen wollten".

Außerdem müssen wir erfahrungsmäßig zugeben, und zwar mit Vorbehalt unserer hohen Meinung vom sozialen und moralischen Wert einiger großer Introvertierter — Gelehrter und Künstler —, daß der introvertierte Typus im allgemeinen eher schweren Neurosen mit offenen Regressionen ausgesetzt ist als der entgegengesetzte Typus. Begreiflicherweise betrachten einige Autoren die Introversion mit ausgesprochener Mißachtung, was zweifellos übertrieben ist und dem Gedanken Jungs durchaus nicht entspricht.

Trotzdem hat man oftmals, und dies mit Recht, auf die Berührungspunkte zwischen Jungs Introversion und Bleulers Autismus hingewiesen, welch letzterer der Ausdruck einer durchaus regressiven Mentalität ist, die geradeaus ihre Wege geht, ohne auch nur den Versuch einer Realitätsanpassung zu machen; es ist die Mentalität des Kindes im Anfangsstadium seiner Entwicklung. Es ist gleichfalls erwiesen, und Janet hat oftmals auf diesem Punkte bestanden, daß die Neurotischen immerwährend einwärtsgekehrte Taten in Erscheinung treten lassen, und zwar in Form von Träumerei und Grübeln.

4. Gewisse Regressionen, vorzüglich solche, die durch eine „Bindung

Digitized by Google

an die Mutter" zutage treten, sind im Gegenteil von fast unvermeidlichen Introversionszuständen begleitet. Otto und Roger, stark an die Mutter gebunden, sind auch ausgesprochen Introvertierte. Die Introversion des ersteren drückt sich durch philosophische Tendenzen aus, durch eine besondere Vorliebe für Schopenhauer und buddhistische Weltanschauung; die Introversion des anderen zeigt sich in seinen Wachträumen, in seiner Furcht vor dem Leben, in der Liebe für Literatur und das Studium alter Zauberformeln.

Man kann wahrlich nicht genug auf der Notwendigkeit einer Unterscheidung zwischen Regression und Introversion bestehen. Tut man es nicht, so gerät man schließlich in jene offensichtlichen Widersprüche, auf die ich soeben hinwies und die ich in meinen Studien über Psychoanalyse[1] näher besprochen habe. Es sind dies nicht nur logische Widersprüche, sondern schon beinahe moralische Irrtümer. Beim Lesen der Spezialwerke über Nervenkrankheiten hat man oftmals den Eindruck, als schauten die Autoren das geistige und künstlerische Leben bloß als Arten komplizierter Krankheiten an. Hier tritt wiederum die Gefahr jener Theorien zutage, die, vom Pathologischen ausgehend, in der Folge die Tendenz beibehalten, das Normale auf das Pathologische zurückzuführen. Im gegebenen Falle besteht der Irrtum im Vermengen der Regression mit der Introversion. Man begreife also, daß es uns am Herzen liegt, den Unterschied zwischen diesen beiden Vorgängen reinlich auseinanderzuhalten, ohne deswegen ihre oftmals engen Beziehungen zu verkennen.

Die relative Unabhängigkeit der drei Erscheinungen offenbart sich recht deutlich, wenn man in Betracht zieht, daß sie in verschiedenen Kombinationen auftreten können, von denen jede einem ganz bestimmten charakteristischen Zustand entspricht. Sollte die mit „regret", jedoch ohne ausgesprochene Regression vereinigte Introversion nicht die Grundlage der einfachen Depressionen bilden? Würde die mit „regret", jedoch ohne merkliche Introversion vereinigte Regression nicht die Formel der Hysterie geben, während die Psychasthenie oder Zwangsneurose einen Zustand voraussetzen ließe, bei dem alle drei Erscheinungen „regret", Regression, Introversion, stark betont sind?

Dessenungeachtet und trotz einer relativen Unabhängigkeit weisen diese drei Rückzugserscheinungen — „Regret", Regression, Introversion — eine bemerkenswerte Solidarität auf.

Wenn es erlaubt ist, Freud den Vorwurf zu machen, er habe, allzu verwegen, recht verschiedene Erscheinungen unter einem Terminus „Regression" vereinigt, so muß man andererseits zugeben, daß Freud einer von denen ist, deren kühnste und bestreitbarste Behauptungen dennoch

[1] S. 44/45. E'tuds de Psychoanalyse Dalaslany & Mèstlé Neustâlét 1922.

Digitized by Google

genial bleiben. Die Gruppe, die er geschaffen, zeugt von einem scharfsinnigen synthetischen Verständnis für die Solidarität dieser disparaten psychologischen Äußerungen.

An einigen Beispielen haben wir gezeigt, daß eine jede dieser verschiedenen Erscheinungen leicht — wenn nicht notwendig — die anderen nach sich zieht. Wir können hinzufügen, daß alle diese Erscheinungen unter gleichen Umständen an den Tag treten. Alle haben das gleiche Merkmal: einen mehr oder weniger ausgesprochenen Anpassungsmangel der Außenwelt gegenüber, eine wenigstens momentane Abnahme der Tatkraft. Dies ist keineswegs erstaunlich, wenn man in Betracht zieht, daß jede dieser Erscheinungen einen Rückzug auf einer der drei Bahnen bedeutet, welche die Energie dem Punkte zuführen, von dem aus die Tat ausgelöst wird. Dieser Sammelpunkt — in unserem Schema durch den Winkel J ausgedrückt — ist, wenn man so will, der Punkt, von dem aus wir die Außenwelt erobern, die Spitze, mit welcher wir — laut Bergsons ergreifendem Ausdruck — in die Realität und gleichzeitig in die Gegenwart „einzudringen" (s'insérer) vermögen. Wenn man nun das durch unser Schema dargestellte Bild weiter verfolgt, so könnte man sagen, daß jeder Rückzug auf diesen drei Bahnen zur Abstumpfung jener Winkelspitze beiträgt, durch welche wir Macht über den gegenwärtigen Moment und über die Dinge haben.

Diese Abnahme der Tatkraft könnte also eine Folge des Rückzugs der verschiedenen Komponenten sein. Diese verschiedenen, mehr oder weniger solidarischen Rückzugserscheinungen können auf mehrere Arten erklärt werden:

1. In Anbetracht der bemerkenswerten Solidarität der verschiedenen Rückzugserscheinungen kann man sie erstens durch eine allgemeine Kraftabnahme der psychischen Energie erklären — ein Zustand, der als Folgeerscheinung verschiedenartiger Erschöpfung auftreten kann.

Dies ist Janets Theorie, welche diese Erscheinungen der Asthenie zuschreibt, eine einfache und klare Erklärung, die recht vielen Tatsachen Rechenschaft trägt; wir tun gut, sie in Betracht zu ziehen, ehe wir nach komplizierteren Ursachen forschen. In ernsten Fällen ist man offenbar genötigt, diese Erklärung zu vervollständigen; übrigens tut Janet es auch, indem er sie auf gewisse materielle Veränderungen der Nervensubstanz zurückführt.

2. Der Erklärung durch Asthenie müßte oftmals diejenige beigefügt werden, welche gewisse erschütternde Erlebnisse, gewisse „Schocks" (Traumata) zuläßt, deren Folgen sich in Form von „regrets" und Haftenbleiben äußern. Eine solche Erklärung wird von den Psychoanalytikern bevorzugt und die Analyse gibt ihnen oftmals recht. In ernsten Fällen jedoch, wie z. B. in der Psychose, fühlen sich einige moderne Autoren

Digitized by Google

berufen, Janets Auffassung zu kritisieren und eine größere Bedeutung dem „Trauma" und den psychologischen Ursachen beizumessen. Nach Janet würde nun der Geisteskranke eine delirante Tätigkeit entwickeln, und zwar infolge eines Realitätsverlustes, eines Unvermögens (Asthenie), das Niveau der Realitätsanpassung zu erreichen. Nach Hesnard müßte man im Gegenteil die Ordnung dieser beiden Termini geradezu auf den Kopf stellen:

„Die klinische Analyse", schreibt er, „sucht zu beweisen, daß in den meisten Fällen das Delirium, d. h. das krankhafte Denken, das Ursprüngliche ist. Da des Wahnsinnigen Geist ins Leere hineinarbeitet und nichts Reales erzeugt, so hört er auf, die Außenwelt und die gegenwärtige Lage wahrzunehmen und zu befürchten. Der Geisteskranke ist energisch, ehe er asthenisch wird. Die nervöse Tätigkeit, welche er entfaltet, ist im Gegenteil ungeheuer groß und wird ohne Ermüdung verschwendet, aber sie ist fruchtlos, weil sie außerhalb der Realität wirkt; sein Geist vermag nicht in die reale Welt einzudringen (s'insérer), weil die Krankheit ihm keine Muße gibt[1]."

Nichtsdestoweniger muß man bemerken, daß diese beiden Erklärungen einander keineswegs ausschließen. In Hesnards Darstellung würde Janet wohl vor allem hervorheben, daß die im Delirium entfaltete Energie „ohne Ermüdung verschwendet" wird; er würde daraus den Schluß ziehen, daß diese Art Tätigkeit eben wohlfeiler und einem Astheniker angemessener ist, als jene, die sich der Realwelt anzupassen hat. Außerdem wird man unschwer beobachten können, daß in den Fällen, wo mehr disponible Energie vorhanden und der Energiestrom mächtiger ist, das Trauma weniger Macht über den Menschen hat und nicht so leicht ein Haftenbleiben bewirkt. Im Gegenteil: wo wir es mit Asthenie zu tun haben, da verursacht ein leichtes Trauma schon einen Stillstand.

3. Man kann sich auch ein aktuelles Hindernis auf dem eigentlichen Handlungsniveau vorstellen; dieses Hindernis könnte eine Umkehrung in der Energierichtung nach dem Endziel des Systems erzeugen, also auf der Linie JO unseres Schemas. Begreiflicherweise würde eine solche Umkehrung der Stromrichtung nach der Mündung zu ein gleichzeitiges Rückfluten der drei Nebenströmungen erzeugen. Kann sich ein solches „Flutphänomen" auf dem Niveau der Handlung vollziehen?

Es vollzieht sich in der Tat, wenn die Handlung auf ein Hindernis stößt, welches die Vollendung der Tat aufhält, sei es, daß das Objekt sich entziehe, sei es, daß eine andere Tendenz oder eine andere Tendenzengruppe gleichzeitig zu wirken beginne, um ihr den Weg zu versperren. (Wollten wir diese Lage analysieren, wir stießen sehr rasch auf das delikate Pro-

[1] Dr. A. Hesnard, Les psychoses et les frontières de la folie. Flammarion, Paris 1924. p. 132.

Digitized by Google

blem der Verdrängung.) Ehe die Energie eine Ableitung findet, wird, angesichts des Hindernisses, ihr erster Impuls natürlicherweise eine regredierende Bewegung sein.

4. Außer den Tendenzen, welche einen solchen Rückzug — (infolge eines Konfliktes mit der Tendenz, welche in Erscheinung treten wollte) — hervorrufen könnten, gibt es, meines Erachtens, noch eine Spezialgruppe von Tendenzen, welche diese Rückzüge unmittelbarer und wirksamer beeinflußt: diese wollen wir nun ins Auge fassen.

V. Die Rückzugstendenzen

Stellen wir uns nun auf das Niveau der primitiven Instinkte[1], so bemerken wir, daß der Kampftrieb die Hauptrolle spielt; Pierre Bovet[2] hat dessen psychologische Entwicklung erforscht. Dieser Kampftrieb vermengt sich ganz seltsam mit dem Rückzugstrieb, welcher in gewissen Fällen sehr leicht und unmittelbar an Stelle des ersteren tritt. Das Tier flieht, anstatt anzugreifen, sobald ein Mißerfolg es ereilt, oder wenn es sich den gegebenen Verhältnissen nicht gewachsen fühlt. Diese beiden Triebe, die wir als Komplementärtriebe bezeichnen können, bestehen auch beim Menschen und sind je an zwei nah verwandte Affekte — Zorn und Furcht — gebunden (es scheinen dies, kurz gesagt, die allertypischten Affekte zu sein).

Dieser Gegensatz, welcher so deutlich den Kampftrieb ergänzt, findet sich auch in anderen Trieben wieder. Larguier des Bancels[3] hat sehr richtig auf das Gegensatzpaar Beherrschen—Sich-unterwerfen hingewiesen, das eine so bedeutsame Rolle in der sozialen Lebensverfassung spielt. In diesem Gegensatzpaar erweist sich der zweite Trieb ebenfalls als Notbehelf, im Falle der erstere versagt. Er nimmt dann die Stelle des ersteren ein, und zwar sehr rasch und vollständig; es ist eine wahre Umkehrung. Der Häuptling eines Stammes, welcher erbarmungslos um die Oberherrschaft gekämpft hatte, wird zum treuesten und gehorsamsten Vasallen, sobald er seine Niederlage angenommen hat. Man wird übrigens bemerkt haben, daß der Herrschertrieb mit dem Kampftrieb eng verbunden ist, und man könnte folglich die Frage aufwerfen, ob die beiden Triebe sich nicht auch in gleicher Weise äußern?

Die Psychoanalytiker haben unsere Aufmerksamkeit auf eine Tatsache gelenkt, welche der vorhergehenden wohl verwandt sein könnte. In den

[1] d. h. jener Triebe, welche der Mensch mit dem Tiere gemeinsam hat, im Gegensatz zu den vielfachen Tendenzen, welche die Kultur durch Umwandlung der primitiven Triebe erzeugt.

[2] P. Bovet, L'instinct combatif. Delachaux et Niestlé, Neuchâtel 1917.

[3] Larguier des Bancels, L'instinct et l'émotion. Revue Scientia, Milan 1926, N. 9.

Digitized by Google

Sekundärtrieben, Komponenten des Sexualtriebes, haben sie eine ganze Reihe komplementärer Triebpaare entdeckt und hervorgehoben; diese Triebpaare sind miteinander eng verbunden und eine Komponente tritt mit Leichtigkeit an Stelle der anderen; jedes Paar besteht aus einem „aktiven" und einem „passiven" Trieb; so z. B. das Gegensatzpaar „Masochismus—Sadismus", „Schaulust—Exhibitionismus" usw.

Wir finden übrigens auch in der normalen und evoluierten Liebe den Gegensatz einer aktiven und einer passiven Einstellung, erstere stärker ausgeprägt beim Manne, letztere bei der Frau.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß zahlreiche Triebe zwei Komplementärrichtungen aufweisen können, eine aktive und eine passive. Doch wäre es verwegen, alle diese Paare auf einseitige Weise erklären und sie als Ausdruck einer einzigen Tatsache betrachten zu wollen.

Hier drängen sich uns einige Überlegungen auf.

Erstens: es besteht eine enge Beziehung zwischen den positiven Ausdrücken verschiedener Gegensatzpaare einerseits und deren negativen Ausdrücken andererseits. Wir wiesen bereits auf die nahe Beziehung zwischen den beiden aktiven Trieben — Herrschertrieb und Kampftrieb — hin. Ist der Sadismus nicht ein Bestandteil beider? Weist die normale männliche Liebe nicht auch agressive Elemente auf? Andererseits hat die Schamhaftigkeit (pudeur) alle charakteristischen Anzeichen einer Flucht, eines Rückzugs. Sie gleicht der Scham (honte) und der Furcht, jenen zwei Formen, in denen man einen fehlgeschlagenen Zorn zu erblicken sucht, also die Umkehrung einer ursprünglich streitsüchtigen Äußerung[1]. Diese zahlreichen Verbindungen lassen vermuten, daß verschiedene Triebe gleiche, verallgemeinerte Reaktionen hervorrufen, und zwar kraft der Assoziation.

Andererseits erschien uns der Gegensatz der beiden Komplementärelemente ganz besonders deutlich im Falle des Kampftriebes, wo auch der biologische Nutzen einer solchen Kombination auf der Hand liegt: es ist für das Tier vorteilhafter, zu fliehen (oder sich einfach tot zu stellen), wenn es nicht angriffsfähig ist. Man kann annehmen, daß der Kampftrieb einer der bedeutsamsten Ausgangspunkte dieser Kombination ist, welche, mit anderen Trieben assoziiert, sich verallgemeinern würde. Ein anderer Ursprung ist zweifellos in der Qualität der Sexualtendenzen

[1] Was die Scham anbelangt, so sei noch zu bemerken, daß sie vielleicht richtiger dem Instinkt des „Sich-totstellens" als dem „Rückzugstriebe", im eigentlichen Sinne des Wortes, anzugliedern wäre. Sie würde also in die Kategorie der Furcht „die festnagelt" und nicht der „Furcht die Beine macht" hingehören; dies könnte teilweise jene plötzlichen Bewegungsstörungen erklären, welche die Erinnerung an eine lächerliche Lage hervorruft, wie wir es im Kapital vom regret, in Verbindung mit Dostojewskij, erwähnten; s. a. Gerson, Die Scham.

Digitized by Google

(männlich-weiblich) zu suchen, welche, ungleich verteilt, in einem jeden der beiden Geschlechter vorhanden sind.

Wie dem auch sei, wir haben jedenfalls zwei Tendenzsysteme vor uns, welche wir aktiv und passiv, oder aggressiv und regressiv, oder auch Angriffstendenzen und Rückzugstendenzen nennen können. Wir sehen, daß sich diese Tendenzen bereits auf dem primitiven Triebniveau äußern und eine große Mannigfaltigkeit mit bemerkenswerten Assoziationen aufweisen. Dürften wir nicht daraus folgern, daß in dem Maße, als unser psychologisches Leben im Aufstiege begriffen ist, auch diese Tendenzen in aufsteigender Entfaltung und Komplexität wiederzufinden sind? Es ist auch vollkommen gesetzmäßig, daß die „regressiven" oder „Rückzugstendenzen" in den besprochenen Regressionen oder regredierenden Erscheinungen wirken. In diesen Erscheinungen offenbaren sich die besagten Tendenzen in entwickelter Form, und zwar durch gewisse Reaktionen, die vom ursprünglichen Ziel abgelenkt sind. In gewissen Introversionsfällen könnte man sogar von einer sublimierten Form sprechen. Die Analyse ausgesprochen regredierender, introvertierter und mit „regret" behafteter Patienten scheint diesen Standpunkt zu bestätigen.

In einigen Fällen ist die Gewohnheit der Rückzugsreaktionen tatsächlich verallgemeinert. Diese Reaktionen werden bei jedem Anlaß und auf allen Gebieten erzeugt. Hat man sie auf die Anlässe und „Traumata", welche sie einstmals erzeugten, zurückgeführt, so ist man in der Analyse bereits weit vorgeschritten; nun bleibt aber die Frage offen: warum verursachten verschiedenartige Schocks immer die gleiche Reaktionsrichtung, d. h. einen Rückzug. Sind die gegebenen Patienten vielleicht mit einer mächtigen Rückzugstendenz behaftet, die ihre Elemente verschiedenen primitiven Rückzugstrieben entnimmt und, gleich einer gebieterischen Triebkraft, fortfährt, zu wirken?

Wir berühren hier ein Problem, das eine Anzahl Psychologen bereits wahrgenommen zu haben scheinen; jedenfalls empfanden sie das Bedürfnis, auf eine Erscheinung hinzuweisen, die sie „primitiver Masochismus" benannten. Wir haben nun noch eine Frage zu stellen: in welchem Maße ist dieses Vorherrschen der Rückzugstendenzen konstitutionell? Oder hängt es, im Gegenteil, von gewissen ehemaligen Traumata ab? Immerhin scheint es in gewissen Fällen zu dominieren und ein einheitliches Bild darzustellen.

Da ist z. B. Maurice, der junge Intellektuelle, von dem wir gelegentlich des „regret" sprachen, jener, der das Bedürfnis empfand, einen bereits gemachten Spaziergang „zu wiederholen". Er ist von äußerster Schüchternheit, flieht vor allen sozialen Lebensverhältnissen, auch vor der Ausübung eines Berufes, vor der Sexualbetätigung und weist eine heftige Emotivität auf (Erröten, Herzklopfen, Krampferscheinungen usw.). Die

Digitized by Google

Analyse zeigt, daß Maurice, wie üblich, anfangs feindselige und „sadistische" Reaktionen einem jüngeren Bruder gegenüber aufwies; in der Folge jedoch, anstatt seinen Bruder unter dem Drucke der Eifersucht zu beherrschen, verlor er sich in Phantasien, in denen er den Platz des kleineren und schwächeren einnahm. Keine Spur von Kampftrieb. Andererseits hat die sehr starke Fixierung an die Mutter ihre ursprüngliche Form verloren; es ist nicht mehr der Wunsch, die Mutter ausschließlich zu besitzen, sondern eine Identifikation mit der Mutter oder, allgemeiner ausgedrückt, eine weibliche Identifikation. Alle „sadistischen" Impulse sind verschwunden und haben einer „masochistischen" Einstellung und einem Minderwertigkeitsgefühl Platz gemacht. Der „Verstümmelungskomplex" hat eine ausgesprochen passive Form angenommen; Maurice scheint eine Verstümmelung oder Verminderung eher zu wünschen als zu befürchten. In einer Reihe von Träumen und Phantasien sieht er sich mit atrophierten oder amputierten Beinen, unfähig, zu gehen; dies entspricht tatsächlich einigen seiner realen Symptome sowie seinem Unvermögen, in der realen Welt zu handeln.

Die verbotene Neugier (Schaulust), die sich natürlicherweise (z. B. bei der Geburt des Brüderchens) geäußert hatte, macht dem passiven Komplementärtrieb (Exhibitionismus) Platz; dieser ist jedoch seinerseits gehemmt (verdrängt) worden und hat sich in eine Furcht, gesehen zu werden, sich zu zeigen, sich geltend zu machen, konvertiert; diese Furcht bildet die Grundlage für die Schüchternheit und alle antisozialen Reaktionen, welche das Leben des gegebenen Patienten vergiften. Die Ausübung eines Berufs wird vom Unterbewußtsein gleichbedeutend mit einem strafbaren Exhibitionismus empfunden und stößt infolgedessen auf sehr starke Widerstände. Mit einem Wort: das gesamte Tendenzenheer zieht sich auf der ganzen Linie zurück, und man wird diese Einmütigkeit der Bewegung schwerlich verstehen, wenn man nicht zugibt, daß sie von einem einheitlichen Befehle ausgeht. Ist diese Einheit nicht in der Oberherrschaft einer allgemeinen Rückzugstendenz zu suchen und könnte sich diese nicht dank einer Solidarität der primitiven Rückzugstriebe begründen? Vermutlich genügt es, daß dieser oder jener Trieb bei irgendeinem Anlaß in Schwingung gerät, um das ganze System in Mitleidenschaft zu ziehen.

Wir müssen noch hinzufügen, daß bei unserem Patienten beide Tendenzgruppen sehr deutlich in der Mutterimago (Rückzugstendenz) und der Vaterimago (Angriffstendenz) polarisiert sind. Wie die Sachen liegen, spielt der „Ödipuskomplex" offenbar und zweifellos eine große Rolle. Andererseits sieht man nicht recht, wie dieser eine Komplex die ganze Lage genügend erklären könnte. Wir dürfen also annehmen, daß er vor allem die ihm eigentümliche Rolle eines „Polarisators" gespielt

Digitized by Google

hat, eine Rolle, auf die wir in unserer Abhandlung über Verhaeren hinwiesen, wo wir das Gesetz der „Polarisation der Konflikte" hervorgehoben haben[1].

Bei dieser Gelegenheit sei noch bemerkt, daß diese Erklärung der regredierenden Erscheinungen durch den Rückzugstrieb keineswegs den vorhergehenden Theorien widerspricht (besonders denen des Trauma und der Asthenie). Tatsächlich bestätigt die Analyse diese Rückzugstendenzen nur in dem Falle, wenn „traumatische" Ereignisse vorliegen, welche diese Tendenzen ausgelöst hatten. Der Ursprung dieser Rückzugstendenzen weist bereits darauf hin, daß ihre biologische Ursache in einer Funktion zu suchen ist, welche das Schwäche- und Minderwertigkeitsgefühl zu korrigieren hat; es kann also nicht wundernehmen, wenn sie besonders in asthenischen Zuständen ihr Spiel treiben.

Und noch mehr: Die sich auf andere Faktoren stützenden Psychologen scheinen trotzdem stillschweigend die Existenz obengenannter Funktionen zuzugeben. Janet erwähnt oftmals einer den Asthenikern eigentümlichen „Furcht vor der Tat", welche, seiner Meinung nach, durch ein „richtiges Gefühl" ihrer Kraftabnahme erzeugt wird. Natürlicherweise ist dieses „richtige Gefühl" keineswegs überlegt, es ist sogar bei weitem nicht immer bewußt. Will das nicht heißen, daß wir eher mit einem echten Rückzugstrieb zu tun haben, der in Fällen von Asthenie sein Spiel treibt und sich auch im Kampfe mit einem überlegenen Gegner äußert?

Andererseits beobachten die Psychoanalytiker oftmals dieses Gegensatzspiel zwischen eng verbrüderten und entgegengesetzten Tendenzen. Sie verallgemeinern diese Erscheinungen vielleicht allzusehr, indem sie beide Tendenzgruppen durch die ungebührlich erweiterten Termini „Sadismus" und „Masochismus" bezeichnen; jedenfalls haben sie dieser Erscheinung Rechnung getragen, die vielleicht die Grundlage jener „Ambivalenz" ist, von der die Psychoanalyse einen so großen Gebrauch macht.

Wenn wir nun, mehr als es bisher getan worden ist, die Rolle der speziellen Rückzugstendenzen hervorheben wollten, sowie die Rolle des Trauma, der Asthenie und verschiedener Hemmungen und Konflikte, so würden wir, meines Erachtens, eine Deutung der Regression und der verschiedenartigen Rückzüge erlangen, welche dynamischer, vollständiger und psychologischer als die bisherigen wäre. Eine solche Deutung würde außerdem praktische Folgen nach sich ziehen, welche der psychologischen Behandlung nur förderlich sein könnten. Hat man dies zugegeben, so liegt es auf der Hand, daß die genannten Rückzüge, mehr als man vermuten könnte, die Mitwirkung positiver Kräfte voraussetzen. In

[1] Le Symbole chez Verhaeren, Schlußwort.

Digitized by Google

diesem Falle ist die Lage nicht so ernst, als wenn z. B. die Asthenie als einzige wesentliche Ursache anzunehmen wäre. Hat man es mit einer Kraftabnahme zu tun, so ist auch die psychologische Einwirkung bald zu Ende; handelt es sich im Gegenteil um eine Abweichung der Kräfte, so kann man daran denken, sie nutzbar zu machen, indem man ihnen eine andere Richtung gibt. Nimmt man andererseits die bemerkenswerte Umkehrung der Komplementärtriebe an, so muß man auch die Möglichkeit eines häufigen Richtungswechsels zulassen. Zuletzt sei noch darauf hingewiesen, daß die Leichtigkeit, mit welcher der Rückzugstrieb an Stelle des Angriffstriebes tritt, nicht immer durch die Verhältnisse gerechtfertigt ist. Die beiden Komplementärtriebe bilden ein System mit unbeständigem Gleichgewicht, welches durch die leiseste Berührung nach der einen oder der anderen Seite neigt. Mit anderen Worten: die große Wirkung in der Umkehrung der Triebrichtung kann ganz unverhältnismäßig mit der Bedeutungslosigkeit der bestimmenden Ursache sein. Sogar das Tier flieht manchmal, wo es besser täte, anzugreifen (es kann sogar vor seinem eigenen Schatten fliehen). Bekanntlich ist kein einziger Trieb absolut unfehlbar, aber alles läßt uns vermuten, daß der Mechanismus der Triebumkehrung ganz besonders unzuverlässig ist. Man sieht wohl, daß, grosso modo, der Rückzug eher einer Lage entspricht, in welcher Minderwertigkeit und Mißerfolg herrschen; aber nichts ist unbestimmter, als das Maß, mit dem die Minderwertigkeit und der Mißerfolg gemessen werden. In den Triebumkehrungen ist also das Tappen und das Ungefähr ganz besonders verbreitet. Infolgedessen dürfen wir auch vermuten, daß im psychologischen Leben die Rückzugstendenzen ihr Spiel häufig da treiben, wo es keineswegs durch eine wirkliche Minderwertigkeit oder durch offenbare Asthenie gerechtfertigt ist. Dies begründet noch mehr die Meinung, daß eine psychologische Korrektur oftmals Erfolg haben kann.

Symbolik der männlichen und weiblichen Geschlechtsnatur und ihre Folgen

Von Oscar A. H. Schmitz

I.

Es gibt eine Rangordnung der Werte. Wer in den Wirbeltieren zum Beispiel keine höhere Ordnung sieht als in den Lurchen, der ist blind, und wer behauptet, beide seien nur verschieden, aber gleich im Wert, der schaut nicht, was allein zur Einsicht führt, der argumentiert mit persönlichen Ansichten. Dasselbe gilt von Rassen, Völkern, Zeitabschnitten.

Digitized by Google

Sie alle sind verschiedenwertig. Innerhalb jeden Rahmens kann nun die Einzelerscheinung diesen Wert besser oder schlechter erfüllen. So stellt etwa ein prächtiger Löwe auf geringerer Wertstufe etwas in sich Wertvolleres dar, als ein leiblich und seelisch verkommenes Menschenexemplar auf höherer Wertstufe, und im selben Fall befindet sich ein braver Handarbeiter gegenüber einem aufgeblasenen, aber leeren „Geistesarbeiter", der indessen seine Fälscherkünste dennoch auf höherer Ebene treibt, als jener sein tüchtiges Werk. Angenommen nun, der Mann stellte eine höhere Wertstufe dar als die Frau — zu welchem Irrtum die deutlichere Sichtbarkeit seiner Verwirklichungen den oberflächlichen Blick verführen kann — so wäre damit noch immer nichts über das Wertverhältnis zwischen einem bestimmten Mann und einer bestimmten Frau ausgesagt. Obendrein aber ist jene Annahme falsch, denn eine Stufung läßt sich nicht anwenden bei polar aufeinander bezogenen Werten. Diese sind entweder gleich viel wert, wie etwa Logos und Eros, oder einander entgegengesetzt, wie Gut und Böse. Wir haben also nur die Wahl, in Mann und Frau ein Wertpaar oder ein Paar von Gegenwerten zu sehen. Die Annahme, daß etwa eines der Geschlechter das Gute, das Schöne, das Edle, das andere das Böse, das Häßliche, das Gemeine verkörpere, ist für die bloße Anschauung so unsinnig, daß wir bei dergleichen gar nicht zu verweilen brauchen. Sie müssen gleichwertig sein, sonst könnte die Welt nicht bestehen, denn auf dem männlichen und dem weiblichem Prinzip beruht in der Erscheinung jede Polarität, wie Licht und Dunkel, Zeit und Raum, rechts und links, Bewegung und Ruhe usw. Argumentieren über solche, sich nur dem Schauen offenbarende Gegebenheiten ist steril. Fruchtbares Denken beginnt erst, wenn wir Geschautes nach seinem inneren Sinn ordnen.

Mann und Frau verkennen nun heute in einem Geltungskampf, dessen Voraussetzungen schon irrig sind, ihre empirische Stelle im Kosmos. Wer meint, instinktiv würde die Natur schon wieder siegen und alles gutmachen, irrt aus Denkträgheit. Die Natur gerade ist heute so verbogen, daß ihr Sieg das allerschlimmste wäre. Was dann siegt, ist nicht gesunder Artinstinkt, sondern entfesselter und verdorbener persönlicher Trieb. Ist etwa die Durchbrechung des Puritanismus in Amerika durch die plötzlich entdeckte Geschlechtlichkeit eine Heilung? Sie ist höchstens eine der Heilung vorausgehende Eiterung. Ehe wir der Linie der Natur wieder folgen können, müssen wir das Verkrümmte geradebiegen. Wurde Natur erst einmal mißverstanden, kann man sich nicht mehr auf ihre Weisheit berufen. Wir müssen erst wieder verstehen. Das allein bringt uns zu ihr zurück und öffnet ihr in uns selbst eine höhere Bewußtseinssphäre. Das ist das Wesen aller Kultur.

Früher konnte man ein rechter Mann und eine rechte Frau sein, ohne

Digitized by Google

sich über den Inhalt solchen Seins besondere Vorstellungen zu machen. Das wußte man ja instinktiv, was ein rechter Mann und was eine rechte Frau ist, und was man so wußte und fühlte, war bestätigt durch Sitte, Satzung und Religion. Gerade deren Inhalte aber werden heute bezweifelt, und was nach ihrer Abschaffung bleibt, wäre nicht, wie die Naturapostel wider alle geschaute Wirklichkeit argumentieren, die unverfälschte Natur, „die doch in jedem ist", sondern ein Wust anderer Vorstellungssysteme als die bisherigen. Der Ruf „Rückkehr zur Natur" ist ja selbst nur ein Vorstellungssystem, nämlich eine tendenziöse Kommentierung der Natur. Da nun die neueren Vorstellungssysteme nicht auf uralter Erfahrung beruhen, diese vielmehr gerade über den Haufen werfen, sondern auf Argumenten, die ihrerseits wieder ganz einseitige persönliche Wünsche bestimmter Gruppen darstellen, sind sie alle heillos. Wer in Gefahr ist, uneheliche Nachkommenschaft zu sehen, will die Familie abschaffen zugunsten des einseitigen Mutterrechts, wer keinen Gatten findet oder Hingabe fürchtet, verlangt Politisierung der Frau, wer unter dem Deckmantel der Bürgerlichkeit ein Lebemann- oder Dirnendasein führen möchte, verlangt bequeme Scheidungsgesetze, um schnell von einer Ehe in die andere gleiten zu können. Haben nun solche Forderungen, die im Kern durchaus nicht unberechtigt zu sein brauchen, an sich irgendeinen Wert? Verlangen sie nicht vielmehr Umwandlung der Welt aus rein persönlichem Affekt, nicht aus redlicher Einsicht in Gestalt und Sinn des Lebendigen? Natürlich hilft auch die an alten Satzungen haftende Redlichkeit heute nichts mehr, die übersieht, welche tieferen Hintergründe jene persönlichen Affektentladungen unserer Zeit haben.

Man kann zwar sich recht verhalten und das Richtige tun, ohne davon etwas zu wissen, aber man kann dies auf die Dauer nicht, wenn man davon sinnwidrige Vorstellungen hat. Darum ist es heute so schwer, ein rechter Mann oder eine rechte Frau zu sein. Wir glauben, der alte Sinn, den unsere Vorfahren dem Verhältnis der Geschlechter gaben, passe uns nicht mehr, er hindere unsere individuelle Verwirklichung. Wenn wir aber tiefer schauen und jenen alten Sinn prüfen, so gewahren wir, daß es nicht so sehr sein Inhalt ist, den wir nicht annehmen könnten, als die Art und Weise, wie er uns auferlegt wurde. Schon daß er uns überhaupt auferlegt, statt in uns selber zu Erfahrung und zum Bewußtsein gebracht wurde, machte ihn unannehmbar. So erscheint er als Willkür, von altmodischen, wenn auch oft wohlmeinenden Eltern, oder von herrschsüchtigen Pädagogen erzwungen, als etwas Bedingtes, das geradesogut auch anders sein könnte. Auf diese Art entstehen jene jugendlich unreifen Fragen, die stets mit den Worten beginnen: „Warum sollte man denn nicht ebensogut usw.?"

Wenn wir hinter allen Satzungen das ursprünglich Gemeinte suchen, das

Digitized by Google

einmal lebendig war, wie es uns Geschichte, Biographien und Kunstwerke spiegeln, die ja stets das Ethos ihrer Zeit zeigen, dann werden wir finden, daß es, wie in allem, einen ewigen Sinn auch in dem Verhältnis von Mann und Weib gibt, und daß gegen diesen nicht straflos gesündigt werden kann. Die Form, wie er sich äußert, ist freilich sehr verschieden und hängt nicht nur von den Rassen ab, sondern auch von ihrem Alter. Was also etwa in Nürnberg im Mittelalter sinnvoll war, wurde schon unverbindlich in Ferrara zur Zeit der Renaissance. So sicher es ist, daß für eine heutige abendländische Frau das Haremsleben das verabscheuungswürdigste ist, was man erdenken kann, so hat es in seinen Anfängen, als es noch den Sinn verkörperte, den ihm Mohammed gab, gerade der feineren Natur des Weibes innerhalb einer kriegerischen Männerwelt Schutz gewährt. Was da aber geschützt wurde, ist genau das, was wir heute noch hochwerten an der Frau. Schutzlos, wie es jetzt ist, schwebt es in Gefahr verloren zu gehen. Wird es aber noch rechtzeitig der Frau als Eigenwert bewußt, dann kann sie den Schutz unabhängig von Satzungen in sich finden, in ihrem Selbstbewußtsein.

Auf welchem Weg kann man nun aber „Sinn" finden? Er ist etwas anderes als intellektuelle Abstraktion. Ferner hat er nichts mit persönlichen Ansichten und Meinungen zu tun. Wo steht er geschrieben? Sein symbolisches Alphabet ist die mit den Sinnen wahrgenommene Erscheinung des Lebens. Wir können sie entziffern, wenn uns die durch die Sinne vermittelten Bilder zu Sinnbildern werden, und dazu besitzen wir eine Funktion, die allein Einsicht in das sinnlich Gegebene verleiht: die Intuition. Natürlich kann sie genau so irren, wie unsere sinnliche Wahrnehmung irren kann, und darum dürfen wir nicht allein auf sie vertrauen. So wie unser sinnliches, muß auch unser intuitives Schauen die Instanz unseres Urteils passieren.

Schauen wir also zunächst einmal die Gestalten Mann und Weib als Sinnbilder an. Wenn wir heute den Leib des Menschen betrachten, so tun wir das in ganz anderer Weise, als es frühere Zeiten taten. Weder ist er uns der widerliche, bestenfalls belanglose Madensack, in den aus unerforschlichen Gründen die unsterbliche Seele verbannt sei, um eines Tages aufzuerstehen und ihn zu verlassen, noch ist er uns identisch mit dem körperlichen Menschen, wie den Materialisten des 19. Jahrhunderts. Indem wir wieder vom Leib sprechen, meinen wir nicht den anatomischen Körper, sondern den beseelten Stoff. Die heute in erster Linie von Klages vertretene, in der Romantik vorbereitete und häufig auf Goethe zurückführende moderne Ausdruckswissenschaft mit ihren zahlreichen Unterabteilungen wie Physiognomik, Graphologie u. a., erkennt wieder die Symbolik der Gestalt. Der Leib und seine Bewegungen sind Bilder eines Sinnes, Sinnbilder. Wenn wir also z. B. von der Form einer Hand auf die

Digitized by Google

Seele ihres Eigners schließen, so geschieht das nicht im Sinne des Materialismus, als walte hier Kausalität oder ein psychologischer Parallelismus, sondern wir sehen eine Einheit. Weder verursacht die Seele den Leib, noch der Leib die Seele, sondern der Leib ist Gestalt der Seele, die Seele ist das Leibliche, von innen wahrgenommen und erlebt. Dies darf bei den Lesern dieser Zeitschrift als bekannt vorausgesetzt werden.

Ein Blick auf die männliche und die weibliche Gestalt zeigt uns nun, daß dem Mann das Geschlecht nur angefügt ist, während es das Weib völlig durchdringt. Daraus ist nun vieles scheinbar Widersprüchliche zu entnehmen. Die Geschlechtlichkeit kann dem Mann für sein Wesen nicht annähernd soviel bedeuten wie der Frau, und dennoch ist sie viel sichtbarer. Unser Schamgefühl wird ungleich mehr durch die Entblößung des männlichen, als durch die des weiblichen Geschlechtes beleidigt. Der Verfasser hat erlebt, daß auf einem Pariser Künstlerball, wo die Mehrheit der Frauen, meist Modelle, völlig nackt waren, unter allgemeiner Empörung ein Mann hinausgeworfen wurde, der Anstalten machte, sich ebenfalls zu entkleiden. Auf manchen Großstadtbühnen kann man heute nackte Frauen sehen, während vor der vollen Entblößung des Mannes sogar unsere Zeit noch zurückschreckt. Das Geschlecht bedeutet also dem Mann weniger als dem Weib, und zugleich ist es undifferenzierter, roher, gewissermaßen von seinem Wesen nicht aufgearbeitet. Eben darum wird es aber für ihn problematischer. In Gedanken beschäftigt es ihn viel mehr als die normale Frau, denn es ist ihm ein Schlüssel zu etwas, was er nicht mehr, wohl aber die Frau besitzt — unverfälschte Natur. In primitiven Zeiten raubt er es der Frau, in fortgeschritteneren Zeiten sichert er es sich durch Vertrag, auf der Höhe de Kultur wirbt er darum, um es in freiwilliger Hingabe als Geschenk zu erhalten. Natürlich wird von der Frau eine Gegengabe erwartet. Sie kann unmöglich in der männlichen Sexualität liegen, denn die ist zu wenig, auch nicht in dem Kind, zu dem Anlaß gegeben zu haben, weiß Gott nicht als ein Geschenk des Mannes betrachtet werden kann. Ein solches ist in primitiveren Zeiten der Schutz, den der Mann gewährt, aber er ist nur das Äquivalent der leiblichen Hingabe und der Haushaltführung. Auf individueller Stufe ist der Einsatz des Mannes der sich ihm hingebenden Frau gegenüber sein individueller Wert. Der ist geistiger Natur. Die Frau erwartet, daß der Mann seinen Geist nicht für sich allein behalte.

Drückt der ruhende Leib des Mannes und der Frau sinnbildlich ihr Wesen aus, so offenbart ihre leibliche Vereinigung ihre natürliche Stellung zueinander: auf Seiten des Mannes: Besitzergreifen, aber in dem Gewonnenen ganz untertauchen, es durchdringen bis zum eigenen Ersterben, etwas dort zurücklassen, und dann als ein Neugeborener zu sich zurück-

Digitized by Google

finden; auf Seiten des Weibes: Hinschmelzen lassen jedes Widerstandes, Bereitschaft, die sagt: Dein Wille geschehe, Aufnahme eines fremden Inhalts, den ihr Leib geheimnisvoll vielleicht zu einem neuen Menschen verwandelt; aber es geschieht noch wichtigeres für sie: durch solche volle Hingabe verändert sich ihr Mädchentum bald leib-seelisch in mütterlicher Verwandlung. Dies geschieht auch dann, wenn die Mutterschaft selbst ausbleibt, vorausgesetzt, daß die Hingabe echt war. Das aber läßt sie auch dem Mann gegenüber eine andere werden. Die Mütterliche ist nun notgedrungen in allem Mutter, also auch in ihrer Beziehung zum Mann. Damit hört sie auf, einseitig sein Besitz zu sein. In ihrer Mütterlichkeit besitzt sie ihn, so wie er in seiner Männlichkeit sie besitzt. Damit aber ist jenes ursprüngliche Übergewicht des Mannes gegenüber der unerschlossenen Frau ausgeglichen. Wir gebrauchen hier absichtlich nicht das Wort Jungfrau, denn die bloß physische Hingabe braucht die Frau ebensowenig seelisch zu erschließen, wie ihr seelisches Muttertum von körperlichen Nachkommen abhängt. Es ist sonderbar genug, aber es ist so, daß manche Frauen, die viele Kinder gehabt haben, den Genuß der Liebe nicht kennen, ja äußerlich den Mädchentypus bewahren und gar stolz darauf sind. Freilich wird dies kaum ohne schwere seelische Störungen, ja Zerstörungen möglich sein. Umgekehrt gibt es auch ein seelisches Muttertum bei älteren Mädchen, dem aber die lebendige Fülle fehlt, wenn sie sich niemals leiblich erschlossen haben.

Wegen dieser tiefsten Verwurzelung des so flüchtigen geschlechtlichen Aktes in Seelentiefen und Geistzusammenhängen ist es auch den „aufgeklärten" Zeiten nicht gelungen, daraus ein bloßes Gesellschaftsspiel zu machen mit all diesem: „Es ist ja nichts dabei." Es ist eben unendlich viel dabei, das ganze Wesen und Schicksal des der Erde zugewandten Menschen hat hier seinen Brennpunkt. Kein Wunder, daß beide Geschlechter diesen schweren Entscheidungen so gern ausweichen, daß der Mann immer bestrebt ist, daraus ein Vergnügen zu machen, das für ihn keine Folgen hat, während manche Frau sich hütet, bei so geringem Einsatz des Mannes, mehr als den Körper hinzugeben und sich als Versicherung gegen die ihr drohenden Folgen materiell entschädigen läßt. — Alles dies ist der Frau ohne weiteres verständlich, der Mann indessen kann es nur nach einiger Erfahrung verstehen lernen. Das Geschlecht muß ihm zum Problem werden, denn es bietet sich ihm, wie gesagt, viel sichtbarer dar und zugleich als etwas Fremdes, Rohes, das ihn unwiderstehlich von ihm selbst fortführt. In der Zeit, in der er körperlich am kräftigsten ist, erscheint er zugleich unfähig, mit vollem Einsatz zu lieben. Entweder versagt er sich ganz („Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe") oder folgt nur dem Drang des Geschlechts ohne Beteiligung seines individuellen Wesens, oder sein noch unreifes Gefühl verfällt der

Digitized by Google

Sentimentalität. Während die Frau sofort ihre Geschlechtsrolle ganz eindeutig, wenn auch nicht in allen leiblichen Einzelheiten erkennt — sie ist so damit eins, daß sie ihr gar nicht zum Problem wird, denn normalerweise will sie lieben, geliebt werden, heiraten, Mutter werden — ist der junge Mann hier zunächst ein herumtastender Stümper, der nicht weiß, was er will: undifferenzierter Trieb, seelische Sehnsucht und geistiges Ziel gehen oft sehr verschiedene Wege, und auf diesem Widerspruch beruht Spannung und Tragik jedes von Kultur berührten Jünglingslebens.

Es hieße indessen das Wachstum des Mannes abbrechen, wollte man ihn zwingen, aus seinen ersten Versuchen gleich schwerwiegende Konsequenzen zu ziehen. Er muß diese Versuche machen. Nur Schwärmer können verlangen, daß der junge Mann „rein" in die Ehe trete. Sein undifferenzierter Trieb und sein schwärmerisches Seelenleben sind eben zunächst unvereinbar. Dante und Petrarca sollen, während sie Beatrice und Laura verherrlichten, in recht alltäglichen Konkubinaten gelebt haben. Das beweist aber gar nichts gegen die Echtheit ihrer „idealen" Gefühle. Die Berührung beider Pole vollzieht sich allmählich, nachdem der Trieb des jungen Mannes sich etwas versucht hat und für seine Seele annehmbarer geworden ist, wodurch diese ihre Mondscheinhaftigkeit verliert und zu starkem leib-seelischem, männlichen Fühlen fähig wird. Jetzt ist der Mann imstande, eine wertvolle Frau recht zu schätzen, weder sie jünglinghaft zu verhimmeln, noch in ihr zynisch ein „Sexualobjekt" zu sehen.

II.

Wir lesen in diesem Augenblick auf den Lippen vieler Leserinnen die ungeduldige Frage: „Und die jungen Mädchen?" Die Frage ist zu wichtig, um sie hier im Vorübergehen zu beantworten, wir wollen zur Beruhigung der Gemüter nur so viel sagen, daß wir auch dem modernen Mädchen, das voreheliche Erfahrungen gemacht hat, psychologisch und ethisch gerecht werden müssen, dabei aber nicht zu der Auffassung gelangen können, daß sie denen des jungen Mannes durchaus gleich zu achten sind. Sie wiegen bedeutend schwerer, da die Frau durch ihre natürliche Geschlechtsrolle nur die Wahl hat, sich hinzugeben oder zu lügen, der Mann aber ohne Schaden zu nehmen, eine ihm gebotene Frucht im Vorübergehen pflücken kann. Hingabe am falschen Ort wird Preisgabe, und mit ihr macht sich die Frau selbst zum bloßen „Sexualobjekt", was der Mann nicht so leicht werden kann. Die Frau aber, die ein „Sexualobjekt" *sucht*, ist verdorben, während der Mann, der dasselbe tut, nur roh, aber gesund ist.

Auf der geschlechtlichen Unvollkommenheit des Mannes beruht nun alle

Digitized by Google

Kultur. Wäre er ebenso wie die Frau von seinem Geschlecht ganz durchdrungen und in Anspruch genommen, hätte er nie die Kraft und Muße gefunden, die Richtung zum bewußt schaffenden Geist einzuschlagen. Alles Fruchtbare findet seinen Anstoß von einem Mangel, einer Minderwertigkeit her, denn nur aus Unvollkommenheit entsteht Sehnsucht, nur Sehnsucht erweckt Schöpferisches. Also zugleich wegen seiner Schwäche und wegen seiner höheren Aufgabe muß dem Mann hier einige Freiheit gelassen werden. Alle Zeiten, außer der unsrigen, haben das gewußt. Sie rechneten damit, daß die männliche Triebhaftigkeit zunächst in menschlich minderwertiger Form auftritt. Die Frauen wurden dadurch davor geschützt, daß man sie in einer gewissen Abgeschlossenheit hielt; die aber, welche sich nichts besseres wünschten, als Objekte dieses undifferenzierten Triebs zu sein, wobei stets mehr Leichtsinn, Trägheit, Vergnügungs- und Gewinnsucht, als ein dem männlichen ähnlicher Geschlechtstrieb entscheidend ist, wurden als Stand anerkannt. Ihnen ist es zu verdanken, daß in den wildesten Zeiten des Mittelalters und der Renaissance oberhalb aller geschlechtlicher Verwilderung die seelisch differenzierte Frau immer existierte, hoch geachtet wurde, die Rasse gesund erhielt und im geselligen Verkehr den Ton angab, was heute immer seltener wird.

Hier erhebt sich nun die Stimme der Gerechtigkeit. Wie? Der Entwicklung des Mannes sollen Hekatomben armer Mädchen geopfert werden? Nein, gewiß nicht. Vielmehr sollen alle Mädchen zu jener weiblichen Tugend erzogen werden, die unter Hingabe vor allem etwas Seelisches versteht, und belehrt werden, daß der Mann von Natur zunächst etwas anderes will, als dies, und daß auch da, wo er von seelischer Liebe spricht, dem Schwärmer oder Verführer nicht immer zu trauen ist. Es soll also in keiner Weise dafür gesorgt werden, daß der Mann leichte Beute findet, ja, es soll möglichst verhindert werden. Aber es wird nicht ganz gelingen. Die Anzahl gefälliger Frauen, die wenig oder gar keine Seele von ihm verlangen, wird trotzdem groß genug sein, um seine undifferenzierten Triebe von den differenzierten Frauen abzulenken. Das ist keine Herabsetzung des weiblichen Geschlechts, da ja noch weit größer, als die Zahl seelenfremder Frauen, die Zahl der Männer ist, die nicht das von ihrem Geschlecht zu verlangende seelische und geistige Durchschnittsmaß erreichen. Nur bilden diese im Gegensatz zu jenen sich wegwerfenden Frauen keine öffentliche Kalamität. Solange sie nicht kriminell werden, ordnen sie sich vielmehr in der großen Mehrheit durch ihre Arbeit in die Gesellschaft ein, neuerdings, seit das Technische das Seelisch-Geistige immer mehr verdrängt, selbst in die höheren und höchsten Berufe.

Aus der verschiedenen Wesensart von Mann und Weib ergibt sich also

Digitized by Google

ein verschiedenes Verhalten. In dem Maß nun, als ein Geschöpf bewußt wird, entsteht jene Freiheit, die darin beruht, daß es auch anders kann, als seinem Wesen entspricht, als es seinem Wesen nach „sollte". Mit diesem „Sollen" befinden wir uns plötzlich im Gebiet der Ethik. Ihr Zweck ist, dem Menschen im „rechten" Verhalten festzuhalten. Was aber ist das Rechte? Mit dieser bewußten Frage ist dem Irrtum Tür und Tor geöffnet. Es gibt Ethiken, die das im Sinn des Lebens Rechte gerade als das Böse unterdrücken. Wer nun eine solche Lehre abschüttelt, meint oft, er schüttle das Ethos überhaupt ab und gerät damit in persönliche Willkür. In Wahrheit will auch er das Rechte, um das kein bewußtes Wesen herumkommt, und auch das ist wieder Ethos, wenn auch vielleicht ein lebensfreundlicheres, jeder starren Moral feindliches.

Es gibt nun etwas auf der Welt, wodurch alle Moral entwaffnet wird: das ist die von Geist belebte Anmut. Wo sie sich auf die sich Preisgebende niederläßt, da entsteht die Hetäre. Kein Wunder, daß sie von Dichtern gepriesen wird — das würde wenig beweisen —, auch der, welcher die Welt „persönlich uninteressiert", d. h. als Philosoph anschaut, kann nicht diese Blüte aus der Welt wegwünschen wollen. Sie hat ihren Sinn, und wo sie sich sinngemäß verkörpert, da stellt sie einen Wert dar. Das lehrt die Geschichte und die individuelle Erfahrung.

Wir wissen, daß sich männlicher Geist oft mit sehr primitiven seelenlosen Gewaltmitteln verwirklicht (Cäsar, Barbarossa, Friedrich der Große usw.). So gibt es ein naturhaftes Frauentum, das zwar vom Geist stark berührt ist, sich aber hemmungslos in der primitiven, seelenlosen Form nur körperlicher Preisgabe zum Ausdruck bringt. Seinetwegen das seelische Verhältnis zwischen Mann und Weib aufs Spiel setzen, hieße so viel, wie dem Mann rohe Gewalt freigeben, weil tatsächlich große, geistverwirklichende Herrschergestalten solche Mittel nicht verschmäht haben. Es handelt sich also nicht darum, Hetärenideale aufzustellen, aber ebensowenig philisterhaft einer Hetäre, die durch Geist und Anmut eine flüchtige, bezaubernde Herrschaft über die Männer begründet, ihre einzelnen Verstöße gegen die Moral nachzurechnen. Vor allem müssen wir auch ihr Bild affektlos anschauen. Das wird uns zugleich vor ihrer Überschätzung bewahren. So ist auch mit jenem Gefühlsidealismus zu brechen, der weder je eine Hetäre leibhaftig gesehen hat, noch sich ihr Verhalten in der Geschichte vergegenwärtigt: daß die Hetäre die sich frei verschenkende Liebende sei. Gerade das ist sie nicht. Typisch für sie ist das Gegenteil, daß sie es versteht, sich durch ihre im einzelnen oft recht fragwürdige Preisgabe ein Dasein der Schönheit zu schaffen. Da aber kein Mensch restlos einen Typus darstellt, sondern auch etwas Individuelles ist, hören wir von vielen Hetären, die sich gelegentlich ernstlich verliebt haben, und dann waren sie natürlich, wie alle Frauen, feinfüh-

Digitized by Google

lend, altruistisch und hoch erfreut, selbst schenken zu können. Für den Typus wesentlich ist indessen, daß er faktisch dirnenhaft lebt, ja meist gewerbsmäßig, aber das mit so viel Anmut und Geist tut, daß diese dunkle Seite zwar nicht licht erscheint, aber doch zur Kehrseite einer Lichtseite wird. Darum kann Hetärentum niemals ein Ideal oder gar ein „Recht der Frau" werden, es ist und bleibt ein dunkler Weg, der aber unversehens in die Helle münden kann, meist aber wieder in der Finsternis verschwindet. Selbst die Antike hat niemals das Hetärentum als solches gepriesen (im Gegenteil), aber sie ließ sich immer wieder von der einzelnen Hetäre bezaubern (Aspasia), und das ist das rechte Gleichgewicht zwischen Natur und Ordnung, Leben und Gesetz.

So sehr wir eine gewisse moderne Neigung ablehnen, die Ethik durch Ästhetik ersetzen will, so erscheint uns doch auch jede Ethik, die um des Systems willen, Werte, zu denen das Gefühl Ja sagen muß, dennoch entwertet, unvollständig und unbewußt unredlich. Unser Schönheitsgefühl will sich die Welt nicht ohne Aspasia oder Imperia wünschen, also müssen sie Werte darstellen, soviel auch gegen Einzelheiten ihres Privatlebens einzuwenden ist. Der Wert der Hetäre (zu Deutsch: Genossin) beruht nun in ihrer entschiedenen Beziehung zum männlichen Geist, und darum finden wir sie in allen Zeiten in der Nähe derer, die den Geist ihrer Zeit ausdrücken. Ohne Zweifel verrät dies einen stark virilen Einschlag, aber er hat sich nicht von ihrer weiblichen Natur emanzipiert. Die echte Hetäre ist der vollständige Ausdruck jener Naturdämonie des Weibes, die in der Berührung mit dem Geist wie Wasser in Berührung mit Feuer aufzuschäumen und zu brodeln beginnt.

Auch heute findet sich die Hetäre noch ab und zu, aber dem Zeitstil gemäß verbirgt sie sich meistens in einem Beruf, und am gemäßesten sind ihr natürlich die künstlerischen Berufe. Der Beruf gibt ihr oft Rückhalt gegen den modernen Mann, der sie — was der mit der Liebe Spielenden gegenüber natürlich immer ein Mißgriff ist — heiraten möchte, und gegen die Männer, die sie, in der heutigen Epoche geistfremder Wirtschaftlichkeit, gern zur gewöhnlichen, wenn auch gutbezahlten Dirne machen möchten. Ein junger Mann, der in den Kreis einer solchen Frau gelangt, wird bei ihr die beste Schule der Erotik durchmachen, und seine künftige ernste Geliebte oder Gattin wird sich darüber mehr beglückwünschen dürfen, als wenn er nur mit allerlei Girls herumgestümpert hat.

Wir hören nun schon den Vorwurf der „doppelten Moral". Was bei dem Mann nicht gerade für Tugend gilt, aber aus seiner Natur erklärt wird, gelte bei der Frau (außerhalb des nebenher geduldeten „Naturschutzparks" der Hetäre) für Laster. Tatsächlich ist es so. Noch einmal müssen wir auf die Symbolik der menschlichen Gestalt hinweisen. Ist es

Digitized by Google

verwunderlich, daß der Mann, an dessen Körper das Geschlecht nur ein Appendix ist, während der Körper der Frau ganz von ihren Geschlechtsorganen durchdrungen wird, von Natur viel mehr geneigt, ja bisweilen getrieben sein muß, ein Geschlechtsleben zu führen, das mit seinem wesentlichen Leben nichts zu tun hat, außer ihm liegt, während für die Frau alles Geschlechtliche wesentlich, weil immer in ihr ist? Gewiß, sie kann diese Tatsache aus ihrem Bewußtsein verdrängen, den Leib preisgeben, als ginge sie das innerlich nichts an, und in unserer verworrenen Zeit mag manche von Haus wertvolle Frau einmal auf diesen Weg geraten sein, aber, wenn sie das eine Zeitlang getrieben hat und nicht rechtzeitig eine Einsicht in ihr Tun gewinnt, die noch Umkehr möglich macht, zerstört sie ihre Lebenssubstanz, während der Mann in der Regel ohne große Schwierigkeit und ohne Schaden aus einer bloß peripherischen Sexualität herausfindet. Je tiefer aber eine Frau sich in diese verliert, desto schwerer wird sie noch einer ihr ganzes Wesen umfangenden Liebe fähig sein. Unter Dirne versteht der Sprachgebrauch überall und seit altersher die Frau, die wahllos von Hand zu Hand geht. Die gewerbsmäßige Dirne ist nur eine besondere Abart. Die Frau darf nun mit ihrem Leib nicht experimentieren, d. h. nicht ohne Seele lieben, wenn sie nicht allmählich zur Dirne werden will, und gerade wertvolle Frauen, die sich von Konventionen befreit haben und ihren eigenen Weg gegangen sind, haben dies dem Verfasser mehrfach bestätigt. Sie alle haben die Nähe dieser Gefahr gespürt, ja sind vielleicht schon einige Schritte in sie hineingeraten. Gerade solche Frauen beweisen nun, daß eine doppelte Moral der Geschlechter naturbedingt ist, denn das, was sie so entschieden von der Dirne abhebt, ist, daß sie, auch außerhalb der Legitimität, diese doppelte Moral aus innerem Wertbewußtsein anerkennen. Keineswegs beanspruchen sie für sich das Recht auf ein undifferenziertes Triebleben, wie es bei leidenschaftlichen jungen Männern ein rohes, aber natürliches Übergangsstadium ist, sondern nur einen freieren Entscheid hinsichtlich der Verwirklichung ihres Frauenwertes. Was Frauenwert an sich ist, darüber denken sie nicht anders, als wertvolle Frauen der Vergangenheit. Diese erfahrenen Frauen wissen nun natürlich mehr, als die Schäflein, die immer brav gewesen sind und können daher die treuesten Geliebten und Gattinnen werden, aber dies den Schäflein zu sagen, ist Verbrechen, denn die finden nicht mehr zurück. Unter den Dirnen sind nämlich sehr viele weiland brave, aber gebrechliche Schäflein, die nicht wußten, wie ihnen geschah.

Wohl gibt es auf primitiver Stufe eine scheinbare Polygamie der Frauen, die mehrere, vielleicht viele Männer erproben. Wir finden ähnliches noch in unseren ländlichen Sitten. Wenn ein an sich begehrenswertes Mädchen von ihrem ersten Liebhaber nicht in die Hoffnung kommt, pflegt

Digitized by Google

ihr weder die Sitte, noch ihr weibliches Gefühl den Wechsel schwer zu machen, und trotzdem meint diese faktische Polygamie etwas ganz anderes als die des Mannes. Was sie meint, ist Mutterschaft, und zu ihrem Zweck geht das Mädchen vielleicht eine Zeitlang von Hand zu Hand, und trotzdem wird sie dadurch nichts weniger als eine Dirne. Der Unterschied ist der, daß bei dieser das von Hand zu Hand gehen der wesentliche Zweck ist, mag dies nun gewerbsmäßig geschehen oder, wie bei der wohlhabenden Dirne, aus haltloser Sinnlichkeit. Die Frau, die aus Lust oder Gewinnsucht viele Männer haben will, ist also etwas ganz anderes als die primitive Frau. Sie ist ein Produkt der Zivilisation.

Wir fassen die aus der sinnbildlichen Gestalt von Mann und Weib gezogenen Folgerungen zusammen:

Der wesentliche Unterschied der Geschlechter ist der: der Mann wächst aus seiner ursprünglich rohen, mit seinem Wesen nicht verbundenen Triebhaftigkeit organisch in die seelische Liebe hinein. Ist indessen die Frau in jene ihr nicht natürliche, undifferenzierte, polymorphe Triebhaftigkeit geraten, dann bedarf sie zu ihrer Rettung eines tief schmerzlichen Aktes der Erleuchtung und Wandlung, zu dem nur ernste Naturen fähig sind, und selbst solche nur selten. Auch sie bleiben meist in ihrer Verwirrung stecken. Ihr Leben ist dann ein steter Wechsel von Katzenjammer und immer schaler werdendem Rausch und kaum einer Umkehr mehr fähig. Freilich die Gnade kann überall hindringen. Es gibt Ausnahmefälle, in denen die verkommenste Dirne zurückgefunden hat, freilich häufiger durch die himmlische als durch die irdische Liebe. Die Verdirnung ist kein sozialer, von menschlichen Einrichtungen oder Moralgesetzen verursachter, sondern ein seelischer, von sozialen Umständen höchstens geförderter Prozeß. Aus diesem Grund gilt für das Tun der Geschlechter auch dann noch eine doppelte Moral, wenn man der körperlichen Jungfräulichkeit und der Legitimität einer Geschlechtsbeziehung in der Bewertung keine entscheidende Bedeutung mehr beimißt. Selbst bei vollständiger sozialer und moralischer Freiheit kann die Frau nicht dasselbe tun wie der Mann, wenn sie nicht seelisch verdirnen will, denn sie kann ohne Lüge oder Selbsttäuschung nicht umhin, sich immer ganz zu geben, während der Mann lange Zeit imstande ist, das Geschlechtliche episodisch zu betreiben, so wie es im Tierreich geschieht und wie die Symbolik seiner Gestalt es verkündet.

Erlaubt sich die Frau das, was man dem Mann mit Nachsicht hingehen läßt, und was mancher zu seiner Ausreifung braucht, so verkommt die Menschheit im Animalischen. Die Frau gewinnt damit kein neues Recht, vielmehr erliegt sie dann dem undifferenzierten Triebleben des Mannes, das sie erziehen sollte, wird „Sexualobjekt". Sie verliert damit alles, was ihr die Kultur an Rechten und Vorrechten gegeben hat, und der Mann

Digitized by Google

verliert alles mit ihr. Den vielleicht noch aufzuhaltenden Beginn dieser Entwicklung sehen wir schon heute. Der junge Mann findet in seiner zwiespältigen Entwicklungsperiode nur noch selten das Mädchen oder die Frau, die er verehrt und die durch beglückte Annahme dieser Gefühle seine Seele erzieht, sondern junge Hexen, die solche Gefühle, wo sie noch keimen, verhöhnen und verfrüht sein Geschlecht verlangen, wie die Heldinnen des Krantzprozesses[1].

Wie wenig die äußere Gleichstellung der männlichen und der weiblichen Sexualität die Frage löst, geht schon daraus hervor, daß keiner feinfühligen Frau damit gedient wäre, wenn ein treuloser Mann sagen wollte: mach' es doch ebenso wie ich, ich lege auf deine Treue keinen Wert. Sie wäre mit Recht schwer gekränkt. Nicht auf mehr Freiheit für sich, sondern auf engere Bindung des Mannes an sie kommt es ihr im Grunde an, das aber geht nur auf seelischem Weg. Ihr Freiheitsstreben sollte daher nur darin bestehen, leichter von einem Mann loskommen zu können, bei dem in seelischer Beziehung Hopfen und Malz verloren ist. —

Leo Tolstoi und die Russen als Psychologen

Betrachtungen anläßlich des 100. Geburtstages Leo Tolstois

Von Dr. phil. Karl Neuscheler

Die gewaltige geistige Expansion des Russentums in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die dieses Volk plötzlich aus einer Jahrtausendverschollenheit in die Tageshelle des Geistesgeschehens rückte, ist im wesentlichen verkörpert in den beiden, an sich so wesensverschiedenen Repräsentanten russischer Art, in Graf Leo Nikolajewitsch Tolstoi und Fjodor Michaelowitsch Dostojewski. Es mußte hier augenscheinlich eine weltgeschichtliche Stunde geschlagen haben.

Als Schöpfer des großen realistischen und psychologischen Romans zogen die beiden russischen Schriftsteller zuerst die Aufmerksamkeit der Welt auf sich. Art und Fülle des Stoffes und die unglaubliche Wirklichkeitsnähe der Darstellung überraschten vor allem in Europa die übersättigten, schon dekadenten, gebildeten Schichten, und im Nu wurde besonders Tolstoi neben einem Balzac und Zola, aber auch neben

[1] „Was nützt die Liebe in Gedanken?" schrieb eine 17jährige ihrem Anbeter ins Stammbuch. „Ein Mädchen wird sich schön bedanken, wenn einer nur im Geiste liebt". Dies tat der junge Gymnasiast, während der „Kochlehrling" besser Bescheid wußte, aus welchem Punkte das Mädchen zu kurieren war. Das alles ist außerdem ein furchtbares Symptom unserer rapiden Proletarisierung.

Digitized by Google

Nietzsche und Ibsen als Bahnbrecher einer neuen Zeit genannt. Wurde indes von europäischen Kreisen das Auftreten dieser beiden Romanschriftsteller zuerst nur als eine Angelegenheit der Kunst, als Beginn des naturalistischen Stils gewertet, so wurde doch recht bald erkannt, daß für die Russen die Schriftstellerei eine ganz andere Bedeutung hatte, als ihr in Europa zukam. Diese Dichter ihres Volkes fühlten sich ganz als Sprecher, Führer und Kämpfer, ja als Propheten ihres Volkes, und Roman und Drama standen in der Tat in Rußland so sehr im Brennpunkt des öffentlichen Interesses, daß dort recht eigentlich durch sie die geistigen Kämpfe ausgefochten wurden. Das Pathos, mit dem somit die Russen ihre Ideen vortrugen, verfehlte sehr bald auch in Europa seine Wirkung nicht. Und in Europa war eben das Jahrhundert der Naturwissenschaften und der Technik in schönstem Fluß, das Jahrhundert des Realismus, Skeptizismus, Psychologismus, Materialismus, der Wissenschaftlichkeit um jeden Preis, das Jahrhundert der Auflösung alter Bindungen und Werte, der Dekadence. Eben waren auch die großen Entzauberer am Werk, ein Schopenhauer und Nietzsche. Und Entzauberer sind auch die Russen, wenigstens Europa gegenüber, darum war ihre weltgeschichtliche Stunde gekommen, eben jetzt.

Bisher hatten sie an der Geschichte des europäischen Geistes kaum teilgenommen, sie hatten schon nicht die Grundlagen der europäischen Bildung mit übernommen: Griechisches Maß und römisches Recht. Aber auch das Urvolk russischer Erde war anderen Stoffes, als das Volk keltisch-germanischer Erde. Sein Grundcharakter spiegelt sich deutlich in der friedfertigen Monstrosität der Gestalten seiner „Heldensänge", der Bylinen, die im Vergleich zu den gewaltigen Heldenepen des Nordens und Westens nicht einmal zum vollen Menschenmythos, geschweige denn zu einem Natur- und Göttermythos reiften und wie Kindermärchen anmuten. Unheroisch, kindlich-grausam, ziellos schweifend stellt sich darin der Charakter des Urvolkes heutiger russischer Landschaft dar, ganz als Steppenvolk.

Nur ein Bildungselement hatte der russische Mensch gleich den romanisch-germanischen Völkern übernommen, das Christentum. Aber dies war nur dem Namen nach das gleiche. Die mehr urchristliche, stark mit heidnisch-byzantinischen Riten durchsetzte Orthodoxie der Apostel Kyrill und Method unterschied sich von Grund aus von dem mit römischem Geiste erfaßten Christentum des Apostels Paulus, das im Westen Eingang fand und dort in unablässigem Widerstreit mit den antik und germanisch heidnischen Elementen sich fortwährend wandelte und zersplitterte. Die griechisch-katholische Kirche ist heute, nach mehr als einem Jahrtausend, noch vollkommen dieselbe wie je, ihre Orthodoxie blieb unangetastet, unangezweifelt, und somit auch unverinnerlicht und

Digitized by Google

steril, darin am ehesten der anglikanischen Hochkirche vergleichbar. Dies muß man sich vergegenwärtigen, wenn man die innere Geschichte des russischen Volkes verstehen und daraus seine Schlüsse auf die Ereignisse der neueren Zeit ziehen will. Die für das Verständnis der heutigen Zustände sehr wichtige Erscheinung der Sekten, der Raskolniki, hat ihre Wurzel in einer Seelenverfassung des russischen Volkes, die weiter unten ihre einfache Erklärung findet, mit religiöser Wandlung hat sie nichts zu tun.

Zwei historische Tatsachen von überragender Bedeutung haben im besonderen den Charakter des russischen Volkes geformt: Das annähernd 250 Jahre währende Tartarenjoch und die 1861 erst abgeschaffte Leibeigenschaft! Man könnte natürlich ebensogut sagen, diese beiden extremen Zustände eines Volksdaseins hätte jedes andere Volk von etwas weniger passivem Charakter entweder sofort abgeschüttelt oder aber sie wären bei ihm gar nicht möglich gewesen.

Was wunder, daß die Menschen dortzulande förmlich am Boden krochen gleich Hundeseelen, daß ihre Stumpfheit, ihr verkümmertes oder fehlendes Ehr- und Würdegefühl ihnen den Anschein von sanften, übermenschlich geduldig starken und zur Ehre der Kirche musterhaft frommen Menschenkreaturen gaben. Ein Volk von Märtyrern, eine beispiellose Bruderschaft von Leidenden, Entsagenden, Überwindenden, eine Riesenkolonie von unschuldigen Sündern und Verbrechern scheint dieses Rußland zu sein. Dieser Zustand gänzlich verdrängten und verkrüppelten Lebenswillens von Millionen Menschen durch viele Generationen hindurch verlangte zwangsläufig nach einer Kompensation, nach einer Abreaktion von riesenhaftem Ausmaß. Und sie kam. Der Sklavenaufstand wurde in Rußland zuerst unter christlicher Fahne durch Tolstoi, hernach unter Sichel und Sowjetstern zur Weltmission. Tolstoi vor allem, aber auch Dostojewski gaben ihm Anstoß und Losung, indem sie als universelle Geister sich vor allem mit Europa auseinandersetzten und der uneingestandenermaßen nicht zu überbietenden europäischen Kultur kampf- und haßerfüllt die „russische Seele" entgegensetzten, Tolstoi, indem er die einfache, ewig unschuldige, geduldig starke, heiter genügsame russische Bauernseele verherrlichte, Dostojewski, indem er hinabstieg in die untersten Abgründe des Lasters und Verbrechens, um es zu entsühnen, ja zu heiligen als Reichtum der sog. „breiten Natur", als Opfer der Gesellschaft, der Kultur.

Viel ist schon über die Kollektivseele Rußlands, viel über den natürlichen Altruismus und sozialen Geist des russischen Menschen spekuliert worden, und die Slawophilen erwarteten in romantischer Überschwenglichkeit von diesem Lande die Synthese von asiatischem und europäischem

Digitized by Google

Wesen, und somit eine führende Rolle in der neuen Weltepoche. Sie sind einem großen Irrtum unterlegen ebenso wie die Westler, welche glaubten, durch eine vollkommene Europäisierung Rußlands sei diesem noch unerwachten und unerschöpften Volke eine ganz große Zukunft beschert. Peter der Große hat zur Europäisierung Rußlands den imposanten Anfang gemacht, und europäische Bildung war fortan in steigendem Maße der Ehrgeiz der Intelligenz und Aristokratie Rußlands. Russisch zu sprechen galt zu Zeiten in diesen Kreisen als unvornehm, und sehr bald war die sehr zahlreiche russische Aristokratie überall in Europa mehr zu Hause als in Rußland. Aber es hieße die Augen gänzlich vor der Wirklichkeit verschließen, wenn diese Modebewegung, diese Entwurzelung der russischen Intelligenz und Aristokratie als eine fortschreitende Europäisierung Rußlands gewertet würde. Im Gegenteil: je europäischer sich diese Kreise gaben, in desto größeren Gegensatz traten sie damit zur großen Masse des Landvolkes, und die beispiellose Grausamkeit, mit der die bolschewistische Revolution die gesamte Intelligenz und Aristokratie, soweit sie nicht rechtzeitig fliehen konnte, hinschlachtete, ist erst ganz zu verstehen, wenn man weiß, daß die aufgewühlte Masse ihre furchtbaren Racheakte weniger gegen die Besitzenden als solche richtete, sondern vor allem gegen alle europäische Intelligenz, gegen den aufgepfropften, herrischen, europäischen Kulturgeist jeder Prägung. Moskau, das Symbol des asiatisch-russischen Phantastentums, wurde wieder die Hauptstadt aller Reußen, und war es im geheimen immer gewesen.

Die Europafeindschaft aber ist das Kernproblem des Russentums, hier ist der Schlüssel zum Verständnis der russischen Psychologie, ja die Europafeindschaft war wohl ganz eigentlich die nie versagende Triebfeder dafür, daß die Russen ganz große Psychologen wurden von allgemein menschlicher Bedeutung, wenngleich auch nur groß in ihrer Einseitigkeit. Der Haß sieht schärfer als die Liebe, aber er ist dazu verdammt, an den Schwächen haften zu bleiben, sie zu verzerren, zu zerfasern. So ist der Europahaß der Russen der Motor für ihre einzigartige, oft geniale Kritik an den europäischen Völkern und ihrer Kultur, ebenso wie für ihren Kulturnihilismus im allgemeinen und ihre Verkündigung eines neuen Systems des Zusammenlebens der Menschen.

Und dieser Europahaß erwachte merkwürdigerweise eben damals in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in voller Stärke, als in steigendem Maße europäische Philosophie und Kunst Rußland überfluteten. Der psychologische Vorgang ist dabei ganz einfach folgender:

Rußland, durch seine Geschichte auf dem Stande mittelalterlicher Weltanschauung zurückgeblieben und in manchen Beziehungen vormittelalterlich primitiv gleich einem riesigen Urvolk unorganisierter bäuerlicher Einzelsiedlung, unüberblickbar, in sich ruhend, unerwacht und

Digitized by Google

unerschöpft, wird plötzlich der Übermacht einer jahrtausendgeschulten, ungeheuer expansiven, glänzenden Ideenwelt und Kunst, einer schon überreifen, verführerisch feinen Kultur, einer enorm praktischen, überall siegreichen Zivilisation geöffnet und muß sich mit ihr für oder wider auseinandersetzen. Weite Kreise des eigenen Volkes sind die mächtigen Pioniere dieser Kulturoffensive — das Volk steht ratlos vor der drohenden vollkommenen Selbstaufgabe; denn was hätte es bei allem Widerwillen dieser Überfülle entgegenzusetzen, ja, wie wollte es nur einigermaßen, selbst nur in der Nachahmung, gleichen Schritt halten! Es muß sich in höchster Gefahr auf sich selbst besinnen. Da trat Tolstoi auf, dessen persönliche Entwicklung symbolisch wird für den Abwehrkampf und die Selbstbehauptung des russischen Volkes Europa gegenüber.

Graf Leo Nik. Tolstoi ist als ungebärdige Proteusnatur das Urbild der bäuerlichen Fruchtbarkeit und unverbrauchten Jugend, der Haltlosigkeit und barbarischen Weitschweifigkeit seines Volkes. Er durcheilt in seinem Lebens- und Bildungshunger all die verlockenden Berufsmöglichkeiten eines Herrensohnes. Es ist der unverkennbare Bildungshunger des Parvenü, dem Bildung nur Mittel zum Zweck, Mittel zu unbegrenzter Macht bedeutet. Er studiert die Rechte, wird Offizier, verschlingt wahllos die großen Schriftsteller aller Völker und Sprachen, bildet an ihnen seinen eigenen Stil, den er schon sehr früh als Schriftsteller erprobt; wird auch schon durch seine ersten Versuche bekannt, ja berühmt; reist durch ganz Europa studienhalber, versucht Reformen auf allen Kulturgebieten durchzuführen, schreibt endlich in jahrzehntelanger zäher Arbeit und Sammlung seine großen weltberühmten Romane, die echt russisch eigentlich keinen Anfang und kein Ende haben. Ein Kosmos von Gestalten und Problemen findet darin seinen Niederschlag — da kommt die sog. große Wandlung, der wir unser besonderes Augenmerk leihen müssen.

Bisher lebte Tolstoi alle seine Seiten beinahe ungehemmt aus, sein ungestümer Lebenswillen kommt zu vollem Recht und treibt ihn vorwärts, aufwärts, kulturwärts, und nun scheinbar plötzlich, anläßlich des Todes seines Bruders, geht Tolstoi in sich, zerspaltet mit beinahe hysterischem Geschrei sein Inneres, verkündet die absolute Nichtigkeit alles Leiblebens, alles schaffenden, wollenden Lebens, verwirft sein ganzes bisheriges Leben und schreibt in Zerknirschung und Anklage seine berühmte Beichte. Der „religiöse" Tolstoi tritt in Szene und zieht den Menschen, den Schriftsteller Tolstoi in leidenschaftlicher, schwerer Anklage vor aller Welt zur Rechenschaft, demütigt, ja vernichtet ihn. Nur dem oberflächlichen Kenner Tolstois schien dieser Gewaltakt als plötzliche Wandlung unvermittelt zu sein, tatsächlich aber geht durch das

Digitized by Google

stete aufdringliche Bekennertum Tolstois von allem Anfang an dieser Ton der Selbstgeißelung neben größter Selbstgefälligkeit und -überhebung her. Lebenshunger wechselt dauernd mit Lebensüberdruß, Bildungs- und Wissenstrieb und Achtung vor kulturellen Werten schlägt häufig um in Ekel und Überdruß und Verachtung für all diese Dinge. Nur mit Mühe kann er sich zuweilen des Selbstmordgedankens erwehren, doch immer wieder aufgepeitscht von unstillbarer Neugier und Sehnsucht nach universellem Wissen, nach fest fundierter Macht des Geistes, und, um jeden Preis, nach russischer Originalität. So ist die Beichte nur als eine Endstation auf diesem Leidenswege innerer Zerklüftung zu bezeichnen; sie ist die Entscheidung, die unter Vermeidung einer Katastrophe endlich einmal erfolgen mußte, und sie fiel gegen Europa.

Charakteristisch für die Lebensstimmung Tolstois beim Niederschreiben der Beichte ist das darin aufgeführte morgenländische Märchen. Es heißt: „Wer kennt nicht das Märchen von dem Reisenden und dem reißenden Tiere, das ihm in der Wüste begegnet. Um sich von dem Raubtier zu retten, springt der Reisende in einen wasserlosen Brunnen. Da sieht er auf dem Grunde des Brunnens einen Drachen, der seinen Rachen auftut, um ihn zu verschlingen. Der Unglückliche, der es nicht wagt, hinaufzuklettern, um nicht von dem reißenden Tiere zerrissen zu werden, der aber auch nicht wagt, auf den Grund des Brunnens hinabzuspringen, um nicht von dem Drachen verschlungen zu werden, ergreift die Zweige eines Strauches, der in einer Felsspalte des Brunnens wächst, und hält sich daran fest. Seine Hände erschlaffen und er fühlt, er würde in kurzer Zeit dem Verderben preisgegeben sein, das von beiden Seiten her seiner wartet; aber er hält sich immer noch fest. Da sieht er, wie zwei Mäuse, eine schwarze und eine weiße, in gleichem Takt um den Stamm des Strauches, an dem er hängt, herumlaufen und ihn benagen. Einen Augenblick noch, und der Strauch muß sich losreißen und in den Rachen des Ungeheuers stürzen. Der Reisende sieht das und weiß, daß er unrettbar verloren ist; aber solange er in der Luft schwebt, schaut er suchend umher. Er findet an den Blättern des Strauches Honigtropfen, er streckt die Zunge nach ihnen und leckt sie auf."

Tolstoi sagt dazu: „Das ist kein Märchen, das ist echte, unwiderlegliche und für jedermann faßliche Wahrheit."

So tritt Tolstoi plötzlich als großer Nihilist vor die staunend überraschte Welt. „Honigtropfen" sind ihm jetzt das Leben, alle Güter menschlichen Geistes, alles Werden und Geschehen, die ganze Schöpfung — Honigtropfen, eitel Naschwerk, den Menschen zu blenden, zu verführen. Und der Mensch ist der Wanderer in der Wüste. Auch die russische

Digitized by Google

Landschaft, die Natur, ist also nicht fähig, den Menschen zu versöhnen und zu fesseln. Auch die Natur, die in der europäischen Bildung, vor allem seit der Renaissance, eine solch hervorragende Rolle spielt und mit der Vertiefung des Persönlichkeitsbegriffes eine steigende Beseelung erfuhr, auch sie ist kein Bestandteil russischer Bildung. Man betrachte die Kunst eines Tolstoi, eines Dostojewski daraufhin, und man wird staunen, wie nebensächlich, ja wie fremd diesen beiden größten Schriftstellern russischer Erde eine innere Beziehung zur Landschaft ist, wie wenig sie ihrem Geiste zu sagen hat. Es fehlt dem Russen vollständig das Schöpfungserlebnis im kosmischen Sinn, so mußte er, da er ohne dies kein für alle gültiges, neues Ja aussprechen konnte, zum Nein greifen, und hier die heißersehnte Führerrolle zu spielen versuchen. Er mußte ein für alle gültiges System der Zerstörung aller Werte ins Absolute erheben, um damit als Beglücker aller Enterbten auftreten zu können.

Der Nihilismus Tolstois ist deshalb von solch schauderhafter Öde, weil bei ihm die Welt allein auf den Dualismus Seele—Leib gestellt ist, nicht etwa im Glauben an die Existenz eines Jenseits, sondern lediglich aus der platten Einsicht heraus, daß die Bestie im Menschen erst gezähmt werden müsse, dann ließe sich das Glück aller auf Erden erreichen, das Paradies aller Utilitaristen. Den Begriff Seele versteht er dabei keineswegs von praktischer Vernunft oder Weisheit oder Weltgewissen zu unterscheiden, und macht auch keinen ernsthaften Versuch, seinen Glauben von der Immanenz einer kollektiven Weltseele in allen Menschen theoretisch zu begründen. Wir sehen hier davon ab, die vielen Widersprüche und Wandlungen Tolstois auf der Suche nach einem Ausweg aus dem einmal geäußerten Nihilismus aufzuzeigen. Wir wissen, daß er in falscher Auslegung des Urchristentums bei der Verkündigung eines rationalistischen Diesseitsparadieses geendet hat („Das Reich Gottes ist in Euch"). Er ist damit gleich den russischen Sekten der Wegbereiter und Verkünder des Bolschewismus geworden, der allerdings noch die letzte Konsequenz aus seiner Lehre ziehen mußte: die Entthronung der Seele.

Es ist bezeichnend, daß gerade die Russen die Entdecker einer Art Seelenlandschaft und ihre größten Schilderer geworden sind. So sehr ihnen nämlich spekulatives Denken und metaphysische Begabung abzusprechen sind, so sehr sind sie begnadet von einer sinnlichen Beobachtungsgabe, Wirklichkeitsnähe und schöpferischen Phantasie, wie sie kaum jemals einem Volke beschert waren. Diese Domäne haben sie denn auch mit Leidenschaft und Gründlichkeit ausgeschöpft und es darin zu einer großen Überlegenheit gebracht durch ihr vorurteilsloses, unromantisches Erfassen auch der niedersten und seltensten Triebe, durch ihr Studium der Kinderseele, das die wunderbarsten Blüten trieb, und durch

Digitized by Google

ihr rückhaltloses Bekennertum und eine Leidensbejahung, die dem Europäer z. T. als scham- und würdelos erschien, und ihm in seiner konservativen Art doch äußerst unangenehm wurde, weil sie eben Gefilde berührte und aufdeckte, über die er gerne schweigend hinwegging. Traf doch Tolstoi mit größter Treffsicherheit die schwerste Wunde am Körper der europäischen Kultur mit der Herausforderung des sozialen Geistes. Was hat der Europäer fürs erste zu antworten auf Fragen der Russen, wie: Eure vielgerühmte, hohe Kultur, ist sie nicht nur eine glänzende Fassade, hinter der sich Lug und Trug und Vergewaltigung und schwere Fäulnis birgt? Arbeiten nicht Millionen Hände, eure Sklaven, des Brotes wegen für euch, ohne dieses Glanzes im geringsten teilhaftig zu sein? Luxus, Raub, Gemeinheit ist, was ihr Kultur heißt, und euer Christentum ist Heuchelei. So schrieb Tolstoi die Philosophie des Sklavenaufstandes, eben zu der Zeit, als in Europa der größte Prophet dieser Epoche seine Herrenmoral verkündete und das Christentum als Sklavenmoral verdonnerte, der dort die Luft reinigte von Halbheiten und Verlogenheiten und von Jahrtausende eingebürgerten Vorurteilen und Selbsttäuschungen, der als erster dort die Dekadence in voller Tragweite erkannte und ausrief. Zwei Entzauberer mit gleicher Front, und doch Antipoden! Hier der Verkünder des radikalsten Aristokratismus, Nietzsche, dort der reumütige, revolutionäre Graf als Verkünder der proletarischen Normalseele, als Anbeter der Masse. Zwischen diesen beiden Polen ist die ganze ungeheure Spannung ausgedehnt, mit der die entstehende neue Weltepoche geladen ist. Den Russen mangelt die ganze Natur- und Werkverbundenheit und das Verständnis für die Persönlichkeitswerte des Europäers, dem Europäer im Sinne Nietzsches aber mangelt die Achtung vor der Würde des Menschen schlechthin, seine Menschlichkeit ist noch nicht geläutert und erprobt genug, vor allem aber nicht ehrlich und weit genug, das primitive Leben mit sich zu versöhnen und in seinen Kräftekreislauf frei einzuschalten. Gerade hier aber haben die Russen als Psychologen allerwichtigste Vorarbeit geleistet, die eben durch ihren Mangel an Systematik dazu herausfordert, von europäischen Charakterologen aufgegriffen und vollendet zu werden. Die Vollendung aber geschähe in dem Ausbau eines Systems der Verknüpfung von Individual- und Sozialpsychologie. Diese beiden müßten hier ein Ganzes sein, ein Abbild der Synthese einer neuen Kulturgemeinschaft. Eine Psychologie des Leidens müßte die Menschlichkeit vertiefen, und sie vor der Gefahr einer Überschätzung des Leidens im christlichen Sinne ebenso, wie vor der Gefahr einer Unterschätzung im Nietzscheschen Sinne bewahren. Zu diesen Schlußfolgerungen können wir hier in diesem engen Rahmen leider nur einige kurze Erläuterungen geben. Das Werk, eben eine Psychologie des Leidens, das sich

Digitized by Google

der Verfasser dieser Zeilen selbst zur Aufgabe gemacht hat, kann für die oben aufgeführten Wünsche und Resultate erst eine volle Rechtfertigung und, wie wir glauben, einen bündigen Beweis bringen.

Da es, wie Prinzhorn in „Wege zur Charakterologie" treffend ausführt, eine wertfreie Benennung von Charaktereigenschaften nicht gibt, wobei er allerdings hinzufügt, daß eine jede echte Charakterologie „die möglichst objektive Umschreibung von des Autors eigenen Wertungen" sein wird, so tritt zwangsläufig an diese junge Wissenschaft die entscheidende Frage heran: Soll diese Objektivierung auf dem Wege einer möglichsten Werteflucht oder aber einer Werteeroberung weiterschreiten? Denn schließlich ist Charakterologie, über deren wissenschaftliche Grundlegung durch Klages man inzwischen kaum hinausgeschritten ist, so lange als Wissenschaft in Frage gestellt, als die Möglichkeit besteht, daß tatsächlich ein charakterologisches System wesentlich von subjektiver Bewertung selbst bei möglichster Objektivierung abhängig bleibt. Dann gäbe es ebensoviel charakterologische Systeme, als es ethische Wertmaßstäbe gibt, ein Relativismus, der den sicheren Tod dieser aussichtsreichen Wissenschaft bedeutete. Wir sind der festen Überzeugung, daß ein Fortschreiten der Charakterologie nicht auf dem Wege einer Exaktheitsannäherung unter möglichster Vermeidung von ethischer Bewertung, sondern gerade auf dem Wege der allmählichen Fundierung absoluter ethischer Wertmaßstäbe geschehen kann; mit anderen Worten: Die charakterologische Wissenschaft zielt ihrem Wesen nach ganz und gar daraufhin, eine Wissenschaft der seelischen und geistigen Werte überhaupt zu werden, wenn sie nicht auf die Rolle eines Sortierraumes im Gebäude der schulmäßigen Psychologie herabsinken will. Zur Aufstellung von Prinzipien ethischer Bewertung aber muß die Charakterologie einen Schritt weiter vom Ich auch zum Du machen, das heißt, sie muß zu der Persönlichkeitslehre auch den Kreis der Wirkung und hinwiederum Rückwirkung der Persönlichkeit auf andere Menschen in ihre Betrachtung wertesichtend mit einbeziehen und so die Individual- mit der Sozialpsychologie im Bereiche ethischer Maßstäbe verschmelzen. Dies aber ist unseres Erachtens nur möglich, wenn eine exakte Forschung über die Psychologie des Leidens die Grundlage bildet; denn hier ist eine der Hauptquellen der Entstehung und Vernichtung ethischer Werte erst noch freizulegen. Dazu eben mahnen uns die Russen.

Digitized by Google

Charakterologische Bibliographie

Von W. Rink

— (?):
Beitrag zu Herrn Dr. Galls Schädellehre oder kurze Lebensbeschreibung des Franz Mühlbergers, eines Jünglings, dessen, als eines vorzüglichen Rechners, Büste in des Herrn Dr. Galls Sammlung merkwürdiger Köpfe aufgestellt ist.
Wien, 1801.

W—r:
Kritische Darstellung der Gallschen anatomisch-physiologischen Untersuchungen des Gehirn- und Schädelbaues. Mit beigefügten historischen Notizen über Herrn Dr. Gall und dessen neueste Schicksale in Wien.
Zürich, 1802.

— (?):
Darstellung der neuen auf Untersuchungen gegründeten Theorie der Physiognomik des Herrn Dr. Gall in Wien.
Wien, 1802, 3. Aufl.

J. Adam Bergk:
Bemerkungen und Zweifel über die Gehirn- und Schädellehre des Dr. Gall in Wien.
Leipzig, 1803.

G. A. Flemming:
Ideen zu einer künftigen Beurteilung der Gallschen Untersuchungen der Verrichtungen des Gehirns, der Gehirn- und Schädeltheorie des Dr. Gall, mit besonderer Rücksicht auf die Bergkschen Bemerkungen und Zweifel.
Berlin, 1805.

A. E. Keßler:
Prüfung des Gallschen Systems der Hirn- und Schädellehre.
Jena/Leipzig, 1805.

— (?):
Beleuchtung der Gallschen Gehirn- und Schädellehre durch Vernunft und Erfahrung geleitet von einem von aller Parteilichkeit freien Beobachter, für Ärzte und Nichtärzte.
Berlin, 1805.

— (?):
Reisen eines Schädellehrers. Eine launige Geschichte, zuletzt ein ernsthafter Anhang.
Halle, 1805.

— (?):
Anti-Gall oder kranioskopische Fragmente für Leser und Nichtleser der Schädellehre.
Leipzig, 1805.

Digitized by Google

—(?):
Die Hirnorgane des Menschen, nach Galls Bemerkungen.
Kopenhagen, 1806.

J. Mendel:
Galls Vorlesungen kritisch analysiert.
Berlin, 1806.

J. F. Ackermann:
Die Gallsche Hirn-, Schädel- und Organenlehre, vom Gesichtspunkt der Erfahrung aus beurteilt und widerlegt.
Heidelberg, 1806.

—(?):
Beantwortung der Ackermannschen Beurteilung und Widerlegung der Gallschen Hirn-, Schädel- und Organenlehre, vom Gesichtspunkt der Erfahrung aus. Von einigen Schülern des Dr. Gall und von ihm selbst berichtigt.
Halle, 1806.

E. Bartels:
Anthropologische Bemerkungen über das Gehirn und den Schädel des Menschen, mit beständiger Beziehung auf die Gallschen Entdeckungen.
Berlin, 1806.

J. F. W. Himly:
Erörterung des Gallschen Versuchs einer fortgesetzten Gehirnlehre, nach seinem psychologischen Gehalte.
Halle, 1806; Rudolstadt, 1807.

St. Aug. Winkelmann:
Beobachtungen über Wahnsinn, nebst Prüfung der Gallschen Schädellehre.
Berlin, 1806; Archiv f. Gemüts- und Nervenkrankheiten, 1. Stück.

J. Chr. Lossius:
Die Gallsche Schädellehre in kritischer, psychologischer und moralischer Hinsicht betrachtet.
Erfurt, 1808.

W. Huber:
Galls Lehre und das Gesetz der Gewohnheit.
Basel, 1808.

J. B. Spix:
Cephalogenesis sive capitis ossei structura, formatio et significatio per omnes animalium classes, familias, genera ac aetates digesta atque tabulis illustrata, legesque simul psychologiae, cranioscopiae et physiognomiae inde derivatae.
Monachii, 1815.

Carol. Ludov. Klose:
Syntagma semioticum exhibens partem prosoposcopiae generalem, cephaloscopiae quondam edendae prodromus.
Vratislaw, 1816.

Digitized by Google

Phil. Phoebus:
Animadversiones nonnullae in normas cranioscopicas Camperianam imprimis et Durerianam. — Diss. inaug.
Berlin, 1827.

F. H. Ungewitter:
Die Hauptlehren der Physiognomik, Schädellehre und anderer Theorien zur Beurteilung des äußeren Menschen aus der Haltung des Körpers, dem Gange, der Handschrift usw. Nach Lavater, Gall, Pernetty, Camper u. a. bearbeitet.
Ilmenau, 1830.

— (?):
Illustrations of phrenology. No. 1. Courvoisier.
London, 1841.

— (?):
Phrenology in Edinburgh, a Satire.
Edinburgh (18 ?).

D. Alexander:
A Lecture on Phrenology, as illustrative of the Moral and Intellectual Capacities of Man.
Edinburgh (18 ?).

B. W. Crombie:
Portraits of the Rev. Drs. Chalmers, Gordon, Muir, Thomson, Inglis, and the late Sir Henry Moncreiff; being very striking likenesses of these eminent Clergymen, from original drawings.
Edinburgh (18 ?).

B. W. Crombie:
Portraits of twenty members of the Scottish Bench and Bar. On one Plate. From original drawings.
Edinburgh (18 ?).

C. G. Carus:
Grundzüge einer neuen und wissenschaftlich begründeten Cranioskopie.
Stuttgart, 1841.

C. G. Carus:
Atlas der Cranioskopie oder Abbildungen der Schädel- und Antlitzformen berühmter oder sonst merkwürdiger Personen. Heft 1: Enthaltend auf 10 lithographierten Tafeln die Abbildungen der Kopfformen: Schillers, Talleyrands, eines Grönländers, eines Kretins, Napoleons, eines alten Skandinaviers, eines Kaffern und eines Bali, sowie 2 Tafeln übereinander gezeichneter Contoure dieser Köpfe.
Leipzig, 1843. — Eine französische Übersetzung dieses Werkes erschien unter dem Titel: Atlas de cranioscopie ou dessins figuratifs de crânes et de faces de personnages célèbres ou remarquables etc.
Paris und London, 1843.

Digitized by Google

R. R. Noel:
Grundzüge der Phrenologie oder Anleitung zum Studium dieser Wissenschaft, dargestellt in 5 Vorlesungen.
Dresden und Leipzig, 1841; 2. stark verm. u. verb. Aufl. 1846. — Die 1. Aufl. dieses Buches enthält kritische Bemerkungen zu den Carusschen Grundzügen der Cranioskopie (s. o.).

R. R. Noel:
Einige Worte über Phrenologie, hervorgerufen durch einen Aufsatz in dem Magazin für die Literatur des Auslandes.
Dresden und Leipzig, 1839.

G. v. Struve:
Die Phrenologie in und außerhalb Deutschland.
Heidelberg, 1843.

M. Castle:
Phrenologische Analyse des Charakters des Herrn Dr. Justinus Kerner. Mit einem Briefe des Herrn Dr. Kerner über das Werk an den Verfasser.
Heidelberg, 1844. — Das Vorwort zu diesem Buch ist von dem Phrenologen G. Scheve verfaßt.

M. Castle:
Phrenologische Untersuchung des Dr. Dav. Friedr. Strauß, durch allgemeine phrenologische und philosophische Anmerkungen erläutert.
Heilbronn, 1844.

— (?):
Ein Wort über die Phrenologie von einem Arzte.
Leipzig, 1844.

G. v. Struve:
Handbuch der Phrenologie.
Leipzig, 1845.

M. Castle:
Die Phrenologie.
Stuttgart, 1845.

Engeldue und Elliotson:
Zur Würdigung der Physiologie des Gehirns und des Materialismus. Nebst Mitteilungen über den Einfluß des tierischen Magnetismus auf die Tätigkeit der Gehirnorgane. Mit Zeichn. der phrenologischen Büste und deren Erklärung nach George Combe.
Berlin, 1846.

B. Cotta:
Briefe über Alex. v. Humboldts Kosmos.
Leipzig, 1848. — Enthält eine Abhandlung über Phrenologie.

J. B. Samong:
Die populäre Phrenologie oder sichere Merkmale der Neigungen, Talente und Fähigkeiten des Menschen, ganz einfach an den kleineren oder größeren Erhöhungen und Vertiefungen seines Hirnschädels zu erkennen.
Leipzig, 1850.

Digitized by Google

C. G. Allhusen:
Gehirnlehre nach Dr. Gall.
Kiel, 1851.

R. R. Noel:
Die Begründung und das Wesen der Phrenologie.
Dresden, 1852.

— (?):
Die Phrenologie oder Geisteslehre, ein sicherer Beweis für Christi unübertreffliche Lehren unbegrenzter Menschenliebe. Von einem ihrer Verehrer.
Breslau, 1852.

K. Schmidt:
Anthropologische Briefe. Die Wissenschaft vom Menschen in seinem Leben und in seinen Taten. Allen Gebildeten, vorzüglich allen Lehrern und Erziehern gewidmet.
Dessau, 1852. — Enthält eine umfassende Darstellung einer phrenologisch orientierten Anthropologie.

J. W. v. Müller:
Über Hautfarbe und Schädelbildung als ethnologisches Prinzip vom physiologischen Standpunkt.
Stuttgart, 1852.

J. J. Naue:
Mimisch-Phrenologisches. Die Phrenologie im Verhältnis zur bildenden Kunst des Altertums und der Jetztzeit.
Köthen, 1853.

Fr. Weinknecht:
Umriß der Phrenologie. Ein Beitrag zur Verbreitung dieser Lehre des Geistes.
Bunzlau, 1853.

Lunier:
Recherches sur quelques déformations du crâne observées dans le département des Deux-Sèvres.
In Cannstatts Jahresbericht über die Fortschritte der gesamten Medizin in allen Ländern im Jahre 1852.
Würzburg, 1853.

L. A. Gosse:
Essai sur les déformations artificielles du crâne.
Paris, 1855. — Schildert 18 verschiedene Arten künstlicher Verunstaltung des Schädels und teilt sehr interessante Beobachtungen über die dadurch entstehenden psychischen Veränderungen mit.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. med. et jur. Hans von Hattingberg, München, Ainmillerstr. 32, und Niels Kampmann, Heidelberg, Schloß-Wolfsbrunnenweg 62.

Digitized by Google

Soeben erscheint:

B. RUSSELL

EWIGE ZIELE DER ERZIEHUNG

ÜBERSETZT VON FRITZ SCHNABEL

Preis gebunden Mark 10.—,
broschiert Mark 7.50

B. Russell, der englische Philosoph, in Ostasien und Amerika ebenso heimisch und berühmt wie in Europa, gehört zu den wenigen ganz reifen, ja weisen Menschen der Gegenwart. Aus der Weltweite seines philosophischen Forschens läßt sich Russell durch seine eigenen Kinder zu einer Besinnung über Ziele und Wege der Erziehung zwingen — aus dem Wirrwarr der modernen pädagogischen Problematik findet er den natürlichen Ausweg, der modernste Psychoanalyse und Charakterologie mit ältester Weisheit vereinigt. Dieses vorliegende Werk wird Berufspädagogen entscheidend anregen und für denkende Eltern die lange gesuchte Erziehungslehre sein.

*

NIELS KAMPMANN VERLAG
HEIDELBERG

Digitized by Google

Soeben erscheint:

Hans Prinzhorn

Nietzsche und das XX. Jahrhundert

Preis gebunden Mark 7.50

broschiert Mark 5.—

*

Eine Erweiterung der Aufsehen erregenden Rede, die Prinzhorn 1927 auf der Nietzsche-Tagung in Weimar gehalten hat. Es ist das Programm der neuen Persönlichkeits-Psychologie.

*

NIELS KAMPMANN VERLAG
HEIDELBERG

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Digitized by Google

BF 636
.A1
Z47
v.4
no.4
913

JAHRGANG IV HEFT 4

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

*

HERAUSGEBER:
Dr. med. et jur. HANS VON HATTINGBERG, MÜNCHEN
und NIELS KAMPMANN, HEIDELBERG

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
MAR 13 1965

NIELS KAMPMANN VERLAG

Digitized by Google

HERAUSGEBER:

Dr. med. et jur. Hans v. Hattingberg, München
und Niels Kampmann, Heidelberg

Anfragen und Manuskripte an Niels Kampmann Verlag, Heidelberg

MITARBEITER:

Dr. Achelis, Berlin
Dr. Alfred Adler, Wien
Ch. Baudouin, Genf
M. Becker, Hamburg
Dr. Bernoulli, Basel
Hans Blüher, Berlin-Hermsdorf
Dr. Bode, München
E. Brunner, Zürich
Dr. Bührig, Chur
Dr. Clauss, Jerusalem
Dr. Cohn, Guben
A. Delhougne, Lörrach (Baden)
Dr. med. Dück, Innsbruck
Havelock Ellis, London
Prof. Erismann, Bonn
Alfred Gernat, Wien
Herbert Gerstner, Wolfegg
Prof. Dr. Ludwig Gurlitt, Capri
Dr. Hackländer, Essen
Dr. Haeberlin, Nauheim
Dr. M. Hartge, Freiburg i. Br.
Dr. Aug. Horneffer, Berlin
Prof. Junge, Elmshorn
Prof. Kafka, Dresden
Dr. Hans Kern, Berlin
Dr. L. Klages, Kilchberg-Zürich
Dr. Fritz Klatt, Prerow, Ostpr.
Hans Langenbruch, Berlin
Dr. Otto Lankes, München
Prof. Leuchtenberg, Darmstadt
Emil Lucka, Wien
Emil Ludwig, Berlin
Thomas Mann, München
Dr. Marcinowski, Bad Heilbrunn
W. Marseille, Marburg
Dr. Mohr, Coblenz
Curt Moreck, München
Margret Naval, Wien
Dr. Neuscheler, Heidelberg
Dr. M. Ninck, Riehen
Prof. Dr. Poppelreuter, Bonn
Prof. Preetorius, München
Dr. Hans Prinzhorn, Frankfurt
Dr. Max Pulver, Zürich
Dr. W. Rink, Berlin
S. Römer, Berlin
Dr. Ottmar Rutz, München
Kurt Saucke, Hamburg
Dr. Ernst Schertel, Stuttgart
Oscar A. H. Schmitz, Salzburg
Dr. R. W. Schulte, Spandau
Prof. Dr. Schultz, Berlin
Dr. Spunda, Wien
Prof. Fedor Stepun, Dresden
Prof. Dr. Erich Stern, Gießen
Frank Thiess, Wilmersdorf
Baronin Dr. v. Ungern-Sternberg
Prof. Verweyen, Bonn
August Vetter, Diessen
Dr. Gaston Vorberg, München
Dr. L. Wagner, Köln
Theo Zehetbauer, Wilhelmsburg
Mag. B. Wittlich, Dorpat
Stefan Zweig, Salzburg

Jahrgang 6 Hefte Mark 10.—, Einzelheft Mark 2.—

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

4. JAHRGANG NOVEMBER 1928 HEFT 4

INHALT: *Dr. phil. Theod. Ott:* Dr. Franz Joseph Gall / *Dr. Margret Hartge:* Die mögliche Bedeutung der Graphologie für die historische Forschung / *Dr. Gerda Walther:* Sören Kierkegaards Psychologie der Verzweiflung / *Dr. W. Bühring:* Zur Geschichte der Graphologie / *Prof. Dr. Johannes M. Verweyen:* Der Typus des positiven Menschen / *Johannes Müller:* Über die Bewegungen der Augen und über den menschlichen Blick (Forts.) / *Dr. A. Ackermann:* Der II. Internationale Graphologenkongreß und die Graphologie in Frankreich / Bibliographie / Bücherbesprechungen

Dr. Franz Joseph Gall

Zum 100. Todestag, 22. August

Von Dr. phil. Theod. Ott

Auf einer Anhöhe des idyllischen Würmtales, in dem badischen Dorf Tiefenbronn bei Pforzheim befindet sich ein Haus mit schlichter Gedenktafel, die folgende Inschrift trägt:

„Zum Gedächtnis des Begründers der Schädellehre
Dr. F. J. Gall
geboren in diesem Hause im Jahre 1758.
Diese Gedenktafel wurde als Ausdruck hoher Verehrung errichtet von der zur Jahrhundertfeier im März 1896 zu London abgehaltenen Festversammlung."

Nur wenige Menschen von heute wissen, welch ungeheures Aufsehen Gall zu Lebzeiten mit seiner Lehre hervorrief, nicht nur in Deutschland, sondern auch in der ganzen gebildeten Welt von Europa und Nordamerika. Er verkündete, daß der Schädel nicht nur als Gehirnkapsel diene, sondern auch in seinen Formen das Gedankenleben widerspiegle. Die geheimnisvollen inneren Geistes- und Gemütsanlagen des Menschen hätten ihren Sitz in bestimmten Gehirnbezirken, und an den Formen der Schädeldecke könnte die Stärke der darunterliegenden Gehirnteile und damit auch die betreffenden geistigen Anlagen abgelesen werden. So zum Beispiel würde eine starke seitliche Ausbuchtung der mittleren Schläfengegend eine gute musikalische Anlage bedeuten.

Digitized by Google

Schon in der Jugend zeigte Gall große Beobachtungsgabe. Seine Aufmerksamkeit richtete sich besonders auf das lebendige Verhalten, auf die Eigenarten seiner Mitschüler und Spielkameraden, wobei ihm auffiel, daß sich geistige Eigenschaften manchmal in auffallender Stärke oder Schwäche zeigen. In früh erwachtem Forschertrieb suchte er nach einer Erklärung. Bezeichnend hierfür ist, daß Gall nach dem Besuch des Gymnasiums in Bruchsal das Studium der Medizin ergriff. Nach dem Wunsche seines Elternhauses sollte er Theologie studieren, während einer seiner Brüder für Medizin bestimmt war. Gall wußte seinen Bruder zu veranlassen, daß dieser sich der Theologie widmete, um ihm selbst die Verfolgung seiner Ideen auf naturwissenschaftlichem Gebiete zu ermöglichen. Der tiefere Grund lag darin, daß er anschließend an die oben erwähnte, rein psychologische Feststellung mit scharfsinnigem Instinkt eine weitere Beobachtung gemacht hatte: Gewisse geistige Äußerungen stehen in Verbindung mit bestimmten Formen des Schädels. Es gelang ihm, vorläufig bei einzelnen Personen seiner Umgebung, dieses oder jenes Merkmal festzustellen. Er behielt die äußeren Kennzeichen im Gedächtnis und suchte nach weiteren Bestätigungen durch Tatsachen, bis er volle Gewißheit hatte. An die psychologische Feststellung schloß sich also die plastische Methode, das heißt bei besonders hervortretender Veranlagung, zum Beispiel für Dichtkunst, ist eine bestimmte Ausbuchtung am Schädel zu erkennen.

Als Student an den großen Universitäten Straßburg und Wien suchte er auch der Ursache auf die Spur zu kommen, weshalb eine geistige Fähigkeit sinnlich wahrnehmbar an der Schädeldecke sein kann: „Ich mutmaßte anfangs, was ich bald zur Gewißheit brachte, daß die Verschiedenheit der Kopfgestalt durch die verschiedene Gestalt des Gehirns veranlaßt wird und daß die verschiedenen Teile des Gehirns die verschiedenen Organe der menschlichen Fähigkeiten sind."

Als Naturforscher wollte er die physiologischen Zusammenhänge aufdecken und dadurch gelangte er zur Gehirnanatomie. Die Gehirnmasse betrachtete er als die Ausgangsstelle aller geistigen Regungen. Bei seiner psychologisch-plastisch-anatomischen Methode war somit die Erforschung des Gehirns das Endziel, denn im Gehirn schien ihm das Lebensrätsel verborgen zu liegen.

Seit dem Jahre 1785 betätigte sich Gall als praktischer Arzt in Wien. Mit eisernem Fleiße, mit zäher Ausdauer strebte er danach, Material für die Bestätigung seiner Ideen zu erhalten. Wohin er auch kam, besuchte er Irrenhäuser, Gefängnisse, Schulen und bewegte sich in allen Gesellschaftskreisen, in den höchsten und in den niedrigsten, mit dem ausgesprochenen Zweck, irgendeine auffallende Veranlagung zu beobachten. Erst nachdem genügend Tatsachen gesammelt waren, die die neuen

Digitized by Google

Entdeckungen beweisen konnten, fing Gall im Jahre 1796 an, seine Entdeckungen in Privatvorlesungen vorzutragen, die mit großem, zunehmendem Erfolg einige Zeit lang stattfanden, bis sie unerwartet durch ein kaiserliches Handschreiben vom Jahre 1801 an den Staatskanzler verboten wurden, in dem es unter anderem heißt: „Da über diese Kopflehre, von welcher mit Enthusiasmus gesprochen wird, vielleicht manche ihren eigenen Kopf verlieren dürften, diese Lehre auch auf Materialismus zu führen scheint, so werden Sie diese Privatvorlesungen alsogleich ... verbieten lassen ..."

Eine Verteidigungsschrift, die Gall daraufhin einreichte, blieb ohne Erfolg, obwohl sich einflußreiche Persönlichkeiten für ihn einsetzten. Gall hatte daher nur die Wahl, das kaiserliche Verbot zu beachten, oder ein anderes Land zur Arbeit in seiner Lehre aufzusuchen. Bei seiner Kraft der Überzeugung war es nicht zweifelhaft, wie der Entschluß ausfiel, nämlich für das als richtig erkannte Prinzip weiterzukämpfen, unter Aufopferung jedes behaglichen Genusses am Lebensdasein.

Vom Jahre 1805 an begab er sich auf Reisen durch Deutschland. Namentlich in größeren Städten und an den Universitäten hielt er Vorträge, wobei er Sammlungen, Gipsabdrücke und anatomische Präparate zu Demonstrationszwecken mit sich führte. Überall fand er das lebhafteste Interesse. Die Begeisterung war beispiellos. Selbst Fürsten, Gelehrte und Minister unterstützten seine Bestrebungen.

In Berlin, wo sich Gall zuerst aufhielt, spielte sich eine merkwürdige geschichtliche Begebenheit ab.

„Der berühmte Dr. Gall wurde eines Tages vom König von Preußen zu einer Herrengesellschaft zur Tafel befohlen. Nach dem Essen forderte ihn der König auf, die geladenen Herren auf ihre Charaktereigenschaften zu untersuchen. Gall begann sofort den Gästen die Schädel abzutasten. Bald stutzte er und wollte nicht mit der Sprache heraus. Erst auf wiederholte Aufforderung des Königs, ohne jede Scheu seine Befunde mitzuteilen, gestand er, daß bei einem der Herren der Würgesinn besonders stark entwickelt sei, bei einem andern fand er das Organ des Diebessinnes, bei einem dritten des Raufsinnes usw. übermäßig ausgebildet. Am Schlusse der peinlichen Untersuchung klärte der König Gall lächelnd über die Persönlichkeiten der Gäste auf, ihm mitteilend, daß er, um ihn auf die Probe zu stellen, eine Elite von Verbrechern hätte aus dem Gefängnis holen lassen, deren Charakter Gall richtig erkannt hätte[1]."

Diese Anekdote machte das ungeheure Aufsehen der Schädellehre be-

[1] Entnommen dem Buch über die „Materiellen Grundlagen der geistigen Persönlichkeit", von Prof. Walter.

Digitized by Google

greiflich. Von den Gelehrten, die sich für Gall bekannten, sei der berühmte Arzt Hufeland erwähnt, der folgendes schrieb:
„Mit großem Vergnügen und Interesse habe ich den würdigen Mann selbst seine neue Lehre vortragen hören und bin völlig überzeugt worden, daß er zu den merkwürdigsten Erscheinungen des Jahrhunderts und seine Lehre zu den wichtigsten und kühnsten Fortschritten im Reiche der Naturforschung gehört."
Zur Erinnerung an den Berliner Aufenthalt ist eine Münze mit den Worten geprägt worden:

„Dr. Franz Joseph Gall."
„Der Seele Werkstatt zu erspähn, fand er den Weg."

Von Berlin aus besuchte Gall andere große Städte. Seine Vorträge hatten solche Zugkraft, daß selbst Goethe es nicht für unter seiner Würde hielt, wegen Gall nach Halle zu reisen. Goethe ließ seinen Schädel untersuchen und gewährte auch später mehrmals eine Sitzung in Weimar. Daß Goethe auch in seinen Dichtungen dem Gefühl und der Überzeugung über Gall Ausdruck verliehen haben mag, ist wohl anzunehmen, wenn man die unsterblichen Verse in dem Gedicht „Bei der Betrachtung von Schillers Schädel" aufmerksam liest. Es wäre eine interessante Aufgabe, zu untersuchen, wie manche Arbeiten Goethes von den Gallschen Ideen beeinflußt worden sein können.
Im Jahre 1807 nahm Gall Aufenthalt in Paris, das damals von internationaler wissenschaftlicher Bedeutung war. Auch dort fand er die Wertschätzung der bedeutendsten Köpfe, was einem Ausspruch Napoleons zu entnehmen ist, der der Akademie den Vorwurf machte, daß sie Chemie von einem Engländer (Davy) und Anatomie von einem Deutschen (Gall) lerne.
Während Gall in Paris blieb, reiste einer seiner besten Schüler, der Arzt Dr. Spurzheim nach England und danach nach Nordamerika, um mündlich die Lehre zu verbreiten. Und mit dem besten Erfolg, wie die Gedenktafel am Geburtshaus in Tiefenbronn zeigt.
Gall fand indessen in Paris die Muse, seine Arbeiten zum erstenmal in Druck zu geben, die in französischer Sprache erschienen sind unter dem zu deutsch lautenden Titel: „Anatomie und Physiologie des Nervensystems im Allgemeinen und des Gehirns im Besonderen." Erst im Untertitel erscheint die Bemerkung: „Mit Beobachtungen über die Möglichkeit, die Anlagen mehrerer Geistes- und Gemütseigenschaften aus dem Bau des Kopfes der Menschen und der Tiere zu erkennen".
Unermüdlich war Gall für den Ausbau der Lehre tätig, bis er einen Schlaganfall erlitt, dem er bald darauf am 22. August 1828 auf seinem Landsitz Montrouge bei Paris erlag.

Digitized by Google

Ein Leben war ausgelöscht, das nur in ernstem wissenschaftlichem Streben seine Befriedigung fand und dessen Beschreibung sich kurz in die Worte Goethes zusammenfassen läßt: „Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren".

•

Wie ein heller neuentdeckter Stern ist Galls Weltruhm erstrahlt. Der jahrtausendalte Traum: „Erkenne dich selbst" schien verwirklicht zu sein. Nach Ansicht der begeisterten Anhänger schien ein neues Zeitalter anzubrechen, eine Zeit, in der jedes Kind seinem wahren Beruf zugeführt werden, jede Frau den ihr passenden Gatten finden, der Staatsanwalt die Verbrecher entlarven sollte. Sind diese Hoffnungen heute nach hundert Jahren erfüllt?

Es liegt nicht im Rahmen dieser Ausführungen, eine eingehende Untersuchung über das Für und Wider anzustellen. Doch gebietet die Ehrfurcht vor dem ernsten Forschen Galls, eine kurze Skizze der Kritik zu geben.

Die Ergebnisse der plastischen Methode führten Gall zu der Annahme, daß die Stärke der äußerlich wahrnehmbaren Ausbuckelungen an der Schädeldecke durch die mehr oder weniger starke Entwicklung der darunterliegenden Gehirnrinde verursacht würde und daß somit die geistigen Regungen ihren materiellen Sitz in den unter der Schädeldecke gelegenen Gehirnpartien und in den dort befindlichen Nervenzentralen hätten. Als Gehirnanatom war er stets bestrebt, diesen Grundgedanken durch Untersuchungen am Gehirn festzustellen. Der experimentelle Nachweis ist Gall selbst nicht gelungen. Man muß bedenken, daß in der damaligen Zeit nicht die Möglichkeit war, genügend zahlreiche Gehirnsektionen vorzunehmen. Erst lange nach seinem Tode, im Jahre 1861, ist zum erstenmal und zwar fast zufällig, der exakte anatomische Nachweis erbracht worden, durch die Entdeckung des französischen Chirurgen Broca, daß es im Gehirn eine bestimmte Stelle gibt, welche der einzige Sitz der artikulierten Sprache ist. In der Zwischenzeit sind von der Gehirnforschung noch weitere anatomische Sitze geistiger Fähigkeiten ermittelt worden. Damit haben Galls geniale Vorausahnungen über „Gehirnlokalisationen" in gewissem Grad eine Bestätigung erhalten.

Weit mehr als diese rein wissenschaftliche Angelegenheit ist im praktischen Leben der Satz von Bedeutung: „Aus dem Schädelbau lassen sich geistige Anlagen erkennen". Ist dieser Satz falsch, so war die Gallsche Lehre eine schöngeistige Theorie, die heute nur noch historischen Wert hat. Die zünftige Wissenschaft verhält sich teilweise ablehnend, teilweise kritisch, obwohl hervorragende Naturwissenschaftler, wie Retzius und Möbius, eine Lanze für Gall gebrochen haben. Der Einwand, zwi-

Digitized by Google

schen Geist, Gehirn und Schädelform bestehe kein gesetzmäßiger Zusammenhang, da es ja Fälle gebe, wo die Entsprechung nicht zutreffe, ist richtig, braucht deshalb aber noch nicht gegen Gall zu sprechen. Das wäre erst dann der Fall, wenn der umgekehrte Schluß auch richtig wäre, nämlich, daß derjenige, der zum Beispiel ein guter Musiker ist, nicht unbedingt auch die entsprechende Schädelform besitzt, wie sie Gall behauptet. Diese umgekehrte Feststellung hat noch niemand gemacht. Im Gegenteil, stets ist das betreffende Gallsche Organ nachweisbar.

„So mußt du sein,
Du kannst dir nicht entflieh'n"

der geistigen Anlage!

Man betrachte die Bilder hervorragender selbstschöpferischer Männer in Kunst, Wissenschaft und Technik. Sie alle, ohne Ausnahme, lassen eine hohe und breite Stirn beobachten; die niedere schmale Stirn ist nicht zu finden. Nur darf man daraus nicht den umgekehrten Schluß ziehen, daß alle Menschen mit hoher breiter Stirn hervorragend Selbstschöpferisches leisten müssen.

Wenn wirklich bei bestimmten geistigen Eigenschaften plastisch auch ganz bestimmte, entsprechende Schädelform vorhanden sein soll, dann muß unbedingt mit einer andauernden Veränderung der Eigenschaften auch eine Änderung der Schädelform herbeigeführt werden. Und umgekehrt, hat sich die plastische Form am Schädel geändert, muß unbedingt daraus der Schluß zu folgern sein, daß sich gleichzeitig auch die entsprechende Eigenschaft geändert hat. Das klingt den meisten Menschen kaum glaublich, weil solche Veränderungen der Schädeldecke gewöhnlich nicht auffallen oder nicht beachtet werden. Tatsächlich ist aber im letzten Jahrzehnt durch zahlreiche eingehende Messungen mit einem Apparat, genannt Plastometer, die Veränderungsfähigkeit des Kopfes exakt bestätigt worden[1]. Mit diesem Kopfmesser ist ein wissenschaftlicher Maßstab geschaffen.

Wie erklärt sich nun aber der Umstand, daß eine durch die Schädelform angedeutete Anlage sich nicht immer im Verhalten zeigt? Diese Frage verleitet bekanntlich zu der Ansicht, daß Galls Lehre nicht wissenschaftlich, ja sogar durch die Erfahrung widerlegt sei. Hier ist die Klippe, an der kritisch-denkfähige Menschen zu scheitern pflegen. Denn was soll man der „Phrenologie" zutrauen, wenn ein Mensch mit großem Schädelbau geistig ein Zwerg sein kann, wenn dagegen ein Mensch mit weniger großem Schädel womöglich starke Ströme geistiger Energie ausstrahlt?

Wer glaubt, mit der Betrachtung der Schädelform das Wesen des Men-

[1] Näheres hierüber im Buch „Geheimnis der Menschenform", von R. Burger-Villingen in Berlin W 35.

Digitized by Google

schen zu erfassen, geht ständig irre. Die Untersuchung der Schädelform läßt ebensowenig das ganze Wesen des Menschen verstehen, wie die Untersuchung eines Körperorgans, zum Beispiel der Lungen, ergeben kann, ob vollständige Gesundheit besteht. Das Gehirn und die darin verankerten Kräfte sind nicht allein maßgebend. Ob die geistigen Anlagen, die sich in der Schädeldecke ausprägen, brachliegen oder ausgenutzt werden, das ist am Schädel nicht zu sehen. Im Gehirn ist der Sitz der Seele nicht zu finden, trotz aller Versuche mit dem Seziermesser. Das Gehirn verkörpert nur den Intellekt. Bleiben die anderen Fundamentalkräfte des menschlichen Wesens unberücksichtigt, so ist dem Irrtum Tür und Tor geöffnet. Fehlurteile sind dann aufs Konto der ganz einseitigen Beurteilung nach der Schädelform zu setzen.

Zum Verständnis von Gall kommt alles darauf an, daß man die richtige Anwendung machen kann. Dabei sind mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden, die vielfach denen, die Gall studieren, gar nicht einmal bewußt sind.

Die einzelnen Stellen am Schädel sind nicht leicht in ihrer Stärke abzuschätzen. So kann dem ungeübten Auge zum Beispiel die Stelle der Kinderliebe am Hinterkopf stark erscheinen und trotzdem ist, richtig gesehen, nur eine schwach mittelmäßige Anlage vorhanden. Extreme sind am leichtesten ersichtlich, jedoch nur in der Minderzahl vertreten. Nicht allein die richtige Abschätzung ist von Belang, auch die darauf folgende Deutung nach geistigen Eigenschaften.

Die allergrößte Schwierigkeit besteht darin, daß die Werte der Einzelformen zu kombinieren sind. Die verschiedenen Eigenschaften zu lebensvollen Vorgängen zu verknüpfen, ist eine Kunst, die sich nicht durch Studium von Büchern erwerben läßt, ebensowenig wie das Schauen eines Kunstgemäldes. So kann der sogenannte Erwerbssinn ein großzügiges kaufmännisches Talent bedeuten, aber auch übertriebene Sparsamkeit, je nach der Wechselwirkung mit den anderen Eigenschaften. Wer also an der Einzelform „klebt", wird schwerlich das Typische bemerken. Mit der „Kopfdeutekunst" wird wahrlich viel Mißbrauch getrieben.

Die vielen Schwierigkeiten in der Anwendung der Gallschen Lehre sind die Ursache der vielen Fehlurteile. Die Folge davon ist, daß das an sich gesunde Gallsche Prinzip in Mißkredit, ja sogar in Verruf geraten ist. Die Sache machten sich Witzblätter zunutze durch Gegenüberstellung wie „Dr. Faust und Dr. Gall" und Verse wie:

„Die Schädel könnt Ihr nicht ergründen,
Doch viele leere Schädel finden".

Um die Lehre ist im Laufe der Zeit soviel Gestrüpp gewachsen, daß es fast kein vernünftiger Mensch wagt, sich mit der Sache überhaupt zu beschäftigen.

Digitized by Google

Doch seit etwa einem Jahrzehnt wird es wieder etwas lichter, seit dem großen Geschehen des Weltkrieges. Heutzutage zweifelt niemand mehr an der Bedeutung der Form, nachdem das Konstitutionsproblem in der Medizin Eingang gefunden hat. Es dürfte nicht ausbleiben, daß die Charakterforschung, die in unserem Geistesleben eine so große Rolle spielt, daß ferner gewisse Bestrebungen in der Medizin, die auf eine geistig-seelische Heilweise hinzielen, sich mehr und mehr des Mannes erinnern, der als Vorkämpfer vor einem Jahrhundert fern der Heimat gestorben ist.

Die Gallsche Lehre ermöglicht nicht eine vollkommene Menschenkenntnis. Darüber muß man sich stets klar sein. Aber richtig verstanden und angewandt, ist sie ein wichtiger Eckpfeiler im Gebäude der Menschenkunde. Möge die Zeit nicht mehr fern sein, wo die Formensprache, für die Gall als genialer Bahnbrecher gewirkt hat, zum Gemeingut wird, zum Segen der Menschheit!

Dann wird das Lebenswerk Galls die Würdigung erhalten, die es verdient. Doch das schönste Denkmal, ein schöneres als in Erz oder Stein, ist Gall bereits geweiht worden von seinem großen Zeitgenossen Goethe, in dem Gedicht: „Bei der Betrachtung von Schillers Schädel", das in die Worte ausklingt:

„Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre!"

Die mögliche Bedeutung der Graphologie für die historische Forschung

(Erläutert an Hand einer Analyse der Schrift Karolines v. Humboldt und Christoph Blumhardts)

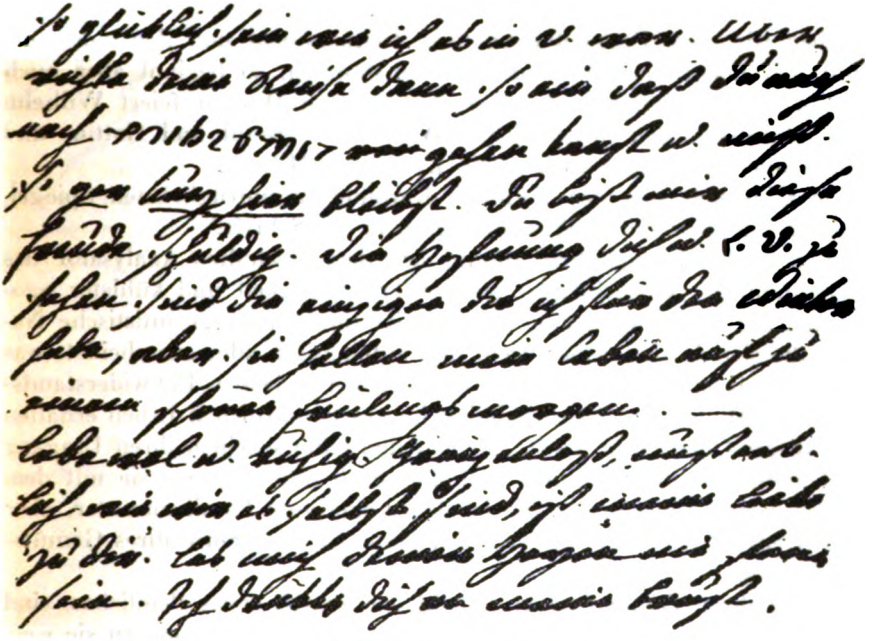
Von Dr. Margret Hartge, Freiburg i. Br.

Das Urteil der Zeitgenossen über eine jede bekannte Persönlichkeit ist bis zu einem gewissen Grade gefälscht. Die mannigfachsten Seelenregungen spielen beeinflussend in die Urteilsbildung mit hinein. Die Quelle der Überlieferung, aus der die Geschichte zu schöpfen gezwungen ist, ist daher eine trübe, und es bedarf schwierigster kritischer Arbeit, um durch all die Täuschungen einigermaßen durchzudringen. Es bedarf aber auch psychologischen Könnens, um überhaupt zu solcher Kritik befähigt zu sein. Die Graphologie dürfte als wesentliches Hilfsmittel der historischen Forschung sich allmählich einen achtbaren Platz erobern.

Digitized by Google

Es dürfte aber auch durch ihre Feststellungen das Bild mancher historischen Persönlichkeit sich wesentlich ändern. Die Geschichtsforschung wird sich an den Gedanken gewöhnen müssen, daß sie, infolge der Verwechslung äußerer Erscheinungen mit deren häufig sehr heterogenen psychologischen Ursachen, das Bild mancher berühmten Persönlichkeit nach der speziellen Seite ihres menschlichen Charakters uns bisher sehr einseitig und falsch gezeichnet hat.

Zu welch überraschenden Resultaten die graphologische Analyse einer historischen Persönlichkeit zu führen vermag, wie sie eine Fülle neuer



Schriftprobe von 1788.

Gesichtspunkte eröffnet und eine Reihe Fragen anschneidet, soll hier an Hand der Analyse Karolines von Humboldt aufgezeigt werden.

Als Grundlage für die Analyse lagen sechs Originalbriefe[1] vor.

1. Zwei Briefe von 1788.
2. Zwei Briefe von 1809.
3. Ein Brief von 1826 und ein Brief von 1827.

[1] Dem Besitzer der Briefe, Herrn Geheimrat v. Heintz in Tegel, erlaube ich mir auch an dieser Stelle meinen Dank für die freundliche Überlassung des wertvollen Untersuchungsmaterials auszusprechen.

Digitized by Google

Versenken wir uns in die Züge der Jugendschrift, so fällt als allererstes die Regelmäßigkeit und Ruhe auf, die darin herrscht, ein harmonisches und gleichmäßiges Wesen offenbarend. Der heitere Gleichmut dieses jungen Mädchens macht ihre Gegenwart zur Wohltat. Das ganze Schriftbild zeigt zudem den Ausdruck einer lebhaften, zartfarbigen, beschwingten Phantasie. Die junge Karoline ist geborene Dichterin. Sie lebt im Schauen, und was sie spricht und schreibt, ist unbewußt in erster Linie dichterisches Gestalten.

Zum Dritten finden wir die Zeichen einer starken logischen Begabung und eines vorzüglichen Gedächtnisses. Karoline ist also nicht nur künstlerisch, sondern auch intellektuell begabt.

Haben wir diese Feststellungen über Temperament und Begabung, die mit den historischen Befunden übereinstimmen, so beginnt aber auch schon die Schwierigkeit. In überschwänglichen Worten feiert Wilhelm von Humboldt den menschlichen Wert seiner Braut und Gattin, und nicht nur er, sondern auch große Kreise der Mitwelt.

Wie zeigt sich aber der Mensch Karoline im untrüglichsten Spiegel, den es für menschliche Wesensart gibt, in der Schrift?

Schon in der Jugendschrift drängt sich dem geschulten Analysator das eigentümliche Nebeneinander starker Triebhaftigkeit und kühlster egozentrischer Berechnung auf. Karoline ist eine unbedingt autistische Natur, die sich in sich selber dreht und automatisch alles ausscheidet, was nicht bereit ist, sich in ihre Aura hineinziehen zu lassen. Ihr widerstandskräftiger Wille, ihre Scheinstabilität im gesellschaftlichen Leben erhalten aus dieser Quelle ihre Kraft. Zartheit und Güte scheinen ihren Umgang mit Menschen zu bestimmen und sind doch echt nur, wo sie mit dem anderen sich selbst meint. Sie ist daher eine gute Familienmutter, aber die Grenze der Familie im weitesten Sinne ist die Grenze ihres Gemütshorizontes.

Die Art ihrer Triebhaftigkeit verleiht der Schrift etwas Peinliches, sind doch die Triebmassen weder gebändigt noch vergeistigt, sondern sie werden mit einer Konfliktlosigkeit, die für den ganzen Menschen und seine Entwicklung entscheidend wird, zu Genußzwecken verwendet und das mit großem Raffinement, nie die Grenzen des eben noch Erlaubten verlassend, sich aber auch nichts eben noch Erlaubtes versagend. Es ist kein Bedürfnis nach seelischer Stählung, Abhärtung und Entsagungskraft vorhanden, das man einer als Charakter so über alle Maßen bewunderten Persönlichkeit wohl glaubt zutrauen zu dürfen.

Das alles zeigt sich aber im Rahmen edelster alter Kultur, deren Formen meisterhaft beherrscht und gelebt werden, die wie eine strahlende Politur über den problematischen Tiefen dieser Frau liegt.

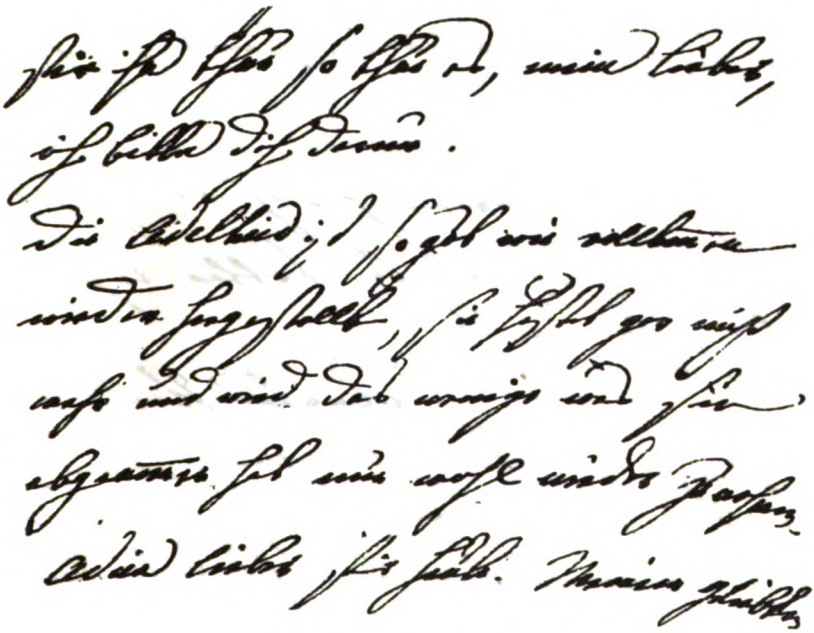
Die Schrift von 1809 stellt den Übergang zur Altersschrift dar. Jedem

Digitized by Google

Kundigen muß es auffallen, wie das allgemeine seelische Niveau seit der Jugend gesunken ist.

Die Schrift von 1827 zeigt uns das Resultat der menschlichen Entwicklung Karolines.

Es ist eine Verflachung und Entfärbung des ganzen Wesens eingetreten. Innerhalb zeitgenössischer Schriften zeigt diese Schrift ein verhältnismäßig niedriges Allgemeinniveau. Man betrachte besonders die aufgeblähten D-Köpfe, das unschöne M (siebente Zeile), F (siebente Zeile). J (achte Zeile). Von derartigen Ausdrucksentgleisungen wimmeln die mir



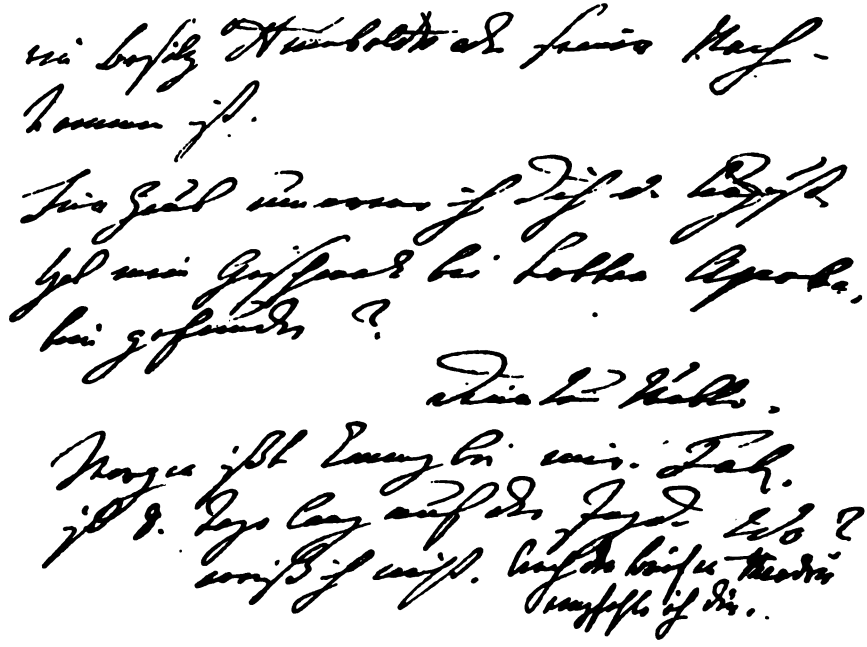
Schriftprobe von 1809.

vorliegenden Briefe von 1826 und 1827. Gesellschaftliche Sicherheit, ein selbstverständliches Beherrschen alles dessen, was man mit dem Ausdruck „Kinderstube" zusammenfaßt, ja Hoffähigkeit, aber unter dieser glänzenden Oberfläche eine exzentrische, vorwiegend vom Genuß zehrende Seele; ein Wille ebenso rücksichtslos als unkonzentriert und doch zugleich wiederum mit diplomatischer Schmiegsamkeit seinen Weg findend; kritikloser Überschwang, gewohnheitsmäßiges Schwelgen in schönen Stimmungen, die Neigung, alles im Leben auf seinen Erlebnis- und Stimmungsgehalt auszuplündern. Die seelische Gehaltenheit der Jugend ist dahin.

Digitized by Google

Zugleich ist der Schrift anzusehen, daß Karoline viel geistig gearbeitet hat, es fällt in den Zügen die große geistige Beweglichkeit und besonders die Begabung für den Ausdruck auf. Diese Feststellung dürfte die berühmten Briefe Karolines in ein neues Licht rücken. Es dürfte manches in den Briefen in des Wortes weitester Bedeutung nicht Bericht, sondern Dichtung sein.

Die eigentümliche Kombination autistischer Enge mit der Freiheit des Triebhaften zeigt sich in der Schrift der Greisin noch bei weitem stärker als in der Jugendschrift. Doch ist das harmonische Wesen, das



Schriftprobe von 1827.

Leuchtende und Anmutige der jungen Karoline dahin. Es ist dafür eine fast starre Art der Willensfestigkeit in den Dingen des Alltags entstanden. Da gibt es keine Sentimentalität. Da vermag sie mit größter Härte, ja Heftigkeit, praktisch-nüchtern das Gewollte zu erzwingen.

Sie ringt mit schweren nervösen Störungen, einer chronischen Gereiztheit, die innere Unklarheit und Zerrissenheit, eine beginnende seelische Formlosigkeit zur Folge haben und uns das Bild eines in Grunde höchst unglücklichen Menschen zeigen, dessen innere Entwicklung seit der Jugend sich langsam, aber sicher auf einer absteigenden Linie bewegte, der nun, als Greisin, nicht mehr aus noch ein wissend, sich selbst und andere

Digitized by Google

täuschen muß. Es ist das Bild eines Menschen, der einen großen, lauten äußeren Erfolg hatte, aber keine menschliche Reife erlebte.
In den Briefen der Rahel zeigen sich einige Andeutungen, die in dieselbe Richtung zu weisen scheinen wie diese Analyse. Doch sind sie sehr allgemein gehalten und darum als Beweis kaum brauchbar. Einer psychologisch wissenderen Geschichtsforschung dürfte es aber doch einst gelingen, das wahre Bild Karolines auszugraben aus dem Schutt der zeitgenössischen und historischen Meinungen.

Christoph Blumhardt[1]

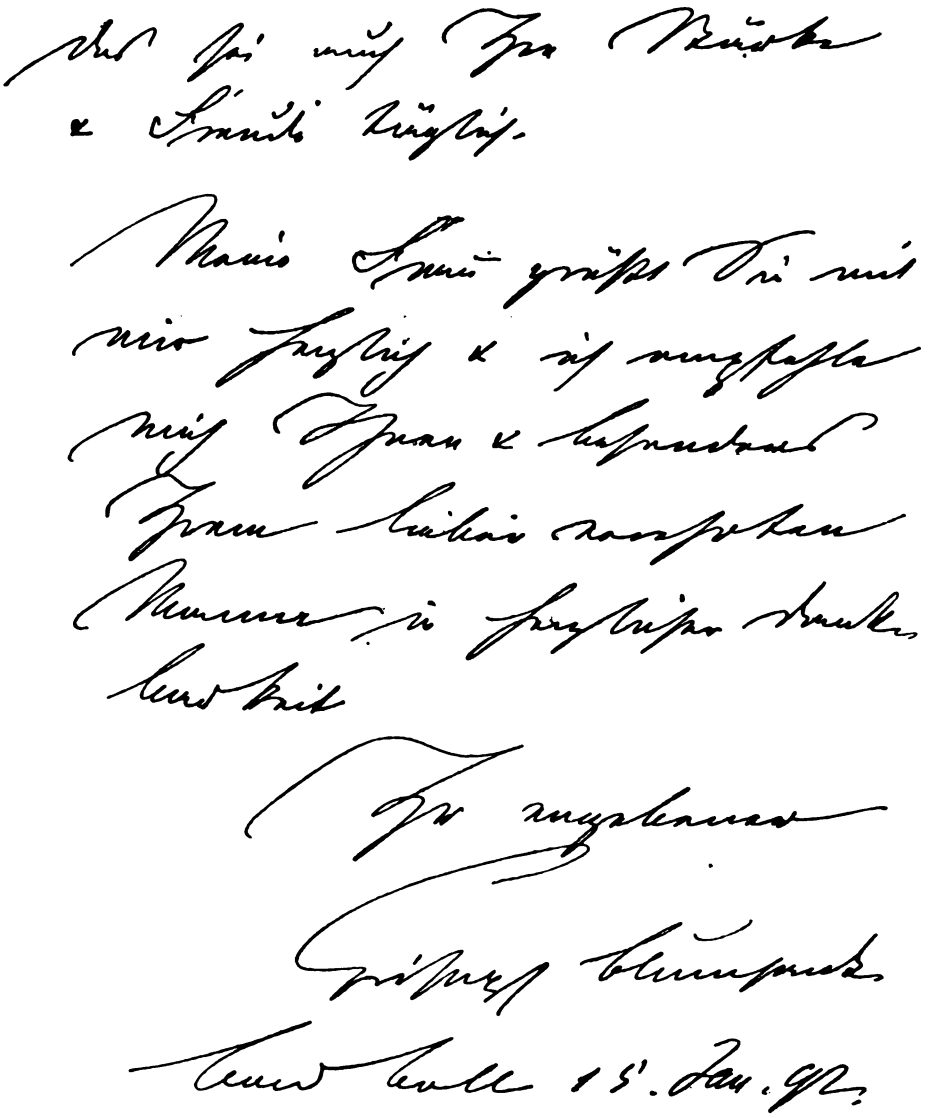
Analyse einer graphologisch „schönen" Handschrift

Schriftuntersuchungen bedeutender historischer Persönlichkeiten bringen dem Graphologen meistens eine Überraschung und führen ihn dann in eine unerquickliche Lage.
Zunächst entdeckt er, daß die psychischen Gegebenheiten und Zusammenhänge des untersuchten Genius wesentlich anders bedingt waren, als die Mitwelt ahnte, er kommt dann häufig zu schwierigen und negativen Resultaten höchst aufschlußreicher und überraschender Natur. Doch bedeutet es dann in eine unerquickliche Lage versetzt sein, wenn man die entdeckten Dinge dann auch so darstellen soll, wie sie charakterologisch gesehen werden müssen, weil solche Sachlichkeit gar zu leicht als unangemessenes negatives Werturteil mißverstanden werden kann.
Darum ist es um so erfreulicher, wenn inmitten der Großen, die in ihrem Tiefsten menschlich so klein waren, die ihre genialen Taten mit ihrem Menschentum finanzierten, ein wahrhaft Großer aufleuchtet, ein Mensch, der ganz Mensch war und der doch sein Menschentum nicht mit dem Verzicht auf höchste Leistung, Leiden und Gefahr erkauft hatte, sondern der wie eine seltene Pflanze gewachsen war bis zu einer seelisch-organischen Einheitlichkeit und Vollendung, wie sie trotz Persönlichkeitskultus und Humanitätsidealen in alter und neuer Zeit nur sehr selten erreicht worden ist.
Es sei hier solch eine seltene Schrift und die Analyse derselben mitgeteilt. Es handelt sich um Christoph Blumhardt, den jüngeren:
Sein Charakter hat einen stark weiblichen Einschlag, er ist seelisch zart, sensibel. In Gesellschaft beherrscht er den Ausdruck in liebenswürdigster und sicherster Weise und ist doch, sobald es darauf ankommt, sich selber durchzusetzen, eine ängstliche Natur, die sich selbst einfach nicht

[1] Zugrunde lag der Untersuchung ein vierseitiger Originalbrief, dessen letzte Seite wir in der Photographie bringen.

Digitized by Google

durchsetzen kann. Grenzenlos ist seine Güte, sein Wille lebhaft, aber niemals rücksichtslos, sein Temperament beweglich. Er pflegt einige spezifisch weibliche Liebhabereien, besonders eine starke Liebe zu Blu-



men, zu stiller häuslicher Gemütlichkeit. Sein Gefühlsleben, seine Phantasie haben einen jungmädchenhaft-überschwänglichen Zug.
Sein scharfer Intellekt, seine zähe Selbstbeherrschung, sein bestimmtes

Digitized by Google

Urteil und sein zäher, geduldiger Fleiß fügen zu diesen Zügen die männliche Note seines Charakters.
Das ist der formale Stoff, aus dem dieser Charakter gebaut ist, die äußerste Fassade des Menschen. Es ist an ihm also nichts Besonderes, nichts erschütternd „Originelles".
Und doch tritt diese Schrift aus dem Rahmen der Schriften selbst der bedeutendsten Geister weit hinaus nicht etwa durch die Höhe ihres „Niveaus" im Klagesschen Sinne, denn die Schrift gehört zu den überaus seltenen Schriften, die aller Klassifizierung spotten. Hier kann nicht mehr vergleichend gewertet werden, weil das Menschliche in einer so ganz geklärten und geläuterten und darum einzigartigen und schlechterdings in ihrem Lebensgehalt in dieser Art nicht bestimmbaren Erscheinung vor uns tritt. Nirgends ist in diesen Zügen auch nur ein Rest dumpfer, unvermenschlichter Triebhaftigkeit zu finden, nirgends ein Schatten der dämonischen Gefährlichkeit, die auf dem Wesensgrunde fast aller Menschen hockt. Nicht, als ob er um jene Abgründe nicht wüßte, aber sein Wesen schwebt ruhig darüber und erhält durch die völlige Vermenschlichung aller Lebenskräfte eine Weite und Vielseitigkeit, die dem triebhaft und sinnlich Gebundenen versagt bleiben muß: so zeigt er äußerste Verhaltenheit und instinktive seelische Verschwiegenheit bei gleichzeitiger unbedingter Wahrhaftigkeit, geduldiges Gleichmaß bei sensibelster Erschütterbarkeit; strenge Selbstbeherrschung bei gleichzeitiger unbegrenzter Freiheit des Sichgebens; immensen harten Fleiß bei fast weiblicher Grazie im Balancieren der gewaltigen Arbeitslast; leidenschaftliche Gefühlsglut bei bündigem Ausschluß aller Sentimentalität und Gefühlsschwelgerei; biegsamen genialen Humor bei gelegentlicher schneidiger Schärfe; strenge Lebensdisziplin bei froher Spielbereitschaft; völlige Gleichgültigkeit gegen das eigene Selbst bei starkem nüchternen Wissen um die eigene Bedeutung; unbekümmertes, stets gebendes, seelisches Verströmen bei intensivster Lebenskonzentration.
Sein Charakter zeigt die äußerste Weite, deren er seiner Struktur nach fähig ist.
Im Lichte dieser völligen Menschlichkeit und Lauterkeit scheint er klar, einfach, durchsichtig. Doch hat man die Schrift soweit erfaßt, so wird sie plötzlich gewissermaßen transparent, und hindurch scheint riesenhaft ein unfaßliches anderes Wesen. Es steht maß- und grenzenlos hinter diesem Menschen, ohne festen Umriß und Gestalt und doch den Raum ganz füllend, als ein ungeheurer heischender Geist — vielleicht der Geist seines Vaters, des berühmten „Vater Blumhardt" — mit dem der Mensch des Vordergrundes sich teils, in ihm verschwindend, identifiziert, teils sich von ihm bewußt absondert.
Von diesem unfaßbaren Wesen, das allezeit hinter ihm steht, scheint auf

Digitized by Google

den Schreiber eine ungeheure Kraft auszugehen. Diese übertragene Kraft ist es, die letztlich sein Wesen bestimmt und dem ganzen Wesen etwas Übermenschliches, Unvergleichliches, Absolutes verleiht, so daß diese Schrift wie der Ausdruck eines Wesens aus einer höheren Sphäre vor uns steht.

Sören Kierkegaards Psychologie der Verzweiflung

Von Dr. Gerda Walther (München)

Der dänische Philosoph Sören Kierkegaard († 1855) ist in weiteren Kreisen wenig bekannt, allenfalls weiß man von ihm, daß er einen erbitterten Kampf gegen allen Schein im offiziellen Christentum seiner Zeit führte. Daß aber Kierkegaard einer der geistreichsten Schriftsteller, der scharfsinnigsten Dialektiker und der tiefschürfendsten Psychologen des vorigen Jahrhunderts war, der als Aufdecker seelischer Hinter- und Untergründe mit Nietzsche verglichen werden kann — das wissen wohl die wenigsten. Nur daß ihm diese Fähigkeiten dazu dienten, immer wieder die Erlösungsbedürftigkeit des Menschen durch das Christentum, die Notwendigkeit seiner Unterwerfung unter das Göttliche hervorzuheben, während Nietzsche umgekehrt mit ähnlichem psychologischen Scharfsinn das Christentum als Hindernis aller freien Entfaltung des ursprünglichen Lebens und der von ihm erfüllten Persönlichkeit bekämpfte. Doch wie man Nietzsches psychologische Tiefblicke bewundern und verwerten kann, ohne seinen Kampf gegen das Christentum mitzumachen, so kann man auch umgekehrt Kierkegaards meisterhaften psychologischen Analysen nachgehen und sie sich aneignen, ohne deshalb sich zu seiner Religionsphilosophie zu bekennen, wenn dies auch schwerlich in seinem Sinn wäre.

Ein Meisterstück solcher psychologischer Analysen ist Kierkegaards kleine, außerhalb der Fachkreise sehr wenig bekannte Schrift „Die Krankheit zum Tode", die — natürlich mit christlich-religiösen Hintergründen — eine psychologisch äußerst wertvolle Analyse der Verzweiflung enthält, die allerdings erst aus Kierkegaards an Hegelscher Dialektik geschultem Stil herausgelöst werden muß. Dann aber gehört sie wohl zu dem besten und tiefsten, was je über die Verzweiflung gesagt oder geschrieben wurde. Es lohnt sich, sie näher kennenzulernen.

Kierkegaards Begriff der Verzweiflung kann freilich nur verständlich werden, wenn man sich seine Auffassung von der metaphysisch-religiösen Wesensart und Bestimmung des Menschen vergegenwärtigt, das zeigt sich schon darin, daß Kierkegaard am Schluß seiner Untersuchung in der Verzweiflung die Sünde an sich sieht.

Digitized by Google

Der Mensch ist nach Kierkegaard ein geistiges, d. h. ein seiner selbst bewußtes, mit freier Selbstbestimmung ausgestattetes Wesen. Er hat von Gott einen ewigen Wesenskern, ein ewiges „Grundwesen" erhalten, das jedem Menschen individuell zukommt, jeden zu einem ganz bestimmten, von allen anderen unterschiedenen metaphysischen Wesen macht. Mit diesem ewigen Grundwesen hat Gott jeden einzelnen Menschen in die äußere, alltägliche, empirische Welt, in die Endlichkeit hineingestellt, ihm ein äußeres vergängliches Sein, ein empirisches Selbst dazu gegeben. Und über diesem ewigen Grundwesen einerseits und dem äußeren, empirischen Sein andererseits steht beim Menschen nun noch sein sich selbst erkennendes und bestimmendes, sein frei wollendes und handelndes Ich, — Kierkegaard nennt es das Verhältnis zu dem Verhältnis, das der Mensch ist. Dieses Ich ist frei, d. h. es kann sich in einer bestimmten Situation so oder so entscheiden, sich so oder so bestimmen, konkretisieren, entfalten. Trotz dieser Freiheit hat aber das Ich sich weder sein äußeres, empirisches Sein, noch sein ewiges Grundwesen selbst gegeben — beides hat es vielmehr von Gott erhalten und dadurch hat Gott ihm die Aufgabe gestellt, dieses ewige Grundwesen seinem äußeren, empirischen Sein einzuprägen, es in ihm zu verwirklichen. Aber das Ich ist frei, es kann auch anders, es ist nicht automatisch gezwungen, sein ewiges Wesen zu verwirklichen, sondern Gott hat es ihm als Aufgabe gestellt, dies zu tun. Und deshalb ist der Mensch Gott unentrinnbar verantwortlich für dieses ewige Wesen, und für die Art und den Umfang der Verwirklichung dieses ewigen Wesens in seinem empirischen Sein. Hierin liegt die Möglichkeit zur Verzweiflung, denn die Verzweiflung ist im Grunde nichts anderes, als das Versagen des Menschen bei dieser Aufgabe. So furchtbar also die Verzweiflung selbst, das Versagen des Menschen bei dieser Aufgabe ist, so ist darum doch die Möglichkeit zur Verzweiflung, die Fähigkeit zum Verzweifeln, eines der höchsten Güter des Menschen; das, was ihn vor allem vom Tier unterscheidet. Denn das Tier hat kein freies Ich, es wird ganz von selbst und ohne Verantwortung, was in ihm angelegt ist, es könnte also auch nicht etwas anderes als es selbst werden durch einen Mißbrauch seiner Selbstbestimmungsfreiheit, somit kann es also auch nicht verzweifeln. Der Mensch dagegen muß sich, d. h. sein ewiges Wesen, erst selbst wählen und entfalten, um zu werden, was er ist, d. h. um in der Endlichkeit *das* zu sein, sich zu *dem* zu entfalten, was er seinem ewigen Wesen nach, gleichsam *potentiell*, schon ist. Deshalb ist die *Fähigkeit* zur Verzweiflung das höchste Gut des Menschen.

Das Furchtbarste, was einem Menschen geschehen kann, aber ist es, wenn die Möglichkeit zum Verzweifeln Wirklichkeit wird, denn die Verzweiflung ist die Krankheit zum Tode, d. h. nicht eine Krankheit, die,

Digitized by Google

wie leibliche Krankheiten, mit dem Tode endigt, sondern ein unaufhörliches Sterben im Geiste. Das Ende durch den Tod des Leibes wäre nicht so schlimm, denn für den Christen ist ja der leibliche Tod die Pforte zum ewigen Leben, er erlöst den Menschen von seinen leiblichen Krankheiten, eine Krankheit des Leibes, die mit dem Tode endigt, ist also für den Christen nichts gar so schreckliches. Die Verzweiflung aber ist keine leibliche Krankheit, sondern eine geistige Krankheit, drum hört sie auch nicht mit dem leiblichen Tod auf, sondern sie ist ein ständiges, geistiges Sterben, das, wie der Geist selbst, ewig dauert, wenn nicht durch den Glauben und die Erlösung die Verzweiflung selbst aufgehoben wird. Denn ein verzweifelter Mensch ist, religiös gesprochen, eben der Mensch, der nicht sein ewiges Wesen gewählt hat, um es auf Grund seiner Selbsterkenntnis und seiner freien Selbstbestimmung in voller Verantwortung vor Gott in der Endlichkeit zu verwirklichen. Ein solcher Mensch aber ist schlimmer als nichts, er drückt sich um seine göttliche Bestimmung, indem er etwas anderes verwirklicht als das, was ihm Gott zur Verwirklichung übergeben hat, oder indem er sich davor drückt, überhaupt etwas zu verwirklichen, wie dies etwa der Mensch auf dem von Kierkegaard so genannten „ästhetischen" Stadium tut. Da er aber nicht verwirklicht, was ihm Gott gegeben hat, wird Gott ihn auch nicht kennen, wenn einst die große Abrechnung kommt, oder, noch schlimmer, er kennt ihn als den, der seiner Aufgabe nicht entsprochen hat.

Je nach der geistigen Entwicklungsstufe, auf der ein Mensch steht, gibt es nun verschiedene Arten und auch Vorstufen der Verzweiflung; je nach dem Gesichtspunkt, von dem aus man sie betrachtet, findet man für sie verschiedene Einteilungsgesichtspunkte, die sich teils decken, in der Sache, wenn auch nicht im Begriff, teils kreuzen. Verhältnismäßig äußerliche, formale Einteilungsgesichtspunkte gehen davon aus, ob ein Mensch verzweifelt ist aus Mangel an Endlichkeit einerseits, an Unendlichkeit andererseits, oder aus Mangel an Notwendigkeit einerseits, aus Mangel an Möglichkeit andererseits. Ein anderer wesentlicherer Einteilungsgesichtspunkt liegt darin, wie weit der Verzweifelte sich seiner Verzweiflung und ihrer Art bewußt ist. Die wesentlichste Wendung in der Art der Verzweiflung liegt aber darin, inwieweit der Verzweifelnde sich dessen bewußt ist, daß er vor Gott verantwortlich ist. Aber auch abgesehen davon gibt es noch viele Arten der Verzweiflung. Ein Mensch kann sein Grundwesen aus allen möglichen Gründen nicht verwirklichen, wie wir noch sehen werden. Vielleicht weiß er gar nicht, daß er eines hat, wie in der sogenannten Verzweiflung der Unmittelbarkeit, oder er weiß es zwar, daß er ein Grundwesen hat, aber er weiß nicht, daß er es von Gott hat, daß Gott ihm die Aufgabe gestellt hat, dieses Wesen zu verwirklichen, daß Gott darauf achtet, inwiefern er dieser Aufgabe gerecht

Digitized by Google

wird. Verwirklicht aber ein Mensch im vollen Bewußtsein dieser Verantwortung sein ewiges Grundwesen nicht, so ist er nicht nur verzweifelt, sondern s ü n d i g, denn hierdurch wird die Verzweiflung zur Sünde. Dies ist aber nach Kierkegaard erst im Christentum möglich, denn die Heiden wußten ja nicht, daß sie ihr Grundwesen von Gott haben und ihm dafür verantwortlich sind, deshalb konnten sie z. B. auch den Selbstmord als Ausweg aus der Verzweiflung unter Umständen billigen, da ja mit dem Tode die Verantwortung vor dem Leben und den anderen Menschen aufhört, für den Christen dagegen ist gerade der Selbstmord eine der größten Sünden, weil der Mensch durch ihn sich ein für allemal unwiderruflich der Aufgabe entzieht, die ihm Gott gestellt hat.

Wir wollen nun die einzelnen Arten und Stufen der Verzweiflung, wie sie Kierkegaard schildert, nacheinander betrachten.

Um sich selbst verwirklichen zu können, müssen dem Menschen zunächst gewisse rein äußere, sozusagen formale, Bedingungen gegeben sein. Er soll in der konkreten Welt sich entfalten, er muß also irgendwie in ihr und ihren Bedingtheiten und Begrenztheiten im Endlichen Wurzel fassen. Andererseits aber darf er nicht ganz untergehen in diesem Endlichen, Irdischen, da er ja nicht ein endliches, sondern ein ewiges Wesen verwirklichen soll, er darf also über der Endlichkeit auch wieder nicht die U n e n d l i c h k e i t vergessen. Ebenso muß er zu zwei weiteren formalen Kategorien ein Verhältnis haben, um seiner Aufgabe gerecht zu werden, nämlich zur Notwendigkeit und zur Möglichkeit. Die konkret gegebene, zunächst einfach hinzunehmende reale Welt, in die der Mensch hineingestellt worden ist, gibt ihm eine gewisse N o t w e n d i g k e i t, gewisse Bedingungen, um die er nicht herumkommen kann, wenn er sich in dieser Welt entfalten will. Ebenso ist er notwendig begrenzt in seiner Entfaltung, weil ihm ein ganz bestimmtes Wesen, nicht eine abstrakte Leerform zur Realisierung übertragen wurde. Andererseits aber ist der Mensch aber ein werdendes, sich entfaltendes, nicht ein ein für allemal abgeschlossenes, von Anfang an fertiges Wesen, er bedarf also auch einer gewissen M ö g l i c h k e i t, einem gewissen Spielraum zur Entfaltung. Außerdem hat er sein Wesen ja von Gott erhalten, der allem endlichen, kausal notwendigen Sein unendlich überlegen ist, es jederzeit durchbrechen kann; also auch auf diese Möglichkeit muß der Mensch sich stützen, um zu werden, was er werden soll. Dadurch kommt Kierkegaard zur Unterscheidung von zwei rein formalen Verzweiflungspaaren: der Verzweiflung aus Mangel an Endlichkeit resp. Unendlichkeit, und der Verzweiflung aus Mangel an Notwendigkeit resp. Möglichkeit.

Der Mensch, dem es an E n d l i c h k e i t fehlt, verliert sich in irreale, phantastische Schwärmereien. Er berauscht sich an großen Plänen und Vorsätzen, hat aber nicht die Kraft, die einzelnen kleinen Schritte wirk-

Digitized by Google

lich auszuführen, die zu ihrer Verwirklichung führen würden. Und wenn er ein Verhältnis zu Gott hat, verliert er die Endlichkeit, die Welt, unter den Füßen; — er schwingt sich auf zu Gott und ertrinkt gleichsam in dessen Unendlichkeit und überirdischen Allheit, so daß er nicht mehr zurückfindet zu seinem besonderen, beschränkten Grundwesen. Er kehrt gleichsam in den ungeborenen Zustand seines Seins zurück, noch ehe er sein Wesen in der Welt richtig geboren und entfaltet hat. Gerade umgekehrt ergeht es dem Menschen, der keine Unendlichkeit hat. Er klebt krampfhaft fest am Einzelnen, Besonderen, Konkreten, ist borniert und eng und läßt sich nur von außen, von dem, was in der Welt üblich ist, bestimmen. Er hat nicht die geringste Fähigkeit, sich zu einem höheren Standpunkt über das Alltägliche zu erheben, kann sich nicht denken, daß etwas anders sein könnte, als es gerade ist, und macht es deshalb genau so, wie es die anderen Menschen vor ihm und die Menschen seiner Umgebung auch machten und machen. Er sinkt dadurch schließlich zu einer bloßen Nummer herab. Vergaß der Mensch, dem es an Endlichkeit fehlt, gewissermaßen sein empirisches Sein über seinem ewigen Wesen und der allumfassenden Unendlichkeit Gottes, so vergißt der Mensch, dem es an Unendlichkeit fehlt, gewissermaßen sein ewiges Wesen über all den kleinen, konkreten Einzelheiten des Alltags, falls er überhaupt je gewußt hat, daß er im Besitze eines ewigen Wesens ist. Es mag ihm auf Erden hier recht gut ergehen, aber sein ewiges Wesen ist vollständig versunken und vergessen.

Eng verwandt hiermit sind die Formen der Verzweiflung, die sich ergeben aus dem Mangel an Notwendigkeit einerseits, dem Mangel an Möglichkeit andererseits. „Notwendig ist etwas, soweit es ist, möglich, soweit es werden soll", sagt Kierkegaard. Der, dem es an Notwendigkeit fehlt, verliert sich selbst, ähnlich wie der, dem es an Endlichkeit fehlt. Er sieht alle seine Möglichkeiten und Fähigkeiten, und da er keine einzige davon verwirklicht, sondern sich immer nur an seinen Möglichkeiten berauscht, legt er sich nie auf ein bestimmtes Sein fest, das es für ihn notwendig machen würde, in einer einmal eingeschlagenen Bahn zu verharren. Je länger er lebt, desto mehr verliert er sich in Möglichkeiten, bis ihm schließlich jeglicher Maßstab für das Wirkliche verlorengeht und er alles und jedes immer noch für möglich hält, obwohl der größte Teil seines Lebens eigentlich schon verronnen ist. Über all den Möglichkeiten in seinem empirischen Sein vergißt er ganz sein eindeutig bestimmtes ewiges Sein. Diese allzu große Möglichkeit kann dabei entweder ein phantastisches Sich-verlieren in allerlei Hoffnungen bedeuten, oder sie ist eine Art Schwermut, die sich ständig mit etwaigen düsteren Möglichkeiten und Gefahren quält, wie man dies z. B. bei den Phobien und schließlich der Phobophobie mancher Hysteriker findet.

Digitized by Google

Der Mangel an Möglichkeit dagegen beruht gerade darauf, daß der Mensch sich mit vollster Schwere für das einsetzt, was er einmal getan und übernommen hat, daß es für ihn kein Zurück, kein Ungeschehenmachen mehr gibt, so daß er nun nie mehr wegkommt von dem, was hinter ihm liegt, von den offenbar notwendigen Konsequenzen seines früheren Verhaltens. Denn er denkt nicht an Gott und daran, daß für Gott und vor Gott alles möglich ist, auch das, was nach menschlichem Ermessen schlechthin unmöglich scheint, er wird deshalb erdrückt von der starren Schwere des Notwendigen. Der Gläubige dagegen stellt es ganz Gott anheim, wie und ob ihm geholfen werden soll, er glaubt, daß für Gott alles möglich ist, und deshalb verzweifelt er nicht. Diese Art der Verzweiflung hat zwei Formenpaare. Zunächst die des Determinismus und des Fatalismus. Für den Deterministen gibt es keine Rettung, denn er muß ja an der Möglichkeit verzweifeln, nachdem alles ein für allemal bestimmt ist und ja auch Gott seiner Auffassung nach an das einmal Festgesetzte und Vorherbestimmte gebunden ist. So kann der Determinist sich auch Gott nur stumm unterwerfen, nicht aber eine Errettung von ihm erbitten oder erhoffen. Die andere Form dieser Verzweiflungsart ist die Spießbürgerlichkeit. Sie kommt nicht einmal dazu, wie der Determinismus, an der Möglichkeit zu verzweifeln, sondern sie sieht die Möglichkeit überhaupt gar nicht, weil sie im ewigen Einerlei des Alltäglichen und Althergebrachten vollständig untergegangen ist. Ja, sie tut sich sogar etwas darauf zugute, daß sie vermeintlich weiß, daß alles immer so war, wie es ist und deshalb auch immer so sein wird.

Nach diesen gleichsam formalen Gesichtspunkten zur Unterscheidung der verschiedenen Arten der Verzweiflung kommt Kierkegaard zu einem anderen, gleichsam materialen und wesentlicheren Gesichtspunkt für diese Unterscheidungen. Die Verzweiflung ist ja eine *geistige* Krankheit, eine Krankheit des seiner selbst bewußten und mit Hilfe dieses Selbstbewußtseins frei handelnden und sich entfaltenden Ichs. Besonders wichtig für die Arten der Verzweiflung muß deshalb der Grad des Selbstbewußtseins auf Seiten des Ichs sein. Unter Selbstbewußtsein kann man hier allerdings verschiedenes verstehen. Das Selbst, um das es sich handelt, kann einerseits der Mensch als Ganzes sein, das Ich, das Grundwesen und sein empirisches Sein auf seiner gerade vorliegenden Entwicklungsstufe zusammengenommen, es kann aber auch nur eines von diesen dreien oder ihr Verhältnis zueinander sein. Ist das Selbst, von dessen Bewußtsein die Rede ist, das Ich („Ichzentrum" im Sinne Klages' und Pfänders) selbst, so handelt es sich bei seinem Selbstbewußtsein vor allem darum, daß es um sich selbst als frei handelndes Wesen weiß, dem es möglich ist, willentlich sich zu entscheiden und etwas aus sich zu machen. Bezieht sich das Bewußtsein dagegen auf den empirisch vor-

Digitized by Google

liegenden Menschen, mit seinen verschiedenen Fähigkeiten, Anlagen, Vorzügen und Fehlern, einer gewissen Vergangenheit, gewissen Hoffnungen und Zielen für die Zukunft usw., so ist das empirische Sein der Gegenstand des Selbstbewußtseins. Andererseits kann aber auch das Grundwesen, die ewige Idee dieses Menschen, sein „besseres Selbst", seine „Seele", oder wie man es nun nennen will, der Gegenstand des Selbstbewußtseins sein, und zwar zunächst diese Idee, dieses bessere Selbst für sich genommen, als das, was der Mensch werden soll, dann aber dieses bessere Selbst als etwas von Gott dem Menschen gegebenes und aufgegebenes. Schließlich kann aber auch das Selbstbewußtsein sich auf die Gesamtheit dieser verschiedenen Seiten des menschlichen Wesens und ihr Verhältnis zueinander richten. Dann wird das ewige Grundwesen als Maß und Ziel des empirischen Seins erfaßt, das durch die frei wollende Tätigkeit des Ichs zu dem werden soll, was es seinem Grundwesen nach schon ist.

Auf der sogenannten Stufe der „Unmittelbarkeit" hat das Ich überhaupt kein reflexives Bewußtsein seiner selbst, es weiß auch weder von seinem empirischen noch von seinem ewigen Wesen, noch von Gott etwas, sondern lebt in ganz naiver Hingebung an seine innere und äußere Umwelt in völliger Veräußerlichung dahin. Es ist hier eigentlich noch viel zu geistlos, um überhaupt verzweifeln zu können, es kann daher auch nur in indirektem Sinn hier von Verzweiflung die Rede sein, die Verzweiflung ist hier streng genommen nie ein Akt, eine geistige Handlung, denn diese müßte ja vom Ich vollzogen werden, sondern sie ist dieser Zustand der Veräußerlichung. Trotzdem kann es hier zu sogenannten Verzweiflungen, zu Verzweiflungsausbrüchen kommen, in denen der Mensch über irgendein bestimmtes äußeres Ereignis, irgend etwas Irdisches, verzweifelt, wie etwa über den Verlust seines Vermögens, eines geliebten Menschen oder dergleichen. Aber nach Kierkegaard ist es ein Irrtum, wenn der Mensch meint, diese äußeren Zufälle seien der wahre Grund seiner Verzweiflung, dieser ist vielmehr seine Veräußerlichung, die ihn dazu geführt hat, sich so sehr an etwas Äußeres zu hängen, daß er über dessen Verlust verzweifeln kann. So ein Verzweifelter wird sich nun entweder beruhigen, einen Ersatz finden, und dann wieder in die frühere Unmittelbarkeit, seinen unbewußt verzweifelten Zustand zurückfallen, oder er geht in der Reflexion weiter und kommt zu einer höheren Form der Verzweiflung. Vielleicht wünschte er in seiner Verzweiflung, ein anderer zu sein, als er ist, nicht er selbst zu sein, obwohl er ja noch gar kein Selbst im höheren Sinne hat, sondern sein Selbst mit dem identifiziert, was ihm zustieß und deshalb eine Art Mensch zu sein wünscht, der über so etwas gar nicht verzweifeln könnte. Jede Verzweiflung beruht nämlich nach Kierkegaard darauf, daß man

Digitized by Google

entweder verzweifelt nicht sein will, was man ist, also auf Schwachheit, oder darauf, daß man verzweifelt sein will, was man ist, also auf Trotz. Dieses „Sein, was man ist" kann bald das empirische Sein, bald das ewige Sein darstellen. Im obigen Fall kann es sowohl das eine als das andere bedeuten, oder bald das eine, bald das andere. So ist es etwa nach Kierkegaard die Wesensbestimmung der Frau, sich dem Manne hinzugeben. Verliert sie nun ihren Geliebten aus irgendeinem Grund und verzweifelt darüber, und will sie verzweifelt nicht sein, was sie ist, nämlich ein Wesen, das sich überhaupt oder aber einem bestimmten Menschen hingibt, so kann sie an ihrem ewigen Wesen als Frau verzweifeln, oder an ihrem empirischen Sein, das sich gerade diesem bestimmten Mann hingab, oder aber an beiden. Sie will hier in beiden Fällen verzweifelt nicht sein, was sie ist. Dies ist gleichsam die weibliche Form der Verzweiflung, die Verzweiflung aus Schwachheit. Ihr steht gegenüber die Verzweiflung aus Trotz, die männliche Form der Verzweiflung, in der man verzweifelt sein will, was man ist. Auch sie bezieht sich bald auf das ewige Wesen, bald auf das empirische Sein des Menschen, bald auf beide. Der Mensch versteift sich bei dieser Form der Verzweiflung um jeden Preis auf sein Sein, mit allen Fehlern will er sein empirisches Sein, mit allen Gefahren sein ewiges Wesen auf sich nehmen, dann aber ohne, gegen oder trotz Gott. Diese beiden Formen der Verzweiflung aus Schwachheit und aus Trotz sind auf den folgenden Stufen der Bewußtwerdung der Verzweiflung immer im Auge zu behalten.

Der Mensch kann nun weiter gehen in der reflexiven Selbsterfassung, dann verzweifelt er nicht mehr über einen bestimmten Schicksalsschlag, sondern darüber, daß er ein Mensch ist, dem das Irdische soviel bedeutet, daß er darüber verzweifeln kann. Hier verzweifelt er also bewußt über sich selbst als empirische Person, seine Verzweiflung ist nicht mehr, wie vorhin, nur ein Symptom für seinen dauernd verzweifelten, geistlos veräußerlichten Zustand. Er weiß hier auch schon, daß er nicht ein anderer sein kann, als er ist, aber er hat doch nicht den Mut, sein ewiges Sein auf sich zu nehmen und es trotz der Außenwelt, vielleicht sogar gegen sie, durchzusetzen. Er stürzt sich daher vielleicht in verzweifelter Selbstflucht in Zerstreuungen, oder in eine Arbeit, oder was es sonst sei. Kierkegaard sagt hier: „... Die ganze Frage nach dem Selbst im tieferen Sinn wird wie eine blinde Türe im Hintergrunde seiner Seele, hinter der nichts ist... Mit dem bißchen Reflexion, das er hat, geht er sehr vorsichtig um; er fürchtet, es könne wieder heraufkommen, was im Hintergrund ist." Vielleicht aber verzweifelt der Mensch auch über seine Schwachheit, indem er an dem Ewigen verzweifelt. Kierkegaard legt hier großen Wert auf die Unterscheidung

Digitized by Google

zwischen der Bestimmung über etwas verzweifeln und an etwas verzweifeln. Ein Mensch, der über etwas Irdisches, sei es ein bestimmter Schicksalsschlag oder sein eigenes empirisches Sein oder was sonst, verzweifelt, verzweifelt dadurch zugleich indirekt an dem Ewigen, an seinem ihm von Gott gegebenen ewigen Grundwesen, wie auch an Gott selbst. Denn indem er das Irdische so hoch einschätzt, daß er darüber verzweifeln kann, zeigt er ja doch eben, daß er nicht an die alles überwindende Kraft seines ewigen Grundwesens und seiner Bestimmung vor Gott glaubt und daran, daß Gott ihm helfen kann und wird, wenn er zu schwach ist, die ihm von Gott gestellte Aufgabe allein zu lösen, trotzdem er sich vielleicht mit seinem besten Wissen und Gewissen darum bemüht hat. Er will nicht sein ewiges Sein zur Verwirklichung übernehmen, weil er am Ewigen verzweifelt, er will aber auch nicht sein empirisches Sein mit all seinen Schwächen und Fehlern auf sich nehmen und sich vor Gott darunter demütigen, weil er an der Hilfe Gottes verzweifelt, und vielleicht auch weil er zu stolz ist, um sich einzugestehen, daß er wirklich so schwach und unfähig ist. Er liebt und wertet vielleicht sein höheres Sein, nimmt es aber nicht auf sich, weil er über seine Schwachheit verzweifelt. So grübelt er beständig über den Wert seines höheren Seins und seine Unfähigkeit, es zu verwirklichen, und verkriecht sich damit in sein innerstes Inneres. Diese Form der Verzweiflung ist Verschlossenheit, sie ist eine der gefährlichsten Formen. Auf höheren Stufen, und wenn der Mensch in der Verschlossenheit verzweifelt er selbst sein will, steigert sich diese Art der Verzweiflung zum Dämonischen und schließlich zum Satanischen.

Geht das Ich über die Verzweiflung am Ewigen noch hinaus, so schlägt seine Verzweiflung um in die Verzweiflung vermöge des Ewigen, und nun will es im Trotz gegen Gott es selbst sein. Es weiß hier, daß ihm die Außenwelt nichts anhaben kann, und daß es als geistiges, gottgeschaffenes Wesen ewig ist, aber es will den Sinn seines ewigen Wesens nicht von Gott annehmen, sondern dieses sein Wesen sich selbst geben, es gleichsam selbst schöpfen, statt es von Gott zu empfangen und dann in freier Wahl zu übernehmen. Aber dabei kann es doch über sein Sein, wie es nun einmal ist, nicht hinausgehen, es kann nur mit den Anlagen, Fähigkeiten usw., die es nun einmal hat, sich entfalten und in der Wirklichkeit auszeugen, und wenn es sie nicht im Sinne seines ewigen, gottgegebenen Wesens entfalten will, dann kann es eben nur damit herumexperimentieren, indem es in vollständiger Willkür bald diesen, bald jenen Menschen aus sich zu machen versucht. So verhält sich das Ich hier nach Kierkegaard, wenn es handelnd auftritt. Ist es dagegen leidend, so entdeckt es vielleicht irgendeinen Fehler in seiner empirischen Ausstattung oder sonst einen Grundschaden. Statt

Digitized by Google

nun zu versuchen, diesen Mangel zu beseitigen im Vertrauen auf die Hilfe Gottes, verbohrt es sich in seinen Fehler, klammert sich krampfhaft daran, um so einen ewigen Vorwurf gegen das Schicksal oder noch schlimmer, gegen Gott darzustellen, weil er ihm nicht geholfen hat oder weil er es so geschaffen hat. Hier wird die Verzweiflung dämonisch. Und auch wenn Gott das Ich nun befreien wollte, so würde es diese Hilfe doch nicht mehr annehmen wollen, weil es sich ja nun eben darauf versteift hat, verzweifelt sein zu wollen, was es ist. Hier ist die Verschlossenheit umgeschlagen in den offenen Trotz gegen Gott. Statt sich helfen zu lassen, sagt Kierkegaard, „will so ein Mensch lieber gegen alles rasen, der sein, welchem von der ganzen Welt, von dem Dasein Unrecht geschehen ist, und es ist ihm von Wichtigkeit, seine Qual zur Hand zu haben, daß keiner sie von ihm nimmt — denn sonst kann er ja nicht andern beweisen und sich selbst überzeugen, daß er Recht habe... Er will in Haß gegen das Dasein sich selbst behaupten und sein, was er ist, nicht in Trotz, oder trotzig, sondern aus Trotz; er will auch sein Sein nicht von Gott losreißen, sondern zum Trotz sich ihm aufdrängen..."

Indem aber nun der Verzweifelte sich in seiner Verzweiflung bewußt auf Gott bezieht, ist seine Verzweiflung nicht nur gewöhnliche Verzweiflung, sondern Sünde, so wird also nach Kierkegaard die Verzweiflung recht eigentlich zum Wesensmoment der Sünde. Denn die Sünde ist nach Kierkegaard: „vor Gott oder mit der Vorstellung von Gott verzweifelterweise nicht sein wollen, was man ist, oder so bleiben wollen, wie man ist". Den Übergang zwischen Verzweiflung und Sünde bildet dabei eine interessante Zwischenstufe, wo der Mensch sich in eine ihr Wesen verwirklichende Persönlichkeit hineindichtet, ohne es zu sein. Er ist sich dabei vollauf seiner Verantwortung vor Gott bewußt, ist aber doch nicht wirklich ernsthaft bestrebt, sein Wesen in der Welt zu entfalten. So ein Mensch spielt Gott die Verwirklichung seines Wesens vor, statt sie tatsächlich auszuführen. Er schildert sein besseres Selbst und wie er sein müßte vielleicht in Kunstwerken, aber er hat doch nicht die Kraft, wirklich ernst zu machen mit der tatsächlichen Verwirklichung seines Wesens.

Da nun Sünde so als Verzweiflung vor Gott definiert wird, kann der natürliche Mensch und der Heide, wie schon angedeutet, nach Kierkegaard nicht sündigen, sondern nur verzweifeln, weil seiner Meinung nach erst durch den alten Bund im alten Testament, vor allem aber durch das Christentum, der Mensch erfuhr, daß er sein Grundwesen von Gott erhalten habe und deshalb Gott verantwortlich sei für seine Verwirklichung, und zwar hat jeder einzelne individuelle Mensch nach Kierkegaard sein ureigenstes Grundwesen von Gott erhalten und ist ihm dafür verantwortlich. „Das Christentum lehrt," sagt Kierkegaard, „daß die-

Digitized by Google

ser einzelne Mensch und so jeder einzelne Mensch, was er auch sein mag, Mann, Frau, Dienstmädchen, Minister, Kaufmann, Barbier, Student, daß dieser einzelne Mensch vor Gott da ist — dieser einzelne Mensch, der vielleicht stolz darauf sein würde, wenn er nur einmal in seinem Leben mit dem König reden dürfte, dieser einzelne Mensch, der sich nicht wenig darauf einbildet, daß er auf vertrautem Fuße mit dem und jenem steht." Daß er so vor Gott da ist, konnte der Mensch niemals von sich selbst aus wissen, meint Kierkegaard, es mußte ihm offenbart werden. Diese Offenbarung ist aber nach Kierkegaard dem Menschen durch die Gestalt Christi zuteil geworden. Denn Christus hat die Menschen gelehrt, daß sie, daß jeder einzelne von ihnen, vor Gott da ist. Aber nicht genug damit hat er auch in seiner eigenen Person die denkbar innigste Wesensverbindung des menschlichen mit dem göttlichen Wesen dargestellt und verwirklicht, vor allem aber hat Christus auch noch den anderen Menschen die Möglichkeit gegeben, ebenso wie er selbst, wenn auch nicht auf gleich substantielle Weise, von Gott zu sich genommen, erlöst und mit Gott vereinigt zu werden, indem er alle die Schwächen und Fehler, die die anderen Menschen, die nicht so hoch stehen wie er selbst, daran hindern konnten, in ein ähnliches Verhältnis zu Gott zu treten wie er selbst, durch seinen erlösenden Sühnetod dazu befähigte. Die Verzweiflung vor Christus, die Verzweiflung nach der Offenbarung Gottes, die gerade Christus den Menschen übermittelte, ist also nach Kierkegaard noch schlimmer, als die bloße Verzweiflung vor Gott, ehe der Mensch sich auch auf Christus und seine Lehre beziehen konnte.

Die Verzweiflung nimmt auf dieser Stufe die Form an, daß der Mensch an der Vergebung der Sünden verzweifelt, also an der Möglichkeit, das ihm aufgegebene Grundwesen zu verwirklichen und sich dann mit Gott zu vereinigen. Das aber ist nach Kierkegaard der höchste Trotz gegen Gott. Auf den unteren Stufen dieser Form der Verzweiflung sagt der Mensch allerdings: „ich vergebe es mir niemals" und die anderen Menschen sind gerührt über diesen tiefen Menschen, der seine Sünden so schwer nimmt. „Er vergibt sich niemals," sagt Kierkegaard, — „aber wenn nun Gott ihm vergeben wollte, so könnte er ja doch gerne die Güte haben, sich selbst zu vergeben." Im Grunde ist eine solche Haltung nur versteckter Stolz, der Mensch ist in seinem Stolz beleidigt, daß er so sündigen konnte, oder daß er, nachdem er eine Sünde eine Zeitlang überwunden hatte, wieder in sie zurückgefallen ist — und was ihn schmerzt, ist weniger, daß er vor Gott gesündigt hat, als daß er nun seine hohe Meinung von sich selbst nicht mehr aufrecht erhalten kann und im Grunde genommen vergibt er es sich nur deshalb niemals, nicht aber aus Zerknirschung und Demut vor Gott.

Digitized by Google

Diese Form der Verzweiflung kann aber noch weiter gehen, dann verzweifelt der Verzweifelte verzweifelt über die Sünde. Wird er auf dieser Stufe dämonisch, dann will er eine einheitliche, konsequente Persönlichkeit sein, nun aber im Bösen, in der Sünde, nachdem er doch einmal gesündigt hat. Er will nicht nur sein Grundwesen nicht auf sich nehmen, sondern noch mehr: er will dessen Gegenteil verwirklichen. Mit dem Guten ist es ja nun doch ein für allemal aus für ihn, meint er, Reue nütze auch nichts, also will er dann wenigstens ganz schlecht sein, und hier fürchtet er sich dann fast davor, daß er wieder mit dem Guten in Berührung kommen, daß ihm Gott dann vergeben könnte, denn dadurch könnte er sich selbst als Bösem untreu werden.

Die letzte Stufe dieser Form der Verzweiflung geht nun dazu über, die Tatsache und die Möglichkeit der Verwirklichung des gottgegebenen Grundwesens von Seiten des Menschen in ihrer Verbindung mit einem Leben in und aus Gott zu leugnen, indem hier das Christentum und somit die darin vollzogene Entsühnung und Durchgöttlichung des Menschen direkt angegriffen oder gar geleugnet wird. Dies geschieht, indem entweder die Wirklichkeit Christi geleugnet wird dadurch, daß man ihn zu einem bloßen Mythos umdeutet (Georg Brandes u. a.), oder aber, indem man ihn nur noch als bloßen Menschen gelten läßt, der zwar ethisch sehr hoch stand stand, aber doch kein Gott-Mensch gewesen sei. Dies ist die Sünde wider den Hl. Geist.

Mit dieser höchsten, sozusagen verzweifeltsten Form der Verzweiflung hat Kierkegaard den Höhepunkt und zugleich den Schluß seiner Darstellung der Verzweiflung als Krankheit zum Tode erreicht. Es soll hier, wo es nur auf Kierkegaards Lehre von der Verzweiflung, auf seine ausgezeichnete psychologische Analyse der verschiedenen Formen und Wurzeln der Verzweiflung ankommt, die ganz unabhängig von ihren theologischen Hintergründen kaum zu übertreffen sind, nicht weiter eingegangen werden auf die positive Überwindung der Verzweiflung im christlichen Glauben. Denn diese bringt nur theologisch, nicht aber psychologisch eine Weiterführung der tiefschürfenden Untersuchung der Verzweiflung in der „Krankheit zum Tode".

Zur Geschichte der Graphologie

Von Dr. W. Bührig, Chur

Sieht man von den bekannten ersten Äußerungen über die Beziehungen der Handschrift zum Wesen des Schreibers, die vom Bologneser Arzt Camillo Baldo und vom deutschen Philosophen Leibniz, dem Begründer der preußischen Akademie der Wissenschaften, stammen, ab, so schrumpft das Alter

Digitized by Google

der Graphologie mit einem Male von 300 Jahren auf bloß 150 zusammen. Dieser radikalen Verjüngungsoperation dürfen wir sie getrost unterziehen, denn die ersten 150 Jahre ihres Lebens, von Baldo bis Lavater, führte sie ein ganz verborgenes Dasein, das man als ihren Dornröschenschlaf bezeichnen kann, aus dem sie 1778 durch Lavaters gütig-freundlichen Zuspruch erweckt, zu einem noch ganz verträumten Leben die Augen aufschlug. Erst viel später wurde sie zum hellen Tagesbewußtsein wachgerüttelt. Entsprechend diesen Phasen des allmählichen Erwachens können wir in der Entwicklung der Graphologie drei Abschnitte unterscheiden.

Den ersten kennzeichnet die rein gefühlsmäßig-intuitive Art der Schriftbetrachtung, den zweiten die analytisch-statistische, und im dritten endlich ist sie wissenschaftlich-charakterologisch eingestellt und fest begründet.

Die Graphologie ist heute wohl in allen Ländern des abendländischen Kulturkreises heimisch geworden, und graphologische Schriftdeutung vollends wird in allen europäischen Sprachen getrieben, nicht immer zum Besten des Fragestellers und des Ansehens der graphologischen Wissenschaft! Drei Länder vornehmlich sind es, in denen die Graphologie die entscheidenden Antriebe erhalten hat: Italien, Frankreich und Deutschland. Der erste Impuls ging von Italien aus, das nach Lombrosos stolzen Worten, „wie in fast allen Zweigen des Wissens auch in der Graphologie die ersten Anfänge der Erkenntnis zeigt“[1]. Dann übernahm Frankreich die Führung und legte den Grundstein für den wissenschaftlich-charakterologischen Aufbau, der in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts von Deutschland begonnen und im wesentlichen auch von ihm allein bis auf den heutigen Tag fortgeführt worden ist. Den Schwerpunkt unserer entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung legen wir aber nicht auf diese letzte Periode, deren Veröffentlichungen dem an der Graphologie interessierten deutschen Zeitgenossen meist sehr leicht zugänglich sind, sondern auf die frühere Entwicklung, von der manche Abschnitte zwar öfters schon geschildert worden sind, die Bilder sind aber so zerstreut und meist auch flüchtig, daß es heute bereits schwierig ist, zu einem anschaulichen Gesamtbilde zu gelangen, um so mehr als manche graphologische Schriftsteller jener Zeit — oder nicht allein jener? — von einer Eigenliebe und Selbstüberhebung erfüllt sind, die ihren Blick für die Arbeit ihrer Vorgänger und Wegebereiter so völlig trüben, daß der unbefangene Leser immer wieder glaubt, vor ganz neuen Entdeckungen und Originalschöpfungen zu stehen. Es ist merkwürdig, wie leicht die Beschäftigung mit dem Charakter anderer den eigenen verdirbt! Auch in der Graphologie hat sich im langsamen Fluß eins aus dem anderen allmählich entwickelt und fast könnte man sagen, daß auch hier Ben Akibas Wort gilt: „Es ist alles schon dagewesen!“

I.

Über eine gefühlsmäßige Betrachtung der Handschrift führt das 18. Jahrhundert nicht hinaus, in dessen letzten Jahrzehnten ein sehr lebhaftes Inter-

[1] Lombroso, „Handbuch der Graphologie“, Leipzig 1896.

Digitized by Google

esse für körperlich-seelische Zusammenhänge überhaupt herrschte. Es scheint am Ausgang des Jahrhunderts und um die Jahrhundertwende geradezu eine Manie auf diesem Gebiet die gebildeten Kreise besessen zu haben, und die damaligen Physiognomiker mußten manchen Spott von den Vertretern der sogenannten exakten Wissenschaften über sich ergehen lassen. So zieht der geistreiche Satiriker und Göttinger Physikprofessor Georg Christoph Lichtenberg in einem Aufsatz über die Physiognomik im Göttingenschen Taschenkalender für 1778 bös über diese her: „Wer des Nachts auf einer Postkutsche gereist ist und im Dunkeln Bekanntschaft mit Leuten gemacht hat, die er nie gesehen hat, wird sich die Nacht über ein Bild von ihnen formiert haben, und sich am anderen Morgen so betrogen finden, als sich der Physiognome an jenem großen, feierlichen Morgen betrogen finden wird, an dem sich unsere Seelen zum erstenmal schauen werden[1]." Dieser Spott richtete sich hauptsächlich gegen die in den Jahren 1775 bis 1778 von Lavater veröffentlichten „Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe", deren dritter Band auch einige Betrachtungen über Graphologie enthält.

Lavater war fraglos ein überschwenglicher Enthusiast, der seine Entdeckungen und Ideen mit übertriebenem Pathos verkündet, ohne sie zu beweisen, und oft auch überschätzt. Er besaß aber ein feines Einfühlungsvermögen, das ihn gelegentlich sehr tief und richtig schauen ließ. Dieses Zeugnis stellt ihm sogar der in seinen physiognomischen Arbeiten um exakte Forschung sehr bemühte Carus aus. Er wirft zwar Lavaters Werken mit Recht große Lückenhaftigkeit vor, ihm selbst prophezeit er aber doch in der Geschichte der Symbolik einen dauernden Platz[2]. Sehr richtig hatte Lavater bereits erkannt, daß „jedes Gemälde, jede Figur im Gemälde und, für den Kenner und Beobachter, jeder Zug den Charakter seines Meisters hat. Laßt hundert Maler dasselbe Bild nachzeichnen und alle Kopien dem Original auffallend ähnlich sein — jede Kopie wird dennoch sicherlich einen eigentümlichen Charakter, den Charakter ihres Verfassers haben. Die Sache bedarf keines anderen Beweises als des bloßen Anschauens. Sollte dieses von den Zeichnungen und Figuren, die man Handschriften nennt, weniger wahr sein[3]?" Auch daß es Nationalhandschriften ebensogut wie Nationalgesichter gibt, wußte Lavater, der außerdem — bezeichnend für die damalige Zeit — auch noch besondere Stadthandschriften unterscheidet. Unter den siebzehn sehr schön gestochenen Schriftproben, die er hier veröffentlicht und freilich recht dürftig kommentiert, sind auch mehrere von seiner eigenen Hand. Mit seiner kleinen und zierlichen, dabei umständlichen und verschnörkelten Schrift ist er sehr unzufrieden: „Nichts demütigt mich mehr, nichts deckt mir das schwache, umständige, gedehnte Wesen in mir so anschaubar auf, als meine eigene Hand-

[1] Lichtenbergs Werke, herausgegeben von Rud. K. Goldschmidt, Stuttgart 1924, S. 298.

[2] C. G. Carus, „Symbolik der menschlichen Gestalt", Celle 1925, S. 66.

[3] Vgl. hierzu: Max Seliger, „Handschrift und Zeichnung", Leipzig 1924, und meinen Aufsatz in Heft 2, Jahrg. 1927, dieser Zeitschr.: „Buchstaben und Notenschrift".

Digitized by Google

schrift. Welch ein Gemisch von Kindheit und gewaltsamer Anstrengung[1]." Bekannt ist Goethes Anteilnahme an Lavaters Studien, die er eine Zeitlang durch tätige Mitarbeit, hauptsächlich im ersten und zweiten Bande, lebhaft förderte. Später scheint ihn aber Lavaters Wesen abgestoßen zu haben, schreibt er ihm doch am 8. Januar 1777 zugleich mit der Bestätigung des Empfangs einer Sendung der Fragmente, deren Drucklegung in Leipzig er vermittelte: „... Es sind herrliche Sachen drinne, die mir wohl gemacht haben. Wenn mir nur nicht der Lavaterianismus: das Hezzen, Trümpfe drauf sezzen, Schimpfen, Ängstlichkeit, mit Wolcken fechten, gleich wieder den guten Eindruck verschunden hätten[2]." Zu seinen graphologischen Betrachtungen ist Lavater keinesfalls von Goethe angeregt worden wie lange angenommen wurde[3], denn Goethes Interesse für die Schrift erwachte erst sehr viel später. Übrigens sieht Goethe auch dann noch in ihr nur das Medium, durch das ihm der Schreiber „auf eine magische Weise vergegenwärtigt wird[4]", der Möglichkeit einer systematischen Schriftdeutung steht er aber sehr skeptisch gegenüber. So schreibt er in dem oft zitierten Brief an den Rentamtmann Preusker vom 30. April 1820: „Daß die Handschrift eines Menschen Bezug auf dessen Sinnesweise und Charakter habe, und daß man davon wenigstens eine Ahnung von seiner Art, zu sein und zu handeln, empfinden könne, ist wohl kein Zweifel... Jedoch möchte hierbei mehr das Gefühl als ein klares Bewußtsein stattfinden; man dürfte sich wohl darüber im einzelnen aussprechen, dies aber in einem gewissen methodischen Zusammenhange zu tun, möchte kaum jemand gelingen." Diesen Zweifel am Gelingen einer wissenschaftlichen Durchdringung und Erforschung der Schriftzeichen hat Goethe wohl bis an sein Lebensende beibehalten, wie Äußerungen von ihm in Gesprächen und Briefen erkennen lassen. Erst im höheren Alter hat er eine Autographensammlung in der Absicht, seinen Sohn August „auf vorzügliche Männer, gleichsam unmittelbar und gegenwärtig, aufmerksam zu machen[5]", angefangen, die er mit großem Sammeleifer betrieb, und die sich daher auch zu einem ansehnlichen Umfang auswuchs. Er betrachtete auch oft einige Handschriften im Kreise seiner Gäste, „es wurden aber nur allgemein graphische und seltene charakterologische Bemerkungen gemacht, wobei die äußeren Schreibumstände und der Schriftinhalt meist übergebührlich berücksichtigt werden. Das Interesse für Autographen bedeutender Menschen scheint zunächst zu einer verehrungsvollen Betrachtung der Schriftstücke geführt zu haben; Erinnerung und Erwägung mancher Umstände ihrer Entstehung erregte wohl erst später den Gedanken an Abhängigkeit der Schriftgestaltung von Papier, Feder und Stimmung. Die bezüglichen

[1] S. auch: Ludwig Klages, „Prinzipielles bei Lavater" in „Zur Ausdruckslehre und Charakterkunde", Heidelberg 1926.

[2] Ed. v. d. Hellen, „Goethes Anteil an Lavaters Physiognomischen Fragmenten", Frankfurt a. M. 1888.

[3] H. H. Busse, „Die Anfänge der Handschriftenbeobachtung bei Lavater und Goethe", Graphol. Monatshefte, V. Jahrg., S. 32 ff.

[4] Brief an Heinr. Jacobi, Karlsbad, den 10. 5. 1812.

[5] E. Wolbe „Handbuch für Autographensammler", Berlin 1928, S. 200 ff.

Digitized by Google

charakterologischen Folgerungen sind nicht scharf gezogen, sondern nur angedeutet[1]."

Durch Lavaters Werk zum Studium der Handschrift angeregt, verfaßte Edouard Hocquart 1810 das erste selbständige Buch über Handschriftendeutung, das offenbar eine gute Aufnahme fand, denn wenige Jahre später konnte schon eine zweite Auflage erscheinen[2]. Er betrachtete hier die Schrift schon sehr viel eingehender als Lavater und behandelt, nachdem er die Handschriften der im Schreiben ungeübten, also ungebildeten Menschen, als unbrauchbar ausgeschieden hat, in der Hauptsache die Verschiedenheit der Handschrift nach dem Geschlecht, der Nation, der Familienzugehörigkeit; erwähnt den Einfluß des Alters und erkennt die Schrift nicht bloß als Ausdruck des Willens, der Regungen der Seele und der Temperamente an, sondern zieht bereits aus ihr Schlüsse auf die Intelligenz, die Konzentration der Gedanken und die Art der Auffassung des Schreibers. Bei alledem kommt er aber über eine rein deskriptive Betrachtung der auf den ersten Blick in die Augen springenden äußeren Formen der Schriftzüge nicht hinaus, wie aus seinen recht kargen Erläuterungen zu den seinem Büchlein beigefügten 24 Tafeln Schriftproben berühmter Persönlichkeiten besonders deutlich hervorgeht. Hocquart war übrigens ein vielseitiger Mann: Buchhändler und Verleger, Kupferstecher und Erfinder des Stahlstichs und zugleich ein unermüdlicher und erstaunlich produktiver Schriftsteller auf den verschiedensten Gebieten. „Seine Gelehrsamkeit war unerschöpflich; er hatte die Vielseitigkeit der Interessen und Talente wie Baldo, Lavater und später Michon[3]." Wahrscheinlich hat er auch aus diesem Grunde nicht vermocht, seinen graphologischen und späteren noch umfangreicheren allgemein physiognomischen Arbeiten einen bleibenden Nachdruck zu verschaffen, denn sie gerieten in der Folge in völlige Vergessenheit. Als Merksteine am Wege der Entwicklung der Graphologie stehen sie trotzdem an einem hervorragenden Platz.

Dieser Zeit weit voraus, in seiner graphologischen Arbeitsweise ihr aber noch ganz verhaftet, ist Adolf Henze, der erste deutsche Berufsgraphologe, der in der „Leipziger Illustrierten Zeitung" im Jahre 1851 wohl den ersten graphologischen Briefkasten begründete, für den bis 1861 75000 Handschriften zur Beurteilung eingegangen sein sollen. Seine graphologischen Deutungen müssen von einer die Zeitgenossen geradezu verblüffenden Treffsicherheit gewesen sein wie es auch die zahlreichen in seinem Buch veröffentlichten Anerkennungsschreiben bezeugen[4]. Heutzutage wollen uns seine

[1] H. H. Busse, „Goethe und Eckermann als Handschriftenbetrachter" in den Graphologischen Monatsheften, V. Jahrg., S. 59 ff.

[2] Edouard Hocquart, „L'art de juger des caractères des hommes sur leur écriture", Paris 1816. (Es erschien übrigens anonym.) Eine deutsche Übersetzung des allgemeinen Teiles aus der Feder von Isabella v. Ungern-Sternberg befindet sich in den Graphol. Monatsheften, IX. Jahrg., S. 69 ff. Crépieux-Jamin brachte 1898 eine neue Ausgabe heraus.

[3] Isabella v. Ungern-Sternberg, „Edouard Hocquart" in den Graphol. Monatsheften, IX. Jahrg., S. 82 ff.

[4] Adolf Henze, „Die Chirogrammatomantie oder Lehre den Charakter, die Neigungen, die Eigenschaften und Fähigkeiten der Menschen aus der Handschrift zu erkennen und zu beurteilen", Leipzig 1862 und „Die Handschriften deutscher Dichter und Dichterinnen", Leipzig 1855.

Digitized by Google

bilderreichen, witzig-geschraubten Urteile weder recht gefallen noch können sie uns genügen. So beurteilt er z. B. mit folgenden Metaphern einige Frauenschriften: „Ein Alpenkraut, lieblich und kräftig", „Ein Dorn ohne Rose, Stechapfelnatur mit Rhabarber", „Ein entlaubter Flitterkranz auf dem Grabe der Liebe". Er läßt sich in solchen bildhaften Wendungen auch aus, wenn er etwas eingehender wird wie bei diesen Männerschriften: „Piccoloflöte, taufrisch wie das junge Gras und lieblich wie das Johannesfünkchen, das freilich nur an sommerlichen Abenden existieren kann. Zarte Sehnsucht, süßes Hoffen. Eine Bräutigamsphysiognomie, dem vom ewigen Lächeln der Mund langweilig wird..." und: „Eine einnehmende, Süßholz raspelnde Handschrift! Sie sind ein Glacéhandschuh, und der zieht sich nach der Hand..."

Diese wenigen Beispiele beweisen zur Genüge, daß er keineswegs wissenschaftlich-analytisch vorging, sondern sich vom Gesamteindruck leiten ließ, den die Schrift in ihm erweckte. Schon als kleiner Schulbub hat er ein sicheres Unterscheidungsvermögen für die Handschriften seiner Mitschüler besessen — wie er selbst erzählt — und diese Gabe hat er dann durch Übung und Studium zu seinem fraglos bemerkenswerten Können entwickelt. Nirgends in seinem ganzen Buch findet sich aber auch nur eine psychologisch motivierte Erklärung seiner im allgemeinen durchaus richtigen, wenn auch sehr oberflächlichen Deutungen. Er behauptet frisch drauflos in einem bunten charakterologischen Durcheinander, fühlt aber selbst sehr genau, worauf es ankommt. So macht er auch aufmerksam auf die Zusammenhänge zwischen Schrift, Nation und Zeitgeist, zwischen Schrift und Lebensdauer[1], die Unterscheidung von männlichen und weiblichen Handschriften — kurz, auf Probleme, die auch heute noch aktuell sind. Er behandelt die Graphologie als einen Ausschnitt aus dem gesamten physiognomischen Komplex, wobei er freilich zwischen Gestalten- und Ausdruckskunde nicht unterscheidet. Für ihn gehören Handschrift und Stil, Kopfform, die Physiognomie im e. S., Gebärden, Mienen und Gang, Kleidung und Wohnung, Stimme und Sprache, Farbe und Beschaffenheit der Haare, zusammen als „Äußerungsformen" des Wesens. Und über alle diese Fragen urteilt er sehr flüchtig und kategorisch ab.

Seine Anmaßung ist höchst abstoßend. Natürlich hat es vor seinem Auftreten, wie er sich ausdrückt, nichts Brauchbares auf diesem Gebiet in der ganzen Literatur gegeben! Selbstgefällig bezeichnet er sich als das moderne Orakel und als guter Deutscher konnte er es auch nicht unterlassen, seine Wissenschaft als die neue Lehre zu verkünden, die ihm als Gabe Gottes zuteil geworden sei, den Willen des Schöpfers zu erkennen.

Daß von solcher Art Graphologen Charakter- und Schicksalsdeutung immer wieder miteinander verknüpft wurden, ist nicht verwunderlich. Nannten sie sich doch selbst Chirogrammatomanten, also Wahrsager aus der Handschrift, oder sie rühmten sich der Mitgliedschaft eines Okkultistenverbandes auf dem Titelblatt ihrer Veröffentlichungen. So wurde denn auch die Graphologie

[1] Vgl. auch hierzu Bruno Kurth, „Handschrift und Todesalter" in „Der Charakter". I. Jahrg. 1925, Berlin, S. 43.

Digitized by Google

damals als eine geheimnisvolle Kunst angesehen, und zum Teil datiert noch aus dieser Zeit das große Mißtrauen, das ihr oft auch heute entgegengebracht wird, als ob es sich um eine dunkle Geheimwissenschaft handle, bei der sich der sogenannte gebildete Mensch ebensowenig Auskunft holen dürfe wie etwa bei der Kartenlegerin. Allerdings gibt es auch heute noch Graphologen, die marktschreierisch und gewissenlos die Deutung des Schicksals aus der Handschrift versprechen. Sie passen sich damit allerdings einer gewissen Nachfrage an, denn es ist erstaunlich, wie häufig solches Verlangen an den Graphologen gerichtet wird. Auf diese gewissenlosen Pfuscher trifft auch heute noch mutatis mutandis Lavaters herzliche Mahnung zu: „Eines noch — Menschenfreunde, Literatoren, Bücherrichter, Jünglingslehrer — verhütet doch, soviel Ihr könnt, daß uns ungeübte physiognomische Schwätzer, die nichts sehen, oder nur halb, oder schief sehen, denen man nicht auf jedes Wort mit der Empfindung nachtreten kann, daß diese durch ihr Gewäsch uns nicht die gute, göttliche Wahrheit der Physiognomik verderben! Nicht verwandeln ihre Herrlichkeit in unvernünftige Viehheit!"

II.

Die ersten Versuche systematischer Zusammenfassung der beobachteten Schrifteigentümlichkeiten und psychologischer Vertiefung der Schriftbetrachtung gehen von Frankreich aus.

Wohl hatte auch in Deutschland der große Systematiker der Physiognomik, Carl Gustav Carus, in seiner „Symbolik der menschlichen Gestalt", die 1860 erschien, auf die engen Beziehungen zwischen Handschrift und Persönlichkeit hingewiesen, doch, da es ihm hier lediglich um eine anatomisch und physiologisch begründete Gestaltenkunde zu tun war, hatte er sich mit der Feststellung begnügt, daß die Schrift vom Bau der Hand abhänge, die nun allerdings ihrerseits wieder in ihrer außerordentlichen Vielgestaltigkeit ein Symbol der Seele wäre[1]. So interessiert sich Carus in hohem Maße für die Hand, nicht aber für die Schrift, die ihm ganz selbstverständlicherweise als der Ausdruck der Hand und damit auch der Psyche des Schreibers gilt. Doch seine psychologisch feinen, von tiefer Lebenskunde getragenen Beobachtungen fanden damals keinen rechten Widerhall und sind erst in jüngster Zeit wieder entdeckt und lebendig geworden.

Wenige Jahre später erschien in Paris ein ebenfalls sehr bemerkenswertes physiognomisches Werk, das den Maler Jean-Baptiste Delestre zum Verfasser hat, der sich eingehender als Carus mit der Handschrift beschäftigt, die er als den materialisierten Ausdruck des Gedankens bezeichnet[2]. Sie offenbare außerdem, ebenso wie Gang und Physiognomie, die seelischen Antriebe. Er teilt bereits die Handschriften nach Größe, Druckstärke, Weite und Enge, Gleichmäßigkeit und Ungleichmäßigkeit, nach dem Neigungs-

[1] So auch Novalis, „Je geistvoller, gebildeter der Mensch ist, desto persönlicher sind seine Glieder, z. B. seine Augen, seine Hand, seine Finger usw.", zitiert von Hans Kern, „Die Charakterologie des Carl Gustav Carus", Jahrb. der Charakterologie, II/III. Bd., S. 48.

[2] J. B. Delestre, „De la physiognomie", Paris 1866.

Digitized by Google

winkel, der Geradlinigkeit der Zeilen, ihrer Abständigkeit, Biegsamkeit, ihrer steigenden oder sinkenden Tendenz ein, und unterscheidet Berufs- und nationale Schriften, männliche und weibliche. Auch mit Kinderschriften hat er sich auseinandergesetzt und führt sieben Schriftproben von vier-, vierundeinhalbjährigen und älteren Kindern vor, an denen er die Merkmale der Gleichmäßigkeit, Reizbarkeit, Lebhaftigkeit und Intelligenz erläutert. Er gibt bereits den Lehrern den guten Rat, die Handschriften ihrer Schüler, aus denen Neigungen und Fähigkeiten eines jeden hervorgehen, zu beachten[1]. An verschiedenen Malerhandschriften — darunter denen von Rubens und Paolo Veronese — demonstriert er die Identität ihres Pinselstriches mit dem Federzuge, an den Schriftbildern von Dichtern und Gelehrten erkennt er die Richtung ihrer Begabung. Er berichtet über Assimilierung der Schriften als Folge engen Gemeinschaftslebens, wie es bei Geschwistern und öfter noch bei Ehegatten der Fall ist, und anderes mehr. Doch das alles geschieht in der Form ganz kurzer Hinweise, die zum Teil durch sehr gute Schriftreproduktionen gestützt werden, unter Verzicht auf psychologische Begründungen. Daher wohl sind seine Ausführungen so wenig beachtet worden, daß sein Zeitgenosse und in graphologisch-literarischer Hinsicht direkter Nachfolger Michon, den Ruhm, die Graphologie entdeckt zu haben, ungestört für sich allein in Anspruch nehmen konnte. Aus allen seinen Bemerkungen klingt aber deutlich heraus, daß er bereits ein tiefes und umfangreiches graphologisches Wissen besaß, daß er auch systematisch gegliedert hatte und vollständig beherrschte. Es fehlten ihm aber offenbar die Eigenschaften und Impulse, für seine Kenntnisse Propaganda zu machen, so daß seine wertvolle Arbeit verborgen blieb und statt ihrer die 1872 und 1875 erschienenen Hauptwerke des Abbé Michon offiziell als diejenigen gelten, die die wissenschaftlich orientierte Graphologie einleiten und ihre Grundlage bilden.

Als Mitverfasser der zuerst erschienenen „Mystères de l'écriture" zeichnet der Händedeuter und Astrologe Desbarolles, dem Michon den Vortritt einräumt, während er selbst sich als Autor nur mit seinem Vornamen Jean-Hippolyte zu erkennen gibt. Desbarolles war in Deutschland gewesen und hatte Henze aufgesucht, von dessen Deutungsgabe begeistert, er nach Paris zurückgekehrt war. Die erhoffte systematische Unterweisung oder brauchbare Erklärungen überhaupt hatte er von Henze nicht erhalten können, der ihn auf sein Buch verwies. In dieser graphologisch angeregten und gespannten Stimmung lernte er den Abbé Michon kennen, der ihm von seinen Studien erzählte, und den er nun bestürmte, seine Forschungen zu veröffentlichen. Er selbst wollte die Einleitung schreiben, für einen Verlag und die Verbreitung des Buches Sorge tragen und — wie man heute sagen würde — das ganze Unternehmen finanzieren. Michon ließ sich mit diesem Manne ein, den er später als groben Schwindler und platten Schwätzer entlarvte, und es nimmt einen nur wunder, daß er bei seinen graphologischen Fähigkeiten das wahre Gesicht seines Partners — „dont le cerveau me semblait, il y a déjà dix

[1] Neuerdings sind wertvolle Forschungen hierüber von Minna Becker veröffentlicht worden: „Graphologie der Kinderschrift", Heidelberg 1926.

Digitized by Google

ans, un peu ramolli" — nicht gleich erkannt hat[1]. Der häßliche Streit, der über die Urheberschaft dieses Werkes gleich nach seinem Erscheinen ausbrach, veranlaßte Michon, sich von Desbarolles loszusagen und unter seinem vollen Namen eine neue erweiterte und vertiefte Arbeit „Système de la graphologie" herauszugeben. Von dieser Veröffentlichung hat ihm übrigens einer seiner ersten Schüler, Alexandre Dumas Sohn, dringend abgeraten, weil die graphologische Wissenschaft zu fein und zart („trop fine et délicate") für die große Masse sei, die erschüttert und belustigt, nicht aber belehrt sein will. Er solle seine Lehre nur einigen Auserwählten im „Allerheiligsten des Tempels" anvertrauen, die seltene Gabe der Beobachtung fehle dem Volk. Michon, der inzwischen schon eine große Schülerzahl und viele Anhänger, eine umfangreiche Deutungspraxis und in den Jahren 1872 bis 1876 viele Vorträge in Frankreich und der Schweiz gehalten hatte, konnte sich dieser exklusiven Auffassung, die seiner tätigen und mitteilsamen Natur zuwiderlief, nicht anschließen.

Das „Système" ist nun zweifellos in diesem Umfang die erste systematische Zusammenstellung graphologischer Erkenntnisse, aber Michon gibt sich doch einer erstaunlichen Selbsttäuschung hin, wenn er behauptet, von seinen Vorläufern, als welche er Camillo Baldo, seinen Lehrer den Abbé Flandrin und Henze nennt, nichts gelernt oder übernommen, sondern die Graphologie ganz allein entdeckt oder gar erfunden zu haben. Was Lavater und dem berühmten Goethe nicht gelungen sei, habe das französische Genie erreicht! So stellt er in maßloser Selbstgefälligkeit und verblendeter Überschätzung seine „Entdeckung" den größten des Jahrhunderts an die Seite und spricht dabei noch so nebenher von der „wohlbekannten Einfachheit seines Charakters"!

Trotzdem bleibt als unbestreitbares Verdienst Michons bestehen, daß er den schriftlichen Ausdruck für eine große Anzahl Eigenschaften und Fähigkeiten, Triebe und Willensäußerungen erforscht und gefunden hat, seine psychologischen Erklärungen, die sich auf Eindrucksgefühle und praktische Erfahrungen stützen, genügen aber unseren heutigen Anforderungen keineswegs. Sie waren übrigens auch schon damals, z. B. an einem Carus gemessen, ganz unzureichend und naiv. Dasselbe gilt für die gesamte psychologische Einteilung seines Systems, der ein einleuchtendes und faßbares Grundprinzip fehlt. Durch sein Gesetz von der Eindeutigkeit der Zeichen — die bekannte Lehre von den signes fixes — hat er seinem System selbst am meisten geschadet. Daß er diesen Grundsatz nicht so starr angewandt wissen wollte, wie es später geschah und von der Kritik als seine Forderung bis heute behauptet und nachgeplappert wird, geht deutlich aus einigen wenigen seiner eigenen Worte hervor, wonach man nicht die einzelnen Schriftzüge, losgelöst vom ganzen Schriftbilde, zu Rate ziehen, sondern ihr Bewegungsspiel betrachten soll, das mit seinen zahllosen Veränderungsmöglichkeiten und Verästelungen der Handschrift erst die individuelle persönliche Eigenart verleiht. Diese Auffassung lockert die Lehre von der absoluten Gültigkeit und Eindeutig-

[1] Vgl. hierzu das Vorwort zu „Système de la Graphologie", 10. Aufl., Paris 1891.

Digitized by Google

keit eines jeden Zeichens ganz erheblich und lenkt den Blick auf das Bewegungsmoment, das von der modernen Graphologie als ausschlaggebend angesehen und vielleicht nun wieder zuungunsten der Michonschen Zeichendeutung überschätzt wird. Daß Michon selbst in seiner graphologischen Praxis sich vom lebendigen Fluß der Schrift wesentlich hat mitbestimmen lassen, beweist schon allein die von ihm mitgeteilte Tatsache, daß er hebräische und arabische Schriften, die er natürlich nicht lesen konnte und die ihm überhaupt nicht geläufig waren, mit Erfolg analysiert habe[1].

Vom rein graphologischen Gesichtspunkt interessant ist schließlich noch seine Deutung von zwölf Paraphen, die auch heute noch zu Recht besteht und der man oft begegnet.

Wenn wir Michon auch nicht die Bedeutung zusprechen können, die er selbst für sich in Anspruch nimmt, so müssen wir ihn doch als den bahnbrechenden Systematiker und Theoretiker der Graphologie anerkennen, der die wissenschaftliche Forschung auf diesem Gebiet in Gang gebracht hat. Durch seine zahlreichen Publikationen[2], die von ihm 1878 in Paris gegründete „Société de graphologie", die heute noch fortbesteht, seine Vorträge und die umfangreiche Deutungspraxis, hat er außerdem sehr viel zur Verbreitung der Graphologie beigetragen.

Es ist übrigens auch sehr bezeichnend für die Art seiner Begabung, daß er vor seinem graphologischen Lebensabschnitt eine Anzahl historischer und religiöser Arbeiten verfaßt und eine Reihe Romane geschrieben hat — eine Vielseitigkeit, die mit graphologischem Sinn häufig verbunden ist.

Die Kritik des Michonschen Werkes setzte bald nach seinem Tode (1881) ein. Der schwache Punkt war, wie wir gesehen haben, die Lehre der signes fixes, deren strikte und schematische Anwendung ohne Rücksicht auf die lebendige Gliederung der gesamten Schrift zu häufigen Fehlurteilen führen mußte. Wie oft, so hatte auch hier der Meister selbst sein Werkzeug trotz dieser Scharte so gehandhabt, daß eine fehlerfreie Arbeit entstand, in den ungeschickten Händen anderer versagte dasselbe Instrument vollständig. Wer nach der Michonschen Zeichentabelle allein eine Handschrift deuten wollte, mußte in den weitaus meisten Fällen erfahren, daß die so festgestellten Eigenschaften des Schreibers seinem Wesen gar nicht entsprachen. „Auf ihr ruht das Handschriftenstudium wie die Malerei auf einem Farbenkasten. Was nutzen eine Menge Farben, wenn man sie nicht an ihren richtigen Platz zu setzen weiß, sie weder abschattieren noch verbinden kann[3]!" Dies war

[1] Über die Deutbarkeit fremdländischer Handschriften hat Maria Pasche-Fries, Naumburg, einen interessanten Aufsatz „Die Allgemeingültigkeit der graphologischen Gesetze" in „Beruf und Charakter", Berlin 1926, S. 43 ff., veröffentlicht.

[2] Außer den bereits genannten u. a.: „Méthode pratique de graphologie", die Fortsetzung und praktische Ergänzung des „Système"; „Histoire de Napoléon Ier d'après son écriture avec des autographes rares", 1878; „Dictionnaire des notabilités de la France jugées sur leur écriture" — sollte in zwei Bänden erscheinen, es erschien aber nur der erste Band mit einem Abriß des „Système", einer Studie über die Schrift der Franzosen seit der Merovingerzeit und einer Reihe graphologischer Porträts von Zeitgenossen mit Schriftproben. Diese Arbeit wurde durch den Tod Michons abgebrochen; die von ihm herausgegebene Zeitschrift „La Graphologie".

[3] J. Crépieux-Jamin, „L'écriture et le caractère", Paris 1921, S. 165.

Digitized by Google

auch der Ausgangspunkt für die Untersuchungen Crépieux-Jamins, der in seinen beiden grundlegenden Werken: „Traité pratique de graphologie" (Paris 1885) und „L'écriture et le caractère" (Paris 1889) scharf gegen diese von Michon allerdings aufgestellte, von ihm selbst aber sehr elastisch angewandte These zu Felde zog. Er erkennt zwar Michons Verdienste um die Verbreitung der Graphologie an und bezeichnet ihn sogar als ihren großen Begründer, er verspottet aber denjenigen, der nach diesem System Graphologie treibt, indem er ihn mit einem Menschen vergleicht, der eine fremde Sprache dadurch lernen will, daß er ein Wort nach dem anderen aus dem Wörterbuch auswendig lernt. „Welch unverhofftes Glück" — ruft er aus — „war für Dummköpfe das System des guten Abbé, das aus Formeln zusammengesetzt war, die sich auf alle Fälle anwenden ließen!" Daß Michon dies gar nicht so gemeint hatte, haben wir bereits gesehen, er hatte aber seine Einschränkung nur so nebenher mit einigen Worten vorgebracht, die von Crépieux-Jamin und den vielen späteren Kritikern des Michonschen „Sytème" übersehen worden sind, da hier allerdings Michon den Hauptakzent auf die Bedeutung der einzelnen Schriftzeichen legt, die er meist außerhalb des Zusammenhanges mit dem gesamten Schriftbild erläutert und deutet. Crépieux weist nach, daß es keine besonderen selbständigen, das heißt absolut gültigen Zeichen gibt, sondern daß sie alle den allgemeinen Bewegungseigentümlichkeiten der Handschrift entsprechen. Der Wert der Zeichen ist somit ganz relativ, da dieselbe Bewegung sehr verschiedene Ursachen haben kann. Nur von hier aus kann man die einzelnen Abweichungen, das heißt Zeichen in der Michonschen Sprache verstehen und psychologisch erklären. Die entscheidende Rolle des Bewegungsmomentes würdigt ein Jahr später (1890) auch der bekannte Philosoph und Kriminalist Tarde sehr zutreffend mit den Worten: „Der wirkliche Graphologe gründet seine Schlüsse nicht auf die statische, sondern auf die dynamische Handschrift; nicht auf die statische Untersuchung jedes einzelnen Schriftzuges, sondern auf ihre dynamische Beziehungseinheit ... nicht auf ihre Seinsart, sondern auf ihre Bewegungsart[1]." Ähnlich hatte sich übrigens bereits vor zwei Menschenaltern, als die Graphologie noch ganz im Stadium der gefühlsmäßigen Erfassung steckte, Edouard Hocquart geäußert, der den Zusammenhang der Handschrift mit den Bewegungen und Gebärden klar erkannt hatte.

Crépieux-Jamins bekannte Dominanten- und Resultantenlehre ist nun freilich auch in vieler Hinsicht sehr angreifbar, sie führt aber die Graphologie über die rein technischen graphischen Grundlagen hinaus in das charakterologische Gebiet: Eigenschaften, die sich nicht direkt aus den Schriftzügen ergeben, lassen sich durch psychologische Betrachtungen und Überlegungen aus den bereits gefundenen (Dominanten) weiter ableiten (Resultanten). Obwohl Crépieux schon in seinen beiden ersten Werken die Michonsche Zeichendeuterei bekämpft, verspottet und expressis verbis verwirft, so hat er sich doch erst allmählich von ihrem Einfluß freimachen können. In seinen neueren Schriften, den oben zitierten „Grundlagen" und „Les éléments de

[1] Zitiert von Crépieux-Jamin in: „Die Grundlagen der Graphologie", herausgegeben von Rob. Saudeck, Heidelberg 1927, S. 65.

Digitized by Google

l'écriture des canailles" (1923) hat er sie überwunden, und hier steht er auch charakterologisch auf einem Niveau, mit dem sich seine Erstlingswerke nicht messen können. Mit Recht wird der nun hochbetagte Meister und Führer der französischen graphologischen Schule als der Begründer der wissenschaftlichen analytischen Methode angesehen. Neben einer bedeutenden graphologischen Deutungs- und Beratungspraxis auch auf forensischem Gebiet, die er heute noch versieht, hat er außer den hier genannten Arbeiten noch zahlreiche andere veröffentlicht, die sich alle durch sachliche Gründlichkeit und echt französische Klarheit des Aufbaus und der Darstellung auszeichnen.

Trotz der Erkenntnis der Bedeutung des Bewegungsmomentes war es Crépieux-Jamin nicht gegeben, hier über allgemeine Gesichtspunkte hinaus in die Tiefe des Problems einzudringen, ebenso wie ihm offenbar auch die erforderlichen Anlagen fehlen, die charakterologischen Beziehungen vollständig aufzudecken und in ein wissenschaftlich begründetes und zugleich praktisch brauchbares System zu bringen.

III.

Inzwischen hatte, auf den Arbeiten der französischen Schule fußend, auch in Deutschland und den deutschsprachigen Nachbarländern die Graphologie Anhänger gefunden, unter denen zugleich als Schriftsteller der Deutsche Langenbruch, der Österreicher Schwiedland, der später als Professor der Nationalökonomie sich auch einen guten Namen gemacht hat, und die Schweizerin Laura von Albertini (Pseudonym: L. Meyer) am meisten hervorragen. Langenbruch hat als erfolgreicher Schriftdeuter viel zur Verbreitung und Vertiefung des graphologischen Interesses beigetragen und sich große Verdienste insbesondere um die Schriftvergleichung und gerichtliche Schriftexpertise erworben. Seine Arbeiten zu jener Zeit, um die es sich hier handelt — neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts —, enthielten aber graphologisch ebensowenig wesentlich Neues wie die der anderen beiden. Einen entscheidenden Antrieb bekam die Graphologie erst wieder durch Wilh. Preyer, den bekannten Jenenser und Berliner Physiologen, dem Langenbruch die ersten graphologischen Kenntnisse vermittelt hat. Im Mittelpunkt zahlreicher Aufsätze über verschiedene graphologische Probleme steht sein 1895 veröffentlichtes Hauptwerk: „Zur Psychologie des Schreibens"[1].

Preyer ist nun der erste, der, mit dem erforderlichen wissenschaftlichen Rüstzeug ausgestattet, den Versuch einer „exakten" Analyse der Schriftzeichen macht. Er geht dabei von der Feststellung aus, daß erstens beim Schreiben nichts anderes variiert als die Richtung der Bewegung, die Länge, das heißt die Ausdehnung des Federstrichs, die Breite desselben und die Unterbrechung oder Pause in der in allen Fällen nur kurze Zeit kontinuierlichen Federspitzenbewegung und zweitens nicht ein einzelner Buchstabe an sich eine Bedeutung hat; er erhält erst dadurch Wert, daß seine individuelle Eigentümlichkeit auch bei anderen Buchstaben sich wiederfindet. Auf diese

[1] Neue Auflage, Leipzig 1919.

Digitized by Google

beiden graphischen Grundgesetze in Verbindung mit den psychologischen Prinzipien der den unwillkürlichen Ausdrucksbewegungen analogen Modifikation der Schreibbewegungen und der Beeinflussung beim Schreiben durch die Erinnerungsbilder baut er seine Deutungslehre auf, die der deutschen graphologischen Entwicklung von nun ab eine neue Richtung wies. Durch seine umfangreiche und wertvolle publizistische Tätigkeit auf graphologischem Gebiet und sein Eintreten für die Graphologie auf dem internationalen medizinischen Kongreß in Rom und dem internationalen Psychologenkongreß in München mit Vorträgen über „Physiologie und Pathologie des Schreibens" und die „Individualität in der Handschrift" hatte Preyer den Blick der gelehrten und gebildeten Kreise Deutschlands auf die Graphologie als auf ein wissenschaftlich völlig ernst zu nehmendes Forschungs- und Wissensgebiet gelenkt[1].

Noch vor Preyers im Juli 1897 erfolgtem Tode konstituierte sich in München im November 1896 auf Anregung des Dichters und Bildhauers Hans H. Busse die „Deutsche Graphologische Gesellschaft", zu deren ersten Mitgliedern auch Ludwig Klages und Georg Meyer gehörten, die im Verein mit Busse die geistige Führung übernahmen. Diesem Triumvirat hat die deutsche Graphologie das, was sie heute ist, zu danken.

Zunächst in Einzelbeiträgen, die in den „Berichten" der Gesellschaft (1897 und 1898) und den darauffolgenden „Graphologischen Monatsheften" (1899 bis 1908) veröffentlicht wurden, trugen diese um streng wissenschaftliche Forschung ernst bemühten Männer, denen sich ein weiter Kreis in- und ausländischer Mitarbeiter bald anschloß, Baustein um Baustein in unermüdlicher und vorbildlicher Arbeit zusammen. Ein ungemein reges Interesse und lebhafter Gedankenaustausch auf allen Gebieten der Graphologie vereinigten und förderten in den zwölf Jahren ihres Bestehens die Mitglieder dieser Gesellschaft, deren Publikationen ein beredtes und schönes Zeugnis für den Eifer ablegen, der damals alle beseelte. Sie bilden eine wahre Fundgrube an großen glänzenden Schätzen und unscheinbareren Früchten emsiger und gewissenhafter Kleinarbeit, an der niemand vorübergehen kann, der die Entwicklung der Graphologie in Deutschland und zum Teil auch im Auslande studieren will. Doch nicht nur der Forscher, auch der Praktiker, findet dort eine Fülle wertvoller Aufschlüsse, nachhaltige Anregung, Anleitung und Rat. Hier ist ein Material zusammengetragen wie es sich leider später in Deutschland nirgends mehr in dieser Reichhaltigkeit und Zusammenfassung findet, zumal es auch nach dem Zusammenbruch der „Deutschen Graphologischen Gesellschaft" (1908) an einer Zentralstelle bis auf die letzten Jahre fehlte und in dieser Zusammensetzung auch heute noch fehlt.

Im Laufe des Jahres 1896 hatte Busse seine graphologischen Lehrbriefe hinausgeschickt, die er am Schluß desselben Jahres zu einer noch um einiges erweiterten „Handschriftendeutungskunde" zusammenfaßte. Dieses Werk, das erste deutsche in seiner Art, ist für den Praktiker geschrieben und enthält kurzgefaßte Lehrsätze und Vorschriften, die für den Schüler gewiß

[1] Vgl. hierzu Busse, „W. Preyer und seine Bedeutung für die Graphologie" in „Berichte der Deutsch. Graphol. Gesellsch." für 1897, S. 87 ff.

Digitized by Google

sehr beherzigenswert sind, die aber in ihrer dogmatischen Form genügende Erklärungen und Begründungen vermissen lassen. Dies gilt ganz besonders für die psychologischen Grundlagen und Zusammenhänge, die nur ganz oberflächlich gestreift und recht mangelhaft gegliedert sind. Schöne Schrifttafeln und eine sehr verdienstvolle umfangreiche Bibliographie[1] der bis dahin erschienenen graphologischen Literatur ergänzen diesess trotz seiner Mängel in theoretischer Hinsicht sehr beachtenswerte Werk. Busse selbst ist sich übrigens seiner Grenzen wohl bewußt, schreibt er doch im Vorwort zur ersten Auflage: „Die Theorie der Graphologie werde ich abstrakteren Geistern überlassen müssen." Außer diesem Hauptwerk hat Busse noch zahlreiche Arbeiten teils in Buchform, teils in Aufsätzen verfaßt, die auch meist in den vorerwähnten Schriften der Deutschen Graphologischen Gesellschaft enthalten sind. Besonders in manchen seiner kleineren Einzelarbeiten zeigt er sich nicht nur als ein sehr umsichtiger und begabter Deutungstechniker, sondern auch als tiefgründiger Seelenforscher, dessen Charakterbilder von überzeugender Lebendigkeit sind. Auch als Übersetzer Crépieux-Jamins[2] und als vielerfahrener Schriftexperte ist Busse hervorgetreten. Von ihm hat die Graphologie in Deutschland nicht zuletzt durch seine Gründung der Graphologischen Gesellschaft große Förderung empfangen[3].

Auf Busses Handschriftendeutungskunde folgten 1901 Meyers „Grundlagen der Graphologie"[4], die die Beziehungen zwischen Handschrift und Charakter sehr eingehend von der physiologischen, psychologischen und pathologischen Seite her untersuchen. Meyer hatte schon bald nach der Gründung der Deutschen Graphologischen Gesellschaft, deren erster Vorsitzender er war, München verlassen und war als Arzt an die Irrenanstalt Herzberge der Stadt Berlin gegangen. Dort hatte er die beste Gelegenheit, seine schon in München begonnenen Arbeiten durch Versuche und Beobachtungen über die seelischen Einflüsse, die Hemmungen und Steigerungen auf die Handschrift zu erweitern und die psychomotorische Triebkraft in ihrer Wirkung auf die unwillkürlichen und willkürlichen Schreibbewegungen überhaupt zu studieren. So entdeckte er — und gelangte damit weit über Preyer hinaus — als die drei wichtigsten Elemente der Schreibbewegung: Ausgiebigkeit, Geschwindigkeit und Nachdruck. Um diesen Kern gruppiert sich seine in allen Einzelheiten gründlich durchdachte und psychologisch fundierte spezielle Deutungslehre sowohl der unwillkürlich als auch der willkürlich entstandenen Schriftzüge und schafft somit eine neue Grundlage für die Beurteilung beider. Seine Ausführungen über Beeinflußbarkeit und Verstellung der Handschrift wiesen der forensischen Schriftuntersuchung, mit der er durch seine Wirksamkeit als gerichtlicher Sachverständiger eng verbunden war, ganz neue Wege.

[1] S. auch Louis Deschamps, „La philosophie de l'écriture, exposé de l'état actuel de la graphologie avec une bibliographie générale" Paris 1892 und aus jüngster Zeit: W. Rinks Bibliographie namentlich in den Heften 4 (3. Jahrg.) und 1 (4. Jahrg.) dieser Zeitschrift.

[2] „Handschrift und Charakter", Leipzig 1902.

[3] Busse ist 1920 gestorben.

[4] Neu-Auflage bearbeitet von H. Schneickert, Jena 1925.

Digitized by Google

Doch alle diese zweifellos sehr wertvollen Arbeiten sind letzten Endes immer nur Bruchstücke und Teilarbeiten im Vergleich mit dem umfassenden Werk von Ludwig Klages, der heute mit berechtigtem Stolz von sich sagen kann, daß er „ein ganzes Menschenleben unter anderem darauf verwandt hat, zwei Wissenschaften nicht sowohl auszugestalten als vielmehr überhaupt erst zu schaffen, die Wissenschaft vom Ausdruck des Seelenlebens und die Wissenschaft von den Charakteren".

Zum nicht mehr bestrittenen Rang einer Wissenschaft hat erst Klages die Graphologie erhoben, indem er sie mit der allgemeinen Ausdruckskunde und Charakterologie verknüpfte. Er reinigte die graphologische Technik völlig von den letzten Resten der Zeichendeuterei und baute sie auf dem Studium der Ausdrucksbewegung neu auf. Die ganze moderne graphologische Richtung gründet sich wissenschaftlich und praktisch auf Klages' Lehre, der jetzt allmählich auch bei den zünftigen Psychologen die Anerkennung findet, die sie dem genialen Außenseiter getreu dem akademischen Herkommen so lange versagt haben. Klages' außerordentlich reiches Werk läßt sich mit wenigen Worten gar nicht würdigen. Nur einen kleinen Ausschnitt hiervon bedeuten seine graphologischen Forschungen, die zugleich den Ausgangspunkt für seine weiteren ausdruckswissenschaftlichen und charakterkundlichen Arbeiten bilden und oft auch in ihrem Mittelpunkt stehen. Bereits in den von Klages seit 1900 redigierten „Graphologischen Monatsheften" gelangten seine ersten graphologischen Aufsätze zum Abdruck, die 1910 in dem jetzt leider völlig vergriffenen Werk „Die Probleme der Graphologie, Entwurf einer Psychodiagnostik" zusammengefaßt wurden. Später erschienen dann „Handschrift und Charakter" (1919), „Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft" (1923) und „Einführung in die Psychologie der Handschrift" (1924), Werke, die heute für einen jeden, der sich über den wissenschaftlichen Stand der Graphologie unterrichten oder wirklich ernsthaft Graphologie studieren will, ganz unentbehrlich sind. Doch es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man die Leser dieser Zeitschrift noch eindringlicher auf Ludwig Klages und sein Werk aufmerksam machen! —

Der Typus des positiven Menschen

Von Prof. Dr. Johannes M. Verweyen

Positive Lebensführung dringt auf starkes, gehaltvolles Leben. Sie bedeutet das Streben, gerade die negativen Größen in positive zu verwandeln, gleichsam aus den Steinen des Nein Funken des Ja zu schlagen, Widerspruch und Widerstände aller Art als Bundesgenossen anzusehen auf dem Wege zunehmender Kraft und Vollendung. Sie macht alle Erscheinungen des Nein dem höheren Ja eines Wachstumswillens dienstbar. Gipfelt folglich in der Bereitschaft, an allem geistig zu wachsen: an Dingen, Menschen und Schicksalen.

Man spricht von der Tücke der Objekte und deutet mit diesem tref-

Digitized by Google

fenden Ausdruck auf jene Fälle hin, in denen Gegenstände verschiedenster Art die Absichten der Menschen durchkreuzen und ihnen Widerstände vielfacher Art auf den Weg legen. Dieser Fall ereignet sich in einfacher und zugleich lehrreicher Weise schon dann, wenn sich jemand an einem Tisch oder Stuhl stößt. Der negativ gerichtete Mensch in seiner primitiven Form mag alsdann geneigt sein, seinen Unwillen an einem solchen festen Gegenstand auszulassen, indem er ihn mit zorniger Hand zu Boden wirft oder zertrümmert. Ein Verhalten, das sehr kostspielig sein kann, überdies ebensowenig an der Eigenart und Eigengesetzlichkeit des Gegenstandes etwas ändert, wie es eine Wiederholung des gleichen oder noch vergrößerten Schadens nicht verhütet. Von größerer Klugheit und Weisheit zeugt es, sich mit positiven Kräften gegenüber solchem tückischen Objekt zu wappnen. Solcher Sieg des positiven Prinzips zeigt sich in dem Willen, den durch Unwissenheit, Fahrlässigkeit oder Bosheit herbeigeführten Schaden künftig dadurch zu verhüten, daß rechtzeitig eine positive Haltung gegenüber der Eigenart der Gegenstände anhebt.

Solche Richtung aufs Positive läßt den Menschen durch Schaden klug werden. Sie ist angelegt in dem natürlichen Streben jedes Kindes. Darauf deutet schon das geflügelte Wort, mit dem man in den Lehrbüchern der Physiologie die Entstehung einer Reflexbewegung veranschaulicht: „Gebranntes Kind scheut das Feuer." Die Naturanlage zu einem solchen Verhalten bedeutet, zu einem bewußten Prinzip erhoben, die Bereitschaft zur rechtzeitigen Anerkennung der Eigenart und Eigengesetzlichkeit aller gegebenen Dinge.

Naturgesetze sind unerbittlich, kennen kein Ansehen der Person, machen nicht halt vor den Schranken der Parteien und Bekenntnisse. Sie fordern gegebenenfalls mit schonungsloser Härte ihre Opfer. Gleichen einem starren Felsen, an dem die Köpfe der Eigenwilligen und Eigensinnigen zu zerschellen drohen. Wer den Draht einer elektrischen Hochspannung berührt oder von ihm erreicht wird, sinkt tot zu Boden. Gleichgültig, ob er wissentlich oder unwissentlich, mit oder ohne Absicht in die gefährliche Nähe des Gegenstandes kommt. Menschliche Endlichkeit und die an sie geknüpfte Unwissenheit machen den Umgang mit den Dingen gefährlich, zu einer vielseitigen Quelle von Übeln und Nachteilen aller Art. Hätte der Mensch erschöpfende Kenntnis von der Eigenart aller Dinge und legte er folgerichtig solche Wesenserkenntnis seinem praktischen Verhalten zugrunde, so würde er sein Dasein um vieles leidloser gestalten. Die wachsende Anerkennung dieses Zieles zu bewirken, bleibt der Kunst positiver Lebensführung vorbehalten, die darum ein immer engeres und vollkommeneres Bündnis von Welterkenntnis und Weltgestaltung zum Ziele hat.

Digitized by Google

Neben den Dingen sind es die Menschen selbst, die wechselseitig zu einer Macht des Negativen werden. Widerspruch und Gegnerschaft aller Art, Haß und Feindschaft sind hier die Kräfte der Verneinung, an denen sich das Prinzip positiver Lebensführung zu erproben Gelegenheit hat. Schon das einfache Gespräch des Alltags kann zu Streit und Entzweiung führen. Schon hier kommt das Maß positiver Grundhaltung rasch an den Tag. Es wird, wie der Charakter überhaupt, daran sichtbar, ob und in welchem Grade ein Mensch Widerspruch erträgt. Im Kreise Gleichgesinnter und im Austausche mit Zustimmenden das eigene Gleichgewicht zu bewahren, fordert keine besondere Kraftanstrengung. Aber Andersdenkenden und Andersgläubigen gegenüber die eigene innere Freiheit, Würde und Vornehmheit zu erhalten, setzt ein hohes Maß von Reife und Festigkeit des eigenen Wesens voraus. Gerade hier bildet sich ein Feld der Bewährung in der Kunst positiver Lebensführung. — Hier gilt es, sich mit dem Widerspruch und seinem Träger gleichsam geistig zu verbinden, beide als ein Mittel der Erprobung der eigenen Stärke willkommen zu heißen. Der positive Mensch läßt keine Gelegenheit vorübergehen, um durch die Auseinandersetzung mit dem Widerspruch und Gegensatz der Lehren wie Anschauungen den eigenen Gesichtskreis zu weiten, Voreingenommenheit und Einäugigkeit zu überwinden, kurz, nach Inhalt und Umfang des Denkens wie der ganzen Lebensweise positiver zu werden.

Wo die sachliche Gegnerschaft zu persönlicher Feindschaft sich steigert, dort ist der Wille, an Menschen zu wachsen, auf eine besonders harte Probe gestellt. Schwieriger als dem Guten, Wohlgesinnten gegenüber ist es, dem Bösen, Übelwollenden gegenüber positiv aufbauend gerichtet zu bleiben. Schwieriger, mit den vielfach vergifteten Pfeilen bösartiger Widersacher den Kampf zu bestehen, als sich der Gunst und des Wohlwollens der Freunde zu erfreuen.

Feindesliebe ist die höchste Aufgipfelung positiven Verhaltens gegenüber widerstrebenden Menschen. Eine Torheit in den Augen derer, die Gleiches mit Gleichem zu vergelten gewillt sind. Weisheit und ein höchstes Ziel des geistigen Lebens in den Augen derer, welche die Idee des positiven Verhaltens zu Ende gedacht haben. Feindesliebe in dem hier gemeinten Sinne ist nicht gleichbedeutend mit dem krampfhaften Versuche, natürliche Abneigungen gegen die uns Übelwollenden zu übersehen. Sie ist wesentlich geistiger, nicht naturhafter Art, als solche geknüpft an den Willen, dem Träger feindseliger Absichten und Unternehmungen nicht auf die Ebene seiner Niedrigkeit zu folgen, sondern ihm von einer höheren Lebensebene und mit positiven, auf seine innere Überwindung gerichteten Kräften zu begegnen. Dieses Ziel mag in den Wirrsalen und Spannungen der Menschen vorübergehend und vielleicht

Digitized by Google

auch dauernd zu keinem äußerlichen greifbaren Erfolge führen. Es mag sogar vorübergehend oder dauernd in den äußeren Bezirken des Daseins zu einer Benachteiligung des positiven Menschen führen. Aber es büßt dadurch offensichtlich nichts an Wert für den ein, der sich innerlich zu ihm bekennt, mutig und stark genug ist, seine Idee positiver Grundgesinnung auch dann noch trotz aller Feindseligkeiten zu behaupten.

Es bedarf keines Wortes, daß ein solches, auf die hohe Idee der Feindesliebe gestimmtes Verhalten nur auf dem Grunde einer geistigen, idealistischen Lebensauffassung möglich ist. Sie findet keine Anerkennung bei stofflichen Menschen, welche Machtziele verfolgen und kein Interesse an der geistigen Rettung des Positiven gegenüber dem Negativen haben. Diese Typen werden die hochgespannten Bilder der Bergpredigt verlästern, als Verfälschungen des Menschenlebens und der in ihm wirksamen Triebkräfte bezeichnen. Der Fürsprecher einer Kunst positiver Lebensführung aber wird ihnen mit der Frage begegnen, ob in diesen Bildern nicht der Hinweis auf eine höhere und schließlich stärkere, innerlich freiere Form des Lebens enthalten ist, als die Hüter eines äußerlichen Machtlebens wahrhaben wollen.

Wie alle Liebe, so kann auch die Feindesliebe unerleuchtete, unweise Formen des Ausdrucks annehmen. Lieben heißt in jedem Falle bejahen. Dabei bilden Gegenstände wie Form der Bejahung eine besondere Aufgabe. Im Falle des Feindes erhöht sich die Schwierigkeit dieser doppelten Aufgabe. Den Feind lieben heißt in dem hier gemeinten Sinn, gerade ihn als einen Gegenstand der Fürsorge erkennen, als ein Wesen, das in besonderem Maße der Befreiung von den Schlacken der Endlichkeit bedarf. Den Feind mit wahllos kriechender Gebärde mit äußeren Gaben beschenken, kann ebenso unwürdig wie unweise sein und das Gegenteil positiver Kraft bezeugen. Es ist das Verhalten jener Typen, die dem innerlich gehaßten Menschen eine äußerlich freundliche Miene entgegenbringen, ihm scheinbar oder wirklich Gefälligkeiten erweisen, in der Hoffnung, dadurch eigenen Gewinn zu erzielen. Sie gehen dabei innerlich leer aus, bleiben verstrickt in ihre Kümmerlichkeit, gelangen trotz scheinbarer positiver Haltung nicht über eine negative Reaktion auf den Feind hinaus.

Der positive Mensch dagegen wendet in erster Linie seine Gesinnung des Wohlwollens oder Mitleidens dem ihn hassenden Feind zu, um ihn dadurch mit inneren und, soweit als möglich, auch mit äußeren Mitteln zu überwinden. Der Fall ist möglich, daß verstockte Feindschaft den Empfang jeder äußeren Gabe verschmäht. Gerade dann bleibt dem positiven Menschen nur die eine Möglichkeit, sich durch Fernkräfte der Gesinnung — in religiöser Sprache würde man sagen: durch Gebet —

Digitized by Google

positiv auf den Widersacher „einzustellen", in dem Gedanken, auf diese Weise in sich selbst das geistige Gleichgewicht, das „Gute" lebendig zu erhalten und zugleich die Bereitschaft, bei gegebener Gelegenheit auch äußerlich seine positive Grundgesinnung auszuwirken.

Was diese für das geistige Leben bedeutet, wieviel es an Stimmungen und Gesinnungen in sich birgt, wird in besonders lehrreicher Weise ersichtlich im Hinblick auf jenen Festtag, an dem Güte und Menschenliebe ihren Triumph feiern sollen. Welcher Mensch vermöchte in vollem inneren Frieden Weihnachten zu feiern, wenn er Haß und Verbitterung nicht aus seiner Seele verbannte! Wenn er nicht bei allem schmerzlichen Bedauern darüber, infolge der Endlichkeit der Menschenwesen äußere Harmonie herzustellen, wenigstens im inneren Reiche der Gesinnung das Gleichgewicht wiederherstellte!

So fordert es der Wille, zu wachsen an den Menschen, besonders den feindlichen. Derselbe Wille schließt, ganz allgemein gesprochen, das Prinzip entgegengesetzter Reaktion in sich.

Dem Hassenden mit Haß begegnen, bedeutet Verstärkung des Negativen, indessen erleuchtete, schöpferische Güte in dem aufgewiesenen Sinne als positive Lebensmacht den Haß — wenn nicht äußerlich, so doch innerlich — entwaffnet. In ähnlicher Weise kommt der Zornige nicht durch den Zorn eines anderen zur Beschwichtigung, sondern höchstens, wenn überhaupt, durch ein größeres Maß von überlegener Ruhe. Nicht durch neue Schroffheit wird der Schroffe von seiner Eigenart erlöst, sondern durch verständnisvolle Milde, wenn er sich überhaupt einer Beeinflussung zugänglich erweist.

In diesem Sinne der Hingabe an das Gute, Wertvolle, an das geistig kraftvolle Leben ist positive Lebensführung gleichbedeutend mit der Methode entgegengesetzter Reaktion.

Der Wille, gegenüber dem von Menschen und Dingen kommenden Negativen das Positive zu retten, findet seine Krönung in dem Willen, auch an allen Schicksalen innerlich zu wachsen.

Dem Schicksal gegenüber als dem Unabänderlichen hat der Mensch verschiedene Möglichkeiten des Verhaltens. Er kann mit trotziger Gebärde versuchen, dagegen anzustürmen, ohne Geschehenes ungeschehen machen zu können. Er kann sich ferner dumpf und stumpf in den unabänderlichen Lauf des Geschehens ergeben, wobei er auf jede Selbständigkeit verzichtet. In beiden Fällen nimmt er eine negative Haltung an. Zu einer positiven Stellungnahme gelangt er erst dann, wenn er das schicksalhafte Geschehen als eine feste Größe in seine Lebensbetrachtung wie Lebensgestaltung aufnimmt und beiden fruchtbar zu machen strebt, wenn er die schicksalhafte Not mit tatkräftiger Hand, so weit als möglich, zum Guten zu wenden sucht. Auf diese Aufgabe deutet schon

Digitized by Google

die sprichwörtliche Wendung, nach der Not erfinderisch macht. Dies ist an sich im Guten wie im Schlechten möglich. Eine aufwärts gewendete Lebensführung wird die zweite Möglichkeit sich zum Ziele setzen und die schicksalhaften Übel in Bausteine zur Vervollkommnung des äußeren oder inneren Lebensgebäudes verwandeln.

An diesem Punkte kann die positive Stimmung und Kraft des Menschen auf die höchste Probe gestellt werden, wenn wirtschaftlicher Ruin über ihn hereinbricht, wenn mühsam in jahrelanger Arbeit aufgebaute Werke von den Stürmen des Schicksals hinweggefegt werden, wenn Not und Tod an die Pforten seines Lebens mit wuchtigen Schlägen anklopfen. Dann kann es schwer, im Einzelfalle sogar vorübergehend oder dauernd unmöglich sein, äußerlich eine Befreiung vom Druck des Schicksals herbeizuführen. Dem positiv gerichteten Menschen bleibt alsdann nur die eine Möglichkeit, sich innerlich zu behaupten, aufrecht am Grabe seiner Hoffnungen zu stehen, sich nicht vom Schicksal innerlich „unterkriegen" zu lassen, wie es treffend in der Sprache des Alltags ausgedrückt zu werden pflegt.

Die Bejahung solcher inneren Selbstbehauptung setzt einen Typus voraus, der idealistisch gerichtet ist, einen Sinn für die Überordnung der Güter des inneren Menschen über alles Äußere besitzt. Solange er diese Zielrichtung innehält und seine innere Tapferkeit nicht einbüßt, wächst er als positiver Mensch an jedem, auch dem schwersten Geschick, wird reifer, weiser und geläuterter. Je heftiger die Orkane des Schicksals toben, um so mehr vermag er den inneren Rang seines Wesens und seine Widerstandskraft an den Tag zu bringen.

Fahnenflucht vor den Schlägen des Schicksals deutet in jedem Falle auf eine Schwäche. Selbstmord mag im Einzelfall aus der Gesamtlage eines Menschen verständlich sein und die Zubilligung mildernder Umstände verdienen. Aber er ist und bleibt, gemessen an der Idee einer Kunst positiver Lebensführung, Schwäche und Verrat des inneren Menschen an die Übermacht des Äußeren. Keine Lebenslage ist denkbar, in der ein innerlich aufwärts gerichteter, den Lebenswert geistigen Wachstums folgerichtig bejahender Mensch nicht als ein innerlich Siegreicher aus allen Wirrsalen des Schicksals hervorzugehen vermöchte. Verleumdung und Verlästerung, Verrat und Verbitterung, selbst Beraubung der äußeren Freiheit kann die innere Freiheit zur stärkeren Entfaltung bringen, als es bei ruhigerem Gleichmaß des Lebens der Fall ist. In den Zellen der Strafanstalten kann man Typen antreffen, die innerlich durchaus aufrecht bleiben und nicht an einer geistigen Sinngebung ihres schweren Daseins verzweifeln.

Solche Sinngebung ist die Tat des positiv gerichteten Geistes. Sie setzt schließlich bei folgerichtigem Denken jene weltanschauliche Überzeu-

Digitized by Google

gung voraus, gemäß welcher alles schicksalhafte Weltgeschehen gleichsam das Material für einen positiven Willen zur Vergeistigung bietet. Wer dem blinden Spiel der Naturkräfte, dem „Wirbel der Atome" das letzte Wort in der Wirklichkeit zuerkennt, verrät den Geist, der in einer rein mechanischen Welt zur Heimatlosigkeit verurteilt bleibt und darum in ihr keiner folgerichtigen positiven Selbstbehauptung fähig wäre. Nur stoffliche Menschen können sich beim „Stoffe" als letztem Prinzip zufriedengeben und ihm gegenüber höchstens zu stofflicher positiver Haltung gelangen. Der geistig positive Mensch dagegen bedarf einer geistigen Heimat, eines geistig gedeuteten Weltprinzips, um sich gegenüber dem Schicksal sinnvoll behaupten zu können. Er kann sich, anders ausgedrückt, nur mit einem geistbezogenen Schicksal befreunden und muß die auf ein „blindes" Naturgeschehen bezogene Formel „Liebe zum Schicksal", amor fati, als eine seiner selbst unwürdige Torheit von sich weisen. Nur in diesem Sinne kann er ohne Preisgabe seines eigenen Wesens zu seinem „Schicksal stehen".

An dieser Stelle drängt sich die Erinnerung auf an ein ehrwürdiges Wort der biblischen Überlieferung: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten gereichen." Dieses Wort birgt einen tiefen Gedanken, der die Kunst positiver Lebensführung berührt. Es begreift unter Gott die Idee des höchsten, geistig gedeuteten Gutes, dessen liebende Erfassung alle endlichen Güter und Übel unter sich läßt. Insbesondere ordnet es auch gerade die Übel in einen höheren Sinnzusammenhang ein, dessen Verwirklichung beim Menschen die positive, liebende Hingabe an den Oberwert des höchsten Gutes voraussetzt.

Ein steiler Weg bis zu der Höhe dieser positiven Lebensführung, die gegen alle äußeren Schicksalsschläge gewappnet ist! Die Schwierigkeit des Weges sowie die Seltenheit seiner geradlinigen Beschreitung sind auch in diesem Falle kein Einwand gegen das Prinzip als solches, das vielmehr als einziges zur Rettung des Positiven in Betracht kommt. Vielfaches Versagen der inneren Kräfte, häufige Niederlagen oder Halbheiten gehören auch hier zu dem Bilde menschlicher Endlichkeiten. Kein Grund, die Idee der positiven Aufgabe zu verleugnen oder zu entwerten.

Je nach der Entwicklungsstufe und Reife werden die Menschen in der gleichen Schicksalslage zu einem verschiedenen Grade der positiven Wendung gelangen. Bei einigen wird es längerer Zeit und kräftiger Anstöße des Schicksals bedürfen, bis sie auf „andere Gedanken" kommen, bis sie einsehen lernen, daß die höchsten Güter nicht im äußeren Reiche der Sinne und Nichtigkeiten aller Art zu suchen sind, sondern im tiefsten Innern. Bis sie begreifen lernen die Tiefe des Wortes, daß die Gewinnung der ganzen äußeren Welt den „Schaden der Seele" nicht

Digitized by Google

aufwiegt. Bis sie reif werden, in dem Lebensleid einen Bundesgenossen auf dem Wege zu innerer geistiger Lebenskraft zu erkennen und die Enttäuschungen, die Desillusionierungen, als Staffel auf der Leiter der Überwindung alles Erdlichen und Scheinhaften positiv zu erfassen.
Mag es sich um den Kampf mit Dingen, Menschen oder Schicksalen handeln, die Kunst positiver Lebensführung birgt in allen Fällen den Willen zum geistigen, gegebenenfalls auch leiblichen Wachsen in sich. Auch der physische Mensch kann im Kampfe mit der Unbill der Witterung abgehärtet und positiver werden. Hier wie dort wirft den Zaghaften und Negativen vorschnell zu Boden, was den Aufrechten, Tapferen, Positiven seine Kräfte regen läßt und stärker macht.
Mit mutigem Arme sucht der positive Mensch sich durch die Wellen des Schicksals hindurchzubewegen und in unermüdlichem Streben der Unzulänglichkeit Herr zu werden. Nicht nur an Erfolgen und Siegen, mehr noch an Mißerfolgen und Niederlagen strebt er zu wachsen und aus ihnen Antriebe zur Vollendung zu schöpfen. Gerade darin vollendet er die Kunst seiner Lebensführung. Er ist gestimmt auf die Losung „Dennoch!", mit der er sich geistig gegen alle Wirrsale des Lebens zur Wehr setzt. Darum ist die geistige Lebensbilanz dieses Typus immer positiv, wie sein Wahlspruch überhaupt lautet: „Immer positiv!"

Über die Bewegungen der Augen und über den menschlichen Blick

Von Johannes Müller

Nach der Erstausgabe vom Jahre 1826 neu herausgegeben von Martin Ninck

(Fortsetzung)

Bewegung der Augen und Beleuchtung

Es ist offenbar, warum die Augen in ihren kombinierten Bewegungen keine Linie leichter und gefälliger als die Kreislinie beschreiben. Die Bewegungen der Augen sind unter diesen Umständen die einfachsten, gleichförmigsten; beide Augen messen in gleichen Zeiten gleiche Räume, und der Neigungswinkel der Sehachsen sowie der Refraktionszustand der Augen sind bleibend. Bei der Betrachtung großer ruhiger Naturszenen, des gestirnten Himmels, wo der Eindruck die Sinnlichkeit der ganzen Augen in Anspruch nimmt und die Bewegungen der Augen nicht durch das ausgezeichnete einzelne bestimmt werden, liebt das Auge, im Blicke größere und kleinere Kreise bei einer größeren und kleineren Sehweite in der äußern Natur zu messen. Bei einer solchen Stimmung der Seele, wie sie durch die ruhige Betrachtung eines schönen Himmels, einer schön beleuchteten Landschaft befördert wird, hat das Auge nicht Lust an dem einzelnen, sondern was es sucht, findet es überall in jeder Wendung des Blickes. Dann ist das Auge allwärts von dem Lichte

Digitized by Google

befriedigt und voll innerer Lust, die sich nicht schöner als in einer freien, nicht durch das einzelne bestimmten, vielmehr fessellosen Bewegung der Augen ausspricht. Der Wandsbecker Bote, wenn er, den gestirnten Himmel betrachtend, sich seines Gottes freute, hätte uns von diesem Blicke, dieser Bewegung der Augen sagen können. Es ist die ethische Wirkung der mehr schattigen Farben, welche Goethe die Farben der Minusseite genannt hat, daß sie, wenn sie größere Strecken unseres Gesichtsfeldes einnehmen, jene Stimmung der Seele und diese Bewegungen der Augen nähren und unterstützen. Das gilt am meisten von dem reinen Blauen. Diese Wirkung rührt, im Vergleich mit dem Eindruck der mehr hellen Farben, zum großen Teil von dem Schattigen der Farben überhaupt her. Goethe sagt: das Blaue zieht uns nach sich. Ich glaube, daß man die Wirkung des Blauen auf das Auge am besten so ausdrücken kann, daß es von allen Farben am liebsten in der größten Ausdehnung, einen großen Teil des Gesichtsfeldes einnehmend, vertragen werde, daß es als Farbe der Auszeichnung nicht sehr gut, um so besser aber als Farbe des Grundes wirke, die Sinnlichkeit des ganzen Auges ohne Reiz und Gegensatz wohltätig anspreche und eben dadurch die freien harmonischen Bewegungen der beiden Augen in der Breite in besonderem Grade begünstige. Die Beweglichkeit der Sehweite in die Tiefe des Raumes scheint sich nicht wohl mit dieser Wirkung zu einen. Die Sehweite ist dann am beweglichsten, wenn man am meisten dauernd zu fixieren versucht, wenn das einzelne zu einer dauernden Aufmerksamkeit reizt. Umgekehrt kann man vielleicht von den Farben der Plusseite, dem Gelben und Roten und ihren Nuancen sagen, daß sie, selbst wenn sie in größeren Massen über das Gesichtsfeld sich verbreitend auf das Auge wirken, im Gegensatze mit jenen harmonisch kombinierten Bewegungen der beiden Augen sind. In einer rot beleuchteten Landschaft würde das Auge nicht, an einer ruhigen stillen Größe wie durch das Blaue sich sättigend, mit dem Blicke in der Ferne schweifen. Die hellen Farben gehören der ausgezeichneten Einzelheit zu; sie reizen das Auge. Einzelne Stellen der Netzhaut zum Gegensatze aufrufend, werden sie am liebsten in einer kleineren Ausdehnung vertragen. Der Blick ist durch sie gefesselt, gebannt. Durch den Reiz zu einer dauernden Fixation, welche das Auge in einer bestimmten Sehweite nicht erträgt, befördern sie die Beweglichkeit der Sehweite durch die Tiefe des Raumes. Bei der dauernden Fixation der helleren Farben verlängert und verkürzt das Auge in stetem Wechsel seine Sehweite, sich in sich selbst gleichsam von der Macht des blendenden Eindrucks erholend. Von dem Grünen kann man ganz weder das eine noch das andere sagen. In ihm sind jene Gegensätze einer beruhigenden Allgemeinheit und einer blendenden fesselnden Einzelheit beschwichtigt. Die Farbe der gesunden, lebendigen pflanzlichen Natur, die noch keine Triebe hat, ist selbst zu einem heitern frischen Lebensgenusse auffordernd, ohne besondere Wirkung auf die tierischen Triebe.

Bewegung der Augen und Gestalt der Objekte

Wir haben uns bisher bloß mit den kombinierten Bewegungen der beiden Augen, wie diese bei einer bleibenden oder beweglichen Neigung der Seh-

Digitized by Google

achsen vor sich gehen, beschäftigt. Es ist offenbar, daß diese Bewegungen bloß durch die Kontraktionen der inneren und äußeren geraden Augenmuskeln bestimmt werden. Hier ist nun der Ort, auch von denjenigen Bewegungen der Augen zu sprechen, welche durch die Grenzen und Figuren der Bilder in einer und derselben Fläche bestimmt sind und wobei mehr und weniger auch die anderen Augenmuskeln mitwirken.

Es liegt am nächsten zu glauben, daß diejenigen Bewegungen des einzelnen Auges am leichtesten sind, in welchen bloß auf die einfachste Weise ein Augenmuskel tätig ist. Dies ist aber keineswegs der Fall. Das Auge, in der Augenhöhle frei schwebend, mit einem Muskelapparate ausgestattet, der ihm erlaubt, alle möglichen und denkbaren Verhältnisse der Grenzen von Licht, Schatten und Farben durch seine Bewegungen auf das bestimmteste fixierend zu verfolgen, ist, wenn auch in keiner unmittelbaren Berührung der Gegenstände, dennoch durch diese seine Beziehungen wesentlich tastend, und es geht als bewegliches Sinnesorgan für die feinsten Lichtunterschiede in der Fläche in alle Beziehungen der Außenwelt selbst viel freier und leichter ein als unsere eigentümlichen Tastorgane.

Im Bewußtsein dieser seiner Bestimmung verfolgt das Auge, bei der absoluten Freiheit und Leichtigkeit seiner Bewegungen im Umfang einer halben Sphäre, auch diejenigen Bewegungen am leichtesten und ungezwungensten, in welchen ihm seine eigene Freiheit am meisten offenbar wird, in welchen es sich in der Totalität seiner Sinnlichkeit am meisten gewahr wird, in welchen alle seine Bewegungsorgane in einem gleichmäßigen und gesetzlichen Wechsel zur Äußerung ihrer Tätigkeit kommen. In dieser Energie ist das Auge am meisten sinnlich. Es ist damit wie mit der Totalität des Farbenkreises in physiologischer Hinsicht. Die einzelne Farbe wirkt auf das Auge nur so lange wohltätig, als der Eindruck vorübergehend ist, und das Auge tilgt den dauernden Eindruck einer und derselben Farbe durch den Gegensatz der Nachbilder und Blendungsbilder, in den harmonischen subjektiven Farben sich erholend und dadurch jedesmal die Totalität des Farbenkreises darstellend. So hat das Auge in den objektiven Farben: Rot, Violett, Blau, Grün, Gelb, Orange, und den ihnen in derselben Ordnung entsprechenden subjektiven Farben: Grün, Gelb, Orange, Rot, Violett, Blau, als Nachbildern, jedesmal den physiologischen Farbenkreis erschöpft, indem entweder die Elemente der subjektiven Blendungsfarbe als einer Mittelfarbe mit der objektiven Farbe als einer einfachen, oder die Elemente der objektiven Mittelfarbe mit der einfachen Blendungsfarbe, das Grundschema der Farben: Rot, Blau, Gelb wiederholen. Wie denn dies wohl auch durch die Worte jenes schönen Rätsels von dem Auge:

Und doch ist, was es von sich strahlet,
Oft schöner, als was es empfing,

ausgedrückt zu sein scheint. In der ärmsten Abgeschiedenheit von der Lichtwelt, in der einförmigsten Natur, welche die Farbenpracht der vegetabilischen und mineralischen Formen abgelegt hat, ist das Auge in sich selbst reicher und in den Lichtphänomenen herrlicher, als seine Umgebung es sein kann.

Digitized by Google

Denn es ist falsch, wenn man sagt, seine Energien seien durch das äußere Licht bedingt; vielmehr treibt jedwede Art von Reiz auf das empfindliche Organ, Erschütterung, Druck, Friktion, der galvanische und elektrische Gegensatz, ja die Pulse des eigenen Körpers, die Entzündung und die lebhafteste Phantasie das Auge zur Entwickelung lichter und farbiger Phänomene. Unter diesen Reizen ist das, was, wenn es die Netzhaut trifft und nach den Gesetzen seiner Bewegung durch durchsichtige Mittel auf der Netzhaut, andere Teile anders affizierend, Bilder wirkt, Licht genannt wird, nicht der erste und vornehmste, sondern der gewöhnlichste Impuls. Wie das Auge den harmonischen Gegensatz der Farben, so fordert das Ohr zu seiner Befriedigung notwendig den Dreiklang, den einzelnen Ton als ein Einseitiges, Unvollendetes, nur durch den Gegensatz Wohltätiges erkennend.

So ist denn das Auge auch nur in denjenigen Bewegungen am meisten und ganz sinnlich, welche nicht einseitig durch einzelne Bewegungsorgane für sich veranlaßt werden, sondern in welchen ihm seine Freiheit am meisten aufgeschlossen wird und in welchen seine unendlichen Beziehungen zur Grenze in der Außenwelt durch die Ortsveränderung am schönsten und freiesten sich ausdrücken. In dieser Beziehung ist die einfachste und leichteste Bewegung des Auges die Kreisbewegung, durch welche alle Augenmuskeln nacheinander in wechselnden Kontraktionsgraden tätig sind. Das Auge beschreibt Bogenlinien nach oben, unten und zu den Seiten, entweder frei oder im Blicke kreisförmige Flächen verfolgend, mit vorzüglicher Leichtigkeit. Selbst wo wir in der Fixation von einem Gegenstande zu einem entlegenen derselben Fläche oder desselben Horopters übergehen, geschieht dies in der Regel nicht in geraden Linien, sondern in Bogenlinien, die über oder unter der geraden Verbindungslinie der Gegenstände konvex sind; es müßten denn auch die in der geraden Verbindungslinie gelegenen Punkte unsere besondere Aufmerksamkeit erregen und fesseln. So sind bei der vollkommenen Kreisbewegung des Auges alle Augenmuskeln, sowohl die geraden als die schiefen, nacheinander tätig, so daß die Kontraktionen des einen beginnen, wenn die des andern noch nicht aufgehört haben. In der halben Kreisbewegung aber sowohl nach oben und unten als nach den Seiten innerhalb der Ebene des Gesichtes, sind immer drei gerade und ein schiefer Muskel, mit Ausschluß des vierten geraden und des andern schiefen, auf dieselbe Weise tätig. Der Mittelpunkt dieser Bewegungen ist nicht der Mittelpunkt des Auges zugleich, vielmehr, wie es scheint, dem Mittelpunkte der hintern konvexen Fläche des Auges entsprechend, so daß auch der Mittelpunkt des innern Auges die Kreisbewegung in kleineren Bogen teilt. Auch habe ich mich überzeugt, indem ich verschiedene Punkte des Auges, die vorher mit Tinte auf dem Weißen bezeichnet worden waren, während der Kreisbewegung verfolgte, daß das Auge durch die Wirkung der schiefen Muskeln nicht zugleich um seine Längenachse rotiert wird; vielmehr die schiefen Muskeln nur die allgemeine Rotation des Augapfels durch die geraden Muskeln unterstützen, so daß die Längenachse des Auges, an ihrem hintern Ende selbst Zentrum der Bewegung, in einer Kegelfläche rotiert wird, wobei der horizontale oder vertikale Breitendurchmesser des Auges mit der horizontalen

Digitized by Google

oder vertikalen Ebene des Kopfes parallel bleibt. Es scheint demnach, daß in den kombinierten Rotationen beider Augen in der Ebene des Gesichtes, weil das Zusammenwirken beider oberen oder beider unteren schiefen Muskeln die Rotation der Augen nach derselben Richtung aufheben würde, der obere schiefe Muskel des einen Auges mit dem untern schiefen des andern zugleich tätig zu sein.

Wenn in der Kreisbewegung alle Augenmuskeln tätig sind, so sind in der horizontalen geradlinigen nur vorzugsweise einer oder bei der schiefen geradlinigen Bewegung ein mittlerer und seitlicher gerader Muskel zugleich kontrahiert.

Eine gerade Linie von größerer Länge fixierend zu verfolgen, fanden wir schon vorher für die kombinierten Bewegungen beider Augen aus mehrfachen Gründen sehr schwierig. Auch das einzelne Auge vermeidet diese Bewegung aus den angegebenen Bestimmungen. Man fühlt das Auge beim Versuch einer solchen Bewegung gezerrt, und unwillkürlich springt der Blick in kleineren und größeren Bogenlinien von der bezeichneten geraden Richtung ab. Mögen wir horizontale oder schiefe gerade Linien mit dem Blicke verfolgen, so verbindet sich bei der simultanen Tätigkeit beider Augen die eine und die andere Schwierigkeit, weil die Neigung der Achsen fortdauernd ungleichmäßig verändert wird und der seitlich eintretende Sehnerv gezerrt wird. Letzteres fällt bei der geradlinigen senkrechten Bewegung der Augen weg, und darum scheinen unter den geradlinigen Bewegungen die senkrechten immer noch die leichtesten.

Das Auge wird aber nicht allein durch die Kreisbewegung sinnlich befriedigt. Vielmehr gehören hierher alle regelmäßigen, auf einer gesetzmäßigen Konstruktion beruhenden und also auch durch eine gesetzmäßige Bewegung zu beschreibenden Kurven, wie die Ellipse, die Wellenlinie, die Radlinie, die Schneckenlinie, weniger die Parabel und Hyperbel, welche letztere sich den geradlinigen Figuren mehr nähert. Am leichtesten und gefälligsten verfolgt das Auge die Wellenlinie und die Radlinie, weil diese Figuren, außerdem daß sie alle Augenmuskeln behufs einer fortschreitenden Fixation in wechselnden Kontraktionsgraden leise ansprechen, auch nicht wie die Kreislinie in sich zurückkehrend sind und Veranlassung geben, dasselbe gefällige Spiel zu wiederholen. Äußeren Bewegungen in der Natur, wenn sie in der Wellen- und Radlinie vor sich gehen, folgt das Auge mit besonderem Wohlgefallen und nicht selten mit einem eigentümlichen Lustgefühle seiner selbst. Dahin gehören: der Wellenschlag, der Tanz, der wallende Dampf, das Wogen der Flamme, der Flug der Vögel, Springquellen, leuchtende Meteore und allerart Feuerkünste.

Anmerkung: Es ist bemerkenswert, daß diese Bewegungen zum Teil bei den Griechen und Römern Gegenstände der Weissagekunst waren, wie namentlich die wogende Flamme in der *πυρομαντεία*, der wallende Dampf in der *καπνομαντεία*; wie denn auch wahrscheinlich der Vogelflug durch die Art der Bewegung bemerkenswert gewesen.

Die parabolischen und hyperbolischen Bewegungen fallender Körper, die aufziehenden Streifen des Nordlichtes ziehen das Auge an. Auch die Spuren

Digitized by Google

dieser Bewegungen sind dem Auge gleich erfreulich, denn in ihnen sind ja die Normen für seine eigenen Bewegungen verzeichnet. Die Kunst, auf eine sinnvolle Weise zu verzieren, hat hier ihren physiologischen Ursprung. Es sind aber nicht nur die ruhenden Formen, welche das Gemüt zu einer heitern Ruhe stimmen, sondern wie das Auge sich von den Umrissen hingezogen fühlt, indem es die Zeichen sieht von dem, was es sucht, werden die Bewegungen auf die Gegenstände selbst übertragen, und in ihnen reflektiert sich das Leben und Bewegen des Auges. Im Keplerschen Sinne darf man hier von einer Musik der Augen reden.

In den geradlinigen Formen findet das Auge nicht, was es vermöge seiner Bewegungsbestimmungen sucht; auf diese können die Bewegungen des Auges selbst nicht übertragen werden; sie verstellen kein eigenes Bewegtsein; sie sind in jeder Beziehung ruhig. Dennoch liebt das Auge diese Umrisse, wenn es in ihnen Gesetz und Maß mit einem Blicke überschauen kann. In welchen Formen das Auge Gesetz und Einheit in seiner eigenen Ruhe erblickt, diese liebt es auch ruhend, zu keiner Bewegung veranlaßt. Aus diesem Grunde, bemerkte schon der unsterbliche Kepler, sieht das Auge gerne kleinere Umrisse von Dreiecken, Vierecken, Fünfecken, Sechsecken, mit Ausschluß der Siebenecke, welche auf höhere Gleichungen führen. Wenn geradlinige Formen zu größeren Massen vereinigt sind, so fordert das Auge von diesen, daß ihm wie im ganzen so in allen einzelnen Teilen Maß und Gesetz geboten werde. Der Eindruck großer, mit Kunstaufwand aufgeführter Gebäude ist erhaben; denn die Seele ist befriedigt durch den Gedanken einer durch Gesetz und schönes Verhältnis bedingten Ruhe der Massen. Bei der Betrachtung solcher Formen sind die Bewegungen weniger automatisch; das Auge ist im Bewundern ruhig, und seltener springt es zu anderen Fixationspunkten über, von welchen aus es das Ganze überschaut, zu einem allgemeinen großartigen Eindrucke gelangend. Die Wölbungen und Bogengänge gestatten dem Auge schon einen größeren Spielraum. Überall aber lassen sich in den Bausystemen, in welchen der Geist sich zum Erhabenen und Schönen aufgeschwungen, die selben Grundformen erkennen, in denen die Massen zur Gliederung des Ganzen aufstreben. Die einfachen, reinen geometrischen Formen wiederholen sich vom Würfel aus in den einfach schönen griechischen Bauwerken. Nachdem der Römer die Wölbung hinzugetan, beginnt die kirchliche Baukunst, Romanisch und Byzantinisch, den Geist, zu dem der Glaube erhoben, auch den starren Massen einzuhauchen. Und endlich ist das sphärische Dreieck als Elementarform der aufstrebenden Massen in die ganze Gliederung des gotischen Tempels eingegangen. Es ist bemerkenswert in Hinsicht der parabolischen Linien, welche in gotischen Gebäuden so häufig vorzugsweise vorkommen, daß die pathetischen und ekstatischen Bewegungen der Augen eher parabolisch als kreisförmig sind. Verzierungen führen das Auge auf eine leichte und spielende Weise auf das zurück, was es bei einem großartigen Gesichtseindrucke, der mehr die Empfindung einer erhabenen Ruhe begünstigt, einbüßt; wie sich denn das Auge auch von der Fülle und Sättigung der Farbeneindrücke großer Gemälde nicht schöner und sinnvoller als in dem Saume geschmackvoller Arabesken erholen kann.

Digitized by Google

Die Bewegungen der Augen beim Lesen sind nicht anstrengend, wenn nicht die Zwischenräume der Zeilen zu eng und diese selbst zu lang sind. Die fortschreitenden Bewegungen sind zwar während dem Lesen auf eine kurze Strecke linear; aber die rückkehrenden zu dem Anfange neuer Zeilen geschehen gewöhnlich in Bogenlinien, deren Konvexität nach unten gerichtet ist und deren Extreme das Ende der gelesenen und der Anfang der neuen Zeile sind. Auf sehr großen Blättern und in sehr langen Zeilen würden aber die Bewegungen der Augen durch unsere Schrift sehr erschwert werden. Und es ist dem Auge kein Gefallen getan, wenn es nach Verfolg einer sehr langen Linie unter vielen andern Parallelen die nächste aufsuchen soll. Die Bustrophedonschrift in Schlangenlinien war daher auf großen Blättern und Denkmalen sehr natürlich, die Bewegungen der Augen erleichternd. Da mit dem Drucke die kleine Form der Blätter und Bücher gang und gäbe ward, mußte der Vorteil auf der Seite unserer jetzigen Schrift sein. Einmal wird die nächste Zeilenparallele durch die gewohnten rückkehrenden Bogenlinien leicht gefunden; dann aber auch kann das Folgende mit den Abteilungen der Sätze in den rückkehrenden Bewegungen leicht zum voraus überschaut werden.

(Fortsetzung folgt).

Der II. Internationale Graphologenkongreß und die Graphologie in Frankreich

Von Dr. A. Ackermann, Psychotechnisches Institut Zürich

Die „Société de graphologie" feierte dieses Jahr das siebzigjährige Jubiläum ihres Altmeisters Crépieux-Jamin, und bei diesem Anlaß organisierte sie einen internationalen Graphologenkongreß. Die Einladungen waren sehr zahlreich ergangen, leider wurde ihnen nicht in ebendiesem Grade Folge geleistet, so daß nur wenige Referenten aus dem Ausland zugegen waren; ein um so besseres Bild ergab der Kongreß über den heutigen Stand der Graphologie in Frankreich.

Das erste Referat hielt der bekannte Psychiater Pierre Janet über „La Graphologie et la Psychologie", worin er folgendes ausführte: Es ist eine weitverbreitete Illusion, zu glauben, daß die Psychologie eine ausgebaute Wissenschaft sei, fertig, vollendet und sicher, von der man nun eine Menge praktische Anwendungen machen könne. Insbesondere zeigt sich diese Illusion unter den Psychiatern; aber auch die Graphologen haben im Anfang daran geglaubt und haben sich an die populären psychologischen Worte gehalten, zu denen sie graphische Zeichen suchten, an Worte, die aber keineswegs klar und eindeutig bestimmten, was das Gemeinte eigentlich sei, wie z. B. Glaube, Treue, Haß usw. Aber als man merkte, daß man auf diese Weise zu sehr im Unbestimmten bleibe, wandte man sich an die Psychologen und verlangte von ihnen die Grundlagen und Prinzipien der Psychologie. Aber das Verlangen war umsonst, denn sie hat sie selbst nicht; sie sucht noch danach, macht anerkennenswerte Fortschritte, aber heute ist sie sicher noch nicht in der Lage, den Graphologen die ergänzende Psychologie zu geben. Jedoch macht die Psychologie eine Richtungsänderung durch, die eine deutliche An-

Digitized by Google

näherung an die Graphologie bedeutet: die alte Psychologie sprach vom reinen Bewußtsein, losgelöst vom Körper und von seinen Bewegungen; die neue Psychologie ist vor allem eine Psychologie der Handlung, des Verhaltens und Benehmens; sie ist aufgebaut auf die Psychopathologie und auf die Tierpsychologie. Ihr Gegenstand ist der Anblick eines lebendigen Wesens, dessen Anpassung ans Milieu, die Gesamtheit seiner Bewegungen und ihr Wechsel nach Größe, Geschwindigkeit usw. Um diese nun studieren zu können, muß man sie fixieren, was man mit Hilfe des Kinematographen tun kann und immer mehr tut, was der Graphologe aber noch viel besser im Besitz hat, wenn er die Handschrift betrachtet. — Nur darf er sich nicht abschließen, er muß wissen, daß die Graphologie nur ein Teil ist, der vielen Möglichkeiten, durch die sich menschliche Gefühle zum Ausdruck bringen, und der Graphologe muß andererseits bescheiden sein und sorgfältig beobachten und registrieren, darf nicht glauben, daß er schon eine Psychologie habe, die eben erst durch gemeinsames Zusammenarbeiten der verschiedenen Zweige, die den Menschen studieren, geschaffen werden muß.

Diese Eröffnungsworte Janets, des heute wohl bedeutendsten Psychiaters in Frankreich, habe ich mit Absicht ausführlicher hier wiedergegeben, es sollte sich im Verlauf der Tagung zeigen, daß sein Wissen um die Stellung der Graphologie noch keineswegs Allgemeingut geworden ist.

Ihm schloß sich an ein Referat von Rose Schuler, das einen kurzen Überblick über die Geschichte der Graphologie gab und insbesondere über die Bedeutung Crépieux-Jamins.

Darauf sprach De Rougemont über den Begriff des Wertes in der Graphologie, wo er — in teilweiser Abweichung von Crépieux-Jamin, aber nicht grundsätzlich von diesem verschieden — über die Wichtigkeit bzw. die hauptsächlichste Bedeutung von verschiedenen Schriftmerkmalen sprach, auf die im einzelnen hier nicht näher eingegangen werden kann; der Leser kennt ja die Tabelle aus Crépieux' „Traité pratique de Graphologie".

Am Nachmittag des ersten Tages hielt Dr. Ackermann aus Zürich ein Referat über das „Formniveau" nach Klages. Was Klages mit dem Formniveau meint, kann hier ja wohl als bekannt vorausgesetzt werden, so daß es sich erübrigt, hier einen Auszug davon zu geben. Auf dieses Referat setzte dann zum erstenmal eine der Diskussionen ein, die in ihrer Gesamtheit zusammen mit den Vorträgen ein Bild der Graphologie in Frankreich ergaben. Vorausgesetzt muß werden, daß nur ganz wenigen französischen Graphologen bekannt ist, was in Deutschland über dieses Gebiet gearbeitet wurde, daß der weitaus größere Teil nie etwas davon kennenlernte. — In einem heftigen und keineswegs nur sachlichen und noch weniger gerade vornehmen Angriff kritisierte Crépieux den Begriff des Formniveaus als höchst unklar, verschwommen, unverständlich. Saudek glaubte, daß es nur einem persönlichen Schüler Klages' und infolgedessen persönlicher Beeinflussung möglich sei, mit ihm über die Grade des Formniveaus der Schriften einig zu werden. Von anderer Seite wurde ebenfalls in ähnlichem Sinne vor allem darauf hingewiesen, daß dieser Begriff unklar und keinesfalls wissenschaftlich sei, daher nicht mit einer wissenschaftlichen Graphologie, wie sie in Frankreich

Digitized by Google

erstrebt werde, zu vereinbaren sei. Was aus all den Worten hervorging, war: daß das Formniveau abgelehnt wurde, weil es kein bestimmtes, meßbares Zeichen der Handschrift ist, daß man in Frankreich nur das gelten lassen will, was rational bestimmt werden kann, und daß man noch der Meinung ist, daß die Handschrift jemals restlos rational erfaßt werden könne. Man weiß noch nicht, daß die Ausdrucksbewegungen — und damit also auch die Schrift — sowie jede Lebenserscheinung nicht völlig mit dem Verstand erfaßt werden kann, und zwar eben grundsätzlich nicht, nicht etwa nur heute noch nicht. Man fühlte in all den Diskussionen auf Schritt und Tritt, daß die psychologischen Forschungen der letzten zwanzig Jahre, die in Deutschland gemacht wurden, in Frankreich unbekannt geblieben sind, es zeigte sich das noch in anderen Punkten.

Anschließend sprach der Präsident der Graphologischen Gesellschaft, Dr. Legrain, von Beruf Psychiater, über die Verdoppelung der Persönlichkeit, indem er an Hand interessanter Schriftproben Geisteskranker die Veränderungen der Schrift im Verlaufe der Krankheit demonstrierte. Stahl aus Bukarest, der über „Graphologie und Geschichtsforschung" hätte berichten sollen, war leider nicht erschienen, so daß sich gleich das Referat von Jean Cuissinat anschloß, worin er auf die Notwendigkeit hinwies, die Terminologie in der Graphologie zu vereinheitlichen; denn es wird gerade in der französischen Literatur eine Schrift nach teilweise sehr von der deutschen Literatur abweichenden Gesichtspunkten beschrieben, es gelten, neben solchen, die gemeinsam sind, auch ganz andere Begriffe, meist komplexere, als sie in der deutschen Literatur üblich sind.

Am Nachmittag folgte eine Führung durch die Archive der Polizeipräfektur, die besonders im Hinblick auf die Veränderung der Schrift in den letzten Jahrhunderten interessant war.

Abends wurden zwei Vorträge gehalten, die auch einem weiteren Publikum zugänglich waren. Zunächst sprach Dr. R. Saudek über „Kinematographische Aufnahmen der Schreibbewegung". Die Resultate seiner Forschungen in dieser Richtung sind z. T. wertvolle experimentelle Bestätigungen graphologischer Gesetzmäßigkeiten, die bis jetzt nur theoretisch aufgestellt und psychologisch begründet waren, z. T. gaben sie auch Neues, so etwa, daß die Verlangsamung der Schreibbewegung bei Verstärkung des Drucks nicht von diesem herrührt, sondern wegen Neuanpassung der Fingerhaltung und neuer Willensimpulse. Dagegen wußte man immerhin auch ohne Kinematographie schon lange, daß größere Züge rascher geschrieben werden als kleine, daß jede Änderung der Bewegungsrichtung eine Verlangsamung zur Folge hat, daß jeder neue Schreibimpuls erst ein Pausieren der Schreibbewegung zur Folge hat, daß Überstreichungen die Fortbewegung des Schreibens in der Richtung nach rechts zum Stillstand bringen. Wenn das Experiment diese Gesetze bestätigen kann, so ist das gewiß sehr wertvoll, dagegen werden sich Theoretiker und Praktiker eben kaum damit einverstanden erklären, wenn gesagt wird, daß die Kinematographie diese Tatsachen erst entdeckt habe. — Es erscheint eine unnötige und unfruchtbare Polemik, diese kinematographischen Beobachtungen und Feststellungen gegen eine „metaphysische"

Digitized by Google

Graphologie auszuspielen, notwendig ist beides, und außerdem wäre noch sehr die Frage, mit welcher Art Graphologie mehr für das Verständnis der Schrift gewonnen sei, ob mit einer vorwiegend psychologischen (diese ist nämlich mit der „metaphysischen" gemeint) oder mit Experimenten!

Einen ebenfalls öffentlichen Vortrag hielt am selben Abend noch Crépieux-Jamin: „Autour de l'écriture naturelle". Die Absicht seiner Ausführungen war, zu zeigen, daß auch bei den Schriften, die im allgemeinen als erworbene bezeichnet werden, von einer natürlichen Schrift gesprochen werden müsse, da ja der Schrifturheber nun eben doch in seinem Charakter so sei, wie ihn diese unnatürlichen Schriftzüge zeigen. Mit reichlichem Material wies das der Vortragende nach, indem er vorwiegend Proben namhafter Persönlichkeiten im Lichtbild zeigte. — Der Vortrag zeigte, daß der Begriff der „erworbenen Handschrift" in der französischen Graphologie nicht in dem Sinne bekannt ist, wie er in Deutschland gebräuchlich ist, und daß man damit — zum mindesten nicht bewußt — auch nicht jene psychologischen Fragen stellt, warum ein Schrifturheber gerade diese Züge und keine anderen sich erworben habe, wodurch man ja oft erst recht in die Tiefe seiner psychologischen Struktur zu dringen in der Lage ist.

Am nächsten Tag sollte Fräulein Becker aus Hamburg über die Handschrift der Kinder sprechen. Leider war die Referentin am Erscheinen verhindert, so daß nur ein kurzer Auszug aus ihrem bekannten Buche über dieses Thema vorgelesen werden konnte, den Fräulein Becker für diese Gelegenheit verfaßt hatte.

Dr. med. Houzel sprach in einem sehr interessanten Vortrage über „Physiologie de la lettre tordue", worin er als Ergebnis seiner Untersuchungen an einem großen Schriftmaterial einen klaren Zusammenhang aufwies, zwischen diesem Schriftmerkmal und den Geschlechtsdrüsen. Das Merkmal zeigt sich besonders häufig und besonders ausgesprochen bei Jugendlichen im Pubertätsalter und andererseits bei Frauen in den Wechseljahren. Der Referent warnte jedoch eindringlich davor, spezielle Diagnosen zu stellen auf Grund der Handschrift allein, da das Vorhandensein einer Störung, die sich sehr wohl in der Handschrift zeigen kann, noch keinerlei Anhaltspunkte gibt über die Ursachen jener. — Sehr aufschlußreich war die an diesen Vortrag anknüpfende Diskussion, denn es wurde die physiologische Auslegung des „gewundenen" Buchstabens als zu einseitig bezeichnet und geltend gemacht, daß dieses Zeichen doch einen mehr psychologischen Sinn habe. Daraus ist zu ersehen, wie wenig noch in französischen Graphologenkreisen eine genügende psychologische Fundierung der Graphologie als Gesamtheit Allgemeingut ist. Denn es ist doch eine völlig müßige und unnötige Streitfrage, ob ein Schriftmerkmal einen physiologischen oder psychologischen Sinn habe, vielmehr hat es selbstverständlich beide Bedeutungen, zunächst vielleicht ist die Ursache des „gewundenen" Buchstabens rein physiologisch, aber da jede Veränderung des Körperzustandes auch eine Veränderung des psychischen Zustandes zur Folge hat, so liegt es auf der Hand, daß ein solches Merkmal nicht das eine oder das andere bedeuten kann, sondern ganz naturnotwendig das eine und das andere.

Digitized by Google

Soweit die wichtigsten Vorträge, was noch folgte, brachte nichts irgendwie methodisch Wichtiges.

Das Bild, das sich im gesamten ergibt als Stand der heute in Frankreich ausgeübten und vertretenen Graphologie: Außer dem was Crépieux-Jamin geschaffen hat, ist so gut wie nichts bekannt; alles, was eine mehr psychologische oder gar symbolische Begründung der Bedeutungen der Handschriftmerkmale darstellt, wird als „Metaphysik" abgelehnt und ihr gegenüber die „wissenschaftliche" Graphologie als die richtige hingestellt, die sich auf Experimente und auf das Sammeln von Beobachtungen aufbaut, aus denen dann Schlüsse gezogen werden. — Man mag sich über den Begriff der Wissenschaft streiten, aber eines gehört gewiß dazu: daß eine Wissenschaft erklären könne (wenn evtl. auch nur als Hypothese), warum eine Tatsache so ist, wie sie ist; aber man fragt die französischen Graphologen noch umsonst, warum sich überhaupt der Charakter eines Menschen in der Handschrift ausdrückt, und auch bei ihrem Altmeister Crépieux gibt es darauf keine Antwort. Wo ist nun die wissenschaftlichere Graphologie? — Crépieux-Jamin hat vor nicht zu langer Zeit ein Werk über „Die Grundlagen der Graphologie" erscheinen lassen (auch in deutsch), worin er zeigt, daß es einige Milliarden Möglichkeiten gibt, einen Buchstaben zu schreiben. So wertvoll es immer ist, Experimente zu bringen, so erscheint es doch als sehr bedenklich, eine solche Zusammenstellung nun als „die" Grundlagen der Graphologie zu bezeichnen. Jeder, der einige Stunden Logik genossen hat, wird nämlich mit Recht antworten, daß eine Aufzählung noch so vieler Einzelfälle immer nur eine, wenn auch immer größer werdende Wahrscheinlichkeit ergibt; daß aber niemals ein wirklicher Beweis geliefert ist, solange nicht gezeigt würde, warum es gar nicht anders sein kann, als daß jeder Mensch seine eigene und nur ihm eigentümliche Handschrift schreibe; und diese Darlegung finden wir eben bei Klages. Wo ist nun die wissenschaftlichere Graphologie? — Es wurde im Verlauf der Tagung ein unprogrammäßiger Vortrag über Physiognomik eingeschaltet, was den lebhaften Widerspruch mancher Teilnehmer zur Folge hatte, weil es sich in dieser Sache nicht um eine Wissenschaft handle; man sieht, daß es noch lange nicht für alle Graphologen in Frankreich eine Selbstverständlichkeit ist, daß Graphologie und Physiognomik nur zwei Seiten ein und desselben Problems sind, daß die Graphologie für jene noch keine Ausdruckswisssenschaft ist. Wenn aber diese Erkenntnis noch fehlt, wo ist dann die wissenschaftlichere Graphologie?

Einige wenige Köpfe innerhalb der Graphologischen Gesellschaft empfinden jedoch wohl, daß das Eingesponnenbleiben in das, was innerhalb der Landesgrenzen geschieht, ein Nachteil ist (es ist kein einziges bedeutenderes Werk der neueren deutschen graphologischen Literatur übersetzt), und wenn erst einmal dort bekannt geworden ist, was wirkliche Psychologen mit dem Problem der Handschrift angefangen haben und welchen Unterbau sie der Graphologie gaben, so wird es dann um so bedeutungsvoller und fruchtbarer sein, daß in Frankreich viel mehr als in Deutschland sich immer mehr die Ärzte forschend und fördernd der Graphologie annehmen.

Digitized by Google

Charakterologische Bibliographie

Von W. Rink

Ed. Hocquart:
L'art de juger de l'esprit et du caractère des hommes et des femmes, sur leur écriture, ouvrage neuf, dans lequel sont représentées avec une vérité frappante les écritures autographes d'un grand nombre de personnages célèbres.
Paris, 1812.

Ed. Hocquart:
L'art de juger du caractère des hommes sur leur écriture, avec vingt-quatre planches, représentants les écritures de divers personnages célèbres, gravées d'après les originaux autographes.
Paris, 1816. — Neue Ausgabe und Fortsetzung des vorigen Werkes.

J. de Riols (E. N. Santini):
La Graphologie. Traité complet de l'art de connaître les défauts etc...., suivant les méthodes de Henze, Lavater, Delestre, Fleury, Flandrin, Bouvery et autres graphologes célèbres.
Paris, 1875.

Don Fel. de Salamanca:
The philosophie of handwriting.
London, 1879.

C. Sittl:
Die Wunder der Handschrift. — Die Handschrift-Beurteilungskunst.
Zürich, 1881.

F. Scholz:
Die Handschrift und ihre charakteristischen Merkmale. Ein Vortrag.
Bremen, 1885. — 2. Aufl. Leipzig, 1888.

A. de Rougemont:
Causerie sur la Graphologie à propos du signe de l'égoisme.
Neuchâtel, 1889.

A. Suire:
Dictionnaire de Graphologie. Psychologie, Physiologie de l'écriture.
Paris, 1891.

R. Baughan:
Character indicated by handwriting: a practical treatise in support of the assertion that the handwriting of a person is an infallible guide to his character.
London, 1890, 2. ed. 1891.

F. Jovenet:
Brevi cenni sulla Grafologia.
Genf, 1892.

H. L. M. R. (Robinson) and M. L. R. (Misses Robinson):
Talks on Graphology. The art of knowing charakter through handwriting.
Boston, 1892.

Digitized by Google

— (?):
A Madame de X sur les indices qu'on peut tirer de la manière dont chacun forme son écriture.
1678. Im „Mercure galant", octobre, S. 185. — Abgedruckt von Depoin in „La Graphologie" 1892, S. 259.

L'Arréat:
De la méthode graphologique.
1893. In „Revue philosophique" XXXV. S. 387—393.

W. Langenbruch:
Kaufmännische Graphologie.
1893. In der „Papierzeitung" Nr. 1—4.

W. Langenbruch:
Das Photogramm der Seele.
1895. In der „Zukunft" Nr. 9.

W. Langenbruch:
Dreyfus-Graphologen. 1898. In der „Zukunft" VI. Nr. 23.
Guthmann-Graphologen. 1899. In der „Zukunft" VII. Nr. 32.

P. Frazer:
A Manual of the study of documents to establish the individual character of handwriting and to detect fraud and forgery including several new methods of research.
Philadelphia, 1894. — Wurde 1899 ins Französische übersetzt.

Achscharmnor-Tischkov:
Grafologija ilji utschenije ob indiwidualjnostji pisma.
Riga, 1894.

G. de Beauchamp:
Graphologie. Les indiscretions de l'écriture.
Paris, 1890.

G. de Beauchamp:
Traité de Graphologie, théorique et pratique.
Paris, 1895.

J. P. Senn:
Causerie sur l'écriture des correspondants du Journal de Genève.
Geschrieben wahrscheinlich um 1848, gedruckt aber erst 1895 (14., 15. und 18. Juni), abgedruckt in „L'écriture", 1896/97.

Th. Beer:
Das Psychogramm.
1896. In „Die Zeit" IX. Nr. 110.

L'Ecriture:
Revue mensuelle des arts et des sciences graphiques.
Erschien erstmalig 1896 unter der Redaktion von J. Depoin.

P. Wächtler:
Wie und zu welchem Zwecke studiert man Graphologie?
Flöha, 1896.

Digitized by Google

E. Maucini:
Grafologia.
1896. In „Nuova Antologia", Genua.

J. H. Keene:
The Mystery of Handwriting. A Handbook of Graphology.
Boston, 1896.

J. Koželschnik:
Beitrag zur Charakteristik der Handschrift und zur Anleitung bei Vergleichung derselben nebst Streiflicht auf die Graphologie.
Brünn, 1897.

B. Lazare:
Une Erreure Judiciaire. L'affaire Dreyfus. Deuxième Mémoire avec des expertises de l'écritures de MM. Crépieux-Jamin, Bridier, de Rougemont, Moriand, de Marneffe, de Gray Birch, Gurrin, Schooling, Carvalho.
Paris, 1897.

J. Marer:
Grafologiens praktiske Betydning.
Handschrift Bismarcks.
1897. In „Politiken" (26. April und 18. Juni).

G. Tarde:
La Graphologie.
1897. In „Revue philosophique" X. 262.

J. H. Schooling:
The handwriting of Gladstone.
Bristol, 1898.

C. Ruys:
Traité de Graphologie.
Paris, 1898.

A. Aruss:
La Graphologie simplifiée, l'art de connaître le caractère par l'écriture. Théorie et Pratique.
Paris, 1891. — Nouvelle édit. revue et augmentée, Paris, 1899.

J. Becker:
Die Graphologie. Ausführliche Erklärung und Anleitung, aus der Handschrift Charakter, Gemütsstimmung, seelische Zustände usw. zu erkennen, mit vielen Schriftproben.
Leipzig, 1899.

D. Poppée:
Über Graphologie.
1898. In der „Wiener med. Wchschr." Nr. 27/28.

D. Poppée:
Graphologie.
1899. In der „Wiener Rundschau" Nr. 5.

Digitized by Google

F. Mauthner:
Graphologie. Keine Kritik des Mordprozesses Guthmann.
1899. Im „Berl. Tageblatt" Nr. 215.

A. O. Schubert:
Verbrecherhandschriften. Graphologische Betrachtungen.
1900. In „Das neue Jahrhundert" II. Nr. 25.

Caspar Peucer:
De divinatione.
Antwerpen, 1583. — Sehr seltenes Werk; war leider nicht zugänglich; weder in Göttingen, noch Berlin, noch München vorhanden.

— (?):
Grundriß der körperlichen Beredsamkeit. — Für Liebhaber der schönen Künste, Redner und Schauspieler.
Hamburg, 1792. — (Staats-Bibliothek Berlin.) — Ohne Angabe des Verfassers; wahrscheinlich von Claudius geschrieben. — Ein kleines Lehrbuch der richtigen Ton- und Gebärdensprache für Rede und Theater. Der körperliche Ausdruck des Vorzutragenden wird kompendienhaft dargestellt. Die auf Seite 225—371 enthaltene Mimik geht von Sulzer und Engel aus.

Löwen:
Grundsätze von der Beredsamkeit des Leibes.
Hamburg, 1755. — Ein dem vorhergehenden ähnliches Werk.

S. St. Smith:
An essay on the causes of the variety of complexion and figure in the human species. An new edition.
Edinburgh, 1788. — Versucht, die Verschiedenheiten der menschlichen Gestalt auf die Einflüsse des Klimas und der sozialen Verhältnisse bzw. des gesellschaftlichen Lebens zurückzuführen.

Herbé:
Traité physiognomique de la tête.
Paris, 1840. — Sehr selten. In Berlin und Göttingen nicht vorhanden.

Burmeister:
Über die Symbolik des Fußes.
Leipzig, 1848/49. — Trotz langen Suchens nicht zugänglich. Angeblich in dem Sammelwerk „Der große deutsche Hausschatz", Lieferung 13/14, enthalten. In Berlin, Göttingen und München nicht zu bekommen.

Hersing:
Der Ausdruck des Auges.
Stuttgart, 1880. — In Berlin, Göttingen und München nicht zu bekommen.

Schack-Jumon:
La physiognomie chez l'homme et chez les animaux dans ses rapports avec l'expression des émotions et des sentiments.
Paris, 1887. — Französische Ausgabe der bekannten Schackschen Physiognomischen Studien an Menschen und Tieren.

Digitized by Google

Weidenreich:
Über formbestimmende Ursachen am Skelett.
Archiv f. Entwicklungsmech. d. Organismen. 51, S. 436. — 1922. — Am Beispiel des Calcaneus (Fersenbein) wird der große Einfluß von Gebrauch und Funktion eines Körperteils auf die Ausprägung seiner Form demonstriert. Bei Bearbeitung derartiger Zusammenhänge sind Konstitution und Kondition in gleicher Weise zu berücksichtigen.

E. Brezina und V. Lebzelter:
Über die Dimensionen der Hand bei verschiedenen Berufen.
Arch. f. Hyg. 92; 1923. — Nachweis, daß die Art der Beschäftigung eines Menschen mit der Handbreite und Handdicke in ausgesprochenem, mit der Handwurzelbreite in deutlichem und mit der Handlänge in keinem Zusammenhang steht.

E. Brezina und V. Lebzelter:
Der Einfluß des Wachstums und des Berufes auf die Dimensionen der Hand.
Ztschr. f. Konstitutionslehre, Bd. X, 1925. — Exakte Messungen zeigten, daß konstitutionelle und rassenmäßige neben sozialen und konditionellen Einflüssen bei der Ausformung der Handmaße und des Handindex beteiligt sind.

O. Friedemann:
Handbau und Psyche.
Arch. f. Psych., Bd. 82, H. 4, 1928. — Gründliche Untersuchung des „Handtypus", besonders bei Schizophrenen und Zirkulären, ergab Verschiedenheiten im Sinne von Kretschmer. Die Entstehung der Handlinien ist physiologisch nicht geklärt (Ausdrucksspuren?).

E. Ebstein:
Essays on the history of Medicine.
Zürich, 1924. — Auf Seite 269—329 findet sich ein interessanter Bericht darüber, wie Gall von seiner Zeit beurteilt wurde.

E. Ebstein:
Forschungen und Fortschritte. 1928.
Enthält eine Würdigung der Verdienste Galls.

E. Ebstein:
Anekdoten über F. J. Gall.
In „Die Medizinische Welt", 1928, Nr. 34, S. 1291 ff.

R. Rolfs (R. Reißmann):
Der Schöpfer der Schädellehre.
Voss. Ztg. vom 22. August 1928. — Eine Würdigung Galls zu seinem 100. Todestage.

W. Hirt: Eine neue Schädellehre.
Schlesische Ärzte-Correspondenz, 1928, Nr. 13.

H. Weinert:
Die Bedeutung der inneren — „wahren" Schädelmaße für rassenkundliche Untersuchungen.
In „Die Medizinische Welt", 1928, Nr. 34, S. 1282 ff.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen

Wilhelm Neumann, Mensch und Tier

Heidelberg, 1928. — Merlin-Verlag

Der durch seine Entlarvung des Hundes Rolf in weitesten Kreisen bekanntgewordene Verfasser behandelt in dem vorliegenden Buch das Problem der klopfsprechenden Tiere. Unter Zugrundelegung der Klagesschen Begriffe von Seele und Geist wird an Hand des vorhandenen Tatsachenmaterials und dessen theoretischer Auswertung, deren Schilderung durch die eigenen reichen Erfahrungen Neumanns auf diesem Gebiet an Objektivität und Lebendigkeit gewonnen hat, ein grundlegender Unterschied zwischen Mensch und Tier festgestellt. In den Schlußkapiteln wird ein kritischer Ausblick auf die Methoden und die Bedeutung der Tierpsychologie im allgemeinen gegeben, wie sich denn das kleine Werk überhaupt durch eine wohltuende Sachlichkeit auszeichnet.

Dr. W. Rink.

Leo Kaplan, Die göttliche Allmacht

Heidelberg, 1928. — Merlin-Verlag

Das Problem der Allmacht wird als Zentralproblem jeder Religion angesprochen. Diese göttliche Allmacht hat nach den interessanten Ausführungen des Verfassers, die mit einem reichhaltigen historischen und ethnologischen Material belegt werden, einen ausgesprochen narzißtischen Charakter, der seinerseits wieder magischen Gedankenkreisen eng verflochten ist. Mit der naturnotwendigen Überwindung des Narzißmus wird Religion geboren. Dem allmächtigen Gott tritt der weltfremde, introvertierte Gott an die Seite; ein dritter Anschauungskreis ist der Animismus. Die dem Werk beigegebenen Anmerkungen enthalten wertvolle Belege für die vorgebrachte Theorie, die erkennen läßt, daß die psychoanalytische Betrachtungsweise auch innerhalb der Religionspsychologie fruchtbar werden und förderlich sein kann! Dr. W. Rink.

C. Haeberlin, Briefe an einen jungen Arzt

Berlin, 1928, Deutsche Landbuchhandlung

Inhaltlich wie formal mutet dieses prächtige Buch wie ein moderner Carus an! Die weiten Perspektiven werden ihm einen weit über die ärztlichen Fachleute hinausgehenden Leserkreis erschließen. Die Verbindung von Seelentiefenkunde und Lebensphilosophie führt hier zu wichtigen Fragestellungen und überraschenden Lösungen, die jeder um den Menschen und das Wesen des Menschen Bemühte mit großer Freude lesen wird.

Dr. Rink.

Digitized by Google

Vom Wesen der Charakterologie

In der Berliner Gesellschaft für Psychologie und Charakterologie sprach Professor Utitz, Halle a. d. S., über das Wesen der Charakterologie. Eine engere Programmstellung glaubt er vorläufig ablehnen zu müssen. Die definitorische Hervorhebung des Willensmomentes im Charaktergefüge, wie sie z. B. Kant vornahm, muß von vornherein als abwegig bezeichnet werden, da auf diese Weise stets nur ein Typ in den Vordergrund geschoben wird. Immer wieder läßt sich eine Abhängigkeit der Charakterkunde von den Kulturstrebungen nachweisen. Die reine Begriffsbestimmung der Charakterologie muß dagegen vor aller Differenzierung durch Kulturen liegen und sich auf das Gesamtgebiet bewußter und unbewußter personaler Strebungen erstrecken. In dem Ausdruck Strebungen liegt eine Ausweitung der Charakterologie auch auf außermenschliche Tatbestände.

Gegenüber drei Grenzgebieten ist die Charakterologie scharf abzugrenzen. Von der deskriptiven und genetischen Psychologie unterscheidet sie sich hauptsächlich dadurch, daß sie psychophysisch neutral ist und sich nicht auf Teilgrößen, sondern auf eine personale Ganzheit bezieht. Utitz bezeichnet Diltheys Forschungen als neuen Beginn in diesem Sinne. — Am schwierigsten ist die Abhebung der Charakterologie von der Ethik, was sich z. B. darin zeigt, daß weitaus die meisten charakterologischen Wortbildungen und Termini in allen Sprachen ethisch tingiert sind. Die Charakterkunde muß jedoch strengstens alle ethischen Wertungen vermeiden, da ihre Tatbestände eine gewisse Ambivalenz besitzen können; der maßvolle Mensch z. B. kann sowohl ein Maßvoller ohne Versuchungen sein als auch ein Maßvoller trotz starken Trieblebens. — Endlich muß sich die Charakterkunde auch von dem Weltanschaulichen und von der Philosophie loslösen, obwohl gerade heute die Bestrebungen, aus der Philosophie eine grandiose Physiognomik zu machen, stark hervortreten. Die Vermischung der Charakterologie mit Lebensphilosophie darf sie niemals von der Metaphysik abhängig machen. Das Aufkommen einer philosophischen Anthropologie bezeichnet Utitz für die Charakterologie als an und für sich günstig, da hierdurch die Metaphysik in eine andere Disziplin abgelenkt werde. — Methodologisch ist die Wahrung einer Autonomie der Charakterologie gegenüber Psychologie, Ethik und Philosophie eine unabweisbare Notwendigkeit.

Aus der Abgrenzung der Charakterologie gegen die Nachbargebiete ergeben sich ihre eigentlichen Aufgaben und Methoden. Besonders auffallend erscheint der Aufschwung der Ausdruckskunde, der Physiognomik und der Graphologie in den letzten Jahren. Trotzdem kann Utitz sie nicht als alleinige Grundlage der Charakterkunde anerkennen, da nach seiner Ansicht der Ausdruck des Charakters noch nicht der Charakter selbst sei. Physiognomik und Mimik faßt Utitz lediglich als einen Teil des Verhaltens auf, und zwar als einen Teil des Verhaltens, der keine eindeutigen Relationen zu seinen Objekten hat. In dieser Auffassung der Ausdruckskunde ist eine Annäherung an die reine Leistungspsychologie des

Digitized by Google

amerikanischen Behaviorisme gegeben. Indessen bezeichnet Utitz mit Recht eine Psychologie nur von der Umwelt aus ohne Berücksichtigung des psychischen Eigenmateriales als unmöglich. Das Verhalten eines Menschen in verschiedenen Situationen muß vielmehr stets von seinem Charakter aus betrachtet werden, wie es bereits Theophrast in vorbildlicher Weise in seinen „Charakteren" getan hat. Außerdem darf sich die Charakterologie niemals nur auf einen Teil des menschlichen Verhaltens beziehen, sondern muß sich stets auf das Gesamtverhalten eines Menschen erstrecken.

Eine notwendigere Aufgabe als der Ausbau einer wissenschaftlichen Ausdruckskunde ist nach Utitz die Sammlung einer charakterologischen Symptomatologie im Sinne einer klinischen Kasuistik und ferner der Ausbau einer charakterologischen Elementarlehre, da die Synthese nicht schlagwortmäßig überschätzt werden darf, sondern in jedem Falle durch eine Analyse ergänzt werden muß. Immerhin soll die Analyse nicht so weit gehen, daß sie die strukturellen Zusammenhänge und Bindungen aufhebt. Unter dieser Voraussetzung scheint eine charakterologische Vererbungs- und Milieukunde sehr wichtig zu sein. Allerdings wird es unmöglich sein, ein letztes charakterologisches Atom oder einen unveränderlichen charakterologischen Samen zu finden, da das, was man als sogenannten Grundcharakter zu isolieren bestrebt ist, lediglich eine Anlage darstellt, die sich je nach den Einflüssen des Milieus ganz verschieden ausformen kann. Unter Milieu ist nicht nur der Einfluß der Umwelt zu verstehen, sondern vor allem das Verhältnis des einzelnen zur objektiven Wertwelt.

Methodologisch läßt sich die Charakterologie von drei Gesichtspunkten aus betrachten: vom Gesichtspunkt einer materialen oder formalen oder finalen Charakterologie. — Lange Zeit hat man fälschlicherweise versucht, das gesamte Charaktermaterial auf eine Einheit zurückzuführen; diese „Charakter-Alchemie" (Scheeler) ist zu verwerfen. — In formaler Beziehung sind die Richtungsbestimmtheiten, die Ein- oder Mehrdimensionalität usw. des Charakters festzulegen. — Die finale Charakterologie darf keine metaphysische Teleologie werden. Ihr Gegenstand ist eine vorgefundene, keine interpretierte, hineingedeutete Zweckhaftigkeit. In diesem Sinne ist die Unterscheidung zwischen zweckhaft und zweckmäßig sehr wichtig: Der Krankheitsgewinn eines Hysterikers ist für den Kranken zweckhaft, kann aber, objektiv gesehen, sehr unzweckmäßig sein. — Die angedeuteten drei charakterologischen Gesichtspunkte sind keineswegs drei verschiedene Arten von Charakterologie, sondern müssen sich gegenseitig ergänzen: Das Telos allein ist vieldeutig und kann nur an Hand seiner Bezogenheit auf die formalen und materialen Charakterseiten betrachtet werden. — Von allen drei Gesichtspunkten aus lassen sich verschiedene Typen herauskristallisieren; jedoch ist die Typenlehre bisweilen zu einer Spielerei geworden, während man sich darüber klar werden müßte, daß sie nur einen heuristischen Behelf für die Individualcharakterologie darstellen kann.

Abschließend betonte Utitz, daß man in der Charakterkunde ohne das Vorbild der Medizin nicht voran-

Digitized by Google

kommen könne, d. h. daß man besonderen Wert auf eine gute Kasuistik legen müsse. Das, was man als Intuition bezeichnet, darf zwar nicht ausgeschaltet werden, ist aber ebenfalls nur eine Arbeitsmethode. Allein fördern kann das Zusammenwirken der Intuition mit strengster Sachforschung, die immer neues Material herantragen muß!

In der Diskussion fragte Moll an, ob die Charakterologie in ihrer Arbeitsweise nicht stärker verwandt sei mit der alten Psychologie als mit der neueren naturwissenschaftlichen Richtung, was von Utitz unbedingt bejaht wurde unter Hinweis auf die grundlegenden Ansätze bei Lavater und Carus, wohingegen die naturwissenschaftliche Psychologie die eigentlichen charakterologischen Probleme überhaupt nicht sehe.

Dr. Rink.

Die Psychologie und Physiologie des Lachens

Die Psychologie des Humors behandelte Theodor Kappstein in einem Vortrage in der Berliner Physiognomischen Studiengesellschaft. Schmerz und Freude sind die Eltern des Humors, der mit dem einen Auge lacht und mit dem anderen weint, also einen fließenden Gesichtsausdruck zeigt (humor = Flüssigkeit, Feuchtigkeit [im Auge]). Der große weltanschauliche Humor verklärt diese Gegensätze zu einer höheren Einheit. Schmerz wie auch Freude erzeugen Tränen. Die Grundlage des Temperamentes ist das Vorwiegen des einen oder anderen „humor". Es ist bisher nicht gelungen, das Wort Humor treffend zu verdeutschen! Als Weltanschauung umfaßt der Humor das ganze Leben. Daneben gibt es noch einen Humor des Geringfügigen, der eine Andacht vor dem Kleinen ist. Das Wesen des Komischen ist der Kontrast. Die Wirkung der Schlagfertigkeit und des Witzes beruht auf der unerwarteten und überraschenden Vereinigung von einander eigentlich fernliegenden Dingen oder Worten. Tragikomisch ist unser gesamtes Leben. Der Zynismus ist ein dämonischer Humor, der auch das Ernste und Tiefe seicht und oberflächlich nimmt. Ähnlich unerlöst können Ironie und Galgenhumor sein. Die Satire ist ein tendenziös zugespitzter Humor. Zynismus, Ironie usw. verneinen ihrem Wesen nach das Leben; der Humor aber geht nicht an der Welt vorüber, sondern schöpft aus ihrer Fülle und mannigfachen Gegensätzlichkeit. Der echte Humor ist ein Zeichen der Weisheit. Shakespeare war der größte Dichter und auch der größte Humorist. Im Lachen tritt das Wesen jedes Menschen sichtbar an die Oberfläche. Wie einer lacht, solch ein Mensch ist er!

Im 2. Teil des Abends berichtete Paul Cohn, Guben, über den Ausdrucksvorgang des Lachens und seine Psycho-Physiologie. Das Lachen ist nicht nur sichtbar, sondern auch hörbar, während das Lächeln sich ohne Lautgebung vollzieht. Die körperliche Ursache des Lachens ist der Fortfall und die Lösung eines Spannungszustandes, die seelische Ursache besteht in dem Fortfall eines Furchtgefühles. Der Säugling lacht z. B. sehr häufig nach der Darmentleerung oder beim Vorgang des Wiederer-

Digitized by Google

kennens einer geliebten Person. Sehr viel gelacht wird in der Pubertät (Gekicher junger Mädchen), wo zu dem Erregungszustand des Sympathikus der seelische Zustand einer gesteigerten Erwartung hinzukommt. Ein ähnlicher Spannungszustand einer „frohen Furcht" besteht vor dem Erzählen eines Witzes! Beim Fortfall jedes Furchtzustandes löst sich eine körperliche Spannung; daher erregt alles als nicht gefährlich erkannte Auffällige Lachen. — Die Muskelaktion beim Ausdrucksvorgang des Lachens besteht in dem Zusammenspiel von Verkleinerung oder Vergrößerung der Gesichtsöffnungen durch die Kontraktion der entsprechenden Muskelgruppen: die Augen werden z. B. beim Lachen verkleinert, zusammengekniffen, der Mund wird geöffnet, die Nase erscheint etwas verkürzt, weil sie gehoben wird, und die Stirn wird für gewöhnlich entspannt, entrunzelt, nur beim krampfhaften Lachen infolge Zwerchfellermüdung (besonders bei dicken Menschen) wird sie gerunzelt. Das sogenannte Grinsen des Totenschädels kommt dadurch zustande, daß die Zähne wie beim Lachen entblößt sind und der Jochbeinschatten die durch die Muskelkontraktionen entstehende Lachlinie imitiert. — Das Lachen beschränkt sich aber nicht nur auf das Gesicht, sondern der ganze Körper lacht mit. Während des Lachens wird stoßweise und forciert ausgeatmet; die vorher bestehende lustvolle Spannung des Zwerchfells löst sich in einem klonischen Krampf. Umgekehrt besteht das Schluchzen in stoßweiser Einatmung. Übergänge finden sich sehr oft, besonders bei Hysterischen. Es gibt auch ein unmotiviertes pathologisches Lachen, z. B. bei Bulbärparalyse. Infolge der Zwerchfellbewegungen lachen die Därme mit, das Herz „hüpft vor Lachen" usw. — Das Ausdruckssymptom des Lachens kann frei oder gehemmt, beherrscht oder unbeherrscht, überlegen oder gedrückt, rasch oder langsam sein. Der Astheniker lacht schwächlich, der Athletiker dröhnend, der Pykniker gemütlich. Die Dicken haben einen besonders großen Hang zum Lachen, da das Zwerchfell bei ihnen stärker gespannt ist und mehr zur Entspannung drängt, während es bei den Asthenikern schlaff herabhängt. Die meisten Komiker sind daher dick. Die hageren Komiker haben einen melancholischen Humor. — Jede Erkrankung der Lungen und des Herzens verändert die Art des Lachens, was manche Rückschlüsse möglich erscheinen läßt. — Das Lachen ist ein wichtiger Bestandteil der persönlichen Hygiene; es stellt eine Selbstvibrationsmassage des ganzen Körperss dar. Die klonischen Zwerchfellbewegungen vertiefen Einatmung und Ausatmung und befördern die Verdauung. Das gesunde Lachen erscheint dem Menschen sehr begehrenswert; es besitzt eine große Suggestivkraft, es „steckt an". Man kann sich im wahrsten Sinne des Wortes gesundlachen!

In der Diskussion machte Professor Friedenthal darauf aufmerksam, daß das Lachen nur beim Menschen vorkomme. — Ferner wurde hervorgehoben, daß nur die Menschen mit Gemeinschaftssinn lachen, die Einsiedlernaturen aber gar nicht oder doch nur sehr selten. — Abschließend betonte P. Cohn, daß nach seinen Beobachtungen auch die Tiere Ansätze zum Lachen zeigen.

Dr. Rink.

Digitized by Google

O. Schultze—M. Hirsch, Das Weib in anthropologischer und sozialer Betrachtung

Leipzig, 1928, Verlag von C. Kabitzsch

Das altbekannte Schultzesche Werk ist von dem Berliner Frauenarzt M. Hirsch nach dem neuesten Stande der Konstitutionsforschung und Rassenkunde ergänzt worden. Manche veraltete These, z. B. die von der weiter fortgeschrittenen Entwicklung des Mannes gegenüber der Frau, mußte neuen sexualbiologischen Erkenntnissen weichen. Die körperbaulichen, schädel- und gesichtskundlichen, sowie die geschlechtsphysiologischen Merkmale des Weibes sind in knapper, übersichtlicher Form dargestellt und an Hand gut wiedergegebener Bilder erläutert. Der anthropologische Teil des Büchleins ist als gut gelungen zu bezeichnen; soziale Stellung und Bedeutung der Frau sind dagegen nur sehr fragmentarisch erörtert, und es wäre zu wünschen, daß Hirsch diesen gerade in der Gegenwart so wichtigen Fragen hundert Seiten mehr widmen und damit das Heft nicht nur dem Umfang nach auf das doppelte Format bringen würde!

Dr. Rink.

J. M. Verweyen, Die Probleme des Mediumismus

Stuttgart, 1928, Verlag F. Enke

Dem, der eine erste Einführung in das Wesen des Mediumismus und seine methodologische und systematische Bedeutung sucht, wird das Buch ein guter Helfer und Berater sein. Vielleicht hätte das Bestreben des Verfassers, die Medien als besonders gelagerte charakterologische Typen zu erfassen, noch schärfer zum Ausdruck gebracht werden sollen; denn auf diesem Wege liegen sicherlich viele Erklärungen auch der Phänomenik! Leider sind in dem allzu weit gespannten Rahmen manche nicht durchaus zum Thema notwendigen Ausführungen untergebracht; der Wissenschaftler hingegen muß in wichtigen Einzelpunkten die erforderliche erkenntnistheoretische Vertiefung vermissen! Dr. Rink.

D. E. Oppenheim, Dichtung und Menschenkenntnis

München, 1926, Verlag J. F. Bergmann

In einer sehr ausführlichen und reichhaltigen, umfangreichen Einleitung erörtert Verfasser die in Sprachgut, Volksdichtung, Bibel, Sprichwörtern usw. enthaltene tiefgründige Menschenkenntnis, die vor der wissenschaftlichen Analytik den Vorteil hat, eine dem Grundgesetz der Individualität — eine „vielfältige Einheit" (W. Stern) zu bilden — adäquate Charakterkunde zu ermöglichen. Dieselbe dichterische Men-

Digitized by Google

schenkenntnis weist Verf. mit seinen psychologischen Streifzügen durch die Literatur nach, z. B. in Homers Ilias, Vergils Äneïde, Shakespeares Othello, Th. Manns Tod in Venedig und Schönherrs Weibsteufel. Im Anhang bieten eingehende Anmerkungen manches wertvolle Detail. — Das mit großem Fleiß und kritischer Sorgfalt zusammengestellte Werk ist eine sehr wertvolle Materialsammlung und dürfte jedem Charakterologen eine willkommene und interessante Lektüre sein. Dr. Rink.

Religio

Religiöse Gestalten und Strömungen. G. Müller Verlag, München. Jeder Band (etwa 6 Bogen) kart. 1.80 M. — Christus. Worte aus den vier Evangelien. Von M. v. Adelsheim. — Pascal. Von Dr. E. Rieger. — Griechische Mönche. Von Dr. F. Spunda. — Laotse. Von Dr. O. Ewald. — Nikolaus von Kues. Von L. v. Bertalanffy. — Moses. Von U. Birnbaum.

Wer von festen Punkten aus sein Wissen zu bereichern strebt, wird stets lieber zu rein stofflichen Quellendarbietungen als zu Verarbeitungen greifen. Ist zwar jede Auswahl bereits ein Urteil, so wird sie, vorsichtig und geschickt gehandhabt, gleichwohl dem Nichtfachmann zu Kenntnisnahme, Orientierung und Wissensbereicherung bereits genügend beibringen können. Für ein schwer zugängliches und dem Laien im allgemeinen fremdes aber stets interessantes Wissensgebiet erfüllt die neue Sammlung „Religio" ihren Zweck nach Anlage und großenteils Ausführung mustergültig, indem sie im wesentlichen den Stoff selbst sprechen läßt und sich — auch in den umrahmenden Teilen wie Lebensbeschreibung, Zusammenfassung, Deutung usw. — einer sachlichen Darstellung befleißigt. Die in dem Verlagsprogramm angedeutete Unterabsicht, Halbgebildeten zu einem eklektizistischen Religionsmischmasch und Weltanschauungssurrogat zu verhelfen, wird erfreulicherweise in der Ausführung meist glücklich vermieden, wenn auch die Gefahr, Haltlosen durchaus die Köpfe zu verdrehen, natürlich jeder solchen Sammlung innewohnt. Die gedrängte Kürze, die erfreuliche Ausstattung und der mäßige Preis vermehren diese Gefahr, so willkommen sie dem ernsthaften Bildungsbestrebten und Laienforscher sind, dem nicht zuletzt hierdurch ein quellenmäßiger Überblick über das große Gebiet der religiösen Seelenäußerungen der Menschheit in bequemer Form ermöglicht wird.

Dr. V.

Karl Th. Bayer, Die Grundprobleme der Astrologie

Leipzig, 1927. — Verlag F. Meiner

Ein Buch, das uns fehlte, das zu schreiben sehr notwendig war. Es enthält die erste moderne erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Erörterung der Astrologie. Nach Bayer ist die Astrologie sowohl eine naturwissenschaftliche als auch eine geisteswissenschaftliche Methode; ihre Haupt-

Digitized by Google

aufgaben liegen auf dem Gebiet der Charakterologie und Typologie sowie der Rhythmologie. Die ethisch-metaphysische Auffassung der Astrologie als „Psychosophie" wäre aus einer wissenschaftlichen Studie besser fortgeblieben; diese Teile des Buches sind denn auch die schwächsten und ermüden durch eine gewisse Anhäufung von Modeschlagworten. Im übrigen ist das Werk jedoch ein höchst anerkennenswerter Versuch und erster Beginn auf dem leider noch sehr wenig bebauten Gebiet der theoretischen Astrologie. Es sei hervorgehoben, daß keine astrologischen Fachkenntnisse vorausgesetzt werden, und daß die Darstellungsweise allgemeinverständlich bleibt.

Dr. Rink.

Sophus Jessen, Grenzen der Astrologie

Berlin, 1928. — Verlag Jessen.

Ein sehr interessantes Werk, das Grenze und Reichweite der Astrologie als Wissenschaft abschreitet — ein Beginnen, welches das Buch aus der Hochflut der teilweise recht verworrenen astrologischen Literatur vorteilhaft heraushebt. Die Astrologie als „Königin der Wissenschaften" wird entthront und als Erfahrungs- und Hilfswissenschaft behandelt. Die biologische Vererbung, die außerhalb des Horoskopes liegt, darf als Faktor schicksalsmäßigen Geschehens nicht vernachlässigt werden. Graphologie und Chirologie können gewissermaßen als Testmethoden der Astrologie benutzt werden, wie an einem bemerkenswerten Beispiel nachgewiesen wird. Die objektive Stellungnahme, wie sie das vorliegende Buch vertritt, ist als ein recht erfreuliches Symptom der Entwicklung der Astrologie zu einer wissenschaftlichen Disziplin zu buchen!

Dr. Rink.

Carl Haeberlin, Lebensgeschehen und Krankheit

Leipzig, 1926. — Verlag C. Kabitzsch

Das Krankheitsgeschehen wird in weiteste und tiefste Lebenszusammenhänge hineingestellt und in seiner Beziehung zum normalen Geschehen betrachtet. Die hier verborgene, von ärztlicher Seite leider meistens vernachlässigte Problematik wird in sachverständiger Weise angegangen und dem allgemeinen Verständnis nahegebracht. Ein Geleitwort Prof. Muchs beweist die Bedeutung der kleinen Schrift.

Dr. Rink.

Carl Haeberlin, Geschlechtsnot und Seelsorge

Gotha, 1927. — Verlag L. Klotz

Aus einer Darstellung der sexuellen Not der Gegenwart werden die wichtigen Aufgaben des Seelsorgers in dieser Hinsicht abgeleitet, der im besten Sinne des Wortes Psychagoge — „Seelenführer" — sein muß. Letzten

Digitized by Google

Endes kann nur eine Gesinnungswandlung aus den Krisen der Zeit erretten. Das Heftchen dürfte für jeden psychotherapeutisch Interessierten lesenswert sein.

Dr. Rink.

Oskar A. H. Schmitz, Melusine

Verlag Georg Müller, München, 1928

Melusine ist ein Roman; dennoch ist es, mehr als sonst Romane, zu einer Besprechung in der „Zeitschrift für Menschenkunde" qualifiziert. Und zwar deshalb, weil in diesem Buche die ganze Aufmerksamkeit auf das zugespitzt ist, was das Beziehungsleben der Menschen untereinander fruchtbar macht.

Da wird erstens am Bilde von Esperance und Erich Holthoff deutlich, wie im Beziehungsleben zwischen Mann und Frau der eine den anderen zu sich selbst erweckt, dadurch, daß jeder den anderen von vornherein als Träger seines zukünftigen persönlichen Seins, herausgelöst aus der Familie, sieht und ihn dadurch auf sich selbst stellt.

Zweitens geht dem Leser an den beiden Brüdern auf, wie sehr Geschwister, auch wenn sie ganz verschieden zu sein scheinen oder gerade dann, in Wahrheit eine geteilte Natureinheit sind, und daß jeder von ihnen unerhörte Mühe hat, diese in ihm lebendige Teilnatur zu einer in sich lebensfähigen selbständigen Einheit zu gestalten.

Drittens aber hat am Bild der Beziehung von Melusine zu den beiden Brüdern jene wichtigste Tatsache des Beziehungslebens plastische Darstellung gewonnen, inwiefern persönliches Schicksal und persönliche Spannung einem Menschen rein mediumhaft von einem anderen abgenommen werden können — und bis zu welcher Grenze. Gerade letzteres zeigt noch darüber hinaus, wie dasjenige, was der Mensch von seiner eigenen Schwere in andere hinein abgibt, um sich selbst zu entlasten, wie dasselbe schicksalsmäßig mit doppeltem Anspruch zu ihm zurückkehrt, bis er erliegt oder darüber hinausgewachsen ist. Der Mensch, welcher medial dem anderen dessen Schwere abgenommen hat, wirkt eines Tages, wenn sein eigenes Sein Lebensrecht verlangt, dämonisch auf den zurück, dessen Medium er geworden ist.

Man lernt in diesem Buche viel über das Wesen der Übertragung im Zusammenleben der Menschen untereinander, vom Reifen aneinander, vom symbiotischen Füreinander, und man merkt auf die Weise, welche das Leben zur Verwandlung der Menschen einfach durch das lebendige Miteinandersein anwendet.

Dr. med. Olga v. Ungern-Sternberg.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. med. et jur. Hans von Hattingberg, München, Ainmillerstr. 32, und Niels Kampmann, Heidelberg, Schloß-Wolfsbrunnenweg 62.

Digitized by Google

A. MARCUS & E. WEBER'S VERLAG / BERLIN W 10
GENTHINER STRASSE 38

NEGER-EROS

Ethnologische Studien über das Sexualleben bei Negern

Von

FELIX BRYK

1928. Groß-Oktav. X, 146 Seiten. Mit 85 Abbildungen im Text und einer Tafel M. 9.—, in Leinen geb. M. 10.50

Dieses Werk, das als bisher erstes die Sexualität der Neger behandelt, bildet einen grundlegenden Beitrag sowohl zur Sexualwissenschaft wie zur Volks- und Kulturkunde der schwarzen Rasse. Geheimrat Dr. *Albert Moll-Berlin* sagt über dieses Buch: *Wer sich in Zukunft mit Sexualfragen der Negerrassen beschäftigen oder darüber Vollständiges bringen will, wird kaum ohne Kenntnis und Studium dieses Buches sein Ziel erreichen.*

Unter Bezugnahme auf diese Anzeige liefern wir einen ausführlichen Prospekt kostenfrei

DAS PROBLEM DES TRAUMES

eine philosophische Abhandlung
von Dr. Werner Achelis-Berlin

Preis 1 RM.
Ausführl. Prospekt
kostenlos

JULIUS PÜTTMANN · VERLAGSBUCHHANDLUNG
STUTTGART · POSTFACH 660

Digitized by Google

Soeben erscheint:

Hans Prinzhorn

NIETZSCHE UND DAS XX. JAHRHUNDERT

Preis gebunden Mark 7.50, broschiert Mark 5.—

Eine Erweiterung der aufsehenerregenden Rede, die Prinzhorn 1927 auf der Nietzsche-Tagung in Weimar gehalten hat. Es ist das Programm der neuen Persönlichkeits-Psychologie.

NIELS KAMPMANN VERLAG / HEIDELBERG

B. Russell

EWIGE ZIELE DER ERZIEHUNG

Aus dem Englischen von

Fritz Schnabel

Gebd. 10 M., brosch. 7.50 M.

Für Berufspädagogen und für denkende Eltern die lange gesuchte Erziehungslehre

NIELS KAMPMANN VERLAG

Ohne Mühe

werden Sie den Fortschritten, Entdeckungen, Forschungsergebnissen und sonstigen Vorgängen in Wissenschaft und Technik folgen, wenn Sie jede Woche „Die Umschau" lesen. Sie ist das beste Blatt für den Gebildeten, sehr vielseitig, vortrefflich geschrieben (wissenschaftlich und dennoch gemeinverständlich!). Verlangen Sie zunächst ganz frei und unverbindlich Probeheft vom Verlag in Frankfurt a. M., Niddastraße 81/83. Sie werden sich darüber freuen und der Umschau-Lesegemeinschaft sicherlich schnell beitreten. Scheuen Sie also nicht die geringe Mühe des Schreibens einer Postkarte, sie lohnt sich bestimmt!

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Digitized by Google

JAHRGANG IV HEFT 5

.A1
Z47
V.4
no.5
913

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

*

HERAUSGEBER:
Dr. med. et jur. HANS VON HATTINGBERG, MÜNCHEN
und NIELS KAMPMANN, HEIDELBERG

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
MAR 13 1966

NIELS KAMPMANN VERLAG

Digitized by Google

HERAUSGEBER:

Dr. med. et jur. Hans v. Hattingberg, München
und Niels Kampmann, Heidelberg

Anfragen und Manuskripte an Niels Kampmann Verlag, Heidelberg

MITARBEITER:

Dr. Achelis, Berlin
Dr. Alfred Adler, Wien
Ch. Baudouin, Genf
M. Becker, Hamburg
Dr. Bernoulli, Basel
Hans Blüher, Berlin-Hermsdorf
Dr. Bode, München
E. Brunner, Zürich
Dr. Bührig, Chur
Dr. Clauss, Jerusalem
Dr. Cohn, Guben
A. Delhougne, Lörrach (Baden)
Dr. med. Dück, Innsbruck
Havelock Ellis, London
Prof. Erismann, Bonn
Alfred Gernat, Wien
Herbert Gerstner, Wolfegg
Prof. Dr. Ludwig Gurlitt, Capri
Dr. Hackländer, Essen
Dr. Haeberlin, Nauheim
Dr. M. Hartge, Freiburg i. Br.
Dr. Aug. Horneffer, Berlin
Prof. Junge, Elmshorn
Prof. Kafka, Dresden
Dr. Hans Kern, Berlin
Dr. L. Klages, Kilchberg-Zürich
Dr. Fritz Klatt, Prerow, Ostpr.
Hans Langenbruch, Berlin
Dr. Otto Lankes, München
Prof. Leuchtenberg, Darmstadt
Emil Lucka, Wien
Emil Ludwig, Berlin
Thomas Mann, München
Dr. Marcinowski, Bad Heilbrunn
W. Marseille, Marburg
Dr. Mohr, Coblenz
Curt Moreck, München
Margret Naval, Wien
Dr. Neuscheler, Heidelberg
Dr. M. Ninck, Riehen
Prof. Dr. Poppelreuter, Bonn
Prof. Preetorius, München
Dr. Hans Prinzhorn, Frankfurt
Dr. Max Pulver, Zürich
Dr. W. Rink, Berlin
S. Römer, Berlin
Dr. Ottmar Rutz, München
Kurt Saucke, Hamburg
Dr. Ernst Schertel, Stuttgart
Oscar A. H. Schmitz, Salzburg
Dr. R. W. Schulte, Spandau
Prof. Dr. Schultz, Berlin
Dr. Spunda, Wien
Prof. Fedor Stepun, Dresden
Prof. Dr. Erich Stern, Gießen
Frank Thiess, Wilmersdorf
Baronin Dr. v. Ungern-Sternberg
Prof. Verweyen, Bonn
August Vetter, Diessen
Dr. Gaston Vorberg, München
Dr. L. Wagner, Köln
Theo Zehetbauer, Wilhelmsburg
Mag. B. Wittlich, Dorpat
Stefan Zweig, Salzburg

Jahrgang 6 Hefte Mark 10.—, Einzelheft Mark 2.—

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

4. JAHRGANG JANUAR 1929 HEFT 5

INHALT: *Dr. Ludwig Klages:* Die Triebe und der Wille / *Dr. Walthari Dietz:* Über magische Zusammenhänge / *Dr. Margret Hartge:* Von der absoluten Größe und der absoluten Kleinheit der Schrift / *Dr. Martin Ninck:* Persönlichkeitsauffassung und Persönlichkeitsdarstellung / *Hans Langenbruch:* Zur technischen Untersuchung von Urkundenfälschungen / *Dr. Ernst Schertel:* Erotik, Tanz und Okkultismus / *Johannes Müller:* Über die Bewegungen der Augen und über den menschlichen Blick (Forts.) / *Dr. Walther Petry:* Traum und Realität / *Dr. Ludwig v. Bertalanffy:* Mythos und Wissenschaft / *Dr. Margret Hartge:* Ergebnis einer graphologischen Analyse der Handschrift Gneisenaus / Nachtrag zu „Kierkegaards Psychologie der Verzweiflung" von *Dr. Gerda Walther* / Bücherbesprechungen

Die Triebe und der Wille

Von Ludwig Klages[1]

Obwohl sich die Philosophie mindestens seit Aristoteles mit den Problemen des Willens und des Handelns befaßt, fehlt es bis heute an einer auch nur einigermaßen haltbaren Theorie des Willens. Die Gründe werden in der Folge schrittweise hervortreten; mit einigen aber sei begonnen, da sie es einleuchtend machen, warum gerade dieses Thema gewählt wurde.

Die bisherige Seelenkunde hat es nicht zu klarer Unterscheidung von Trieben und Interessen gebracht. Statt Interesse können wir auch Triebfeder sagen, wenn wir uns nur trotz der Ähnlichkeit der Namen bewußt bleiben, daß Triebfeder eben nicht „Trieb" bedeutet. Bleiben wir zunächst beim Worte Interesse, so hat die Unterscheidung des Interesses vom Triebe den allgemeinen Sprachgebrauch zweifellos auf ihrer Seite. Jedermann versteht es, wenn man den Erwerbssinn des Kaufmanns eine Interessenrichtung des Kaufmanns nennt; aber jedermann hielte es und mit Recht für einen Scherz, spräche man ihm vom Geschlechtsinteresse des Bullen, vom Wanderinteresse der Zugvögel, vom Eßinteresse der Tiere überhaupt. Gleich auch fallen uns zahlreiche Interessen ein, die wir zwar dem Menschen, durchaus aber nicht dem Tiere beimessen, wie Ehrgeiz, Unternehmungsgeist, Rekordwille; und die Ver-

[1] Kurze Zusammenfassung des auf dem 3. Kongreß für Psychotherapie in Baden-Baden gehaltenen gleichnamigen Vortrages.

Digitized by Google

mutung liegt nahe, daß zwischen den Grundlagen von Triebregungen und den Grundlagen „interessierter" Strebungen nicht bloß Verschiedenheit schlechthin, sondern sogar Wesensverschiedenheit obwalte. Was würde nun aus der Vernachlässigung dieses Gegensatzes für die Seelenkunde folgen?

Bis vor einem Menschenalter herrschte in der Seelenkunde zufolge erblicher Belastung mit den Methoden der Naturwissenschaft der Erklärungshang, worunter man die Auffindung der Ursachen irgendwelcher Vorkommnisse verstand. Wieviel Bedeutendes man ihm auf dem Felde der Physik und Chemie verdankt, braucht keiner Beredung, da es niemanden gibt, der es nicht wüßte. Dagegen empfiehlt es sich, einmal auf seine Kehrseite hinzuweisen. Das Erklären ist eine wunderschöne Sache, und die darauf zielende Absicht verdient alles Lob; aber man läuft Gefahr, in die luftigsten Spekulationen hineinzugeraten, wenn man mit Erklärungen anfängt, ehe man noch aufs genaueste erforschte, wie der erklärungsbedürftige Sachverhalt denn eigentlich beschaffen sei. Solange es Wahrnehmungstatsachen sind, um deren Erklärung man sich bemüht, ist die Gefahr verhältnismäßig gering; sie wächst aber ins Riesengroße bei der Erforschung von Seelenvorgängen, d. i. von Tatsachen, die sich nicht ohne weiteres aufzeigen lassen. Inzwischen hat man sich da und dort eines Besseren besonnen, und die Erscheinungsforschung — etwas volltönend „Phänomenologie" genannt — gewinnt tagtäglich an Boden. Wir wollen jedoch mit Beziehung auf unser Problem an einigen klassischen Beispielen zeigen, wohin eine vorzeitige Erklärungsbereitschaft verführen kann.

Nehmen wir an, der Blick des Forschers sei darauf gerichtet, was er — zunächst nur seinem Sprachgefühl folgend — unter Trieben versteht, und er beginne nun solcher Blickrichtung gemäß mit den Protisten, steige auf zu den Metazoen und gelange über die „höheren" und höchsten Tierarten allmählich zum Menschen, so fühlt er sich vielleicht überredet (und hat es — wie lange! getan), der geistvollen Strophe Schillers beizupflichten:

Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Er meint dann, wie man bemerkt, mit Hunger Nahrungsbedürfnis, hat also z. B. das Hungern nicht vom Dürsten unterschieden, mit Liebe den Geschlechtstrieb, nicht jedoch an und für sich, sondern nach Maßgabe seiner möglichen Folgen. Nehmen wir ferner an, er sei Arzt, so würde er weiterhin überlegen: das Nahrungsbedürfnis diene der Er-

Digitized by Google

haltung des tierischen Einzelwesens, erst aber der „Fortpflanzungstrieb" gewährleiste die Erhaltung der Art. Und weil ihm diese größer und wichtiger als das Einzelwesen vorkäme, könnte er es für eine lohnende Aufgabe halten und hat er es dafür gehalten, alle nur erdenklichen Regungen, sei es der Tiere, sei es der Menschen, auf den Sexus „zurückzuführen" und sie solcherart zu „erklären". — Wir bitten ihn jetzt, sein Augenmerk auf den „Weltkrieg" zu lenken, dem er als Zuschauer oder als Teilnehmer beigewohnt, und uns die Abwandlungen im Sexus der zivilisierten Menschheit aufzuweisen, von denen das furchtbare Ereignis die Folge gewesen. Kann er es nicht (und niemand vermöchte das heute), so gestehe er, daß er einem theoretischen Wunschbild zuliebe gerade die Tatsachen übersehen hat, die ihm viel näher liegen sollten als das Triebleben der Tiere und die außerdem den Vorzug haben, unmittelbar verständlich zu sein.

Jeder weiß es heute oder kann es zum mindesten wissen, daß gemäß dem Weisheitswort Goethes:

Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen —

der „Weltkrieg" im wesentlichen der geschäftlichen Rivalität zweier sog. Großmächte, nämlich Deutschlands und Englands, entsprang; und abermals weiß es jeder und sieht es an tausend Vorkommnissen unaufhörlich sich bewahrheiten, daß nicht nur das öffentliche Leben, sondern auch das Leben des Einzelmenschen auf allen Gebieten mehr und mehr im Zeichen des „Konkurrenzkampfes" steht, des Kampfes um Ansehen, Einfluß, Ruhm, des Kampfes mit einem Worte um Macht und damit denn freilich um das Mittel der Macht, das — längst emanzipiert — die Macht selber bedeutet: des Kampfes um den Besitz des Geldes. Man zeige uns also, daß Mammonsdienst und Machtwillen Gestaltungsformen des Geschlechtstriebes sind, und muß man darauf verzichten, so ist die Behauptung, der Sexus sei der Quell aller Antriebe, eine Erdichtung, eine sehr üble Erdichtung, weil sie wunderlicherweise für diejenigen Antriebe gänzlich versagt, die weit über alle Triebregungen hinaus das Leben des Menschen der Gegenwart am entschiedensten bestimmen, ja nahezu ausfüllen. Mit dem Spürsinn eines Nietzsche betrachtet, könnte es sogar den Anschein gewinnen, als stehe die Untersuchung angeblicher Triebe und zumal der Lärm um den Sexus im Dienste der Tendenz, die Aufmerksamkeit von den tatsächlich wirkenden Triebkräften der neuzeitlichen Menschheit, d. i. von ihren wütend einander befehdenden Interessen, „wissenschaftlich" abzulenken. —

Vielleicht entgegnet man uns, auch der Wille zur Macht hänge mit dem Sexus zusammen. Wir antworten: das versteht sich von selbst; denn im

Digitized by Google

lebendigen Organismus hängt teils unmittelbar, teils wenigstens mittelbar jedes mit jedem zusammen. Allein zum ersten bedeutet „zusammenhängen" Gegenseitigkeit der Wirkungen oder „korrelatives" Geschehen; und nicht ist ein Funktionssystem des lebendigen Gliedbaues, z. B. das sexuelle, Bedingung und Ursache eines andern Funktionssystems, z. B. des Blutkreislaufs, sondern beide stehen in Wechselwirkung, bald einander hemmend und störend, bald einander fördernd. Zum andern: gesetzt selbst, man ginge vom Sexus aus, so hätte man einige Aussicht zur Klärung der Art des Zusammenhängens von Sexusgestaltung mit beispielsweise dem Willen zur Macht doch nur dann, wenn man beide zunächst streng auseinanderhielte und jedes von beiden für sich erforschte. An bescheidenen Versuchen, in den fraglichen Zusammenhang hineinzuleuchten, hat es, beiläufig bemerkt, ja nicht gefehlt; wir erinnern nur an Soziologen wie Max Weber oder Werner Sombart. Nimmt man dagegen statt zweier unterscheidbaren Sachverhalte von vornherein nur einen einzigen Sachverhalt an, so kann die Frage, wie der Geschlechtstrieb mit dem Machtwillen zusammenhänge, nicht einmal mehr sinnvoll gestellt, geschweige beantwortet werden.

Indessen, die vorwegnehmende Vereinheitlichung der Antriebsgrundlagen ist nicht die schlimmste Folge der Nichtunterscheidung von Trieb und Interesse; schlimmer ist, daß man dadurch veranlaßt wird, von Triebregungen zwar zu reden, Wollungen aber zu meinen. Die bisherige Psychologie der Triebe, soweit von einer solchen die Rede sein kann, leidet an der Hineinfälschung des Willens und des Wollens in das Leben der Triebe. Sollte jemand den Philosophen Schopenhauer, der alle Vorgänge des Kosmos aus der Wirkung eines Urwillens verstehen zu dürfen glaubt, zu widerlegen wünschen, so muß er nicht dagegen eifern, daß demzufolge die Kraft, dank welcher der Ziegelstein fällt, nach Analogie einer Handlung aufgefaßt wird; denn das ist eine geistreiche Ansicht, die zwar den Nachteil hat, unbeweisbar zu sein, übrigens aber ebensogut richtig wie falsch sein könnte; sondern er muß die Frage aufwerfen: ist es denn wahr, daß alle Bewegungen, die wir Menschen ausführen, Willkürbewegungen sind oder mindestens doch aus Willkürbewegungen sich ableiten lassen? Sobald er aber begriffen hat, warum eine solche Frage uneingeschränkt zu verneinen wäre, wird er unschwer erkennen, daß Schopenhauer Trieb und Drang auf der einen Seite, Wunsch und Willensentschluß auf der andern für stufenverschiedene Bekundungen einer einzigen Macht nur deshalb ansehen konnte, weil er dem Triebantrieb ein Wollen untergeschoben; da es denn auch nicht weiter verwunderlich ist, wenn der vorgeblich „blinde" Urwille heimlich gleichwohl Absichten verfolgt und planmäßig „Stratageme" entwirft. —

Es ist aber derselbe Irrtum und nicht etwa dessen Gegenteil, den uns in

Digitized by Google

kleinerem Format und gewissermaßen von der Kehrseite her mit nachstehender Verlautbarung über den Willen ein Wundt vorsetzt: „Ein Willensvorgang, der in eine äußere Handlung übergeht, läßt sich hiernach beschreiben als ein Affekt, der mit einer pantomimischen Bewegung abschließt ..." Würden wir das wörtlich nehmen, so käme eine Tollheit heraus, wie folgendes Beispiel dartut. Ein am Schreibtisch arbeitender Gelehrter, der ein Fremdwort nachschlagen will, muß in eine Wallung geraten, die stark genug ist, eine Abfolge pantomimischer Bewegungen hervorzurufen: des Sicherhebens, des Gehens zum Bücherbord, des Greifens nach dem Folianten. Er muß abermals in Wallung geraten, bis die Bewegungen entstehen, mit deren Hilfe er den Buchstaben und die Seite aufschlägt, wo das Wort sich findet usw. Kein Zweifel, unser Gelehrter wäre nach einigen Tagen noch so stiller Kopfarbeit von seinen Affekten zerrüttet. Wie konnte Wundt etwas so Erstaunliches niederschreiben? Weil er die Ausdrucksbewegung der Wallung im Grunde für das nämliche hält wie die planmäßig ausgeführte Handlung! Doch unsre Belege für die verderblichen Folgen einer Voluntarisierung der Triebe dürften genügen; und so gehen wir denn zum eigentlichen Thema über.

Die Sprache kennt Triebe, weil wir Triebantriebe kennen. Zwecks Kennzeichnung dessen, was unter Trieb zu verstehen sei, müssen wir uns auf solche Antriebe besinnen, von denen es niemand bestritte, daß sie Triebantriebe zu heißen verdienen würden. Nun steht über jeden Zweifel dieses fest: wer einen Triebantrieb erlebt, der erlebt unter anderem, daß er, der Träger des Triebes, von dem, was er Trieb nennt, getrieben wird, gleichgültig ob er dem wörtlich Ausdruck verleiht mit Wendungen wie „mich hungert", „mich dürstet" oder ungenau in aktiver Form „ich habe Hunger", „ich habe Durst". Sind darnach z. B. das Hungern wie auch das Dürsten Triebantriebe, so heben sich daran ohne weiteres zwei Züge oder Seiten ab: die Qualität oder Artung und die Intensität oder Stärke. Fassen wir zunächst die Qualität oder Artung allein ins Auge, so können wir sie auf zwiefache Weise beschreiben: sozusagen subjektiv, d. i. durch Angabe, wie uns beim Hungern und hinwieder beim Dürsten unterschiedlich zumute ist; und sozusagen objektiv, d. i. durch Angabe der Ziele, auf die wir uns im Zustand des Hungerns und hinwieder im Zustand des Dürstens gerichtet fühlen.

Die „objektive" Kennzeichnung macht keinerlei Schwierigkeiten, angenommen nur, wir beschränken uns auf eine Gattung oder Klasse von Zielen und sagen z. B. mit Aristoteles, der Hunger sei ein Drang zur Vereinigung mit dem Trockenen, der Durst zur Vereinigung mit dem Flüssigen. Die „subjektive" Kennzeichnung aber muß sich damit begnügen, die Erlebnisqualitäten, die sie unterscheidet, vorauszusetzen; und das gilt von allen Qualitäten, also z. B. auch des sinnlichen Erlebens.

Digitized by Google

Niemand, der Farben zu sehen vermag, verwechselt Röte mit Bläue; dem Blindgeborenen aber, der überhaupt nicht zu sehen vermag, brächten wir keine der beiden Farben zur Anschauung, riefen wir selbst die ganze Optik zu Hilfe. Niemand, der Hunger und Durst zu fühlen vermag, verwechselt die beiden; aber keine Schilderung wäre imstande, sie dem zu verdeutlichen, der — ein Wesen aus Äther etwa — weder Hunger noch Durst jemals erlitten hätte. So gewiß nun es viele Abschattungen von Blau gibt, viele von Rot und ebenso von jeder andern Farbe, für die wir Bezeichnungen haben, so gewiß gibt es eine schlechthin unübersehliche Mannigfaltigkeit von Triebqualitäten. Man kann dürstend auf Wasser „Lust haben" oder auf Wein oder auf Bier oder auf Kaffee oder auf Milch usw., und jedesmal ist einem fühlbar anders zumute. Überwiegt eine der fraglichen Durstqualitäten habituell, so deutet das auf eine Besonderheit des gesamten Triebsystems hin; wie denn z. B. vorwiegend biertrinkende Völker sich in zahlreichen Eigenschaften von vorwiegend weintrinkenden Völkern unterscheiden und beide wieder von vorwiegend teetrinkenden.

Es ist diese Seite des Sachverhalts, für die sich seit langem der Name „Instinkt" (eigentlich Anreiz) eingebürgert hat, und nur nebenher sei bemerkt, daß damit zugleich die je und je eigentümliche Grundlage eines Erkennens angezeigt wird, das nicht durch Erfahrung erworben wurde. Das Pferd erkennt durch Witterung die Gefährlichkeit des Tigers, ob es bis dahin gleich niemals einem Tiger begegnete, die Ente das Wasser als ihr Element, jedes tierische Männchen das Weibchen als Paarungspartner und umgekehrt. (Die überaus wichtige Frage, wie das möglich sei, kann hier nicht erörtert werden; es muß uns genügen, daß es so ist.) Sind aber demgemäß die Instinkte jedes Wesens ebenso zahlreich wie seine Triebqualitäten, so werden wir uns nicht mehr einbilden, die Urwaldwildnis der Triebe in zwei armselige Wörter — Hunger und Liebe — einfangen zu können, und allen Einteilungen, möchten sie auch weit umfassender sein, bloß den Wert vorläufiger Orientierungsmittel zubilligen. Unterscheidet man etwa Triebe des Schützens, der Abwehr, des Angriffs, der Ernährung, der Paarung, des Nestbaues, der Eiablage, des Brütens, der Gesellung, der Wanderung, des Spielens, der Nachahmung, so wollen wir uns nicht verhehlen, daß damit nicht mehr getan ist, als wenn man zwecks Kartographierung eines Erdteils zunächst einmal den Nordpunkt, Ostpunkt, Westpunkt, Südpunkt festgelegt hätte.

Wenden wir uns jetzt von der qualitativen oder Instinktseite des Sachverhalts ab und seiner intensiven oder Triebseite (engeren Sinnes) zu, so müssen wir jenes Moment, das wir zuvor die sozusagen objektive Charakteristik der Triebqualitäten genannt, in die Intensität mitauf-

Digitized by Google

nehmen. Triebantriebe sind niemals bloße Intensitäten oder Stärken wie die physikalische Energie, sondern allemal gerichtete Intensitäten, wenn auch, wovon wir uns alsbald überzeugen, in wesentlich andrer Bedeutung als physikalische Vektoren. Ehe wir das erläutern, geben wir die Begriffsbestimmung: unter dem Triebe ist zu verstehen die vitale Ursache einer Änderung des Bewegungszustandes. Wir hätten kürzer und mindestens ebenso richtig sagen können: Trieb ist vitale Bewegungsursache. Wir haben die umständlichere Fassung vorgezogen, um von vornherein einem sonst naheliegenden Mißverständnis zu begegnen. Wie in der Physik das Wort Beschleunigung dreierlei bedeutet: Geschwindigkeitssteigerung, Geschwindigkeitsminderung und Richtungsveränderung, ebenso kann ein Triebantrieb die Geschwindigkeit einer Bewegung steigern, bzw. den Zustand der Ruhe in den der Bewegung überführen, oder mindern, bzw. den Zustand der Bewegung in den der Ruhe überführen, oder endlich die Richtung der Bewegung verändern. Zeige ich meinem Hund ein Stück Fleisch, so springt und schnappt er danach; halte ich meine Katze aus dem Fenster, als wollte ich sie fallen lassen, so krallt sie sich an meinem Ärmel fest, sucht also instinktiv die drohende Fallbewegung zu verhindern. Außerdem müssen triebhafte Bewegungen nicht notwendig translatorisch ausfallen. Der Antrieb, der einen Vogel veranlaßt, Lockrufe auszustoßen, hat Bewegungen erzeugt, nicht aber translatorische. Triebmäßiger Farbenwechsel oder triebmäßige Ausdüftungen würden zwar eine geringfügige Abwandlung des Wortlauts der Begriffsbestimmung erheischen, ändern aber nichts an ihrem prinzipiellen Gehalt, weshalb wir sie hier beiseite lassen.

Unsre Definition würde jedoch wenig leisten und sogar den gröbsten Irrtümern Tür und Tor öffnen können ohne Rechenschaftsablegung darüber, wie eine vitale Ursache von einer mechanischen Ursache (eingerechnet die elektrodynamische Ursache) sich unterscheide. Wir zeigen die Wesensverschiedenheit beider an einem Beispiel und unterlassen nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß man mit zutreffender Auffassung des Unterscheidungsmerkmals unter anderem die Sonderstellung der Biologie begründet. — An einem etwas baufälligen Hause fahre ein schwerer Lastwagen vorbei, und im selben Augenblick falle in einem Zimmer des Hauses mitten von der Decke ein Stück Kalk herab. Es fällt nahezu lotrecht, zerschellt auf dem Zimmerboden und bleibt dort liegen. Für die Zwecke unsrer Betrachtung haben wir es nicht nötig, in erkenntnistheoretische Erörterungen über den Sinn des Wortes „Ursache" einzutreten. Ob man z. B. auf die Dauerbedingung des Fallens den Ton legt, also auf das Gewicht des Kalkes (bzw. die sog. Anziehungskraft der Erde, die allgemeine Gravitation der Massen) oder auf die Trockenheit

Digitized by Google

des Kalkes, die es bewirkte, daß die Adhäsion nur eben noch hinreichte, dem Zug des Gewichtes die Wage zu halten, oder endlich auf den Gelegenheitsanlaß, das Vorbeirollen des Wagens, der das Haus zum Erzittern brachte: alle Bedingungen haben miteinander gemein, dem Vorgang des Herabfallens zeitlich voranzugehen, der seinerseits im Hinblick sowohl auf den Zeitpunkt seines Eintretens als auch auf die Art seines Ablaufs vom Zusammentreffen der fraglichen Bedingungen die unabwendbare oder, wie es zu heißen pflegt, die „gesetzmäßige" Folge ist. Die physikalische Wirkung verhält sich zur physikalischen Ursache stets wie ein zeitliches Konsequens zu einem zeitlichen Antecedens, und beide sind unverbrüchlich aneinandergeknüpft. Dagegen fiel der Kalk jedenfalls nicht von der Decke, weil das Liegen auf dem Zimmerboden sein Ziel gewesen wäre. Ebendas aber gilt von jeder vitalen Bewegung.

Machen wir einmal die allerdings phantastische Annahme, ein um viele Lichtjahre von uns entferntes Gestirn sei ausschließlich von ätherartigen Wesen bewohnt, die, entzogen dem Wirbel des Vergehens und Werdens, keiner Nahrung bedürften und innerlich aus nichts als Verstand bestünden. Ein einziger Blick auf jedes physiko-chemisch deutbare Ereignis würde ihnen genügen, um den Vorgang in Gleichungen für Elektronenbewegungen auszudrücken. Nun komme ein solcher Astrãos auf unsre Erde und sehe im sonnenbeschienenen Hof eines Bauernhauses ein Stück Materie liegen, das zufällig ein Hund ist. Plötzlich erhebt sich der Hund, dank offenbar einer gegen die Schwere gerichteten Kraft (so bucht unser Sterngeist), und siehe da — er bewegt sich keineswegs geradlinig, sondern in wunderlich unregelmäßigen Krümmungen quer über den Hof, bis wo sich ein Brünnlein befindet, und — säuft. Der Astrãos, im Begriffe, merkwürdige Anziehungswirkungen auszurechnen, wird — wohl zum erstenmal — von fassungslosem Staunen befallen, als er gewahren muß, daß darauf der Hund in noch weit gewundeneren Bahnen zurückkehrt, aber nicht zum Ausgangspunkte, sondern zwei Meter davon entfernt, um sich in den Schatten zu legen. Die mathematische Physik des Sterngeistes, obwohl der unsrigen noch unvergleichlich überlegen, würde grundsätzlich versagen; aber vermöge der ihm eigenen übermenschlichen Intelligenz wüßte der Astrãos sofort, daß er niemals Aussicht habe, den wahrgenommenen Vorgang mit physikalischen Denkmitteln zu bewältigen. Wenn nun demgegenüber wir, denen die Sache äußerst plausibel erscheint, urteilen: der Hund hatte Durst, so wollen wir aber doch nicht vergessen, daß wir damit in den Ermöglichungsgrund seiner Hinbewegung zum Wasser das Ziel des Vorganges, nämlich das Trinken, und somit ein Ereignis aufgenommen haben, das im Verhältnis zum Bewegungsbeginn der Zukunft angehört. (Inwiefern

Digitized by Google

auch die ganze Lebensvergangenheit des Hundes, ja seiner Vorgeschlechter, das zu erwägen, wäre fast noch interessanter, gehört aber zu den zahlreichen Fragen der Biologie, die wir bei der Kürze der verfügbaren Zeit hier übergehen müssen.) Kein Mensch kann mutmaßen, wie weit die Physik es noch bringen wird; allein mit Bestimmtheit dürfen wir aussprechen, daß sie niemals in der Lage sein wird, einen gegenwärtig stattfindenden Vorgang aus einem künftig stattfindenden Vorgang zu erklären. Dahingegen muß jede Bewegung, die sich dank einem lebendigen Antrieb ereignet, aus dem Ziel der Bewegung verstanden werden und bliebe uns ohne ein Wissen um dieses für immer unbegreiflich. „Richtung" im Sinn der Physik ist nie etwas andres als ein — Winkel, „Richtung" im Sinn der Wissenschaft vom Leben aber bedeutet Bedingtheit des Bewegungsverlaufs durch das Bewegungsziel. Hat man das einmal eingesehen, so wird man nie mehr Biologie mit Physik verwechseln und für immer dem Grundirrtum abgesagt haben, der viele Forscher verführte, jene rückführen zu wollen auf diese[1].

Würfe hier jemand ein, der Bewegung des Hundes gehe sein Zustand des Dürstens doch ebenfalls voraus, so antworten wir: mag man den fraglichen Zustand seelenkundlich beschreiben, durch Kennzeichnung etwa innerleiblicher Empfindungen samt der damit einhergehenden Stimmung, oder physikalisch-chemisch, man wüßte von ihm das Entscheidende gerade nicht, solange man aus dem Spiele ließe, was das dürstende Wesen deswegen anstrebt: die „Vereinigung mit dem Flüssigen". Was den vorschwebenden Zustand zum Triebantrieb macht, ist zielbedingtes Gerichtetsein und folglich eine Form des Zusammenhängens mit der Zukunft. Zwei Zusätze freilich dürfen wir nicht versäumen.

Die Zielbedingtheit, von der wir sprechen, hat so wenig etwas mit einer „Vorstellung" des Zieles zu tun, daß sie der Zielvorstellung sogar grundsätzlich ermangelt. Im Sachverhalt „Trieb" stimmen Mensch und Tier überein. Die Tiere teilen mit dem Menschen außerdem das Phantasieren und Träumen; aber „Vorstellungen" macht sich allein der Mensch. Bezweifelt man das und glaubt man, Triebantriebe ohne Zielvorstellung

[1] Daran würde auch eine „panpsychistische" Weltanschauung nichts ändern. Hielte jemand das ganze All für beseelt, ja wohl gar für einen riesigen Organismus, so hätte er dennoch die bisher sogenannt mechanischen Bewegungen von den bisher sogenannt vitalen Vorgängen zu unterscheiden, wenn auch mit Hilfe neuer Denkmittel und einer diesen angepaßten Namengebung. Wollte er sich aber einreden, ihm sei die Bewegung des herabfallenden Kalks grundsätzlich nicht verschieden von der des laufenden Tieres, so könnte man ihn leicht aus seinem Verhalten widerlegen. Sähe er nämlich in seinem Hause den Kalk schief von der Decke fallen, in einem Winkel etwa von 80°, so schlösse er nicht auf ein ungewöhnliches Bewegungsziel, sondern er schlösse blitzschnell: die Wände stehen schief, das Haus ist im Begriffe einzustürzen, wahrscheinlich infolge eines Erdstoßes, und ergriffe schleunigst die Flucht.

Digitized by Google

von solchen mit Zielvorstellung unterscheiden zu sollen, so darf es uns hier, wo der Nachweis des Gegenteils zu weitläufig wäre, genügen, mittels weniger Beispiele darzutun, daß es von Triebantrieben ohne Zielvorstellung jedenfalls eine unübersehliche Anzahl gibt. Wenn die jungen Stare Anfang bis Ende August aus Norddeutschland zum Wanderfluge aufbrechen, während die Alten erst im September nachfolgen, wer wollte behaupten, sie könnten von den künftigen Siedlungsstätten eine „Vorstellung" haben, wo sie doch niemals zuvor in Afrika gewesen sind?! Und wenn die Seidenraupe das Gespinst aus Fäden von weit über tausend Meter Länge an einer Stelle lockerer schließt, wer mäße ihr eine „Vorstellung" davon bei, daß im entgegengesetzten Falle der künftige Schmetterling seine Werdewiege nicht zerreißen könnte und elend darin ersticken müßte?! Jeder Biologe aber weiß, daß die Zahl ähnlicher Fälle Legion ist. — Dem sei eine andre Bemerkung angereiht. Zielbestimmt ist nicht nur die Bewegung, die zu einem Ziele führt, wie das Suchen nach Nahrung oder der Flug der Wandervögel, sondern auch die Bewegung, mit deren Hilfe das sich bewegende Wesen einen Störungsanlaß vermeidet. Fiele der Kalk schief von der Decke, weil sich lotrecht unter ihm am Boden ein schwarzer Fleck befände, der ihm unangenehm wäre, so hätte er eine echte Zielbewegung ausgeführt, und wir müßten ihn für lebendig halten. Wenn also gewisse Amöben dem Lichtkegel im Wasser ausweichen oder, mit der ebenso gelehrten wie irreführenden Wendung gesagt, „negativ phototropisch" sind, so eignen ihnen lebendige Antriebe, und es brauchte uns nicht erst bewiesen zu werden, daß sie an das Licht sich gewöhnen lassen, ständen der zutreffenden Auffassung des Sachverhalts nicht immer noch die Verstiegenheiten passionierter Mechanisten entgegen.

Nachdem wir uns über die Natur der Triebe verständigt haben, gehen wir sofort zur Begriffsbestimmung der Triebfeder (= des Interesses) über: die Triebfeder ist die dispositionelle Bedingung einer Richtung des Wollens. Kürzer gefaßt: Triebfedern sind Willensursachen. — Solange man über den Willen nachdenkt, hat man das Wollen nach Analogie von Bewegungsursachen ausgelegt; und ebendas ist das Wollen nicht. Von den zahlreichen Gründen für eine so fundamentale Verkennung liegt einer an der Oberfläche. Will ich den rechten Arm bis in Schulterhöhe erheben, so tritt die Bewegung augenblicklich ein, wie als sei es meine Wollung gewesen, die sie hervorgebracht hätte. Wir enthüllen schrittweise das Trügende des Anscheins. Wäre mein rechter Arm infolge einer Verletzung oder einer nervösen Störung vorübergehend gelähmt, so bliebe meine Absicht, ihn zu erheben, erfolglos, während zugleich mein Erlebnis der Willensanstrengung sich vervielfachen würde. Wie wäre das möglich, wenn die fragliche Willensanspannung den Be-

Digitized by Google

wegungsvorgang bewirken könnte! Gesetzt aber selbst, diese Verlegenheit lasse sich theoretisch überwinden, so stoßen wir alsbald auf eine neue und größere.

Nennen wir die Abfolge von Bewegungen, mit denen ein Willensziel verwirklicht wird, eine Leistung, so zeigt sich, daß es sich grundsätzlich keiner Leistung mit Sicherheit ansehen läßt, ob sie gewollt ist oder nicht. Ein leidenschaftlicher Raucher habe sich vorgenommen, heute einmal nicht zu rauchen. Da sich nach dem Morgenimbiß der Rauchhunger mit besonderer Stärke einstellt, sodaß er zu erliegen fürchtet, beschließt er, einen halbstündigen Spaziergang zu machen, um über die am meisten kritische Frist mit weniger Mühe hinwegzukommen. Er tut es, gerät in scharfes Nachdenken und findet sich nach etwa zwanzig Minuten zu seinem Erstaunen mit der brennenden Kurzpfeife im Munde, hat also eine gar nicht ganz einfache Willensleistung ohne, ja gegen seine Absicht vollbracht. Kann aber, grundsätzlich angesehen, jede beliebige Willkürbewegung unter andern Umständen auch unwillkürlich verlaufen, so muß es uns im höchsten Grade unwahrscheinlich vorkommen, daß die Wollung es sei, was die Bewegung hervorruft. —

Und hier besinnen wir uns, daß dem oft beredeten Gegensatz von Wollen und Können eine Gegensätzlichkeit im Gliedbau des Körpers entspricht. Abgesehen von manchen Leistungen Hypnotisierter oder Somnambuler oder indischer Fakire und solcher Personen, die längere Zeit ein dahin zielendes Training durchgemacht haben, gehorchen dem Willen im großen und ganzen nur die quergestreiften Skelettmuskeln, mit denen unser Körper gebend und nehmend, abwehrend und angreifend der Außenwelt begegnet, nicht aber oder kaum die glattgestreiften Viszeralmuskeln (wenige Ausnahmen abgerechnet), deren Funktionen sich überwiegend im Leibesinnern abspielen. Wir sind normalerweise außerstande, willkürlich unmittelbar Erröten und Erbleichen zu erzeugen, die Peristaltik des Darms zu verändern, in das verwickelte Getriebe der inneren Sekretionen und Adsorptionen einzugreifen, kurz, die Funktionen willentlich zu lenken, die vom sog. vegetativen Nervensystem abhängen, so sehr auch „a priori" allerdings nicht entschieden werden kann, ob und bis wohin der Wirkungsspielraum des Willens erweiterbar sei. Stände die Wollung mit dem vitalen Antrieb auf einer und derselben Linie, so wäre nicht einzusehen, warum nur ihr ein gewaltiges Reich vitaler Vorgänge sich verschließt, und wir werden erwägen, ob nicht der Grund der Beziehung zwischen Wollung und Vorgang gänzlich woanders liege. Wir geben von der Verschiedenheit beider Zusammenhänge zunächst die allgemeinste Charakteristik. Vitale Antriebe erscheinen oder äußern sich in vitalen Vorgängen und häufig in vitalen Bewegungen; zum Willen und Wollen dagegen verhält sich die Willkür-

Digitized by Google

bewegung wie zum Wagenführer das bewegliche und bewegte Gefährt, oder: die Leibesbewegung, soweit sie dem Willen gehorcht, ist nicht das Erzeugnis, sondern ein Vehikel des Wollens.

Der letzte Zweifel an der Triftigkeit unsrer Begründung schwindet aber erst bei flüchtiger Inaugenscheinnahme der inneren Wollung dahin. Bemerke ich einen Grashalm, so steht es mir nicht frei, an seiner Stelle einen Strauch zu gewahren, wohl aber seiner Form oder seiner Farbe Beachtung zu schenken oder auch einem andern Gegenstande mich zuzuwenden. Jede Lenkung der Aufmerksamkeit ist eine Willensleistung, jede Denktätigkeit eine Kette von Willensleistungen. Aber hier tritt es nun grell an den Tag, daß die stärkste Willensanstrengung völlig außerstande bleibt, den Stoff des Denkens herbeizurufen, somit auf ihn angewiesen und zum Scheitern verurteilt ist, sobald er sich ihr versagt. Der Kandidat während der Prüfung besinnt sich mit wütender Anspannung seines Willens, um die Frage des Herrn Professors zu beantworten, und findet die Antwort nicht, ungeachtet sie ihm wenige Minuten hernach unbemüht „einfällt". Abermals gilt der Grundsatz: an was wir willkürlich denken können, dasselbe fällt uns zu andrer Zeit unwillkürlich ein; und, so fügen wir jetzt hinzu, nur weil und sofern es uns unwillkürlich verfügbar ist, können wir willkürlich daran denken; im andern Falle nicht. —

Der Wille ist keine bewegende Kraft oder etwas einer solchen Analoges, sondern eine einzigartige Hemmvorkehrung, und die Wollung, was immer der Zweck des Wollenden, zielt auf Steuerung eines vitalen Vorganges und steuert ihn wirklich, soweit er ihr zur Verfügung steht. Mit einem Gleichnis gesagt, entspricht dem vitalen Vorgang das Segelboot samt dem Wind, der es treibt, der Wollung das Steuer samt dem, der es handhabt. Ohne den Wind käme das Boot nicht vom Flecke trotz einem Steuer, ohne den Steuermann schlüge es im allgemeinen nicht die gewünschte Richtung ein. Und selbst darin noch bleibt unser Gleichnis dem Tatbestande getreu, daß man das Boot in keiner Richtung steuern kann, in der nicht auch der Wind es zu treiben vermöchte. Auf den naheliegenden und logisch durchaus berechtigten Einwand: wenn das Wollen steuere, so gleiche der Wille offenbar einer Gegenkraft, die Wollung selber einem Gegenantrieb, unterscheide sich also prinzipiell von den „vitalen Antrieben" doch nicht, können wir innerhalb einer Sachverhaltsskizze leider nicht eintreten, müssen umso mehr aber kurz auseinandersetzen, worin sich die Hemmkraft, die wir den Willen nennen, von allen vitalen Hemmkräften unterscheidet.

Triebantriebe können einander stören und folglich hemmen. Halte ich z. B. der Amsel die nahrhaften Körner in der geöffneten Hand entgegen, so streitet in ihr mit der Eßlust die Furcht vor der Menschenhand, und

Digitized by Google

der Vorgang des Aufpickens wird zunächst unterbleiben. Solcher Triebkonflikte gibt es im Tierreich viele, und es gibt vollends zahllose Interessenkonflikte im Menschenreich. Die Hemmung aber, die der Steuerkraft des Willens entstammt, ist unbekümmert um das jeweils besondere Ziel des Wollenden eine und immer dieselbe und müßte daher von sämtlichen Triebantrieben selbst dann unterschieden werden, wenn man sie, sei es aus logischen Bedenken, sei es gewissermaßen bequemlichkeitshalber, dem Allgemeinbegriff „Antrieb" oder „Hemmantrieb" unterzuordnen gedächte. Das Hemmen und nur das Hemmen macht nämlich ihr Wesen aus. Wenn die Furcht den Vogel das eine Mal an den Bewegungen des Herzufliegens und Pickens hindert, so kann sie das andre Mal die Bewegungen des Fluchtergreifens veranlassen. Der Wille dagegen kann nie Bewegungen erzeugen, sondern nur anderweitig ablaufende Bewegungen steuern. Übertrügen wir lebendige Regungen in die Verlautbarungsform des Urteils, so würde z. B. die Furcht sich bald ablehnend äußern, etwa mit „Gehen wir nicht!", bald zustimmend mit „Ergreifen wir die Flucht!". Der Wille aber spräche sein eines und einziges „Nein!". Herkunft und Sinn dieses Nein soll uns sogleich beschäftigen. Hier sei noch der Sprachgewohnheit gedacht, derzufolge die Triebe im Plural stehen, der Wille aber im Singular. Die deutsche Sprache gestattet ihm nicht einmal den grammatischen Plural, andre Sprachen sind darin weniger rigoros. Wenn aber Augustinus, einer der ersten großen Theoretiker des Willens, kundgibt: Omnes nihil aliud quam voluntates sunt, so hat er, wie sich versteht, diejenige Mehrheit im Sinn, die aus der Mehrheit der Willensträger folgt.

Damit kommen wir zum entscheidenden Punkt. Wer einen Triebantrieb spürt, so hieß es oben, der fühlt sich selbst als den Getriebenen; wer dagegen einen Entschluß faßt, so fahren wir fort, der fühlt sich als den Erzeuger, nämlich seiner Willensentscheidung, und diese bedeutet im Verhältnis zur Leistung die Steuerung aller verfügbaren Bewegungen auf das dem Gesamtvorgange nun nicht mehr immanente, sondern „vorgesetzte" Ziel. Die steuernde Macht ist nach dem Ausweis unmittelbarer Selbstbesinnung das Ich. Nennen wir die Vitalität und insonderheit jene Seite an ihr, kraft deren sie Ursprungsstelle der Triebe ist, zwecks Profilierung der Gegensätzlichkeit zum Ich das Es, so dürften zu lehrsatzmäßiger Explikation des Sachverhalts folgende Sätze dienen:

1. Triebantriebe der verschiedensten Art entspringen dem Es.
2. Das Ich ist ihnen gegenüber der sie erleidende Teil.
3. Insofern das Ich sich der treibenden Kraft des Es zu widersetzen vermag, nennen wir es wollendes Ich oder kürzer den Willen.
4. Wie jeder Lebensträger ein einziger ist, so ist auch sein Ich nur eines und folglich sein Wille.

Digitized by Google

5. Die Willensleistung, d. i. die Wirkung des Ichwiderstandes gegen die Triebantriebe auf diese, besteht in der Antriebssteuerung, und zwar in der Richtung auf ein vorgestelltes Ziel.

Wer sich vom Wahrheitsgehalt der gewachsenen Sprache überzeugte, wird nicht die Bestätigungen verschmähen, mit denen vorstehenden „Thesen" z. B. die deutsche Sprache zu Hilfe kommt. Ihr zufolge wird nämlich ohne Ausnahme das Gefühl, niemals aber der Wille „erregt". Um die Heftigkeit der Antriebe zu schildern, deren Walten den Willen bedrohen könnte, spricht man von Wallungen, Gemütsbewegungen, Erschütterungen oder in Hinsicht auf bestimmte Affekte etwa von loderndem Zorn, stürmischer Freude, rasender Wut, von Fessellosigkeit und Zügellosigkeit der Begierde. Um dagegen die Stärke der Kraft zu schildern, mit der sich der Wille bekundet, wählt man ohne Ausnahme Wendungen, die den Widerstand gegen Erregungen und das Nichtbewegtwerden ausmalen: zäher Wille, steter Wille, eiserner Wille, stählerner Wille, Festigkeit, Standhaftigkeit, Beständigkeit, Ausdauer, Beharrlichkeit, Unablenkbarkeit, Unbeirrbarkeit, Unerschütterlichkeit des Willens. Am aufschlußreichsten aber ist wohl das Wörtchen „Zweck", das unsre Sprache ausschließlich dem Willensziel vorbehält. Meint es doch ursprünglich den Pflock, der den Mittelpunkt der Scheibe und damit das Ziel des Schützen bezeichnet; welchem gemäß dem zwecksetzenden Streben, d. i. dem Wollen, als unterschiedlich eigentümlich die Fähigkeit zum scharfgenauen Innehalten einer Richtung beigelegt wird, oder die Fähigkeit zur Vermeidung selbst noch der feinsten Zitterbewegung! (Alle diese Beispiele findet man seit Jahrzehnten in den Schriften des Verfassers.)

Mit der Unterscheidung von Ich und Es[1] ist der Gegensatz der beiden Mächte, deren Zweikampf und Wechselsieg den Sinn der Person ausmacht und damit der „Weltgeschichte", inbezug auf den Spielraum ihres Wirkens im Eigenwesen (= Individuum) angezeigt. Wollen wir sie selber beim Namen nennen, so haben wir dem Leben oder, was wenigstens nahezu dasselbe besagt, der Seele den Geist entgegenzusetzen. Aus dem je und je eigentümlichen Mischungsverhältnis dieser

[1] Die Unterscheidung von Ich und Es ist durch die Schriften eines andern Autors neuerdings zu volkstümlicher Berühmtheit gelangt. Wir können nicht beurteilen, ob hier Abhängigkeiten vorliegen oder nicht. Sollte es der Fall sein, so wären, mit einer mathematischen Wendung gesagt, unsre eigenen Schriften die unabhängige Variable und nicht etwa umgekehrt. Die Gegenüberstellung von Ich und Es bildet nämlich ein Leitmotiv unsrer 1910 erschienenen „Prinzipien der Charakterologie" und wurde zum zweitenmal eingehend vorgetragen bei Gelegenheit der Veröffentlichung von Teilstücken unsres Werkes „Geist und Seele" in der „Deutschen Psychologie", Jahrgang 1919. Die Zeitschrift ist inzwischen eingegangen, kann aber auf Büchereien nachgeschlagen werden.

Digitized by Google

beiden, bald in der Form des heftigen Widerstreits und der Dauerspannung, bald des versuchten Ausgleichs, bald der Zerworfenheit, ja des Zerfalls, läßt sich jedes individuelle System der Triebfedern herleiten und letzthin die Gesamtbeschaffenheit jeder Persönlichkeit. Wünscht man endlich die Beziehung der Triebfeder (= des Interesses) zum Triebe definitorisch zum Ausdruck zu bringen, so könnte man die Interessen allenfalls als solche Triebe bestimmen, denen nur noch durch das Medium des Willens Erfüllung beschieden sei, oder kürzer als Ichtriebe. Besser tut man jedoch, selbst derartige Vereinfachungen zu meiden. Denn, wie auf der einen Seite das Interesse aufgehört hat, animalischer Trieb zu sein, so erweitert sich auf der andern Seite dank den Zielsetzungen des Ichs im Bereich der Interessen die Möglichkeitsbreite der Richtungsverschiedenheiten ganz außerordentlich. — Hier lenken wir zum Problem des Willens zurück, indem wir die Frage nach den tieferen Gründen aufwerfen, denen zufolge der Wille für eine Bewegungsursache gehalten und seine Natur einer mächtigen Hemmvorkehrung so völlig verkannt wurde.

Die Antwort lautet: weil alles Wollen, die Aktivität des Ichs bezeugend, ein Tunwollen ist und weil wir im Hinblick auf äußere Tätigkeiten beim Tun an die Ausführung von Bewegungen denken. Man geht nicht zu weit mit der Bemerkung, diese Denkgewohnheit habe zur Verfälschung unsres ganzen Weltbildes geführt. Wir sehen indes von der weltanschaulichen Seite der Sache ab und begnügen uns, mit wenigen Griffen die Masken des Tuns zu lüften, bis wir es selber in Händen halten.

Man überlege zuerst: was sinnvoll gewollt werden kann, ebendasselbe kann immer auch nicht gewollt werden, oder: was sinnvoll gewollt werden kann, davon kann auch das Gegenteil sinnvoll gewollt werden. Wie ich den Entschluß fassen kann, spazierenzugehen, so kann ich mich auch entschließen, zu Hause zu bleiben; oder wie ich mich entschließen kann, zu sprechen, so kann ich auch den Entschluß fassen, zu schweigen. Umgekehrt gilt dasselbe: was sinnvoll nicht gewollt werden kann, davon kann auch das Gegenteil nicht gewollt werden. Wie ich nicht aus bloßem Entschluß meinen Herzschlag beschleunigen kann, so kann ich auch nicht aus bloßem Entschluß meinen Herzschlag verlangsamen [1].

[1] Auf den ein wenig sophistischen Einwurf, man könne einstweilen nicht den Entschluß fassen, eine Reise nach dem Monde zu machen, wohl aber den, zu Hause zu bleiben, wäre zu erwidern, daß hier das Entweder-Oder, von dem wir handeln, keineswegs vorliege. Das Zuhausebleiben kann aus dem Gesichtspunkt eines Gegensatzes zum Spazierengehen, nicht aber gleichermaßen zum Gehen ins Wirtshaus beurteilt werden. Vielmehr geht man entweder ins Wirtshaus oder etwa zu einem guten Bekannten usw., und dem entspräche im Felde kosmischer Dimensionen eine Reise entweder nach dem Monde oder etwa nach dem Merkur. Die eine wie die andre ist unausführbar und kann bis auf weiteres nicht sinnvoll gewollt werden. — Ferner wolle man beachten,

Digitized by Google

Nennen wir das positive Tun geflissentliche Ausübung, das negative Tun geflissentliche Unterlassung, so überzeugen wir uns an zweiter Stelle, daß geflissentliche Unterlassungen grundsätzlich dieselbe Willensanspannung wie geflissentliche Ausübungen erforderlich machen, tatsächlich sogar oft eine größere. Habe ich mir vorgenommen, bei der und der Erörterung in einer Gesellschaft zu schweigen, so muß ich mich ungemein anstrengen, meinem Entschluß nicht untreu zu werden, sofern ich die schauderhaftesten Dummheiten anzuhören verurteilt bin; und wenn nach der Legende der Tell dem Geßlerhut die Reverenz verweigerte, so gehörte dazu die hundertfach größere Entschlußkraft und Willensstärke als zum Einschlagen eines Umweges.

Fällt aber unter den Begriff des Tuns die geflissentliche Unterlassung, kürzer das Nichttun, so vergewissern wir uns an dritter Stelle, daß es auch keine geflissentlichen Ausübungen ohne Beihilfe einer bestimmten Gattung geflissentlicher Unterlassungen gibt, nämlich jener, deren dispositionelle Voraussetzung mit „Widerstandskraft gegen ablenkende Reize" oder einfacher mit „Selbstbeherrschungsvermögen" bezeichnet zu werden pflegt. Ja, darin und darin allein besteht die Geflissentlichkeit der Ausübung, daß einem übrigens automatisch ablaufenden Vorgang die fragliche Abweichung von der Zielrichtung nicht gestattet wird. Treibt der Wind das Segelboot genau in der gewünschten Richtung vorwärts, so ist das physische Steuern überflüssig; und ebenso ist der steuernde „Vorsatz" überflüssig, wenn der vitale Vorgang schon von sich aus das Ziel erreicht. Wie das Schiffssteuer die Abweichung von der Richtung auf das räumliche Ziel verhindert, so verhindert der Wille die Abweichung von der Richtung auf Erreichung des Zweckes, gleichgültig ob die Handlung übrigens im Ausüben oder Unterlassen bestehe. Wollen ist Tunwollen, Tunwollen aber ist Nichtgeschehenlassenwollen. Damit halten wir vom Tun den Kern und zur Lehre vom Willen nicht einen, sondern den einzigen Schlüssel in Händen.

Es gibt für die Triftigkeit unsrer Aufschlüsse eine Probe aufs Exempel. Der Triebantrieb A, so haben wir gesehen, kann aus spezifischer Gegensätzlichkeit mit dem Triebantrieb B in Konflikt geraten; aber kein erdenklicher Triebantrieb ist von solcher Beschaffenheit, daß er jedem

---

daß hier stets von unmittelbaren Eingriffen des Willens die Rede ist. Man kann nach abendlichem Entschluß aus tiefem Schlaf ungefähr zur vorgesetzten Zeit erwachen; aber diese Willenswirkung, deren Erklärung hier zu weit führen würde, findet mittelbar statt, nicht unmittelbar wie das willentliche Erheben des Armes. Deutlicher wird das beim Einschlafenwollen, das unmittelbar das Einschlafen unfehlbar verhindert, mittelbar jedoch es z. B. dadurch herbeiführen mag, daß man sich zwingt, an eine schlummerverwandte Situation zu denken. Gelingt es dadurch, Phantasievorgänge einzuleiten, so sind diese nicht selten imstande, einzuschläfern.

Digitized by Google

beliebigen Triebantrieb widerstritte; in welchem Fall er sich selber aufzuheben vermöchte. Ist demgegenüber der Wille eine schlechthin hemmende Kraft, deren Ursprung nicht in der Vitalität gesucht werden darf, so muß er sogar Triebfedern zu dienen vermögen, die den Trieben als solchen entgegentreten. Nun, das ist wirklich der Fall. Der Mensch und nur der Mensch ist imstande, seinen Trieben die Befriedigung planmäßig zu verweigern, und wäre es um den Preis der Selbstvernichtung. Religiöse Askese z. B. kann bis zum Absterben ihres Trägers gesteigert werden und wurde es unzähligemal. Politische Gefangene, die an dem Hungerstreik sterben, mit dem sie Protest erhoben, sind kraft der Stärke ihres Willens gestorben. — Wer es angesichts solcher Tatsachen nicht begreift, daß Geist und Leben oder der Wille und die Triebe verschiedener Herkunft und gegensätzlichen Wesens sind, dem wird es verschlossen bleiben, auch wenn man noch tausend Tatsachen und tausend Gründe ins Feld führen würde. Deshalb gebieten wir uns Halt.

Die hier umrißweise vorgetragene Lehre vom Willen ist wesentlich neu, wird aber vom Verfasser seit rund einem Vierteljahrhundert vertreten und durchzieht alles, was er veröffentlicht hat. Viele Fragen mußten wir offen lassen: so die nach dem Wesen des geistigen Aktes im allgemeinen, des Willensaktes im besonderen, nach der Art seines Einwirkens auf die Lebensvorgänge, nach der Beschaffenheit der Einflußwege, nach dem Sinn der sog. Willensfreiheit und manches sonst. Man findet das meiste davon in unsern Schriften erörtert[1]. Hier beschließen wir unsre Ausführungen mit der Aufzählung dreier Unterscheidungsmerkmale, von denen jedes genügen würde, die Wesensverschiedenheit der Triebe vom Willen zu gewährleisten. — Die Zahl verschiedenartiger Triebe des Einzelwesens ist unbestimmt groß, der Wille des persönlichen Einzelwesens steht in der Einzahl. Triebe können sich gegenseitig stören, der Wille hemmt den Trieb überhaupt und kann ihn durch Aushungerung ertöten. Triebe unterliegen einem pulsatorischen Wachsen und Schwinden, der Wille kann sein Ziel unberührt vom Wechsel der Triebantriebe durch Jahre und Jahrzehnte verfolgen. Davon nur eine Folge ist es, daß die Zwecke des Willensträgers über die Dauer seines Lebens beliebig hinausreichen, wovon ja jede testamentarische Bestimmung Zeugnis ablegt.

[1] Und neuerdings alles mit genauester Ausführung aller Einzelheiten in unserm soeben erscheinenden Hauptwerk „Geist und Seele", dessen zweiter Band den Titel führt: Die Lehre vom Willen.

Digitized by Google

Über magische Zusammenhänge

Von Dr. Walthari Dietz, Hamburg

Durch die Abhandlung von Leo Kaplan „Das Problem der Magie und die Psychoanalyse“[1] sehen wir uns zu einigen Bemerkungen zu diesem Thema veranlaßt. Es handelt sich, wie bereits der Titel des Buches sagt, um eine psychoanalytisch eingestellte Arbeit, der man, sofern einem das Problem überhaupt und moderne Meinungen darüber interessieren, seine Aufmerksamkeit nicht versagen kann. Es bringt vielfältiges und reiches Material und ermöglicht einen hübschen Überblick über einen Teil des Gebietes. Indes, auch bei dieser Arbeit, wie bei allen psychoanalytischen, bleibt das Gefühl nicht aus, unbefriedigt entlassen zu sein. Ein Gefühl welches bedingt ist durch die Frage- und Einstellung des Autors infolge seiner Doktrin. Was das Thema sehr begrenzt und gar nicht in seinem eigentlichen Umfang erscheinen läßt.

Wir wollen beileibe nicht die Zahl kritischer Auseinandersetzungen mit der Psychoanalyse um eine neue Varietät vermehren, wennschon wir einiger Bemerkungen in dieser Richtung nicht entraten können. Da erscheint es denn zu allererst fraglich, ob die Psychoanalyse überhaupt berufen ist das „Problem der Magie“ aufzuhellen; und zwar, wie Kaplan es tut, durch seine Reduktion auf einen narzistischen Zustand. Darauf läßt sich mancherlei allerdings zurückführen, die ganze Welt der Dinge, die „in die Welt projizierte Iche“ sind (Klages); nicht aber die Welt lebendiger Seelen, mit der wir es doch wohl bei magischen Zusammenhängen zu tun haben. Im Licht der Psychoanalyse erscheint die Magie als ein Problem des Denkens — aber liegt die Magie nicht jenseits dessen und auch jenseits des „magischen Denkens“ im kaplanschen Sinn, wenn wir ihm eine gewisse Berechtigung einräumten? Ist nicht auch unser heutiges Leben — trotz Industrialisierung, trotz der Inzestschranke, trotz vielfacher Überwindungsversuche des Narzismus; lauter Dinge, die nach Kaplan tödlich für die Magie sind — noch voll von Magie? Nicht allerdings in dem engen und sehr beschränkten Sinn, wie Kaplan das Wort faßt, wie er es als vom psychoanalytischen Dogma ausgehend fassen muß; wohl aber in einem weiteren Sinn: in welchem jeder von uns als organisches Wesen eingegliedert erscheint in den großen Organismus Natur und als solches magischen Verbindungen und Verknüpfungen mit diesem Gesamtorganismus sich durchaus nicht entziehen kann. Hier eröffnet sich allerdings ein Gebiet das in seiner Weite, die über das persönlich Menschliche beträchtlich hinausgeht, von der Psychoanalyse weder methodisch noch dogmatisch auch nur entfernt umgrenzt oder

[1] Merlin Verlag, Heidelberg 1927.

Digitized by Google

gar erschlossen werden könnte. Dazu sind seine Möglichkeiten und seine Wirkungen viel zu weit hinter jener berühmten „Schwelle des Bewußtseins". Der Raum des psychoanalytischen Unbewußten ist viel zu eng und viel zu begrifflich, als daß sich innerhalb seiner Grenzen sonderlich viel an magischen Wirkungen ereignen könnte. Und gerade im Gebiet des sogenannten Unbewußtseins, besser und positiv formuliert in der Wirklichkeitswelt der lebendigen Bilder (Klages), webt und wirkt das Magische. Womit gleichzeitig seine psychologische Bedeutung übergeführt wird in eine metaphysische Deutung. Was weiter besagt, daß wir das Magische bis zu einer gewissen Grenze psychologisch auswerten und wissenschaftlich einordnend erklären können, daß es erst jenseits dieser Grenze aber anfängt einen deutbaren Sinn zu bekommen und wesenhafter Bestandteil zu sein der kosmischen Physiognomie. Kaplan weiß zwar, daß es in der Magie sich nicht um naturwissenschaftliche Kausalgesetze handelt und reduziert die Erscheinung darum auf den Narzismus, um sie von da aus schließlich doch einem ursächlichen Zusammenhang zuzuführen. Wir erläutern das an folgendem Beispiel: Die Wirkung eines Analogiezauber (also z. B. die symbolische „Tötung" eines Bildnisses, welche auf magischem Weg dann den Tod des auf dem Bildnis Dargestellten bewirkt) stellt psychoanalytisch eine von vielen Formulierungen des narzistischen Allmachtsgefühls dar und wirkt dank einer „magischen Bereitschaft" — die hinwiederum voraussetzt dasselbe narzistische Allmachtsgefühl. Das ist aber nichts weiter als Mechanik in psychologischer bzw. psychoanalytischer Begrifflichkeit: ein Mechanismus wird ausgelöst und betätigt sich an einem gleichartigen Mechanismus — der zu diesem Zweck eigens erfunden wird — auf eine bestimmte Weise.

Aber was ist nun das Wesen der Magie? Darüber kann auf diese Weise selbstverständlich nichts verlautbart werden. Denn das liegt nicht innerhalb der psychoanalytischen Ursächlichkeit und ebenso jenseits eines möglichen geistesgeschichtlichen oder historischen Ursprungs. Das Wesen fängt gerade da an wo die psychoanalytische Nachforschung nach Ursache und Bedingung am Ende ist. Für den Analytiker liegt der Fall mit einiger Übertreibung so, daß das was nicht in irgendeiner Form auf Libido reduzierbar ist und um einer beliebigen Lustprämie willen geschieht überhaupt nicht existiert — womit zugleich einer der psychologischen Gründe dafür ermittelt wäre, warum eine psychoanalytisch eingestellte Untersuchung über das Wesen der Magie nicht nur an ihrem Wesen vorbeigreift, sondern nicht einmal in seine Nähe kommt. Das besagt: wer in jeder lebendigen Erscheinung versteckten und absichtsvoll zweckhungrigen Sinn wittert und ausdeutet, vernichtet damit den einzigen Sinn der lebendigen Erscheinung: ihre Lebendigkeit, und versperrt sich den Zugang zu ihr. Mit anderen Worten, den Zugang zur magischen

Digitized by Google

Welt findet nur wer die Welt irgendeinmal magisch zu erleben das Glück hatte und dem es danach nicht in den Sinn kam dies Erlebnis analog einem ursächlichen Zusammenhang vernünftig und kausal zu erklären. Da aber jeder in seiner Art zu denken und zu fühlen einmalig ist und bleibt und die durch seine Einmaligkeit und Einzigkeit gesteckten Grenzen zu überschreiten nicht fähig ist, also nicht „anders herum denken" kann, sondern nur in einer und dazu bestimmten Richtung, darum könnte auch Herrn Kaplan nicht bewiesen werden — was wir mitnichten anstreben — daß er von falschen Voraussetzungen ausgeht. Um dem Vorwurf zu entgehen wir träten mit falschen Prämissen und Erwartungen an das Buch heran, zitieren wir einige Ausgeburten von dessen Voraussetzungen, deren kritische Betrachtung wir dem Leser überlassen: „Ursprünglich dürfte das Ackern selbst bloß einen Fruchtbarkeitszauber bedeutet haben, nämlich den magischen Koitus mit der Mutter Erde." „In der magischen Welt mußte sich die Identifizierung der zauberischen Handlung des Ackerns mit dem Inzest mit der Mutter vollzogen haben. Ich bin sogar versucht, den Ödipuskomplex aus dieser Situation abzuleiten." „Die Magie ist Kompromiß zwischen Animismus und Realismus" (!). Dergleichen wird in der Einleitung als Ergebnis „streng wissenschaftlicher" Haltung und Bestrebung „einem allgemein gebildeten Leserkreis verständlich zu bleiben" eingeführt.

Stellen wir der kaplanschen Arbeit die genau siebzig Jahre zuvor (1857) erschienene Schrift von C. G. Carus „Über Lebensmagnetismus und über magische Wirkungen überhaupt"[1] gegenüber, so wird auch hier zu allererst wieder erschreckend klar, wieviel an ursprünglichem Erkenntnisvermögen und lebendigem Forschergeist und Gefühl für vitale Sachverhalte unseren Forschern — mit wenigen Ausnahmen — verlorengegangen ist und wie eng begrenzt sie durch ihre mechanistisch rationalistische Einstellungs- und Erklärungsweise den Problemen gegenüberstehen; zugleich aber auch, welch unerhörter Aufwand getrieben wird mit sogenannten wissenschaftlichen Fachausdrücken — welche immer wie die Geheimsprache von sektiererhaft abgesonderten Außenseitern des Lebens anmuten und vielfach nur den Mangel an lebendiger Verbundenheit mit den Forschungsgegenständen auszugleichen scheinen. Die lebendige Erscheinung wird auf eine Formel gebracht und reziprok soll dann nach der Formel wieder die lebendige Erscheinung erfolgen. Wobei aber vergessen wird, daß eine lebendige Erscheinung, einmal auf eine Formel gebracht, all ihres Lebens beraubt ist und der beste Wille ihr den verlorenen Atem nie und nimmer wieder einzuhauchen imstande wäre. Dies macht den Unterschied aus von (lebendigem) Symbol und (abgezogenem

[1] Neudruck Benno Schwabe & Co., Basel 1925.

Digitized by Google

— vom Leben) Begriff. Darum aber erschließen wir den Zugang zur lebendigen Welt des Magischen und zu seinem Wesen nicht mit erstarrter psychoanalytischer Begrifflichkeit, sondern nur mit der lebendigen Kraft erlebnisschwerer Symbole.

In dem Kaplanschen Buche wird eine Definition des Magischen nicht gegeben. Aus seiner Einteilung können wir aber genügend ersehen. Er gruppiert unter: Magisches Denken, magisches Tun — dem viele Unterabteilungen sich unterordnen: imitative Magie, kontagiöse Magie, die Kraftstoffe Mana, Orenda, magischer Koitus, Kot als Zaubermittel usw. — Magie und Animismus, Macht und Seele, Magie und Suggestion, Hellsehen u. v. a. m. Vergleichen wir mit dieser Einteilung die carusische Definition: „Überall wird zum Begriff des Magischen notwendig erfordert: einmal, daß es ganz oder teilweise in die Region des Unbewußten eingegangen sei, und ein anderes Mal, daß es aus dem bekannten und gewöhnlichen Weg heraustrete und Das augenblicklich oder doch schnell erreiche, was außerdem nur langsam und allmählich zu erreichen gewesen wäre." Und weiter stellt er fest: „daß der Unterschied zwischen dem, was die Sprache einmal als natürlich und ein anderes Mal als übernatürlich bezeichnet, durchaus kein absoluter sei, sondern nur als ein relativer und durch unzählige Übergänge verbundener angesehen werden müsse, und daß es hier zugleich keineswegs um die bessere Erkenntnis allein sich handle, ob in einem gegebenen Falle das eine oder das andere angenommen werden solle, sondern daß das ebensosehr bedingt werde von einer entweder nüchternen und bloß verstandesmäßigen, oder einer mehr poetischen und allgemeinen, dabei aber doch sehr tiefsinnigen und allgemeinen Anschauung der Welt". Diese Definition besagt einmal, daß der Bereich des Magischen für den einen früher, für den anderen später anfängt — je nach seiner Weltanschauung; ferner, daß sich keiner irgendwann der Anerkennung magischen Wirkens entziehen kann; es sei denn, er fände sein völliges Genüge in rationalen Begründungen und erwarte darüber hinaus nichts mehr und halte nichts mehr für vorhanden. In bezug auf die kaplansche Einteilung aber erkennen wir, daß der Begriff des Magischen füglich viel weiter zu fassen ist als es dort geschieht. Wir sind der Meinung, daß man, wenn man über Magie handelt, auch alles untersuchen muß was man als Lebensmagnetismus bezeichnet — also z. B. unter vielem anderen den Flug der Zugvögel nach dem Süden, den Orientierungssinn der Brieftauben, den Futtersinn der Tiere, das magische Geheimnis der Entwicklung des Embryos, das Geheimnis der Zeugung, das Geheimnis der genialen Produktion, die Intuition usw. Denn hier offenbart sich das Magische in wesentlich reinerer Form und kann darum in seinem Wesen klarer erschaut werden. Wir können nun in dem Buch von Kaplan die Feststellung machen, daß all diese Sach-

Digitized by Google

verhalte außer Betracht gelassen werden — und zwar mit gutem Grund: kaum einer davon ist begrifflich haltbar weder auf den Narzismus zurückzuführen, noch psychoanalytisch auszudeuten. Damit ist die eingangs erwähnte Begrenzung des Themas bezeichnet und zufolge der oben gemachten Bemerkung über das „Nicht-anders-herum-denken-Können" psychologisch verständlich.

Anerkennen wir aber nun einmal den begrenzten Begriff der Magie von Kaplan, so finden wir, daß die Reduktion der Magie auf den Narzismus zwar etwas Bestechendes hat und verleiten könnte sich ihr anzuschließen; aber bei näherem Zusehen erkennen wir einen inneren Widerspruch im psychoanalytischen Dogma. Einerseits nämlich wird bei dem Primitiven das sogenannte kollektive Denken anerkannt und festgestellt, daß er nicht kausal in unserem Sinne denkt, was doch wohl heißt, er sei noch kein ichbewußter Mensch, wäre er doch sonst kein Kollektivwesen mehr; andererseits aber stellt man sich sein Fühlen und Denken irgendwie analog dem unseren als persönlich vor, um an ihm den narzistischen Mechanismus sich auswirken lassen zu können. Wir zitieren Kaplan: „Der Primitive stellt sich anscheinend zur Natur so, als wäre sie er selbst, als wären die verschiedenen objektiven Gegebenheiten nur Objektivierungen (Projektionen) seines Innenlebens. Die Grenze zwischen „Geistigem" und Materiellem scheint verwischt zu sein: der Mensch geht in der Natur auf, oder nimmt sie in sich auf, das Naturgeschehen ist nur der sichtbare Ausdruck seines Gemütslebens." Ist das nun wirklich so? Lebt nicht einfach der Primitive aus der Fülle seiner Lebendigkeit heraus, ist er nicht selber Natur, Stück der Natur innerhalb deren er lebt und deren urlebendigem Rhythmus er unterworfen ist, mehr als einer der Unseren? (Natur allerdings in ganz anderem Sinne gemeint als dem uns heut geläufigen, die wir von Naturwissenschaft wissen. Natur im allerlebendigsten Sinn, wie ihn kaum einer von uns erlebte, erleben kann.) Damit aber ist unvereinbar die Meinung der Mensch „besetze den Kosmos mit seiner Ichheit", und daraus resultiere „die für die magische Denkweise charakteristische Verwechslung von Subjektivität und Objektivität". Noch weniger aber ist die von Kaplan aufgestellte Gleichung haltbar: „Natur = Geist", die umkehrbar sei und ergäbe „Geist = Natur", worin er den Sinn der magischen Denkweise sieht: „die Natur als ein geistiges (d. h. den assoziativen Gesetzen unterworfenes) Wesen zu betrachten". Und wenn zum Beweis dessen der Fall einer Neurotika angeführt wird, so besagt das nur, daß die psychoanalytische Theorie einem bestimmten Typus von Neurosen außerordentlich gut angepaßt ist — worauf von Klages bereits hingewiesen wurde — nicht aber, daß es sich beim Primitiven nun notwendig wie beim Neurotiker verhalten muß.

Vielmehr liegt der Fall doch wohl so — um nunmehr unsere Meinung

Digitized by Google

auszusprechen — daß der Primitive sich (wenigstens vorwiegend) noch in einem „schauenden (wirkenden) Zustand" befindet (Klages), dem eine Welt „körperlicher Bilder" und nicht „beeigenschafteter Dinge" entspricht. Woraus folgt, daß es magische Wirkungen nur im Bereich der Seele, nicht aber des Geistes gibt. Diese Meinung zu erhärten, erinnern wir an die Tatsache, daß mit der geistigen Durchdringung und Besitzergreifung der Natur magisches „Denken" und Handeln bei den Menschen unseres Kontinents jedenfalls so gut wie augestorben sind und nur noch ein kümmerliches Dasein fristen in Gestalt mannigfachen Aberglaubens und bei einigen wenigen „medial" veranlagten Personen, die im Hinblick auf den Sachverhalt als Raritäten anzusehen sind. Dagegen finden wir Magie noch bei primitiven Völkern, soweit sie die Segnungen der Kultur und Zivilisation noch nicht „erkannten", noch von ihnen „erkannt" wurden. Da indes, wo das Leben schlechthin noch die Oberhand hat und behalten wird, im Bereich der unbewußt wirkenden Natur, da sind magische Wirkungen gang und gäbe wie am ersten Tag. Weshalb wir notwendigerweise, wollen wir das eigentliche Wesen der Magie uns nicht entgehen lassen, den Begriff Magie möglichst weit fassen müssen und uns mit dem kaplanschen nicht begnügen können.

Es würde zu weit führen und entspräche auch nicht der Absicht, die wir mit diesem Aufsatz verbinden: einige Anmerkungen zum „Problem" magischer Wirkungen zu geben, wollten wir nur im einzelnen auf die verschiedenen Kapitel der Schrift von Kaplan eingehen. Wir wenden uns darum sogleich der von Klages aufgestellten Lehre von der Lebendigkeit der Bilder zu, die uns wie nichts sonst geeignet scheint, zum Wesen der Magie vorzudringen und deren vielfach sonderbare Zusammenhänge zu erfassen.

Klages hat über die Bedeutung der Bilder verschiedentlich gehandelt, am ausführlichsten in „Der kosmogonische Eros"[1] und in „Das Wesen des Bewußtseins"[2]. Wir geben hier nur das Gerippe und verweisen im übrigen auf die genannten Schriften von Klages. Der Welt der Bilder entspricht als innerlicher Pol die schauende Seele, als äußerlicher die geschaute Wirklichkeit. Sie steht also im Gegensatz zur Welt der Dinge und Tatsachen, die im Verhältnis zu den Bildern Abstraktionen sind und sich im Gegensatz zu den lebendigen und wirkenden Bildern durch Unlebendigkeit auszeichnen. Bilder sind beseelt, Dinge sind ohne Seele. „Die Wirklichkeit ‚an sich' ist eine Welt beseelter Bilder oder erscheinender Seelen". Die Materie als solche ist unbeseelt und unlebendig. Es lebt nur das im ewigen Kreislauf des Geschehens wandernde und sich wandelnde Bild. Es werden hier von Klages Gedankengänge wieder auf-

[1] Eugen Diederichs, Jena.
[2] J. A. Barth, Leipzig.

Digitized by Google

gegriffen, die der Antike durchaus geläufig waren. Noch bei Plotin finden wir die Materie den „Aufnahmeort der Bilder" genannt.
Haben wir diesen Sachverhalt eingesehen, so wird klar, daß der Sinn der Magie nicht sein kann, „die Natur als ein geistiges (d. h. den assoziativen Gesetzen unterworfenes) Wesen zu betrachten", und daß dies ebenso „sinnlos" ist wie die im Vorwort vermerkte Absicht von Kaplan auf dem Gebiet der Magie „den Sinn im Unsinn zu finden". Der Sinn der „magischen Denkweise" — überdies weit weniger eine Denk- denn eine Erlebnisweise! — ist vielmehr die Erscheinung des lebendigen, wirkenden, beseelten Bildes. Einbildung ist das Wesen der Magie. Im heutigen Sprachgebrauch — etwa: ein eingebildeter Mensch — wird deutlich wie weit die (wert)urteilende Tat des Geistes entstellt hat den eigentlichen Sachverhalt, den wir z. B. noch finden im Titel des Molièreschen Lustspiels „Der eingebildete Kranke": die Krankheit ist in ihn eingebildet, er hat sich die Krankheit eingebildet.
Zur Verdeutlichung des Sachverhaltes möchten wir hier zwei Fälle anführen. Der erste ist mitgeteilt in Gustav Heyers Abhandlung „Hypnose und Hypnotherapie"[1]. Eine weibliche Versuchsperson befindet sich in tiefster Hypnose (Trance) und macht plötzlich Bewegungen, „die an einen hysterischen Anfall, aber auch an einen erotischen Traum erinnern". Ein Anwesender fragt, was los sei. Da wird dem Versuchsleiter bewußt, daß er sich erotischen Phantasien überlassen hatte. Er wiederholt nun dasselbe um des Experimentes willen: die Versuchsperson reagiert jedesmal auf die beschriebene Weise und wird sofort ruhig, wenn die Phantasien abgebrochen werden. Der andere Fall wird von Gruber beschrieben[2]. Eine Mutter liest abends Spukgeschichten. Sie kann sich „zum erstenmal des Grausens nicht erwehren". Da beginnt plötzlich ihr Kind im Schlaf zu stöhnen und zu seufzen. Die Mutter nimmt daraufhin ein anderes Buch. Das Kind wird ruhig. Aber die Mutter kann sich auf das Buch nicht konzentrieren, sie denkt wieder an die Spukgeschichten: das Kind fängt von neuem an zu stöhnen und zu seufzen. Diese merkwürdige Tatsache wird am gleichen Abend noch mehrmals nachgeprüft, und der Zusammenhang ist eindeutig — wie bei verschiedenen anderen Fällen der gleichen Mutter. Wir können bei diesen beiden Fällen feststellen, daß anfänglich nicht einmal eine bewußte Absicht vorlag, sondern daß als auslösendes Moment unbewußte Phantasien in Frage kommen — wie hernach bewußte. Phantasie nun hängt zusammen mit dem griechischen Wort phainomai, das „erscheinen" bedeutet. Was anders aber erscheint als die Seele? und was anders ist diese als ein beseeltes Bild? Da diese

[1] „Die psychischen Heilmethoden", Thieme, Leipzig 1927; vgl. unsere Besprechung in Heft 2 dieser Zeitschrift.
[2] Referat in „Der Blitz" 11, XII, 1926.

Digitized by Google

Bilder aber als lebendige zugleich wirkende sind, so erscheinen sie auch der Versuchsperson im Trance und dem Kind im Schlaf, welche sich beide in einem Zustande schauenden Bewußtseins befinden und demzufolge gleichermaßen angehören dem Bereich der Wirklichkeit der lebendigen Bilder. Ist damit die „metaphysische Prägemacht" der Bilder, die eine magische Wirkung bedeutet, nicht hinlänglich erwiesen? Ist es darum wirklich nötig, um z. B. das Hellsehen (clairevoyance) zu erklären, wie Kaplan das tut, einen „uns vorläufig noch unbekannten Fernsinn" anzunehmen, um mit dessen Hilfe aus einem magischen, lebendigen, alogischen Zusammenhang einen solchen logischer Kausalität zu destillieren, der dem wirklichen Sachverhalt nicht einmal entspricht? Genügt es nicht die Lehre von der Wirklichkeit der beseelten Bilder zu kennen, um der Reduktion auf den Narzismus entraten zu können, der den Sachverhalt nicht nur verschleiert, sondern sogar verbiegt. Kaplan versucht doch geradezu Fälle von Mit-leiden auf der Grundlage einer Sympathie damit zu erklären, indem er die geistige Tat der Identifikation voraussetzt, während es doch um die seelische Wirkung eines lebendigen Bildes geht.

Wir glauben mit vorstehendem gezeigt zu haben, daß das Reich der Magie eine weit entferntere Grenze hat, als von Herrn Kaplan angenommen wird. Es würde uns darum interessieren, wie er z. B. das sogenannte Versehen der Schwangeren oder das Wünschelrutenproblem, worin wir doch ohne Zweifel magische Wirkungen erkennen müssen, mit seinem „Zentralpunkt, auf den alles zusammenstrebt", mit dem Narzismus in Einklang zu bringen gedenkt. Wird er etwa feststellen, der Wünschelrutengänger identifiziere sich mit dem zu suchenden Erz oder Wasser und finde es darum? Wir meinen, auch er müßte hier zur klagesschen Bildlehre seine Zuflucht nehmen, oder aber es allgemein formulieren, wie Carus das tat, wenn er von Wirkungen des Unbewußten auf das Unbewußte sprach.

Von der absoluten Größe und der absoluten Kleinheit der Schrift

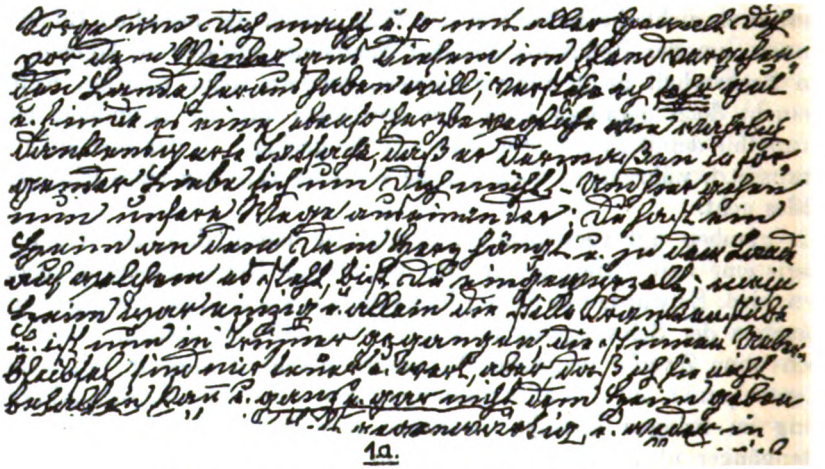
Von Dr. Margret Hartge, Freiburg/Breisgau

Wer in der Graphologie Bescheid weiß, kennt das handschriftliche Merkmal der Größe als Kennzeichen für einen groß angelegten Charakter zu dessen wesentlichen Merkmalen ein mächtiges Willensleben, ein gewaltiges Gefühlspathos oder ein dominierendes Selbstbewußtsein gehört. Zeigt die Schrift ein niedriges Niveau, so schließt man auf Brutalität, Überschwänglichkeit oder Dünkel.

Digitized by Google

So stehen auch die Bedeutungen der kleinen Schrift fest, seit Dr. Klages die festen Grundlagen für das Deutungsverfahren entdeckte. Die kleine Schrift bezeugt bei hohem Niveau Wirklichkeitssinn, Konzentrationsvermögen, bei niedrigem Niveau Nüchternheit, Engherzigkeit, Kleingläubigkeit.

Wer in der praktischen Arbeit steht, wird bald merken, daß diese Merkmalgruppen zwar in jedem Falle stimmen; daß es nur noch auf die genaue Abtönung ankommt, auf den geschliffenen, präzisen Ausdruck; daß die Sache also recht einfach wäre, wenn man bei der Größenbestimmung nicht immer wieder auf eine seltsame Tatsache stieße, näm-



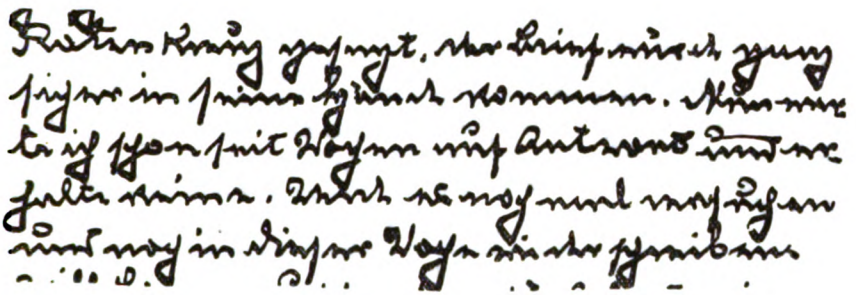
1a.

Abb. 1a. Relativ kleine, aber absolut große Schrift

lich darauf, daß die Größe oder Kleinheit häufig gar nicht aus den tatsächlichen Maßen der Schrift abzulesen ist. Es ist zwar in vielen Fällen so, daß eine Schrift, deren Kleinbuchstaben durchschnittlich 3 mm hoch sind, tatsächlich als große Schrift empfunden und darum auch gedeutet werden kann. Ebenso gibt es viele kleine Schriften, deren Kurzbuchstaben die Höhe von 2 mm und darunter aufweisen, die tatsächlich als kleine Schriften anzusprechen sind. Doch begegnet man immer wieder ausgesprochen großen Schriften, die klein wirken, und ausgesprochen kleinen Schriften, die groß wirken. Man betrachte z. B. die Schriften Abb. 1a und 1b. 1a ist winzig klein und wirkt doch groß, 1b ist nur mittelgroß und wirkt groß, ja monumental. Die Schriften Abb. 2 dagegen, die, graphisch bestimmt, groß sind, wirken klein. Es käme nun nichts dabei heraus, wenn man beim Schema bleiben und die Schriften 1 als kleine und die Schriften 2 als große ausdeuten wollte. Das Gefühl

Digitized by Google

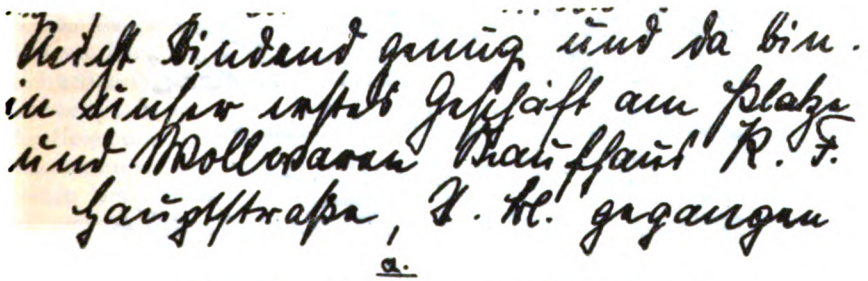
spricht zu heftig dagegen. Doch mit dem Gefühl allein ist nicht allzuviel anzufangen. Wir wollen uns nach einer Parallelerscheinung umsehen, die diese graphische Erscheinung zwar noch nicht erklärt, oder beweist,



1b.

Abb. 1b. Relativ mittelgroß, aber absolut große Schrift

aber ihre Berechtigung aufzeigt und sie in ein größeres Gebiet wenigstens andeutungsweise einzureihen versucht.
Man denke beispielsweise an Lederers Bismarck in Hamburg oder an Hodlers Jenenser Studenten. Man vergegenwärtige sich gleich darauf



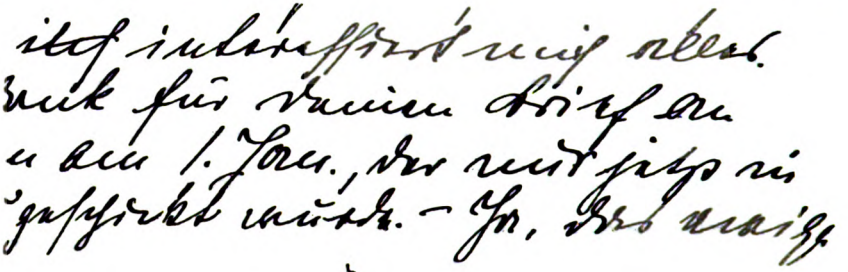
a.

Abb. 2a, b, c. Relativ große, absolut kleine Schriften

Schwindts Morgenstunde und Spitzwegs Schildwache. Man denke sich diese Kunstwerke als Reproduktionen in starker Verkleinerung, etwa als Kunstdruck in einer Zeitschrift. Man stelle sich die Frage: Welche Größen müssen nach innerer Notwendigkeit die Originale haben? Unfehlbar wird man antworten: Die Jenenser Studenten und der Bismarck müssen groß sein, möglichst überlebensgroß, die Morgenstunde und die Schildwache müssen klein sein. Das hat nichts mit dem Grade der inneren Beseelung, dem Formniveau, zu tun. Schwindt darf sich, was das betrifft, wohl einem Lederer ebenbürtig, wenn auch sehr wesensverschieden zur Seite stellen.

Digitized by Google

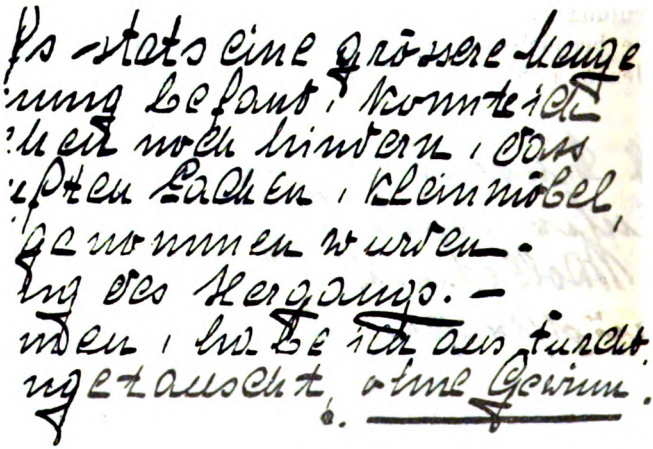
Es ist das Merkmal der inneren Größe oder Kleinheit offenbar ein allgemein psychisches Merkmal, wie das der Schwere oder Leichtigkeit,



b.

Abb. 2b

der Kälte oder Wärme (S. Klages „Ausdrucksbewegung"). Und die Größe oder Kleinheit äußert sich im Gesamtausdruck auch, wo die sichtbare Ausdehnung dem inneren Maße nicht entspricht. Ja, das



c.

Abb. 2c

innere Maß spricht am eindringlichsten zu unserem Empfinden, wo das äußere Maß ihm direkt widerspricht.

Für die Schrift gibt das nun eine Erklärung, warum die äußere scheinbare Größe der Schrift bei der Bestimmung ihrer inneren tatsächlichen Größe mitunter einfach nicht zu verwerten ist.

Das dürfte einen Gesichtspunkt mehr ergeben zur Entlarvung absichtlicher Schriftvergrößerungen oder Schriftverkleinerungen.

Digitized by Google

Es kann jedermann das hier Gesagte praktisch und überzeugend nachprüfen, indem er, wenn er die Apparate dazu hat, Schriften verschiedener Größe projiziert, so daß die ursprüngliche Schriftgröße nicht mehr zu erkennen ist. Er wird dann — was ich bei Schriftprojektionen des öfteren in letzter Zeit erlebt habe — bemerken, daß bei gleicher äußerer Größe auf der Projektionsfläche ein Teil der Schriften ausgesprochen groß, ein anderer ausgesprochen klein wirkt. Das sind diejenigen, denen überhaupt das Merkmal des deutlichen inneren Maßes innewohnt. Zu einer dritten Gruppe gehören dann solche, die — auf der Leinwand ebenso groß oder klein sich darstellend — zu gar keinem Größenschluß auffordern. Wie diese Unbestimmbarkeit nach der Seite des inneren Maßes charakterologisch zu verstehen sei, ist mir bisher nicht gelungen, festzustellen. Daß unter diesen unbestimmbaren Schriften sehr oft auch Fadenschriften sind, und daß Fadenschriften fast nie ein inneres Größen- oder Kleinheitserlebnis hervorrufen, ist zwar eine Tatsache, die eine Aufklärung vielleicht anbahnen könnte, aber doch mit Vorsicht verwertet werden muß, naheliegender Trugschlüsse wegen.

Persönlichkeitsauffassung und Persönlichkeitsdarstellung

Von Martin Ninck

Keine Zeit hat sich so leidenschaftlich um die Psychologie beworben wie die unsere. Die wissenschaftliche Tendenz, Kulturen, Völker und Einzelpersönlichkeiten ihrem inneren Wesen nach verstehen zu lernen, ist eine Forderung geworden, welche in alle Lebenskreise eingreift. Man psychologisiert ins Endlose; man versteht den Verbrecher und liest die Träume; man geht zum Kinde, mehr, um von ihm zu lernen, als daß es von uns lerne. Die raffiniertesten Methoden werden ersonnen, und man scheut keine Mühe, sie ins Werk zu setzen. Wie hoch sind die Anforderungen, die heute an eine Biographie gestellt werden! Die Schriftsteller und Literaten müssen sich in acht nehmen! Mit dem einfachen Hererzählen des Lebenslaufes ist es nicht mehr getan! Man will ins Innere sehen. Die Motive! Die Personen sollen selber sprechen; Aussprüche, Brieffragmente, Tagebuchaufzeichnungen, verräterische Stellen ihrer Werke werden aneinandergereiht, bis die starre Maske des Äußern allmählich durchsichtig wird. Aber auch das genügt nicht. Jede Stelle an sich muß psychologisch verstanden werden; sie hat ja nicht objektiven Wert, sondern ist Ausdruck der augenblicklichen und einmaligen Situation und steht im Lebenszusammenhang. Darum die Situation her! Schwierig meistens; denn jeder Ausspruch ist ein erratischer Block, sein Ursprungsort ist nicht mehr, und ein anderer Geist weht heute. Aber die Situation um jeden Preis! Emil Ludwig weiß sich zu helfen. Er rekonstruiert mit vielem Scharfsinn, wie man aus tausend Beobachtungen und Rückschlüssen das Gebirge rekonstruiert, von welchem der Block abirrte, und wo der Scharfsinn versagt, da hilft die Phantasie. — Und der Zusammenhang, der schließlich auf eine

Digitized by Google

glaubhafte Mitte all dieser Beobachtungen am Einzelwesen führte? Er findet sich unversehens von selber durch Kombination und Division sämtlicher Stellen untereinander. Er ist die Verhältniszahl, die aus ihnen durch Rechnung ausgezogen werden kann. Unheimlich, mit welcher Virtuosität diese Methode sich in jedes Gefühl, jede Regung, jeden Gedanken seines Opfers einnistet, um die feinsten Untertöne noch daraus zu erhorchen; unheimlich, wie sie jedem Wechsel zu folgen vermag und für die schrillsten Paradoxen noch eine leichte Begründung findet! Wir nennen sie die Einfühlungsmethode. Sie ist die Spitze und das Ende einer Psychologie des schlechthinnigen Begreifens.

Es gibt eine andere Art der Seelenforschung heute, die sich auf Nietzsche zurückführt und von Ludwig Klages zu einem System ausgebaut worden ist. Sie erfreut sich nicht der Beliebtheit wie die vorbesprochene, ja hat mit aller Art von Verleumdungen zu kämpfen, denn sie ist unzeitgemäß bis in den Kern und hat im Grunde mit den psychologischen Bestrebungen wenig oder nichts gemein. Einige Neuerscheinungen sind geeignet, die inneren Ziele dieser Richtung zu beleuchten. Vor zwei Jahren hat Klages eine ausführliche Persönlichkeitsdarstellung ausgegeben. Das Buch nennt sich „Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches" (Leipzig, 1926), gibt sich aber von Seite zu Seite zugleich als eine Auseinandersetzung mit der Persönlichkeit. Das übliche biographische Rüstzeug ist fast restlos verbannt; die Künste der Literaten gehen in Rauch auf. Kaum ein Nebenblick auf eine Lebenstatsache, auf ein Begebnis, Erlebnis Nietzsches oder auf ein Zeitdokument, welches von außen Licht auf den Charakter werfen könnte. Die ganze Leidenschaft des Schauens ist auf den Kern und immer wieder auf den Kern gerichtet und dieser zum alleinigen Prüfstein aller Tatsachen gemacht. Mit unerbittlicher, erbarmungsloser Härte wird das Netz der Urteile und Deutungen, welches Mitwelt und Nachwelt um Persönlichkeit und Werk gezogen, zerteilt, werden die Selbstzeugnisse und Kundgebungen der Person gegeneinander abgewogen und wird schließlich das vielverzweigte innere Gewebe des Charakters bloßgelegt.

Wer gab die Berechtigung zu diesem Richteramt? Nietzsche selber, der zum erstenmal Charakter und Werk unterscheiden lehrte und den Ursprung der meisten Ideale aus inneren Notständen und Bedürftigkeiten aufdeckte (Ideale sind heiliggesprochene Lügen).

Darin unterscheidet sich kurz gesagt diese Betrachtungsweise von derjenigen der Literaten, daß sie einen lebendigen Wertbegriff im allgemeinen wie für die seelischen Besonderheiten besitzt oder sich wenigstens in jedem einzelnen Falle darum bemüht, während die prunkenden „Würdigungsversuche" und Persönlichkeitsbilder jener meist in ein Nichts zusammenschrumpfen, wenn wir die Hülle durchbrechend auf die Substanzen dringen und uns fragen, aus welchem Stoff denn der dargestellte Charakter gewoben sei. Sollte sich dieser wirklich wie eine Verhältniszahl gleichsam errechnen lassen?

Das Ringen um die lebendigen Wertbegriffe ist die entscheidende Tat Nietzsches und Klages' für die Geistesgeschichte, wobei jenem die eigentliche Kämpferrolle, die Aufgabe der Befreiung der einzelnen Wertcharaktere aus

Digitized by Google

jahrtausendealter Umklammerung durch gesellschaftliche, moralische, ästhetische Vorurteile vorbehalten blieb, während Klages die Werte nun erst wieder in organischen Bezug zueinander bringen konnte. Auf die Geschichte des Menschen bezogen begründete dieses Ringen, wie wenig zunächst die Absicht darnach ging, die heute als Wissenschaft sorgfältig fundierte Psychologie und Charakterologie, und zwar dem Verlauf des Prozesses gemäß nur erst aphoristisch, grell aufhellend, aber oft auch irrlichtelierend bei Nietzsche, im weitschichtigsten Systemzusammenhang bei Klages.

Die beiden letzten Bücher von Klages geben wiederum davon Zeugnis; das eine bietet eine reife Frucht aus der Persönlichkeitsforschung, das andere gewährt einen vollen Blick auf den Prozeß des Werdens und des allmählichen Ausbaues der verschiedenen von Klages gepflegten seelenkundlichen Disziplinen. Das kleine Bändchen Persönlichkeit[1] stellt einen Abriß dar der ausführlichen Charakterkunde (Leipzig, 4. Auflage, 1926) und rafft ihre Ergebnisse in knappen Sätzen zusammen, so daß es als Leitfaden dem Laien und Forscher treffliche Dienste leistet. Ein kurzer historischer Überblick über die wichtigsten Quellen zur Persönlichkeitsforschung seit dem Altertum gibt willkommene Ratschläge zum Weiterstudium auf diesem Gebiete. Die „Gesammelten Abhandlungen[2] behandeln in zwangloser Folge verschiedene Fragen der „Ausdruckslehre und Charakterkunde" (Einfluß der Aufmerksamkeit auf die Handschrift. Zur Theorie des Schreibdrucks. Psychologische Hilfsmittel der Schriftvergleichung. Das Grundgesetz des Bewegungsausdrucks. Das persönliche Leitbild. Zur Psychologie des Volksliedes. Zur Charakterologie des Verbrechers. Begriff und Tatbestand der Handschrift. Das Problem des Sokrates. Die „religiöse Kurve" in der Handschrift u. a.) Andere ziehen Verbindungsfäden zu den Ergebnissen verwandter Geister der Vergangenheit und Gegenwart. Der brauchbare Kern von Lavaters physiognomischen Bemühungen wird herausgeschält, Bahnsens wenig beachtete Charakterologie gewürdigt und auf die Bedeutung von Carl Gustav Carus und Melchior Palágy nachdrücklich aufmerksam gemacht. Die Aufsätze sind chronologisch aufgereiht, so wie sie in einem Zeitraum von dreißig Forschungsjahren entstanden sind. Dem Problem Nietzsche sind abermals zwei Aufsätze gewidmet, welche interessante Nachträge zum Nietzschebuche liefern. Der erste (der Fall Nietzsche-Wagner in graphologischer Bedeutung, 1904) erweist an Hand einer Analyse der Wagnerschen Schriftzüge die erstaunliche Sehkraft Nietzsches auf seelenkundlichem Gebiet und seiner völlig beispiellosen Gabe der Durchdringung eines Charakters selbst dort, wo Masken um Masken die wahren Züge verdecken. Der zweite (Nietzsche und seine Handschrift, 1927) bildet gleichsam den graphologischen Beweis der weitläufigen, auf ganz anderem Wege gewonnenen Ausführungen des Nietzschebuches und beleuchtet am Beispiel Nietzsches selber die obenerwähnte Frage nach dem Zusammenhang von Werk und Persönlichkeit.

[1] L. Klages, Persönlichkeit, Einführung in die Charakterkunde. Sammlung: Das Weltbild, 2. Bd. Potsdam und Zürich 1928.

[2] L. Klages, Zur Ausdruckslehre und Charakterkunde. Gesammelte Abhandlungen. Niels Kampmann Verlag, Heidelberg 1927.

Digitized by Google

Zur technischen Untersuchung von Urkundenfälschungen

Von Hans Langenbruch,
gerichtlich vereidigtem Schrift-Sachverständigen für die Berliner Gerichte

Es dürfte bekannt sein, daß die Untersuchungsergebnisse der gerichtlichen Schriftexpertise nicht blindlings von der Justiz bei der Feststellung der Schuld oder Nichtschuld eines Angeklagten übernommen werden, sondern daß sich der Richter selber ein „Bild" zu machen sucht auf Grund seines Augenscheines und auf Grund der Ausführungen und Begründungen des Sachverständigen. Unter diesen Umständen hängt also das Urteil einerseits von der subjektiven Einsicht des Richters und andererseits von den Methoden ab, die ihm eine Einsicht erleichtern oder gar erst verschaffen.

Man ist allgemein geneigt, nicht allein der gewöhnlichen Photographie das höchste Maß von Objektivität zuzuerkennen, sondern auch vor allem dann, wenn sie sich mit dem Mikroskop verbündet. Liest man doch sogar in der Fachliteratur der neuesten Zeit, daß alle Probleme „endgültig" gelöst seien, die mit der Untersuchung der „inneren mechanischen Struktur" der Schrift zusammenhängen: so daß man also getrost diesen Dingen den Rücken zukehren dürfte. Nimmt man weiter an, daß die moderne Quarzlampe jede etwa noch übrig bleibende Frage löse, so muß man sich wundern, daß dieses moderne Instrument bei manchen Behörden und Praktikern bei der Schriftuntersuchung eine relativ bescheidene Rolle spielt und des Tages der Auferstehung harrt, an dem es auch deutschen führenden optischen Werken gelungen sein wird, eine photographische Normalapparatur für die Quarzlampe zu schaffen. Wir werden dann mit größerer Leichtigkeit sehen, welche Probleme auch sie ungelöst läßt, Geheimnisse, die der Physiker heute noch hütet, wenn er ihnen überhaupt schon gründlich genug nahegetreten ist. Wir stehen hier erst im Anfang einer Entwicklung.

Zunächst haben wir uns mit der näherliegenden Frage zu befassen, ob die vielfach bei der gerichtlichen Expertise in Anwendung gebrachte Photographie in jedem Falle ein „objektives" Bild eines Tatbestandes gewährleistet, wie er bei unserem Thema in Betracht kommt.

Sehen wir zunächst von jener bekannten Methode ab, die ein zu schwach erkennbares Bild durch Übereinanderlegen mehrerer gleich schwacher Bilder oder photographischer Schichten verdeutlicht und die zur Lesbarmachung einer Schriftspur bedingt brauchbar ist, so muß vor allem darauf hingewiesen werden, daß die „Wahrheit" des photographischen Bildes in erster Linie von der Beleuchtung des Objektes abhängt, und zwar in sehr viel stärkerem Maße, als allgemein angenommen wird.

Digitized by Google

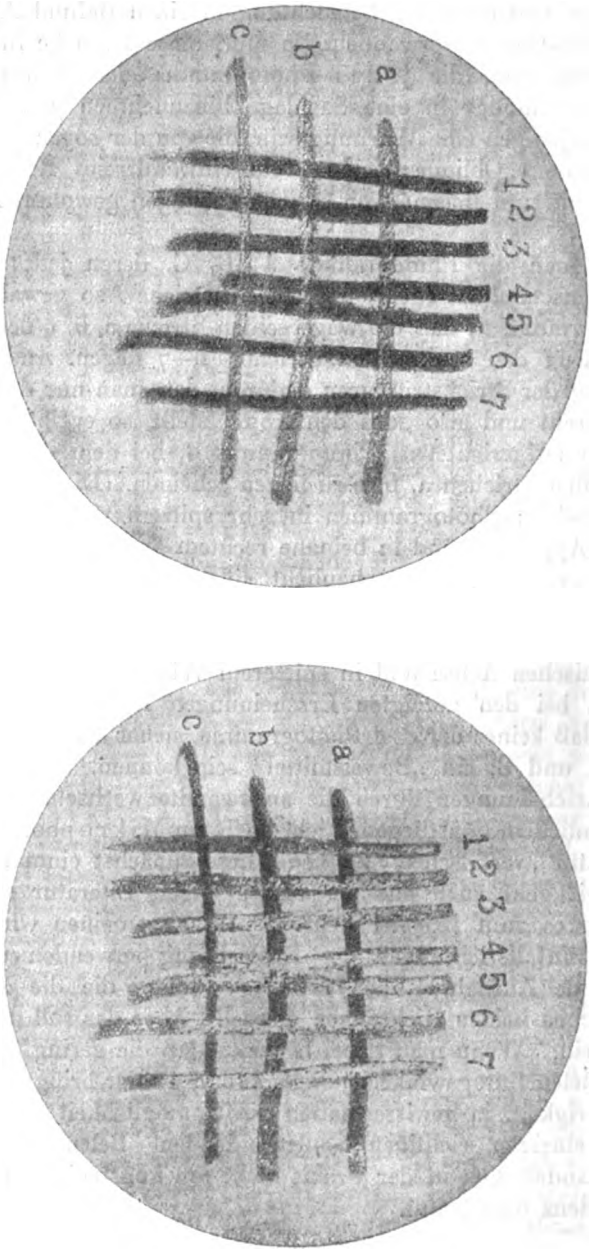
Wenn es in gewissen Fällen gelingt, einen Befund bestimmter Tendenz durch bloße Änderung der Beleuchtung in einen Befund der entgegengesetzten Tendenz zu verwandeln, so muß diese Tatsache für diejenigen von Interesse sein, die jedes Photogramm oder Mikrophotogramm kritiklos als Einblick in eine Sachlage hinzunehmen gewohnt sind, es muß für diejenigen eine Warnung sein, die von der sogenannten Schrägblickaufnahme („Oblique Vision") ein einwandfreies Resultat bei der Untersuchung zum Beispiel von Strichkreuzungen gewohnheitsmäßig erwarten.

Betrachtet man die Photogramme A, B, C, deren jedes das gleiche Objekt veranschaulicht (gekreuzte Bleistiftstriche), so gewahrt man auf dem Photogramm A, daß die wagerechten Striche a, b, c dem Anscheine nach alle auf den senkrechten Strichen 1—7 liegen. Ändert man die Beleuchtung der Strichstrukturen dadurch, daß man nur das Objekt um 90 Grad dreht und also „auf den Kopf" stellt, so ergibt sich das Bild des (wieder aufgerichteten) Photogramms B, bei dem sämtliche Striche 1—7 auf den Strichen a, b, c zu liegen scheinen. (Die Beleuchtung geschah bei beiden Photogrammen in sehr spitzem Winkel zur optischen Achse der Apparatur und in beinahe rechtem Winkel zur Papierfläche.) Das Photogramm C veranschaulicht einen dritten Befund: Nur der Strich c liegt auf 1—7, was dem eigentlichen Tatbestande in diesem Falle entspricht. (Hierbei geschah die Beleuchtung in stumpferem Winkel zur optischen Achse und in spitzerem Winkel zur Papierfläche.)

Wesentlich bei den gezeigten Erscheinungen ist nun nicht allein die Tatsache, daß keines der drei Photogramme, sicher aber nicht die Photogramme A und B, ein „Beweismittel" sein können, sondern daß diese gleichen Erscheinungen durch die angewandte wechselnde Beleuchtung mit gewöhnlichem künstlichem Licht auch ein Mikrophotogramm einer Strichstruktur „verfälschen" können. Diese zunächst einmal vorhandene Unsicherheit geht auch aus der einschlägigen Literatur sehr deutlich hervor, wo es zum Beispiel heißt[1]: „Im allgemeinen wird man verschiedene Einfallsrichtungen der Beleuchtung anwenden und für die entscheidende Aufnahme die Richtung wählen, die die Zwischenlage zwischen beiden Richtungen darstellt. Aber das soll durchaus kein Lehrsatz sein." Wenn man dabei bedenkt, daß die geringfügigste Änderung des Beleuchtungswinkels jeweils andere Bilder bringt, so kann man die Schwierigkeit, ja gewissermaßen die Unmöglichkeit der Feststellung nur einer einzigen, richtigen, „entscheidenden" Beleuchtung ermessen. Denn es handelt sich in der Praxis nicht um konstruierte Experimente, deren Tendenz man kennt.

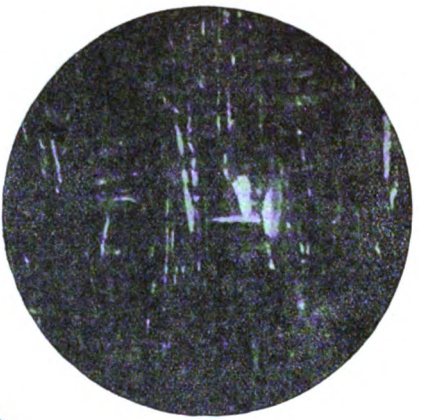
[1] Prof. Scheffer, „Umschau" 1926, Heft 2.

Digitized by Google

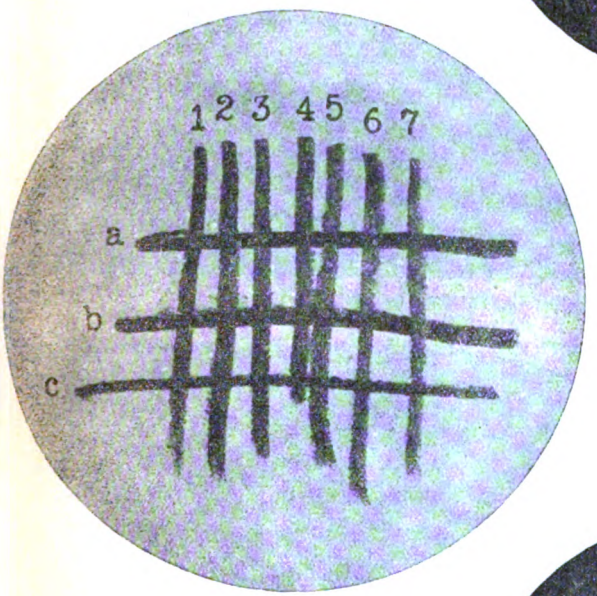


Digitized by Google

Struktur-Untersuchung einer Schrift auf Seide bei polarisiertem Licht



F



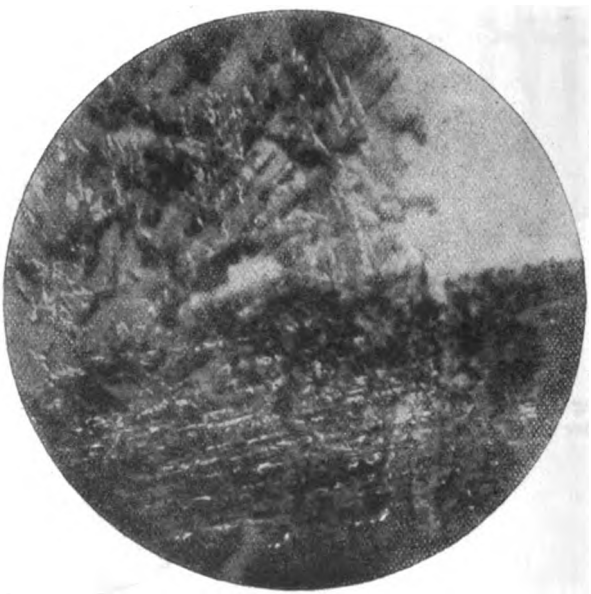
C

Untersuchung einer Schrift auf Seide in der schrägen Ebene

G

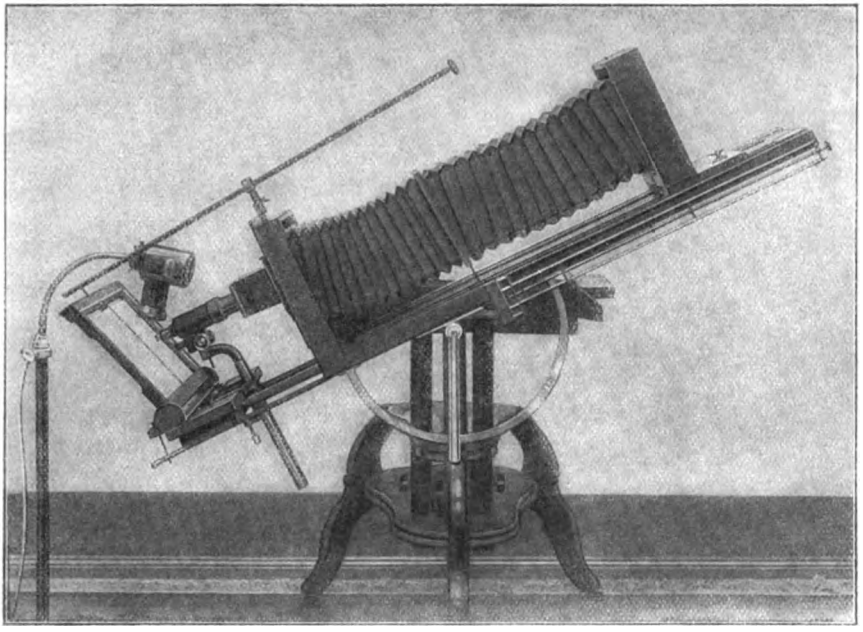
Digitized by Google

B

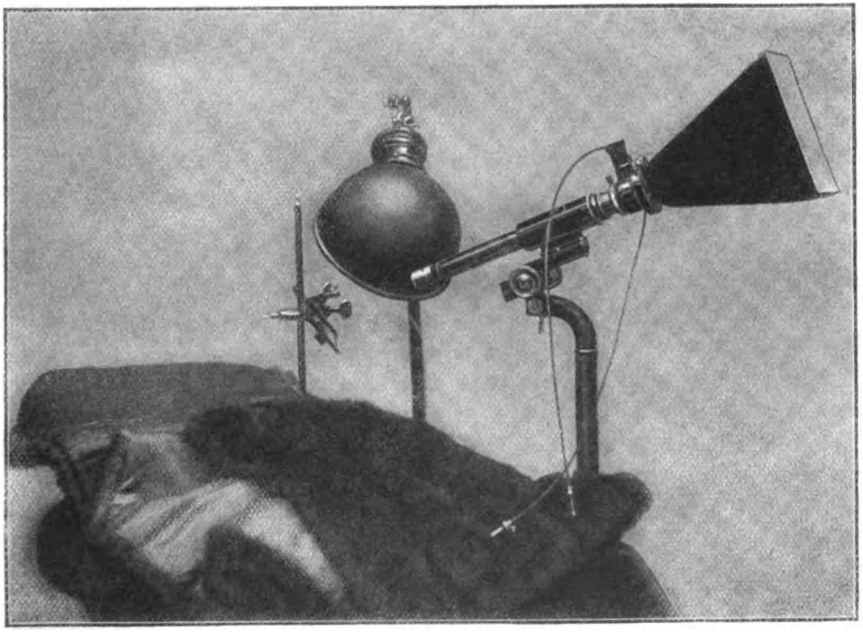


D

Digitized by Google

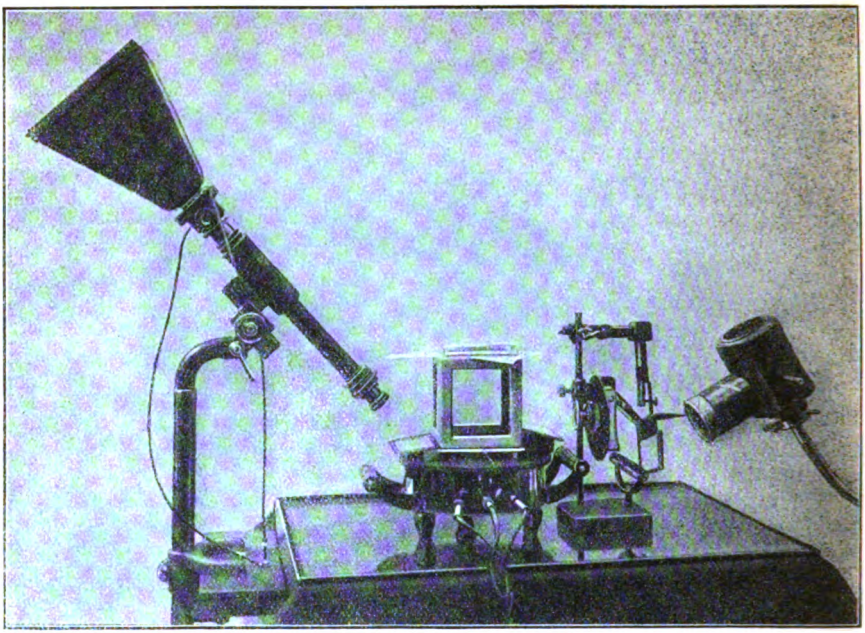


K Universal-Mikro-Wippenkamera

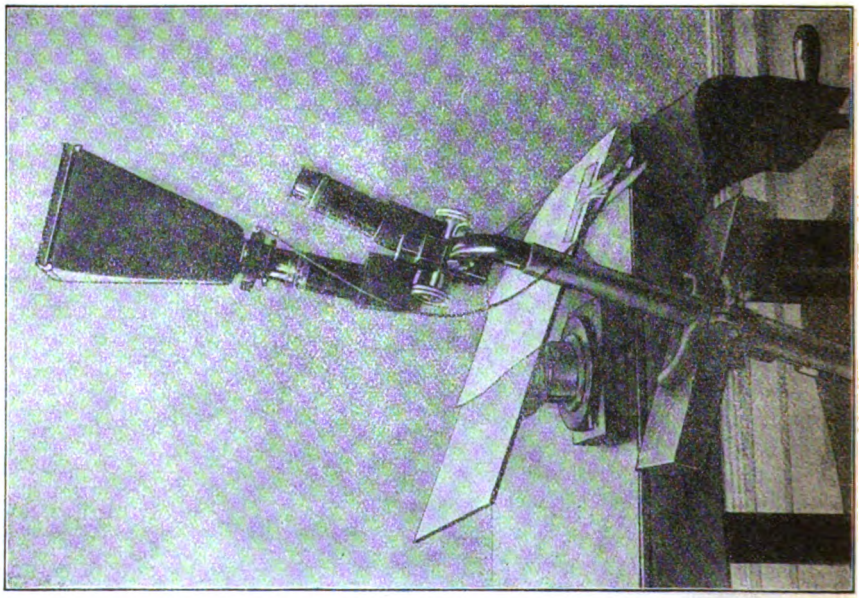


H **Wippen-Telekamera für Untersuchungen in der schrägen Ebene**

Digitized by Google



L Mikro-chemische Apparatur zur Untersuchung einer Papieroberfläche



J Wippen-Stereolupe mit Kamera

Digitized by Google

Hier gibt es jedoch einen Ausweg bei der Untersuchung und Aufnahme, und zwar die Anwendung senkrecht einfallenden polarisierten Lichtes, das vielfach als unbrauchbar für die Untersuchung feinster Strukturen bezeichnet wurde. Allerdings ist die Polarisation so zu modifizieren, daß die zur Anwendung kommenden Nicolschen Prismen nicht vollkommen bis zur bekannten „Auslöschung" alles Oberflächenglanzes einer Struktur gegeneinander eingedreht werden, sondern daß unmittelbar vorher der in diesem Falle einzig richtige, neutrale Moment abgepaßt wird, in der die zu untersuchende Struktur in vollkommener Klarheit auftritt. Es erscheint dann die bekannte Riefenbildung des Bleistiftstriches nicht nur bei demjenigen Strich, der einen anderen kreuzt, sondern auch bei dem gekreuzten Strich, wo sie jedoch unterbrochen ist. Nicht aber unterbrochen infolge ungünstigerer Beleuchtung dieses Striches wie bei den hier gezeigten wechselnden einfachen Beleuchtungen, sondern infolge Abänderung der Oberflächenriefung durch den kreuzenden Strich. Die Photogramme D und E veranschaulichen das Gesagte, sie garantieren die gleichgünstige Beleuchtung beider Strichfragmente an einer Kreuzung, und sie zeigen die (bis auf einzelne „Sprünge" des Stiftes über die Papierfaser) unversehrte Riefenbildung desjenigen Striches, der obenauf liegt. Und zwar nicht in einem übertrieben deutlichen, konstruierten Fall. (265fach-lineare Vergrößerung.) Namentlich das Photogramm D zeigt auch die Glanzlichter auf den schwerer zu erkennenden Riefen des wagerechten Striches, ein Beweis für die Gleichheit der Beleuchtungsbedingungen für beide Striche, denn der senkrechte Strich enthält diese Glanzlichter auf den Riefen ebenfalls. Also auch ein Beweis für die „gleiche Gerechtigkeit" beiden Strichen gegenüber — und demzufolge ein wirkliches Beweismittel und nicht ein scheinbares. Mit anderen Worten: Die Riefenstruktur liegt für keinen der beiden Striche im „Schatten" einer Beleuchtung, wie sie die eingangs gezeigten Photogramme verfälscht hatte.

Ist der erste Bleistiftstrich einer Strichkreuzung mit genügender Stärke gezogen, der Kreuzungsstrich dagegen schwach, so ergeben sich muldenförmige Gebilde, die aus den Riefen beider Striche bestehen. Ist der erste Strich dagegen schwach, der aufliegende aber stark, so wird der erstere vollkommen verdeckt und „aufgenommen", seine Struktur übt keinen nennenswerten Einfluß mehr auf die Riefenstruktur des aufliegenden Striches aus. Betrachtet man eine Graphitschuppe, die von einer Papierfaser abgeschert ist, bei den stärksten Vergrößerungen, die ohne Ölimmersion möglich sind (über 500fach), so kann man auf diese Weise sowohl die Strichrichtung als auch die Riefenbildung auf einer Schuppe genau studieren. Verläuft die Riefenbildung nicht in der gleichen Richtung, welche durch die Ablagerung der Schuppe an der Papier-

Digitized by Google

faser gewährleistet ist, so hat ein Strich die Schuppe gekreuzt. Auf diese „falsche" Richtung ist der Hauptwert zu legen, nicht darauf, daß diese Riefung selbst infolge der „Graphitunterlage" etwa eine total andere sei oder gar sein müsse[1]. Man kann sich auch davon überzeugen, wenn man zur Kontrolle auf Graphitpapier Versuche mit Bleistiftstrichen macht, da das Graphitpapier keine Riefenbildung besitzt wie ein Bleistiftstrich. Die abgelagerte Graphitmasse des Durchschnittsbleistiftes ebenso wie die des Graphitpapieres ist weich genug, daß sie leicht ihre Oberfläche schrammen oder „kämmen" läßt in der Richtung des jeweils über sie geführten Striches. Sie verbindet sich mit diesem Strich, sofern dieser fest genug geführt ist, zu einer Einheit und schenkt ihm keine andere Charakteristik als die einer größeren Gesamtfülle und Lückenlosigkeit. Eine neue Charakteristik erscheint erst dann, wenn Muldenformen die Vereinigung von Riefenbildungen verschiedener Richtung anzeigen. —

Aus dem bisher Gesagten geht hervor, daß es Mittel zur einwandfreien Veranschaulichung durch Photogramme gibt, daß aber nicht jedes beliebige Photogramm einen Beweis darstellt.

Um zu zeigen, wie wichtig für die Veranschaulichung von Strukturerscheinungen das polarisierte Licht ist, wenn es sich zum Beispiel um Schriften auf Seide handelt (Unterschriften auf dem Futter eines Pelzes), diene das Photogramm F, wo man die fraglichen Farbpartikel im Gewebe in einer Art wiedergegeben sieht, die über die Tendenz des hier angeführten Striches keinen Zweifel übrig läßt. Die störenden Glanzlichter des Seidengewebes würden eine Veranschaulichung bei gewöhnlichem Licht unmöglich machen.

Das Photogramm G soll zeigen, daß es unter gewissen Umständen trotz der den Schrägblickaufnahmen anhaftenden Unsicherheitsfaktoren möglich ist, den Zusammenhang eines Schriftzuges überhaupt erst dem Auge sichtbar zu machen — kommt es doch hier nicht auf Schichtungen an. Die Aufnahme zeigt einen ersten Einleitungszug zu dem Buchstaben C in schräger Ebene. Das Photogramm H zeigt die Position der Apparatur genau in diesem Falle. Es handelt sich wieder um eine Schrift auf Seide und um einen so matten, zarten gelben Strich (mit Fettkreide gezogen) auf braunem Seidengrunde, daß dieser erste Einleitungszug bei gewöhnlicher Beleuchtung dem Auge total unsichtbar blieb, da der Glanz der Seide nach jeder Richtung hin stärker war. Nebenbei sei be-

[1] Der sehr ausführliche „Atlas der Bleistiftschrift" von Türckel beruft sich zwar für diese Annahme auf eine Literaturquelle, diese enthält aber ganz offene Widersprüche. Der Atlas selbst bringt kein einziges Beispiel! Die dort angezogene Literatur enthält auffällige Ungenauigkeiten: So werden z. B. Beispiele von unzweifelhaft „primären" Bleistift-Riefen als deutliches Beispiel für die Charakteristik von Fettstiften (!) bezeichnet, die angeblich allein eine „primäre" Riefenbildung zeigen usw.

Digitized by Google

merkt, daß die Schriftvergleichung einer Schrift auf Seide mit sehr eigenartigen Schwierigkeiten verknüpft ist, die aus der Beweglichkeit des Schreibgrundes — zumal wenn noch ein Pelz unter der Seide ist — hervorgehen.

Das Photogramm J veranschaulicht eine Wippen-Stereolupe mit Kameraaufsatz, mit deren Hilfe gröbere Strukturuntersuchungen ausgeführt werden können bei besonders großem Gesichtsfeld. Wesentlich ist hier die Beweglichkeit, die jeder Beleuchtung gerecht werden kann.

Das Photogramm K zeigt eine größere Beweglichkeit der Mikrokamera (für größere Plattenformate) in bezug auf die gute Ausnutzung des Tageslichtes, sie gestattet auch eine leichtere Kombinierung von verschiedenen Lichtarten.

Das Photogramm L gibt eine Einrichtung wieder, die zur Prüfung einer Papierstruktur mittels chemischer Dämpfe dient. Es ist bekannt, daß zum Beispiel die Einwirkung von Joddämpfen unangenehm schnell wieder auf einer Urkunde bei der Prüfung verschwindet, so daß die Gefahr besteht, ein Resultat zu verlieren, bevor es photographiert wurde. Die bisherige Methode, über einem Chemikertiegel mit Jod unter Erwärmung eine Einwirkung auf eine Papierfläche stattfinden zu lassen, krankte an der mangelnden Kontrolle während der Einwirkung. Die abgebildete Apparatur gestattet die fortwährende Kontrolle der elektrisch erfolgenden Erhitzung und die dauernde Besichtigung des sich langsam „entwickelnden" Resultates durch Prisma und Spiegel, die so angeordnet sind, daß das Ergebnis der chemischen Prüfung während der Einwirkung der Dämpfe im günstigsten Augenblick photographiert werden kann. Auch verschiedene Stadien können durch Reihenaufnahmen sichergestellt werden, ohne daß das leicht durch die Außenluft beeinflußbare Dokument von der Außenluft oder von der Hand berührt wird. Um die Beleuchtung genügend variieren zu können, dient eine Polarisationseinrichtung.

Summa summarum: Wir können nicht zugeben, daß unser Wissen und ebenso unsere Technik in bezug auf die Untersuchung der inneren mechanischen Struktur einer Schrift schon längst am Ende sei, wir können aber resümieren, daß die Justiz durch die heute möglichen Untersuchungen in starkem Grade unterstützt und den Fälschern kein Vorsprung eingeräumt wird.

Zum Schluß noch einige aktuelle Bemerkungen über die technische und graphologische Seite bei der Untersuchung von Urkundenfälschungen. Es leuchtet zunächst ein, daß eine Strukturuntersuchung, eine mikrochemische Untersuchung usw. eine andere Sachkenntnis voraussetzt als z. B. die Beurteilung der Charakteristik und Seltenheit einer Form oder gar als die Pathologie der Schrift. Es wäre aber ein verhängnisvoller

Digitized by Google

Fehlschluß, wenn man infolge dieser Tatsache eine Scheidewand errichten wollte zwischen dem Physiker einerseits und dem Graphologen andererseits. Hier ist nichts gefährlicher als eine einseitige Spezialisierung, denn die Zahl der Fälle ist ungemein groß, in denen nur eine ganz feste Verbindung der Erfahrungen auf beiden Gebieten — wie sie nur in einer einzelnen Person sich vollziehen kann — zuverlässige Schlußfolgerungen gewährleistet. (Man denke allein schon an Schriftfälschungen auf Seide oder an solche Fälle, in denen ein kranker Mensch unter anormalen Schreibumständen mit anormalen Schreibmitteln schreibt. Hier ist jede Trennung der „Prüfungs-Instanzen" nicht nur unsinnig, sondern unmöglich.) Viele pathologische Anzeichen in der Schrift muß der Nur-Physiker verkennen, und der Nur-Graphologe findet sie nicht auf, weil er optisch versagt. Es ist also nicht damit geholfen, daß man die Trennung der Untersuchungsgebiete beleuchtet[1], sondern daß man sie tatsächlich überbrückt. Einseitiges Spezialisieren muß infolge der Eigenart der Materie notwendig zur Oberflächlichkeit in der Totaluntersuchung führen, und diese Oberflächlichkeit muß im Interesse der Justiz vermieden werden.

Erotik, Tanz und Okkultismus

Von Dr. Ernst Schertel

Das wesentlichste Merkmal der modernen Wissenschaft vom Menschen ist die Hinwendung des Interesses auf den Körper und dessen unbewußte Funktionen. Der Begriff des Körpers wird dabei neu und tief gefaßt, der Körper bedeutet nicht mehr lediglich einen biologischen Gegenstand, dessen Erkenntnis sich in der Feststellung gewisser chemisch-physikalischer Reaktionen erschöpfte, sondern es ist eine gewisse Phänomenologie des Körpers im Werden, die zunächst die Funktionskomplexe als Ganzheiten zu erfassen sucht.

Eine der wichtigsten Entdeckungen dieser neuen Körperwissenschaft war die Erkenntnis der Schichtung, der Labilität der körperlichen Zuständlichkeit, welche Hand in Hand geht mit der Schichtung und Labilität des psychischen Erlebens und Tuns, auf dessen reiche Differenziertheit man bislang nur die etwas handfesten Begriffe des Ober- und Unterbewußtseins angewendet hatte.

Je nach dem Zustand, in welchem sich der Körper befindet, treten bestimmte Schichten seiner Struktur in Wirksamkeit, während andere in Latenz versinken. Psychisch macht sich dieser Prozeß geltend in einer Verschiebung der sogenannten Persönlichkeit.

[1] Siehe Saudeck, Groß' Archiv 1928, Bd. 83.

Digitized by Google

Was wir unser jeweiliges „Ich" oder unsere „Persönlichkeit" nennen, entspricht immer nur einem bestimmten Teil der gesamten Zustandsmöglichkeiten. Wir haben uns daran gewöhnt, einen an unsere heutigen Lebensverhältnisse besonders angepaßten Zustand als den „normalen" zu bezeichnen und die darin herrschende Ich-Form unser „wahres" Ich zu nennen. Es gibt aber Zustände, in denen dieses Ich mehr oder weniger vollständig verdrängt, überflutet wird, um andersartigen Kraftzentren Platz zu machen.

Diese Zustände hat man als „Entrückung", „Verzückung", „Rausch" oder fremdwörtlich als „Ekstase", „Trance" und „Orgasmus" bezeichnet. In solchen Zuständen ist das Ich nicht mehr es selbst, die verstandesmäßige Überlegung tritt zurück oder verliert ihre Überzeugungskraft, der normale Wille ist ausgeschaltet, scheinbar fremde Energien haben das Ruder ergriffen. Die Sinneswahrnehmungen sind mit andersartigem Bedeutungsgehalt gefüllt, sind zu Illusionen verarbeitet oder direkt durch Halluzinationen ersetzt. Das Gefühlsleben ist zu heftigen, lustvoll-qualvollen Sensationen gesteigert.

Bei all diesen Umschichtungsprozessen werden bestimmte Energiezentren des Körperinnern angeschlagen, die dann wie fremde Gewalten wirken, sich jenseits des normalen Ich-Willens ausleben und in Form von Illusionen, Halluzinationen oder auch bloßer Gefühlstöne ins Bewußtsein treten. Der stattfindende gewaltige Kräfteausgleich ist die Ursache des elementaren Charakters der entstehenden Sensationen und Triebhandlungen.

Welcher Art die Energien sind, die als Kraftquelle der ekstatischen Phänomene angenommen werden müssen, ist noch ungeklärt, zweifellos aber spielen die erotischen Energiezentren dabei eine hervorragende Rolle.

Die erotische Verzückung, deren profane Abform als „Verliebtheit" bekannt ist, zeigt alle wesentlichen Merkmale des Ekstatischen. Schon der Volksmund spricht hier von einem „Verwandeltsein" des Betreffenden. Der Verliebte fühlt sich „gehoben" (vgl. das Wort „Entrückung"), alles ist anders und bedeutungsvoller. Um das geliebte Objekt herum entsteht eine deutliche Illusionsbildung („Liebe ist blind") und starke Gefühlstöne färben die gesamte Umwelt. Vernunftüberlegungen treten zurück, die freie Willensentschließung weicht triebmäßigem Handeln. Je mehr der Orgasmus steigt, desto ausgeprägter wird der illusionistische Charakter der Vorstellungserlebnisse, desto mächtiger auch die Unwillkürlichkeit, Triebhaftigkeit der Bewegungen und des Handelns. Der Geschlechtsakt selbst repräsentiert einen echten ekstatischen Krampfzustand mit nicht seltenem vollkommenem Koma (Bewußtlosigkeit). Die den Gipfelmoment beherrschende Illusion ist die Vorstellung des Verschmelzens mit dem geliebten Objekt, des Zerfließens der ganzen Persönlichkeit, während sich doch in Wirklichkeit nur einige Teile der

Digitized by Google

Hautoberfläche berühren. Tonische Zuckungen oder gewaltsame, stark gefühlsmäßig geladene Bewegungen vervollständigen den Symptomkomplex zu einem getreuen Bild der großen Ekstase.

Starke Gefühlsladung und daraus resultierende spontane Bewegungen sind auch das Merkmal des Tanzes, der in seiner höchsten Steigerung nichts anderes ist als der Ausfluß unwillkürlicher Umschichtungsprozesse im Körperinnern. Deshalb fehlen auch Illusions- und Halluzinationsbildungen nicht. Spielt schon bei der erotischen Ekstase die Illusion eine hervorragende Rolle, so stehen in oft noch höherem Grade beim Tanz illusionistische Vorstellungs- und Gefühlssensationen im Vordergrund. Der Tanzende bewegt sich in einer visionären Scheinwelt, wie jeder Künstler im Augenblick des Gestaltens. Der gesamte Organismus ist in seiner inneren Struktur verändert, das Ich-Zentrum ist verschoben, so daß eine andersartige Bewußtseinswelt entsteht. (Bei den Exoten wird diese „Verwandlung" meist noch durch das Anlegen von Masken unterstützt und unterstrichen.) Wille und Überlegung treten zurück hinter den aus dem Körperinnern empordrängenden Triebenergien. Wirklicher Tanz ist der wirkliche Ablauf eines ekstatischen Anfalls, der auch hier häufig mit Koma endigt.

Charakteristisch für den Tanz ist die starke Reizung der motorischen Zentren. Es bedeutet dies aber nur die spezielle Steigerung eines Symptoms, das in allgemeiner Form für jeden ekstatischen Anfall gilt, insbesondere wenn man erwägt, daß unwillkürliche Bewegungsantriebe physiologisch in eine Linie zu stellen sind mit dem Auftreten von Illusionen und Halluzinationen.

Sehr deutlich ist der ekstatische Symptomkomplex ausgeprägt bei jenen Zuständen, die man „somnambul" nennt und die zur Erzeugung sogen. okkulter Phänomene führen wie Hellsehen, Telekinese, Levitation, Materialisation u. dgl.

Auch hier handelt es sich um eine Schichtverschiebung innerhalb des Körpers, was eine Verwandlung der Vorstellungsinhalte, des Persönlichkeitsbewußtseins und des Tatlebens zur Folge hat.

Wie man sich auch zur Echtheit der produzierten okkulten Phänomene stellen mag, der uns hier interessierende Symptomkomplex ist jedenfalls einwandfrei festzustellen: Das Medium steht unter dem Bann einer Traumwelt. Spontan entstehende Halluzinationen treten an Stelle der normalen Sinneswahrnehmung, Bewegungen und ganze Handlungszusammenhänge werden wie unter dem Druck eines fremden Willens ausgeführt. Die Vorstellungswelt des Mediums ist also aus seiner Abhängigkeit von den Sinnesorganen losgelöst, ist halluzinativ bedingt, und die Handlungs- und Bewegungsmomente entstehen unwillkürlich, triebhaft, krampfartig.

Digitized by Google

Damit aber schließen sich die okkult-somnambulen Zustände mit den erotischen und choreologischen Erregungserscheinungen zu einer Einheit zusammen, besonders wenn man hinzunimmt, wie vielfältig diese drei Gebiete sich verschlingen, durchdringen und ineinander übergehen. Erotik, Tanz und Somnambulismus liegen bei den Urvölkern überhaupt ungetrennt beisammen. Erotische Erregung führt zu tanzhaften Bewegungen und oft zu mehr oder weniger tiefen somnambulen Zuständen. In der somnambulen Ekstase spielen erotische Momente eine zentrale Rolle. Die Beobachtung lehrt, daß Somnambule im Augenblick der Höchstleistung sehr häufig alle physiologischen Symptome des erotischen Orgasmus zeigen. Die ekstatischen Bekenntnisse der Heiligen sowie die Riten der Sexualkulte der Vergangenheit und Gegenwart führen zu denselben Rückschlüssen. Auch Tanz und Somnambulismus hängen eng zusammen, wie die vielen religiösen und magischen Tänze aller Völker dartun.
Daß heute Erotik, Tanz und Okkultismus so in den Mittelpunkt der Diskussion gerückt sind, ist ein Anzeichen dafür, daß die unbewußten Kräfte des Körperinnern sich geltend machen, daß auch in unserer verhirnlichten Menschheit das lebendige Cambium noch nicht erstorben ist.

Über die Bewegungen der Augen und über den menschlichen Blick

Von Johannes Müller

Nach der Erstausgabe vom Jahre 1826 neu herausgegeben von Martin Ninck

(Fortsetzung)

Wenn, wie wir sahen, die wellenförmige Bewegung in der äußern Natur vermöge der Bewegungstendenzen der Augen selbst uns wohltätig anspricht, warum sind uns die ortsverändernden wellenförmigen Bewegungen gewisser Tiere, der Schlangen, der Würmer weniger angenehm, ja nicht selten widrig? Die lokomotiven wellenförmigen Bewegungen der Schlangen haben etwas Bannendes für den Blick, ja ich möchte sagen, etwas Vernichtendes; und ich zweifle nicht, daß alles, was von der Zauberkraft der Schlangen auf die Tiere erzählt und geträumt wird, auf den Gesichtseindruck jener Bewegung hinausläuft. Die Gewalt des Eindruckes beruht darauf, daß das Auge dieser Art der wellenförmigen lebendigen Bewegung fixierend nicht zu folgen vermag. Die aus einem dauernden Wechsel der ruhenden und bewegten Teile sich produzierenden Momente der Bewegung sind unendlich klein und flüchtig. Man begreift die Möglichkeit einer ewigen aus sich selbst sich produzierenden Bewegung, die scheinbar keine Ruhepunkte hat, augenblicklich nicht; das Auge versucht, den einzelnen Momenten zu folgen, über dieselben Herr zu werden; aber in diesem Versuch muß es verzagen, denn in jedem Augenblick nimmt jeder Teil in anderen Lagen auch andere Teile des Ge-

Digitized by Google

sichtsfeldes oder der Retina ein. Es ist der Mühe wert, um uns von der notwendigen Verwirrung des Blickes zu überzeugen, das Verhältnis der abwechselnd ruhenden und bewegten Teile in der Schlangen- und Wurmbewegung näher zu betrachten.

f s g z a m b x c Fig. 3 sei die Lage des Tieres vor der progressiven Bewegung. Die von den widerstrebenden Schuppen oder Ringen ausgehenden fixen Punkte sind *f g a b c*. Wird nun der Bogen *b x c* in die gerade Linie *b d* gestreckt von dem fixen Punkte *b* aus, so ist die Lage des Tieres nach diesem Momente = *f s g z a m b d*. Streckt sich nun auch der Bogen *a m b* von dem fixen Punkte *a* aus und kontrahiert sich zu gleicher Zeit das gestreckte *b d* in den Bogen *e n d*, so ist die Lage des Tieres nach diesem zweiten Momente = *f s g z a e n d*. So wird nun ferner im dritten Momente der Bogen *g z a* in *g o* gestreckt, *a e* in den Bogen *o y e* zusammengezogen und der Bogen *e n d* wieder gestreckt usw. In der fortdauernden Bewegung ist aber weder ein Gestrecktes noch ein Bogen ruhend; der Wechsel ist unendlich fein und die Bogen schlagen, ehe man sich's versieht, um; die Lage des Tieres ist mit allen seinen Teilen in jedem Augenblicke eine andere, indem nur das

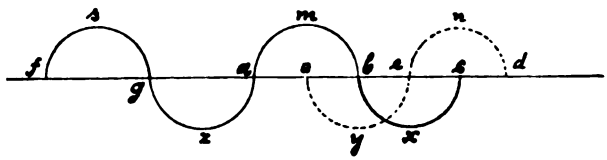


Fig. 3

allgemeine Bild der wellenförmigen Bewegung bleibt. Dem Auge, das den Punkt *a* durch die Bogenlinie *a m b x c* verfolgen möchte und dies versucht, ist dasselbe *a* sogleich in *o*, und das Auge ist ebenso wieder veranlaßt, den Punkt *a* von *o* aus in den entgegengesetzten Bogenlinien *o y e n d* zu verfolgen, was ihm ebensowenig gelingt. Darum ist die Bewegung der Schlange wenngleich in der Wellenlinie, für den Blick so verwirrend, so wunderbar; darum ist die Schlange geheiligt und windet sich um den Stab des Asklepios, ein Bild der ewigen Verjüngung der Bewegung, des Lebens, der Zeit aus sich selbst. Darum auch sind die wurmförmigen Bewegungen der Eingeweide, und wahrscheinlich nicht, wie man gemeiniglich annimmt, die Lage derselben, in den Kreis der Weissagung gezogen.

Aus demselben Grunde sind uns die Bewegungen der vielgliedrigen Tiere, der Asseln, Skolopendern, Tausendfüße und Spinnen unangenehm und vermögen sogar bei längerer Fixation Schwindelanwandlungen zu erregen. Ich habe in meiner Inauguralschrift aus fortgesetzten Beobachtungen gezeigt, in welchen Zahlenverhältnissen die Bewegungen dieser Tiere rhythmisch sind. Die schnell aufeinanderfolgenden Vibrationen der Glieder in gewissen Summen, worin ganze Ordnungen der Glieder gleichzeitig tätig sind, simulieren bei der Unmöglichkeit, dem einzelnen in der Fixation zu folgen, den Ausdruck einer wellenförmigen Bewegung der Füße, die man deutlich genug schon bei den Asseln, am deutlichsten bei der Scolopendra electrica gewahr wird, welche letztere mit dieser Bewegung noch die wurmförmige des ganzen

Digitized by Google

Körpers verbindet. Nervenschwache Personen ertragen die Bewegungen zusammengesetzter Triebwerke und selbst den Wellenschlag des Wassers nicht. Dies ist die endliche Wirkung der schnellen und regelmäßigen Bewegungen aller vielgliedrigen Körper, die nicht so schnell sind, daß die Grenzen der einzelnen Teile durch die Bewegung verwischt werden und daß es zu den Erscheinungen der geschwungenen Farbenscheibe durch die Nachbilder kommt, die aber nicht so langsam oder zu kompliziert sind, als daß das Auge den einzelnen Momenten folgen könnte, um über sie Herr zu werden. Hier kommen nun manche Idiosynkrasien in Betracht. Manchen sind die Bewegungen der Spinnen im höchsten Grade widerlich; und in der Tat sind die radikalen und zugleich progressiven Bewegungen der Glieder vielbeiniger Tiere, wenn auch weniger wunderbar als die Bewegungen der Schlangen für das Auge und für die Reflexion, doch ebensowenig mit dem Blicke zu verfolgen und stehen außerdem im offenen Widerspruch mit den freien Bewegungstätigkeiten des Auges.

Die letzte Wirkung ist Lähmung der freien Bewegung des Auges durch die Meisterschaft einer äußeren. Im höchsten Grade teilt sich der Schreck des Auges dem ganzen Körper mit, und alle Muskelbewegung ist augenblicklich vernichtet. Das Auge hat unter diesen Umständen einen eigenen Ausdruck des Blickes. Der Blick ist wesentlich gelähmt. Das Tier, das von den Bewegungen der Schlange gebannt wird, sieht sich nach keiner Flucht mehr um. Einen ähnlichen Ausdruck der gelähmten Freiheit des Blickes, in viel geringerem Grade, erhält das Auge eines Menschen, der durch die Triftigkeit und Macht der Gründe im Disputieren über Meinungsangelegenheiten oder durch die Gewalt einer Anschuldigung und die Art, wie der Vorwurf trifft, geschlagen ist. In einem solchen Disput sieht sich das Auge, bei einem augenblicklichen Verlust des festen Fixationsvermögens und des deutlichen Sehens, nach allerhand Regressen um; die Geistestätigkeit wirft sich in die ersten und schlechtesten Ausflüchte, um nur Zeit zu gewinnen.

Sinnlichkeit der Bewegung

Nachdem wir bisher von den verschiedenen Bewegungen der Augen in derselben Gesichtsebene geredet, haben wir, soviel wir konnten, vermieden, von dem Ausdruck dieser Bewegungen, von dem Blicke selbst zu reden, sind aber jetzt zu dieser Nutzanwendung unserer bisherigen Untersuchungen auf naturgemäße Weise zurückgekehrt. Wir lernten in dem Auge mehr und mehr eine sinnliche Tierheit erkennen, die zwar in die Funktionen des Organismus ihres Bodens innig verflochten ist, die Zustände ihres mütterlichen Bodens aber auf eine besondere in ihrer eigenen Sinnlichkeit begründete Weise reflektiert und bei der absoluten Freiheit, in alle, auch die feinsten räumlichen Beziehungen der Lichtwelt einzugehen, durch die Bewegung ihre aus jenen Beziehungen hervorgehenden Affektionen, ihre Lust und ihr Leid auf eine unverkennbare Art beurkundet. Die Bewegungen in der äußeren Natur sind durch dieselbe Wesenheit schön, als wodurch sich das Auge in seinen Bewegungen gefällt. Wenn uns die Bewegungen eines uns äußeren Auges wohl

Digitized by Google

gefallen sollen, so fordern wir von ihm, daß es durch die Bewegungen, welche den Blick bedingen, diejenige Freiheit seiner selbst ausdrücke, durch welche es, am meisten sinnlich, Auge ist, durch welche es ein Zeichen auch innerer Freiheit und der Harmonie der Seelentätigkeit ist; daß es dadurch uns befriedige, wodurch es sich selbst wohlgefällt. Die schönen Bewegungen des Auges, als einer sinnlichen Totalität, entstehen wie die schönen Bewegungen der lebendigen Formen überhaupt, nämlich durch die Harmonie in der Folge und Gleichzeitigkeit in den Bewegungen aller Teile, welchem nichts mehr widerspricht als die voreilige Hast einzelner bewegter Teile. Diejenigen Bewegungen der lebendigen tierischen Einzelheit sind die schönsten, durch welche alle Beziehungen aller bewegten Teile zur Außenwelt, sozusagen die sinnlichen Energien aller wesentlichen Teile der Gliederung am vollkommensten ausgedrückt werden; wie denn die schönsten ruhenden Formen diejenigen sein müssen, in welchen jene Energien der Teile und also das Verhalten der kleinen Welt zur großen Welt am deutlichsten erkannt werden.

Es ist offenbar, daß Menschen mit vorzugsweise geradlinigen Bewegungen der Augen unmöglich einen wohltätigen gewinnenden Eindruck auf uns vermöge des Blickes machen können, daß sie uns vielmehr zu dem Urteile nötigen, daß ihre Augen nicht im Gefühle ihrer ganzen Sinnlichkeit sind. Geradlinige Bewegungen der Augen, wenn sie einer festen und bestimmten Fixation ermangeln und leicht verfehlen, was sie suchen, haben den Ausdruck des Ungeschickes und der Unbeholfenheit und bei dem Mangel einer beweglichen Neigung der Sehachsen den Ausdruck der Dummheit. Wenn auch Bedacht in diesen Bewegungen ist, so sind sie doch eher kriegend als sicher. Dahingegen feste, bestimmte und rasche Bewegungen der Augen in geraden Linien, die bei aller Hast einer sicheren Fixation und also einer beweglichen Neigung der Sehachsen nicht ermangeln, nicht selten mit einer moralischen Verkehrtheit verbunden sind. In diesem Sinne scheint die Bezeichnung oculi foetidi (bessere Lesart foedi: ekle Augen) von Catilina beim Sallustius gemeint zu sein; womit die folgende Bezeichnung (bell. Cat. c. 15): modo celer, modo tardus incessus, prorsus in facie vultuque vecordia inerat (bald war sein Schritt schnell, bald war er langsam, kurz, in Gesicht und Mienen herrschte völlige Unberechenbarkeit) trefflich stimmt. Notat et designat oculis ad caedem unumquemque nostrum (Mit den Augen sucht und bezeichnet er sich schon einen jeden von uns zum Opfer). Cic. Cat. I, 1. Animus audax, subdolus, varius, cuiuslibet rei simulator ac dissimulator, alieni appetens, sui profusus, ardens (in) cupiditatibus, satis eloquentiae, sapientiae parum (Verwegen, heimtückisch, wetterwendisch war sein Sinn, er log und verheimlichte, wo es ihm einfiel, lüstern nach fremdem Gut, verschwenderisch mit seinem eigenen und leidenschaftlich in seinen Begierden, besaß er Beredsamkeit genug, Weisheit aber allzu wenig. Sall. Cat. c. 5). Die Extreme liegen auch hier in Hinsicht des Blickes in den Leidenschaften.

Wir müßten dasjenige, was früher im allgemeinen von den Bewegungen der Augen gesagt worden, wiederholen, wenn wir näher angeben wollten, welche Art des beweglichen Blickes schön genannt zu werden verdiene. Wir wollen

Digitized by Google

uns alles dessen durch einen schönen Vergleich des Porta erinnern. Er sagt nämlich (im 2. Kap. des 5. Buches) von dem Blicke des guten Menschen: gli occhi (cavi e grandi, che) si muovano, come l'acqua nel vase (ihre großen, tiefliegenden Augen bewegen sich wie das Wasser in einem Gefäß). Ich will hier nur auf einen Unterschied des beweglichen Blickes aufmerksam machen, der nicht unwichtig ist. Dies betrifft den Blick während dem Anschauen der Gesichtsobjekte und den freien beweglichen Blick ohne Aufmerksamkeit auf das einzelne des Gesichtsfeldes, dessen Bestimmungsgründe in der Lust und Unlust der Seele selbst liegen.

Ein wohlgebildetes Auge geht, wo es immer kann, in Bogenlinien von einem Gegenstande zu andern fixierend über. Dem bescheidenen, anspruchslosen und dann auch wohl vorzugsweise weiblichen Blicke ist es eigen, daß diese Bogenlinien öfter nach unten als nach oben konvex sind.

Das Auge muß von dem Reichtum seiner Bewegungen Gebrauch zu machen wissen, ohne deshalb luxuriös zu sein. Es verfolgt mit Leichtigkeit in einer gewissen Breite fixierend auch die seitlichen Gegenstände des Gesichtsfeldes, ohne daß das Haupt durch seine Bewegungen oder überhaupt der Körper durch seine Kehrungen dem Auge neue Gesichtsfelder biete. Die Beschränktheit der Bewegungen der Augen in einem und demselben Gesichtsfelde und das Bedürfnis, die Bewegungen der ersteren durch die Bewegungen des Kopfes zu ersetzen, ist immer ein Mangel des Blickes, der sich zu andern schon berührten Merkmalen gesellt, um den Ausdruck der Ungeschicklichkeit zu vollenden.

Was nun die zweite Art des beweglichen Blickes betrifft, welcher ohne Aufmerksamkeit auf die einzelnen Gegenstände des Gesichtsfeldes aus inneren Bestimmungsgründen hervorgeht, den Gesichtseindruck als ein Ganzes, die Lust und Unlust der Seele Nährendes betrachtend, so ist von diesem hier ausführlicher zu reden.

Die erhebenden Affekte lassen eine große Breite der Augenbewegungen in der Ebene des Gesichtes zu; die deprimierenden Affekte aber, wie sie das Muskelleben überhaupt beeinträchtigen, ja lähmen, ziehen sehr enge Grenzen des beweglichen Blickes. Dies sind die Grenzen, innerhalb welchen dem gesunden wohlgebildeten Auge bei einer gesunden und wohltätigen Seelenstimmung ein großer Spielraum freier Bewegungen gesichert ist.

Diejenigen Bewegungen, welche unser Auge am leichtesten spielend in sich zurückkehrend verfolgt, diejenigen, die wir in der Natur am liebsten sehen, indem wir sie schön nennen, müssen auch einem schönen Blicke, einem sinnvoll frei beweglichen Auge zukommen. In keiner Bewegung sind diese Forderungen mehr erfüllt als in dem Tanze einer schönen Gestalt, in dem freien harmonischen, in sich zurückkehrenden Spiel schöner Formen. Das Auge allein mißt unter den Sinnen die Bahnen der kosmischen Körper, und von dem Tanze sagt man, daß er eine Versinnlichung der freien kosmischen Bewegung sei. Aber die Bewegungen der Augen, die den Tanzenden folgen, können auch frei ohne äußeres Ziel und Maß sein. Es gibt einen Tanz der Augen in diesem Sinne und ein bacchantisches Trunkensein der Augen aus verschwenderischer Lebensfreude. Apuleius erzählt von einer pantomimi-

Digitized by Google

schen Darstellung jenes Streites der Göttinnen um die Schönheit, in welcher die Venus mit ihren Augen getanzt habe. Diese Schilderung ist so treffend und fein, daß ich sie aus dem Original mitteilen muß (Met. X, 32): Quibus spectatorum pectora suave mulcentibus longe suavior Venus placide commoveri contantique (cunctantique) lente vestigio et leviter (leniter) fluctuante spinula et sensim annutante capite coepit incedere mollique tibiarum sonu delicatis respondere gestibus et nunc mite coniventibus nunc acre comminantibus gestire pupillis et nonnumquam saltare solis oculis (während die lydischen Weisen die Herzen der Zuhörer lieblich umschmeichelten, begann weit lieblicher noch Venus sich sanft zu bewegen und mit leise zögerndem Schritt, mit weich wogendem Rücken und leicht sich neigendem Kopf einherzuschreiten, dem weichen Getön der Flöten mit feinen Bewegungen zu antworten und bald mit leise blinzelnden, bald mit scharf drohenden Augensternen sich zu ergehen, ja mit den Augen zuweilen allein zu tanzen). In dieser Bezeichnung liegt der durchdringende Wechsel der Sehweiten und die harmonische Bewegung der Augen in der Breite. Die Buhlerin kennt diesen Tanz der Augen, sie weiß, daß er lockend ist, wie der Tanz überhaupt zur Teilnahme einladet. Die Alten nannten solche Augen ὀφθαλμὰ κλυζόμενοι, κυμαίνοντες ἑαυτούς (wogende, wallende Augen).

Diese Bewegungen geschehen auch oft auf eine andere Art. Das Auge bleibt in einer unvollkommenen Fixation auf dem Gegenstande der Betrachtung ruhen, und das Haupt ist in leise schaukelnden Bewegungen begriffen. Körper und Auge teilen hier die gemeinsame Bewegung; aber die Stellung der Augen in Beziehung auf das Haupt, ihren bewegten Boden, wechselt in jedem Augenblicke. Insofern ist dieses Spiel der Augen noch zusammengesetzter als das schon bezeichnete, aber auch weniger heimlicher und eigennütziger Genuß der Augen selbst. Man sieht diese Art der Bewegung nicht selten an still sinnenden Menschen, die im Wohlgefallen sind ihrer eigenen oder einer fremden Erscheinung, an Liebenden. Die ethische Natur scheint übrigens im allgemeinen die der frühern; denn auch hier ist die Bewegung der Augen, trotz der Fixation, dieselbe, und es ist hier dem Auge nicht an der Fixation, sondern nur an der Bewegung gelegen. Die Fixation ist hier ebenso unwesentlich wie dort der Wechsel der Bilder. Wenn man einen Punkt fixierend leise kreisförmige oder schaukelnde, in sich zurückkehrende Bewegungen mit dem Kopfe macht, wobei natürlich die Augenmuskeln, um die Fixation zu erhalten, in wechselnden Kontraktionsmomenten begriffen sind, so fühlt man eine Art von Wohlbehagen in dem Auge. Dies mangelt ganz, wenn man ohne Anspruch der Augenmuskeln mit Augen und Haupt, die Fixation aufgebend, gleichzeitig und gleichmäßig zu schaukeln versucht.

Das ὑγρόν in den Augen, von dem so oft die Alten reden, hat bei ihnen eine mehrfache Bedeutung. Ein wollüstig bewegliches Auge heißt beim Anakreon βλέμμα ὑγρόν; obgleich diese Bezeichnung in einer andern Bedeutung auch von einem ruhenden Auge, z. B. der Venus Urania in Statuen gilt, wo es nach Winkelmann vielmehr von dem liebreizenden Aufgezogensein der unteren Augenlider gesagt wird. In der ersten Bedeutung wird von lateini-

Digitized by Google

schen Schriftstellern *βλέμμα ὑγρόν* durch die Verbindung oculi udi et tremuli (*κυμαίνοντες*) übertragen. Übrigens haben jene Bewegungen für verschiedene Stimmungen der Seele eine große Breite. Man muß ein bewegtes Gemüt einmal beten gesehen haben, um es wahr zu finden, daß auch das Auge in seiner Not sich windet, wie die Arme nach Rettung ringen. Das nennt man in größerem und geringerem Grade mit den Augen bitten. Das Auge des Mädchens schwimmt in Tränen, das heißt nicht bloß, das Auge ist tränenheiß und tränennaß, das Auge schwimmt in der Tat. So weint auch der Greis. Leicht gehen diese Bewegungen ins Zitternde über.

Verschiedene Sehweite (Kontuitus)

Es gibt eine Menge von Zuständen, in welchen die Neigung der Sehachsen oder die Sehweite des beweglichen Blickes außer der Entfernung der betrachteten Gesichtsobjekte ist, in welchen bei einer unbestimmten Fixation auch undeutlich gesehen wird. Wir wollen zuerst die Extreme dieser Bewegungen kennenlernen. Dahin gehört vorerst:

Das unbestimmte Vorsichhinstarren hat einen sehr fernen Horopter mit dem für diese Sehweite eingerichteten Refraktionszustande der brechenden Medien. Die nächsten Gegenstände fallen in den Kreis des undeutlichen Sehens. Das Auge abstrahiert von allen Einzelheiten des Gesichtsfeldes und sucht das undeutliche Sehen, ohne den allgemeinen Lichteindruck aufgeben zu wollen. Die Pupille ist weit offen, weil die Erweiterung der Pupille gleichen Schritt mit der Entfernung des Horopters geht. In diesem Zustande sind die Augen in der Meditation oder auch sonst (wie Purkinje bemerkt) bei einer Abspannung des Bewußtseins und Richtungslosigkeit des Denkens, in der Zerstreuung. „In diesen Fällen kostet es große Mühe, die Augen auf einen bestimmten Gegenstand zu fixieren, und kaum hat man sie fixiert, so zerfließt schon wieder der Fixationspunkt in Bestimmungslosigkeit." Bei der Dubitation sind die Augen neben dem unbestimmten Vorsichhinstarren schief gerichtet.

„In einer ähnlichen Verfassung (sagt Purkinje treffend) ist das Auge, wenn wir beobachten wollen, was uns zur Seite vorgeht, ohne daß es dazu das Ansehen hätte. Das Auge ist hierbei vor sich hin in die Ferne gerichtet, aber in einem beständigen unmerklichen Schwanken begriffen, um dem von den zu beobachtenden Gegenständen einfallenden Lichte immer neue Flächen der Netzhaut zu bieten." Mit den Augen lauern, speculor.

Der Blick der Verachtung besteht in einer seitlichen unbestimmten Fixation. Der Blick ist abwendend, abstoßend und zugleich durch das undeutliche Sehen, welches durch eine abnorme Neigung der Sehachsen und die mit dieser notwendig verbundenen Größe der Pupille objektiv werden muß, verkleinernd. In der Verachtung übersieht man mit Willen. Die objektiven Merkmale des verachtenden Blickes sind in der englischen Bezeichnung: side — overlook (Ossian, Temora) vollkommen erschöpft. Bei dem neidischen Blick sehen die Augen auch seitlich und zwar am Rande der Gegenstände vorbei, fliehend und zurückkehrend, aber ohne Übersehen. Die Griechen hatten

Digitized by Google

eine besondere Bezeichnung für diesen Ausdruck des Blickes in dem Worte *ὀφθαλμιάω* (*παράβλεμμα*).
Es ist auffallend, wie in den Affekten des Neides, der Verachtung, des Abscheues die Bewegungen der Augen geradlinig sind, wie es denn auch den strafenden und entwürdigenden Blick auszeichnet, daß der Gegenstand der Aufmerksamkeit in linearer Richtung gemessen wird, wodurch das Auge, dem betrachtenden Blicke geradezu entgegen, den wohlgefälligen Gesamteindruck der individuellen Erscheinung verleugnet. Die Menschen wollen nicht fixiert, auch nicht gemessen, sondern betrachtet sein.

Ob das Auge für sich lächle? die Leute sagen: er kann nicht mit den Augen lächeln. In einem solchen Lächeln liegt immer etwas Ironisches; denn bei dem ironischen Lächeln fährt man gewöhnlich fort zu fixieren. Wenn wir recht frei und offen lächeln, hören wir auf, genau zu fixieren, und zwar scheint mir bei dem wohlgefälligen Lächeln die Sehweite größer zu sein, als sie es vor der Regung gewesen; bei dem scherzhaften Lächeln aber mit weniger offenem Auge ist der Horopter kurz vor dem vorher fixierten Gegenstande. In beiden ist eine augenblickliche Ruhe und Abspannung für das Auge ohne deutliche und bestimmte Gesichtsempfindung. Je mehr das Gesicht und die äußeren Umgebungen des Auges lachen, um so weniger geistig wird das Lachen. Man sieht es einem Auge an, wenn es um das Lachen nicht Ernst, wenn es verstellt ist. Die Umgebungen des Auges, alle Bewegungen des Gesichtes sind lachend, aber nicht das Auge für sich. Unter dem verstellten Lachen fahren wir fort zu fixieren; daher fixieren wir auch, um aus dem Lachen herauszukommen. In einem freien offenen Lachen ist also der Blick außer den vorher fixierten Umgebungen. Das freudig scherzhafte Lächeln hat nicht den kurzen Horopter, den das freie ungebändigte Lachen hat. Es kommt kaum zum undeutlichen Sehen, da der Blick gefällig auf dem Gegenstande verweilt. Bei dem ruhigen Lächeln aus reinem Wohlgefallen mit offenem, fast großem Auge spielen die oberen Augenlider kaum mit; aber bei dem tändelnden scherzhaften Lächeln spielen die oberen Augenlider schnell auf und nieder. Dies kann dem Lächeln manchmal einen bestimmten Ausdruck geben. Darin lächelt die ganze Natur mit. Die Alten nannten dies *ὀφρύσι μειδιᾷν*, *γελάσαι*, *καρδαμύττειν*, palpebrizare, occhi che sbattono (Porta).

Man will es dem Blicke ansehen, wenn man nicht verstanden wird. Fichte sah es seinen Zuhörern an. Solange der Geist der Entwicklung und dem Vortrage folgt, hat das Auge irgendeine bestimmte Fixation. Diese hört auf mit dem Stocken des Begreifens. Dann geht die Verwirrung der Begriffe gleichen Schritt mit der Verwirrung des Blickes. Man sieht abwechselnd in ganz andern Fernen schwankend, unbestimmt, oder man sieht plötzlich seitwärts. Die Verwirrung des Blickes wirkt wieder zurück auf die Verwirrung der Gedanken. Es gibt einzelne Menschen, die immer nur verwirrter werden, je mehr man ihnen augenscheinliche Dinge demonstriert.

Doppeltsehen mit dem näheren Horopter tritt immer ein, wenn wir das obere Augenlid über das Auge herabsenken, so zwar, daß das Augenlid nicht

Digitized by Google

durch den Schließmuskel geschlossen, sondern die Tätigkeit des musculus levator palpebrae suporioris aufgehoben wird. Daß der Horopter vor dem Gegenstande des Doppeltsehens sei oder daß die Augen für die allernächsten Objekte die fixierende Stellung haben, davon überzeugen wir uns leicht, indem wir eines der Augen schließen; dann verschwindet nämlich das Doppelbild derselben Seite. So ist es ganz unmöglich, das obere Augenlid zu senken, ohne die nächsten Gegenstände unwillkürlich doppelt zu sehen und die Fixation derselben aufzugeben; und so ist also die bewegliche Konvergenz der Sehachsen ganz an die Tätigkeit des levator palpebrae superioris oder an die Tätigkeit des nervus oculomotorius, von welchem der Nervenast für den Aufhebemuskel entspringt, gebunden. Je mehr wir das Augenlid senken, um so mehr nimmt die Entfernung der Doppelbilder zu. Daß aber die Senkung des Augenlides das erste sei, sieht man deutlich darin, daß, wenn wir bei fortdauernder Tätigkeit des musculus levator den Augapfel unter das nicht gesenkte Augenlid zu bergen suchen, wir die Doppelbilder vermeidend in allen Fernen fixieren können.

Unter den ethischen Bedingungen, welche die Tätigkeit des Aufhebemuskels lähmen, sehen die liebetrunkenen Augen nicht allein zitternd unter dem Rande des oberen Augenlides hervor, sondern sie haben auch notwendig den allerkürzesten Kontuitus. Wir können auch hierher den Ausdruck des vom Weine besiegten Auges rechnen, oculus bibitorius, dem die Alten schon einen kurzen Kontuitus zuschrieben.

Vor dem Einschlafen tritt mit der Senkung des oberen Augenlides Doppeltsehen der nächsten Gegenstände ein, weil auch hier aus denselben Gründen die Sehweite sehr kurz ist. Und sowohl wenn wir erwachen als wenn wir nach willkürlicher Schließung der Augen vorsichtig, ohne die Stellung der Augen zu verrücken, das Augenlid wiederaufheben, dauert das Doppeltsehen der nächsten Gegenstände einige Momente fort. Wir überzeugen uns durch Schließen des einen Auges und das gleichzeitige Verschwinden des Doppelbildes derselben Seite, daß die Sehweite unserer Augen die allerkürzeste gewesen.

In der Tat können wir bei geschlossenen Augenlidern mit den Augen nicht ausruhen, ohne sie nach innen zu neigen, und die parallele Stellung der Augenachsen ist bei geschlossenen Augenlidern mit unangenehmen Spannungsgefühlen begleitet, aus welchen die Augen immer in die Neigung nach innen zurückkehren. Bei dem Schlafenden läßt sich diese Stellung der ruhenden Augen durch die äußeren Bedeckungen leicht erkennen; und wenn man zu diesem noch hinzufügt, daß die Augen des Schlafenden auch tief unter das obere Augenlid sich erhoben haben, so liegt in der großen Konvergenz und Erhebung der Augen bei einem vollkommen erschlafften und entfalteten oberen Augenlide das Physiognomische des Schlafes in den Augen, wovon man in Gemälden häufig genug das Gegenteil sieht, so daß der Schlafende bald den Ausdruck des Toten, bald den des Wachenden bei geschlossenen Augenlidern in den Augen hat.

Da wir nun schon wissen, daß mit der zunehmenden Konvergenz der Augen die Größe der Pupille gleichen Schrittes sich verkleinert, so kann es uns nicht

Digitized by Google

mehr ein Rätsel sein, warum die Pupille des Schlafenden, wie schon Fontana richtig beobachtet hat, immer enge ist.

Cernere — Contemplari

Ich habe schon oben von einer mehrfachen Bedeutung des ὑγρόν in den Augen gesprochen, indem ich anführte, was Winkelmann gesagt hat, daß es in den Augen der Venus Urania das liebreizende Aufgezogensein des unteren Augenlides bezeichne. Es ist nun hier der Ort, diese feine Bezeichnung ganz zu erschöpfen. Jene Liebe hat notwendig eine große Sehweite, und ein solches Auge hat, von uns angesehen, bei aller seiner Klarheit etwas sehr Weiches, weil seine Sehweite bei einer großen Pupille weiter ist als die Entfernung, in der der Beschauer ist, weil es bei seinem fernen Konvergenzpunkte der Achsen durch den Beschauer wie hindurchsieht, weil dieser für ein solches Auge im Kreise des unendlichen Sehens ist. Dieser Blick kommt wesentlich dem liebenden Auge zu, obgleich er dieses in seiner sinnlichen Erscheinung nicht erschöpft. Dieses Aufgehobensein des verständigen Blickes in der Fixation, dieses die Dinge wie durchsichtig Sehen vermittels einer Sehweite, die ferner als das Gesichtsobjekt selbst ist, liegt im Begriff des ὑγρόν. Ja der Widerspruch der Sehweite des Auges mit der Sehweite der nächsten Gesichtsobjekte scheint so wesentlich in dem ὑγρόν ausgedrückt zu sein, daß, wenn die sinnliche Liebe einen kürzeren Horopter hat, als die Gesichtsobjekte und die Entfernung des Gegenstandes der Sehnsucht erfordern, das ὑγρόν in der Tat die Bezeichnung einer gewissen Art verliebten Schielens in sich aufgenommen hat, welches hier ebenfalls durch den Widerspruch der Sehweite des Blickes mit der Sehweite, welche das Gesichtsobjekt fordert, zustande kommt. Indessen wir reden hier bloß von einem liebenden Auge, dessen Sehweite ferner als der Gegenstand der Anschauung ist. In dieser Art des Blickes spricht sich das Bestreben aus, in dem Gegenstande nicht dem einzelnen zu begegnen und es zu würdigen, nicht durch fortschreitende Fixation zur Totalkenntnis des Angeschauten zu kommen, sondern mit einem Blicke, der dadurch notwendig, auf die Gesichtsobjekte der Sehachsen minder Wert legend, auch minder deutlich sieht, um den Gegenstand der Affektion als gegenwärtige unendliche Einheit anzuschauen, nicht dem einzelnen in der Erscheinung, sondern durch den Blick der ganzen Erscheinung zu begegnen. Zwei Blicke, die sich so begegnen, scheinen sich zu erkennen, ὄμματα ὄμμασι διδόναι. Man abstrahiert von dem verständigen Sehen (cernere), und man könnte sagen, das Auge wäre in dem beschaulichen Sehen (contemplari). Die trunkene unbestimmte Bewegung der Augen, die an den Tanz der Augen erinnert, begünstigt diese Abstraktion, solange etwa nur die Bewegungen der Augen nicht durch den Reiz des einzelnen bestimmt werden. Kurz, es ist begreiflich, daß es eine Art des undeutlichen Sehens gibt, die, wenn auch das Doppeltsehen ausschließend, mit einem fessellosen Spiel der Augen notwendig verbunden ist, und daß umgekehrt die verständigen Bewegungen der Augen auch an die verständige Betrachtung des einzelnen gekettet sind. Man wird vielleicht nach dieser Auseinandersetzung folgende sehr treffende

Digitized by Google

Worte des Claramontius besser verstehen (9. Kap. des 6. Buches): Retrahitur enim vis, quae in contrario aspectu mittitur, in modestis hominibus erga eos, quos reverentur, in pudibundis adolescentibus adversus feminas. Verbi gratia, si quis ardenter amet et etiam pudore magno detineatur, pudor attrahit aspectum et concitat amor; in ea perturbatione aspectus quoque perturbatur et nutat; vel enim limis oculis aspicit, si commoditas adsit, vel, instar solis raram aliqua ex parte nubem erumpentis, instans interdum aspectus aperitur interdum obducitur (Denn die Kraft des Blickes, wenn sie ausgeht im Anblick eines andern, zieht sich bei bescheidenen Menschen denen gegenüber, die sie verehren, bei schüchternen Jünglingen beim Anblick von Frauen, in sich selbst zurück. Zum Beispiel, wenn einer glühend liebt und zugleich von großer Scham darniedergehalten wird, so zieht zwar die Scham den Blick zurück, die Liebe aber treibt ihn heraus; in solcher Verwirrung wird auch der Blick verwirrt und schwankt hin und her; bald nämlich, wenn es sich gibt, so schielt er nach ihm hinüber, bald wieder öffnet sich, der Sonne gleich, die auf einer Seite ein zartes Gewölk durchbricht, gewärtig sein Blick und verdunkelt sich wieder). Zu diesem kommt die gesenkte Lage des oberen Augenlides, sei es nun, daß durch die gesenkte Stellung des Hauptes der Augenstern sich unter den Rand des oberen Augenlides berge, oder daß das Lid selbst mehr schwebend als ruhend sich gegen den Augenstern neige. Dadurch fällt der Schatten der Zilien auf dem Weißen des Auges tiefer. Das obere Augenlid kann sogar in einer Art von leisem Erzittern (*καταλλώπτειν*) befangen sein, was dem Auge als sehr leichter vibrierender Druck empfindbar wird. Diese Momente zusammen scheinen das zu bestimmen, was Aristoteles und die Alexandriner Adamantius und Polemo mit dem Ausdruck: *ὀφθαλμοὶ πάντα θεωροῦντες ἀχλυώδη*, oculi omnia videntes quasi nebulo obducta (Augen, die alles wie verschleiert sehen) und anderswo: *μαλακόν τε καὶ διακεχυμένον βλέποντες* (weich und verschwommen blickend) bezeichnen.

Ich habe schon oben bemerkt, daß die mehr sinnliche Liebe den weichen Blick durch eine Sehweite auszudrücken pflege, die kürzer ist als das Gesichtsobjekt des Verlangens. Der entgegengesetzte Widerspruch der Sehweiten bezeichnet also hier das liebetrunkene Auge. Im übrigen kommen diesem Blicke auch die anderen aufgeführten Merkmale des weichlichen Ausdruckes zu. Und hier wird das *ὑγρόν* der Griechen bei den Römern zum Teil durch die Bezeichnung oculus paetus erschöpft. Daher die fast unübersetzbare tropische Diktion: Haec res de Venere paeta strabam facit[1] (etwa: dieser Umstand bei der liebäugelnden Venus macht sie schielend). Die Griechen hatten einen schönen Ausdruck für jene Art des Blickes: *ἐπιλλίζειν* (limis oculis adspicere[2]). Das

[1] Varro ap. Prisc. p. 684.

[2] Tum illa cervicem intorsit et ad me conversa limis et morsicantibus oculis (darauf drehte sie den Nacken und sprach zu mir gewendet mit schielenden und unruhig spielenden Augen). Apulejus, Met. II, 10. Oculi morsicantes, commorsicantes scheint nicht eine Steigerung von oculi limi, paeti zu sein... Die Bezeichnung mag wohl in dem schnellen und leichten Wechsel der Sehweiten des Kontuitus bei einer geistigen und körperlichen Aufregung ihre Erklärung finden und scheint dasselbe zu

Digitized by Google

guercio der Italiener drückt in der Steigerung die Begierde aus[1]. Ein solches Auge voll sinnlicher Lust und Verlangens ist sehr treffend mit allen ihm zukommenden schon entwickelten Merkmalen beim Apulejus (Met. III, 14) bezeichnet: Oculos Fotidis meae udos ac tremulos et prono libidine marcidos iamiamque semiapertulos (semiadopertulos) adnixis et sorbillantibus saviis sitienter hauriebam (Gierig trank ich unter heißen, schlürfenden Küssen die feucht verschwimmenden, in hingegebener Wollust schmachtenden und schon halb geschlossenen Augen der Fotis).

Die Elemente des *ὑγρόν* sind auch hier geblieben, und auch der Widerspruch der Sehweite des Blickes mit der Entfernung des Gesichtsobjektes bleibt; nur liegt die Sehweite des Blickes hier vor dem Objekte. Und so ist es dann natürlich, daß dasselbe *ὑγρόν* bei den Alten oft genug auch nur die sinnliche Lust in dem Blicke bezeichnet; *ὑγρὸν ὄμμα καὶ πορνείας γέμον* Chrysostomus, wofür auch *ὀφθαλμοὶ μοιχαλίδος μεστοί, ὀφθαλμὸς ὑγρὸς καὶ καταφερὴς εἰς ἡδονάς,* Hesychios, *ὀφθαλμοὶ τῷ ἔρωτι διάβροχοι,* Lucian, amores. Oculi libidine marcidi, oculi putres, Horaz. Endlich ist auch das unübersetzbare vieldeutige *ὑγρόν* selbst biegsam geworden.

Einzelne der aufgeführten Beziehungen können in einem Auge auch mehr oder weniger bleibend sein, in welchem Falle der Begriff des *ὑγρόν* aber nicht erreicht wird. Ein gesenktes, den Augapfel tief beschattendes oberes Augenlid hat man an mystischen und fanatischen Menschen gesehen. Nicolai hat dies nicht ganz recht den katholischen Aufschlag genannt. Der mystische Blick liebt auch eine Sehweite, die ferner als das Gesichtsobjekt ist; er geht dadurch von dem verständigen Sehen, cernere, ab und ist wesentlich Kontemplation. Man liebt die Unendlichkeit über den Bergen. Aber der Fanatiker scheint, wenn auch der Augenstern nur sparsam aus dem Schatten des oberen Augenlides hervorsieht, doch seinen bestimmten naturgemäßen Horopter zu haben. Dieser Blick begleitet die Worte der Verdammung zum Feuertod: ut quam clementissime et citra sanguinis effusionem puniretur (damit er so mild als möglich und ohne Blutvergießen bestraft werde). An dieser Grenze nun berühren sich viele Scheidewege. Das Mystische, das Fanatische, die sinnliche Wollust haben oft ein gemeinschaftliches Grenzgebiet, und man sieht im Leben oft genug einzelne, sich selbst zur Konsumation treibend, alle diese Weisen nacheinander in verschiedener Folge durchmachen. „Liebetrunkenen Schwärmern hat oft der Geist durch das Weib geredet." So kömmt das gebrochene Auge, *ὄμμα κατακεκλασμένον* oculus confractus im Extreme den mystischen, den fanatischen, gleichwie den wollüstigen, gegen ihre Empfindungen nachsichtigen Menschen zu.

Wechsel der Sehweite

Haben wir bisher die Bewegungen der Augen und die unvollkommene Fixation der Objekte bei einer beweglichen Neigung der Sehachsen gewürdigt,

sein, was in einer schon angezogenen Stelle des Apulejus durch oculi nunc mite conniventes, nunc acre comminantes ausgedrückt wurde.

[1] Vergl. B. della Porta Napolitano, della fisonomia dell' huomo. Vicenza. 1615. p. 143.

Digitized by Google

so bleibt uns noch einer Bewegung der Augen zu erwähnen übrig, die lediglich in dem schnellen Wechsel der Achsenneigung oder der Sehweite ohne Bewegung der Augen in der Breite besteht und nicht durch ein äußeres Objekt, sondern durch den geistigen Affekt bestimmt wird. Die Extension der Bewegung der Augen ist einmal die Größe der Ebene, in welcher sie das Gesichtsfeld verändern, und dann die Leichtigkeit, mit welcher sie sich durch die verschiedene Neigung der Sehachsen zum Zweck des einfachen und deutlichen Sehens den Gegenständen verschiedener Entfernung adaptieren. Die Bewegung der Augen in der Ebene im affektlosen Zustande ist durch die Willkür und den Reiz in der äußeren Gesichtswelt bestimmt und wird im Affekt unwillkürlich. Die Bewegung der Augen in der Abänderung der Neigung der Sehachsen ist im affektlosen Zustande durch die Nähe und Ferne der Gegenstände bestimmt, sie hat aber auch ihre ethischen Bestimmungen ohne äußere Beziehungen. Bei einem Menschen, welcher im Zorn ist und sich durch einen wilden, durchdringenden, seinen Gegenstand durchbohrenden Blick auszeichnet, liegen die Bestimmungsgründe dieses Blickes weder in der raschen ausschweifenden Bewegung der Augen nach den Seiten, noch in der Öffnung des Auges, wiewohl diese Momente zufällig den Ausdruck heben und verändern können; sondern jene Augen haben, ohne gemeinschaftliche seitliche Bewegungen ihres Objektes ansichtig, einen eigentümlichen Ausdruck, der von den Griechen durch γοργός, γοργῶπις und γλαυκός, γλαυκῶπις, von den Römern durch oculi truces, oculus caesius bezeichnet wurde. In diesem Zustande treffen die Augen eine bestimmte Stelle des Sehfeldes; aber die Neigung der Sehachsen steigt und fällt während dieser Fixation fort und fort, so daß die Augen bald das Nächste, bald das Fernste in derselben Richtung zu erblicken oder ihr Objekt zu durchbohren scheinen. In diesem schnellen durchdringenden Wechsel der Achsenneigung, in dieser leidenschaftlichen, gleichsam schwellenden Bewegung, welche die dichterische Sprache dem Wachstum und Sinken der Flamme passend verglichen hat, oculi fulminis adinstar flagrantes (Augen, die wie der Blitz flammen), scheinen die Augen sich fast zu üben, ihren Gegenstand zu fixieren, seiner habhaft zu werden. Und in der Tat sieht man diesen Blick nur in der leidenschaftlichen Aufregung des Zornes, des Unwillens, der strafenden Beleidigung usw.; außerdem aber in der Breite des geistigen Temperamentes an herrschsüchtigen, durch die Gewalt ihrer Persönlichkeit alles sich unterwerfenden, durch ihre Physiognomie bannenden Menschen. Im Griechischen ist dieser Ausdruck durch die Bezeichnung γλαυκός ganz wiedergegeben, wobei an die Nebenbedeutung dieses Wortes, blau, gar nicht zu denken ist. Vielmehr hat γλαυκός, von γλαύσσω, hier seine ursprüngliche Bedeutung erhalten, als hell, licht, flammend. Die lateinische Bezeichnung caesius ist weniger eines Mißverständnisses fähig. Ich kann zur Auslegung des einen und andern Wortes nichts Besseres tun, als eine Stelle aus des Antonius Thylesius' Büchlein von den Farben ausziehen... Unde existimo, sicut Caesar et Caeso dicuntur a caedendo, ita caesium a caede nominatum esse: ut qui caesius sit, caedem quodammodo oculis minari videatur. Qualis proelio gaudens et caede dicitur fuisse Minerva, ex quo illa ab antiquis vocata fuit, ut ego arbitror, caesia.

Digitized by Google

Significat hoc Cicero, ubi de Catilina ait: notat et designat oculis ad caedem unumquemque nostrum. Hic, qui oculis ad caedem senatores designabat, caesius erat. Cuius etiam oculos Sallustius, insignis historicus, fuisse tradidit foedos, id est caesios. Cuiusmodi memoriae proditum est Neronis quoque oculos fuisse, quod ipsum non leve fuit argumentum tyrannicae crudelitatis... Enimvero leonis oculos, si quis inspexit, qualis hic sit color, intellegit. Micant illi, ut studiose ipsi considerabimus, veluti ignis penitus flagrans. Dicitur color hic Graece ab omnibus glaucus, quod verbum longo iam usu Latini poetae suum fecerunt. Latius tamen patet glaucus, cet.

Quando caesius color tantum est oculorum, videndum est, ne is sit potius, quem Aristoteles charopon vocat. Sic enim ab illo dicitur leo ob oculorum saevitiam, quem Catullus poeta doctissimus caesium appellat. Unde Hercules cognomento dictus fuit charops, quasi iracunde intuens, cet.

(... Deshalb glaube ich, wie man Caesar und Caeso von caedere sagte, so habe man caesius von caedes hergenommen, dermaßen, daß der, welcher caesius (stechenden Blicks) ist, irgendwie Mord mit den Augen zu drohen scheint, wie Minerva schlacht- und mordlustig gewesen sein soll, weshalb sie, wie ich glaube, von den Alten stechäugig genannt wurde. Cicero meint dasselbe, wo er von Catilina sagt: Mit den Augen sucht und bezeichnet er sich einen jeden von uns zum Opfer. Der welcher mit den Augen die Senatoren zum Opfer seines Dolches bezeichnete, war stechäugig. Auch der berühmte Geschichtsschreiber Sallust überliefert, seine Augen seien eklig, will sagen stechend gewesen. Auch des Nero Augen sollen derart gewesen sein, welches eben einen triftigen Beweis seiner tyrannischen Grausamkeit darstellte... Wenn man aber die Augen des Löwen betrachtet, so sieht man wohl, was für eine Farbe dies ist. Sie funkeln gleich einem innerlich flackernden Feuer, wie wir selbst genau bemerkt haben. Auf griechisch wird diese Farbe allgemein glaucus genannt, welches Wort sich die lateinischen Dichter nach bereits langem Gebrauche zu eigen machten. Das lateinische glaucus andererseits ist bekannt genug...

Wenn die caesius genannte Farbe nur an Augen vorkommt, so fragt es sich, ob damit wohl eher jene gemeint sei, die Aristoteles charopos nennt. So nämlich bezeichnet er wegen der Wildheit seiner Augen den Löwen, welchen der hochgelehrte Dichter Catull stechäugig nennt. Deshalb trug wegen seines zornigen Blicks Herkules den Beinamen charops...)

In welchen geistigen und körperlichen Aufregungen auch sonst noch ein Wechsel der Sehweite eintrete, ist mir nicht ganz klar geworden. Indessen deuten schon die aufgeführten Fälle daraufhin, daß der Wechsel der Sehweiten, wodurch der durchdringende flammende wilde Blick bedingt wird, mehr und minder allen Zuständen zukomme, in welchen der Organismus im Zustande des Triebes und der Begehrung ist. Ich erinnere an die oben erwähnte Zeichnung des Claramontius. Es ist wahrscheinlich, daß manche Bezeichnungen, welche die Alten dem von geschlechtlicher Lust erfüllten Auge beigelegt haben, auch in dem Wechsel der Sehweiten ihren Grund haben, wie der Ausdruck oculi morsicantes, commorsicantes bei Apulejus, der kaum eine andere Auslegung zuläßt. Schluß folgt.

Digitized by Google

Traum und Realität

Von Walther Petry

Wir ergänzen die Buchanzeige, die der folgende Artikel darstellt, zu einer skizzierten Abgrenzung der beiden Dimensionen Traum und Wachleben. Das Problem ihrer Beziehung ist alt. Aristoteles, in seiner Schrift über die Träume, lehrt, daß es für jeden, der Träume deuten will, wichtig sei, die persönlichen Verhältnisse des Träumenden genau zu erforschen. Dieser Aufforderung ist 1900 Sigmund Freud in seiner Arbeit über den Traum ausdrücklich gefolgt. Es hieße unvorsichtig urteilen, wenn man annähme, daß er die damit gestellte Aufgabe gelöst hätte. Aber er hatte als erster der neueren abendländischen Traumdeuter das Faktum, das Wacherlebnis in seiner ganzen Verzweigung als Basis jeden Deutungsversuches erkannt. Die Lösung verhinderte ein wenig seine zu bündige Konklusion. Therapeut, der er war, kam es ihm auf medizinisch praktikable Ergebnisse an. Er forschte, um zu deuten, und er deutete, um zu heilen. Damit sind wir bei der Psychoanalyse und einem aktuellen Distrikt der Traumforschung angelangt, den dieser Aufsatz nicht berührt. Eine andere Aufgabe, für die kontinuierliche Erforschung unseres Problems vielleicht die wichtigste, war, ohne jede Nebenabsicht und ohne fixe symbologische Einstellung, historisches Traummaterial auf seine Verbindung mit dem Wachleben des Träumers hin systematisch zu ordnen. Die Gründe, weshalb eine solche notwendige Arbeit bisher nicht geleistet wurde, sind klar: es wachsen auf den ersten Blick die Regale der europäischen Literatur empor; es stellt sich ein Material dar, das kritisch zu sichten, in chronologischen Zusammenhang zu stellen, allein die Hingebung eines Gelehrtenlebens verlangte. Die weitere Einfügung des jeweiligen Traums in den Lebenszusammenhang, aus dem er hieroglyphisch wuchs, der Versuch einer teilweisen Wiederherstellung der „Totalität", mußte als völlig unmögliche Arbeit gelten. In die Lücke, die hierdurch der modernen Traumforschung blieb, stellt sich genau das Buch, dem diese Betrachtung gilt, das „Buch der Träume" von Ignaz Ježover, das im Rowohlt-Verlag, Berlin vor kurzem erschien. Dieses Werk teilt auf Grund authentischer Quellen 777 Träume mit und ergänzt das historisch vom Altertum bis zur Gegenwart emporgebaute Material mit Zusätzen: „Feststellungen", wie der Verfasser sie nennt, — die 250 Seiten starke Einarbeitung der Träume in die biographischen Umstände der Träumenden. Es ist hier nötig, auf die besonderen Ursprünge dieses labyrinthischen, kompendiösen und aufregenden Buches näher einzugehen.

„Hier wurde", schreibt Ježover in der Einleitung der Feststellungen, „in vielen Fällen der Versuch unternommen, das Wacherlebnis als die Quelle des Traumes zu finden und unter den oft dichten Schleiern der Traumphantasie Form und Umriß der Tageswirklichkeit zu erkennen." Das sieht wie der höchst merkwürdige Versuch einer Kulturgeschichte vom lockersten, ungegewissesten Material, dem Traum ausgehend, aus. „In der Tat sollten", fährt die Einleitung fort, „durch Aufzeigen des Zusammenhanges zwischen Eindrücken, Empfindungen und Gedanken des Wachbewußtseins und dem

Digitized by Google

Traumgeschehen Wesensart eines Menschen verdeutlicht, seine Charakterzüge aufgehellt, die Stärke und Richtung seiner Erlebnisse bestimmt werden". Dieser Vorsatz, so original er ist, ist nicht absurd. Man mischte bisher im literarhistorischen Gewerbe zu einer Biographie höchst zweifelhafte Einzelheiten zu einem Bild zusammen, dessen Geschlossenheit und Spiegelkraft bestenfalls gedichtet war. Die Aufarbeitung etwa des letzten im Nachlaß gefundenen Waschzettels zur Rekonstruktion einer einmaligen Personalität, Goethes, bleibt zweifelhaft. Vom psychisch-dokumentierten Erlebnis, dem Traum her, hatte noch niemand eine Belichtung der Person unternommen. Es mag an dieser Stelle, die die grundsätzliche Voraussetzung des Unternehmens berührt, nützlich sein, sie mit einigen Urteilen autoritär zu stützen. Eben Goethe, der anderen eine zu gründliche Beschäftigung mit dem Traum oft abrät, interessierte sich für diese „Phantome", für Ahnungen im Traume, Vorgefühle im Wachen, für die Auswirkungen und magnetischen Kräfte in uns außerordentlich. Dies ist einer seiner Berührungen mit der Romantik. Ein Ausspruch wie der, den er zu Eckermann tat, als dieser ihm von einem Traum erzählte: „Wir wandeln alle in Geheimnissen. Wir sind von einer Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen, was sich alles in ihr regt und wie es mit unserem Geiste in Verbindung steht. So viel ist wohl gewiß, daß in besonderen Zuständen die Fühlfäden unserer Seele über ihre körperlichen Grenzen hinausreichen können und ihr ein Vorgefühl, ja auch ein wirklicher Blick in die nächste Zukunft gestattet ist", berührt sich mit der romantischen Physik eines Novalis und Ritter aufs deutlichste. In der Romantik öffnet sich dann, jetzt intuitiv-spekulativ, der metaphysische Bezirk dieses Komplexes völlig. Träume sind ihnen die Rekonstruktion der kosmischen Verbundenheit im Gefühl. Träume ergänzen ihr ahnungsvolles Wissen, daß „ein unmittelbarer Verkehr mit Gegenständen" besteht, daß aus der Entfremdung des Tages, der Spaltung des bewußten Lebens, der Traum als sichtbare Bildung des Unbewußten wieder in die Einheit zurückführt. Alles, sagt Novalis, was wir erfahren, ist eine Mitteilung. Er wird nicht müde, auf die Notwendigkeit einer Übersetzung des unbewußten Alphabets immer wieder hinzuweisen. Sonderbar, notiert er in den Fragmenten, daß das Innere der Menschen bisher nur so dürftig betrachtet und so geistlos behandelt worden ist. Dieses Innere des Novalis in seinem historischen Abwandlungsprozeß bis zum Unbewußten Freuds zu verfolgen, stellte eine ergiebige Aufgabe. Wir schließen die Reihe der Zitate mit dem Urteil Nietzsches, der als erster die Bedeutung des Traums für eine wesentliche Psychologie unzweideutig erkannte: „In allem", erweitert er in der Morgenröte den Begriff der inneren Verantwortung, „wollt Ihr verantwortlich sein. Nur nicht für Eure Träume! Welche elende Schwächlichkeit, welcher Mangel an folgerichtigem Mute! Nichts ist mehr Euer Eigen als Eure Träume! Nichts mehr Euer Werk! Stoff, Form, Dauer, Schauspieler, Zuschauer — in diesen Komödien seid Ihr alles selber." Von dieser noch etwas literarischen Fassung bis zum therapeutischen Ernst des Analytikers ist nur ein Schritt.

Ježover ist also in seinem, auf den ersten Blick sonderbar scheinenden Unter-

Digitized by Google

nehmen auf einem Wege, den die europäische Psychologie vorzeichnete. Sein Werk zeigt klar die romantische Intention. Er nimmt das spontane Bild des Traumes als Sprache. „Man kann Traumtexte wie ein Palimpsest lesen; wie bei diesem unter der beseitigten Schrift der ursprüngliche Text wieder sichtbar wird, so entdeckt man im Traumtext unter den Zeichen ... den ursprünglichen Text einer Geschichte." Das eigentliche Problem eines so bestimmten Buches ist das seiner Methode. Der Autor geht nun nach der textkritischen Ermittlung des authentischen Traumes an den Aufbau der Um- und Wachwelt. „Bei der Konfrontierung der Träume und der Tatsachen des persönlichen Wachlebens mußten oft zur Verdeutlichung des individuellen, religiösen, politischen, künstlerischen Erlebnisses und Schicksals die historische Umwelt und die Zeitgeschehnisse berücksichtigt werden; neben dem Monolog sollte auch der Chor hörbar werden." Dieser Chor tönt aus dem mit unendlicher Vorsicht, mit großartiger Treue zum Gegenstand durchprüften Material der engeren und weiteren Biographie. Er bestimmt den Traum zeitlich und benutzt zu seiner Erhellung alle auffindbaren Zeugnisse. Er erweitert die persönlichen Umstände, indem er sie dem allgemeinen und historischen Zusammenhang zurückgibt: es ist klar, daß diese letzthin unendliche Verwurzelung des Traumerlebnisses in seine lebendigen Ursprünge approximativ bleibt, aber dieser Mangel wäre nur gewichtig, soweit es sich um die restlose Deutung der Träume handeln würde: es ist der besondere Vorzug dieses behutsamen, streng sich abgrenzenden Werkes, jede eigentliche Deutung zu vermeiden.

Bevor an einem prägnanten Beispiel die Ergiebigkeit dieser Methode anzudeuten versucht werden wird, stehe hier die Skizzierung der Komposition. Das Material beginnt mit Träumen der Assyrer, Babylonier, Meder, Perser, mit Träumen der Pharaonen, soweit sie sich aus dem historischen Halbdunkel, aus Mythus und Legende als authentisch legitimieren konnten; es stellt in diese Reihe die Träume der Erzväter und beginnt dann mit dem griechisch-römischen Umkreis in die abendländische Historie einzutreten. Die Antike ergänzt der christliche Zirkel. Nach einem chinesisch und mohammedanischen Intermezzo folgt der Mensch des Mittelalters. Hier beginnen Unterteilungen. Die Reformationszeit ist der Kern, um den sich eine weitläufige Gruppe von Träumen ordnet. Es folgen Träume der Denker bis zu Kant. Die Epoche der Aufklärung ist mit Träumen der französischen Revolution reich vertreten. Dem Umkreis Goethes kettet sich die Epoche der Romantik ergänzend an. Von diesem Zeitpunkt ab drängt die Fülle des Materials zur stofflichen Gliederung. Die weiteren Abteilungen mögen in dem Werk selbst nachgesucht werden. Es bleibt kein Teilgebiet ohne Darstellung. Ein besonderes Kapitel gibt eine historische Übersicht über intellektuelle Leistungen im Traum; ein anderes über Zeitdauer; ein drittes, sehr ausführliches behandelt die materialistische Theorie der experimentell erregten Traumbilder von Mourly-Vold. Hier ist Gelegenheit, die Schmiegsamkeit des Autors anzumerken, der mit seltener Zurückhaltung jede polemische Färbung seiner Arbeit vermeidet. An den zwei Punkten, wo seine Einstellung mit der wesensfremden von Mourly-Vold und dem des Sexualsymbolikers Freud sich in

Digitized by Google

strikten Gegensatz stellt, ist er, ohne seine Position zu verrücken, jeder grundsätzlichen Debatte aus dem Wege gegangen. Da dies unentschieden scheinen könnte, sei zugesetzt, daß es abgrenzend und methodisch ist. Ježower schrieb dieses Buch, dessen philosophische Einstellung indirekt zwar merkbar wird, nicht als Philosoph. Er nimmt an dem aktuellen Psychologenstreit der verschiedenen Schulen nicht teil, sondern schiebt all diesen Diskussionen mit seiner Arbeit ein Fundament unter. Bar jeder Theorie, die sein Urteil von vornherein determinieren würde, tritt er in die seltene Bescheidenheit hinüber, zu akten, wo andere deuten. Soweit dies die Zeitgemäßheit seines Werkes abstumpft, glauben wir versichern zu können, daß es die Dauer seines Wertes erhöht. — Das Material schließt mit einer großen Abteilung okkulter Fähigkeiten im Traum, mit Kinderträumen und Träumen der Primitiven ab.

Diese Skizze mag einen ungefähren Begriff der Geräumigkeit des Buches vermitteln. Es ist mit peinlicher Akribie, mit entsagungsvoller philologischer Exaktheit gearbeitet. Das Sachregister, eine stichwortmäßige alphabetische Aufzählung der Traummotive, bringt die großartige Fülle zur klaren Übersicht. Wie in einem Hohlspiegel, magisch übersetzt in das Bilderalphabet seelischer Runen, tritt das ganze Strahlenbündel psychischen Erlebens geschlossen zusammen. Farbig, differenziert, in ungeahnter Stufung wird das ganze Geschehen körperlicher und seelischer Natur, das rationale Faktum und die okkulte Oszilation aus dem Traumkern heraus projiziert.

Die Anführung eines Beispiels mag unsere Demonstration abschließen. Es handelt sich um einen Traum des Dichters und Feldarztes Hans Carossa: „13. Dezember 1916. Wir lagen wieder in Frankreich in dem traurigen, verödeten Gebiet bei Margny-aux-Cerises in Bereitschaft. Starker Wind wehte; Granaten wechselten eintönig über uns. Furcht lag auf mir. Mein Leid hatte nahezu völlig sein Gewicht verloren; ich fühlte mich wie eine Flaumfeder leicht und mußte gewärtigen, daß der zunehmende Wind mich alsbald emporheben und zu den Franzosen hinübertragen werde. Da schmiegte sich etwas an meinen Ellenbogen, und siehe, es war Maschka, das graue Kätzchen, das ich in Kézdi-Almas hatte sterben sehen. Groß und hübsch war es geworden, das weiße Flöckchen im Nacken glänzte wie ein Licht. Wie geht es dir? sagte ich und wollte es streicheln; da sprang es mit weitem Satz in einen der wassergefüllten Granattrichter, verschwand und tauchte nach einer Weile wieder auf, eine schimmernde, mit roten Zeichen bemalte Granate im Maul, die es herantrug und in demütiger Haltung vor mich hinlegte. Wie froh war ich! Die Granate ist schwer, sagte ich mir, wenn ich sie in der Hand halte, kann mich der stärkste Wind nicht mehr mitnehmen. Als ich sie aber ergriff, war es kein Geschoß mehr, sondern ein zappelnder, goldgrauer Fisch mit rötlichen Punkten. Der muß gebraten werden! rief eine wohlbekannte Stimme hinter mir. Ich sah mich um, da stand Vally vor einem Herdfeuer, neben ihr Wilhelm, und auch dieser schrie: der muß gebraten werden. Sonderbar lächelnd nahm Vally den Fisch und übergab ihn dem Söhnchen, das ihn zum Herde trug. Dann legte sie sich zu mir nieder; wir umarmten uns und drängten uns innig aneinander, wobei mir ein wenig

Digitized by Google

auffiel, daß sie wohl Vally war, zugleich aber auch Regina, dann wieder die Ungarin, die hier in der fremden Stube schlief. Aber wie liebte ich die drei Frauen in der einen Gestalt! Wie waren sie wirklich ein Wesen, mächtig seiend eine in der anderen! Freilich, irgendwo in der Tiefe, wo der Traum selber zu träumen schien, war etwas Dunkles, ein stiller Einwand, der uns nicht ganz zur Freude kommen ließ; aber auch das ging vorüber. Sie versteht kein Deutsch, ich kein Madjarisch, fuhr es mir durch den Sinn, und dieser Gedanke gab mir unendliche Freiheit; selig fühlte ich meine Schwere in mich zurückkehren. Dabei löste sich eine blaue, aus innen leuchtende Wolke von uns ab, stieg empor und entfernte sich bis zum Horizont hinaus. Wir standen auf und betrachteten aufmerksam dieses Gewölk, an dessen Rande sich lange Reihen winziger blinkender Wesen, Insekten ähnlich, entwickelten. Sie näherten sich und wurden dabei groß und kriegerisch. Am Ende waren es wirkliche Soldaten mit silberblauen Stahlhelmen, von rotgeflügelten Generälen geführt; in schräger, glänzender Flucht zogen sie zahllos über uns hin und durch uns hindurch wie durch Rauch. Auf einmal stand Wilhelm neben mir, zur Reise gegürtet, einen Stab in der rechten Hand, in der linken einen Teller mit dem Fisch. Ich stand auf, gab dem Knaben zu essen und aß dann selber. Kaum hatte ich einen Bissen hinuntergeschluckt, da begann ich zu begreifen, daß es doch eigentlich drei verschiedene Frauen gewesen waren, die ich umarmt hatte, und das bekümmerte mich sehr. Wilhelm aber ließ mir keine Zeit zu grübeln. — ‚Vater, es ist Zeit!' rief er und stieß ungeduldig den Stab auf den Boden. Wir gingen einer Ferne entgegen, die ganz in Flammen stand, da machte ich die Augen auf und sah in ein helles Ofenfeuer hinein. —

Die junge Frau setzte gerade einen großen Kessel auf die zischende Platte." — Die vollständige Motivierung dieses zusammengesetzten, aus vielfältigen Quellen strömenden Traumes festzustellen, erforderte ein Buch. Ježover hebt aus dem Gefüge wesentliche Motive in der Ableitung aus feststellbaren Erlebnissen heraus: Carossa war damals mit seiner Abteilung auf dem Marsche. In Kóstelek, wo sie rasteten, hatte er diesen Traum. Folgende Wacherlebnisse sind festzustellen: Er war mit anderen Offizieren im Hause einer jungen, schönen Ungarin einquartiert. „Ihr schmales, bleiches Gesicht ist durch allen Kummer hindurch von wunderbarer Beständigkeit und Klarheit. Sie muß Böses erlitten haben und erwartet auch von uns nichts Gutes", notierte er vor dem Schlafengehen ins Tagebuch. Am Morgen stand er ganz frisch auf, „gewiß ist es die gesunde Urnähe des Weibes, die den Schlaf so erquickend gemacht hat". An einem der letzten Novembertage hatte er in Kézdi-Almas ein graues Kätzchen, das Maschka hieß, sterben sehen. Von dem Ende dieser Katze gibt er im „Rumänischen Tagebuch" eine ergreifende Schilderung; sie gehört inhaltlich zu dem Aufwühlendsten, formal zu dem Schönsten in der neueren deutschen Literatur. — Ein fünfzehnjähriger Bursche erhielt den Auftrag, einige junge Katzen, darunter Maschka, da es an Milch für sie fehlte, zu beseitigen. Er tötete die Katzen, indem er eine nach der anderen an die Scheunenwand schmetterte. Bei dieser grausamen Prozedur war Maschka nur betäubt worden und kehrte, am Kinn blutend,

Digitized by Google

in die Küche zurück. Das Tier konnte sich aber nicht erholen. „Früh weckte mich gestern leises Wimmern und Murren", schreibt Carossa am 28. November ins Tagebuch. „In der großen Stube, mit ganz verschaudertem Gesicht, kauerte der junge Ungar am Boden und schob dem Tier bald ein Wasser-, bald ein Milchnäpfchen zu. Es hatte nachts Blut, morgens Galle gespien. Die Milch beachtete es gar nicht; auf das Wasser blickte es unverwandt. Als ich mich näherte, hob es langsam den Kopf, wie ein müder, trauriger Mensch. Das Gesicht war viel kleiner geworden, das goldumrandete Bernsteingelb der Augen getrübt, die Nase sehr heiß. Es hatte gewiß Fieber und brennenden Durst. Bald weinend, bald brummend näherte es nun seine Schnauze dem Wasser, zitterte aber bei jeder Berührung mit einem zornigen Laut zurück: es war zu sehen, daß ihm der Trinkversuch Schmerz bereitete. Aber immer wieder trieb es rasende Begierde dem Wasser zu. Plötzlich tauchte es eine Vorderpfote ein, dann die andere; schließlich wollte es ganz in den Topf hineinsteigen, der aber viel zu klein war. Man füllte eine große Schüssel; da legte es sich hinein mit seinem ganzen inneren Brand und blieb eine Weile ruhig." Carossa spritzte dem leidenden Tier Morphium ein; als er sich zur Ruhe legte, schlief es zu seinen Füßen ein, wobei es den Kopf an seinen linken Fuß legte. So verbrachte es die Nacht, am Morgen starb es. Die Erinnerung daran, daß die Katze in ihrem Schmerz in den wassergefüllten Topf hineinsteigen wollte, dann sich in die Schüssel mit Wasser legte, hat das Traummotiv von dem Sprung der Katze in den wassergefüllten Granattrichter ausgelöst. Das Traummotiv von einer blauen, leuchtenden Wolke ist darauf zurückzuführen, daß Carossa tagszuvor auf dem Marsche Leuchtraketen beobachtet hatte. Die Traumvorstellung von der langen Reihe winziger blinkender Wesen, die sich nähern und dabei groß und kriegerisch werden und am Ende wirkliche Soldaten mit silberblauen Stahlhelmen sind, rührt von dem Eindruck her, den marschierende Soldaten tagszuvor auf ihn gemacht hatten. Nur in der Wirklichkeit sah er nicht sich nähernde, sondern in der Ferne verschwindende Soldatenzüge. „Während wir als letzte noch tief unten in Schattenkälte gingen, sahen wir unsere vordersten Gruppen bereits hoch über uns vor orangerot beleuchtetem Gestein aufsteigen und dahinter verschwinden. Diese gehorsamstetige Prozession grauer Männer, die aus der scharf abscheidenden Helle ins Unbekannte wanderte, zog immer wieder den Blick empor." Die Soldaten im Traume tragen silberblaue Stahlhelme. Auf dem Marsche hatte er die Farbeneindrücke Blau und Silber gehabt. Er beschrieb vor dem Schlafengehen die Landschaft: „Überall ist Schnee zu hohen Wehen durcheinandergebaut; blaue Schattenwände stießen an Wände von brennendem Silber." —

Die Beispiele überraschender Funde, glücklicher Beziehungsknüpfung könnten ohne Mühe vermehrt werden; man wird aus dem vorigen indessen die Anlage der Feststellungen erschließen können. Das Ziel, eine systematische Vergleichung der beiden Erlebnissphären Traum und Realität anzubahnen und die unabsehbare Fülle des Stoffes durchsichtig und verwendbar als erster zu organisieren, ist wesentlich erreicht. Jeder weitere Versuch, charakterologische Biographie psychisch dokumentär zu entwickeln, hat hier ihre Grundlage.

Digitized by Google

Mythos und Wissenschaft

Betrachtungen zur Philosophie des Als Ob

Von Dr. Ludwig v. Bertalanffy, Wien

Es gibt wohl wenige philosophische Werke, deren Schicksal ein so merkwürdiges war, wie das der berühmten „Philosophie des Als Ob" von Hans Vaihinger[1], der im vergangenen Jahr seinen 75. Geburtstag feiern konnte. Der kaum 24jährige Gelehrte schrieb in den Jahren 1876/77 den ersten und wichtigsten Teil des monumentalen Werkes nieder. Teils durch äußere Hemmungen, teils wohl auch in dem Gefühle, daß die Zeit für die darin entwickelten Gedankengänge noch nicht gekommen sei, ließ Vaihinger das Werk nicht weniger als 35 Jahre unveröffentlicht liegen. Erst unter dem Eindrucke mannigfacher philosophischer Strömungen, die sich in einer ähnlichen Richtung bewegten wie die noch unveröffentlichte „Philosophie des Als Ob", kam Vaihinger von seiner Absicht zurück, sie erst postum erscheinen zu lassen; und so kam im Jahre 1912 deren erste Auflage heraus, welcher das ursprüngliche Manuskript zugrunde gelegt werden mußte, da der Verfasser infolge eines Augenleidens, das zur Erblindung führte, nicht in der Lage war, eine tiefgreifendere Umarbeitung vorzunehmen. Aber trotzdem hatten die ein Menschenalter früher konzipierten Gedanken nichts von ihrer Schlagkraft eingebüßt; vielmehr erstreckte sich ihre Wirkung durch alle Gebiete der Philosophie und Wissenschaft. Vaihinger hatte nachgewiesen, daß unsere gesamte Erkenntnis von Fiktionen durchsetzt sei, von falschen Voraussetzungen, die aber trotzdem sowohl für den Aufbau der Wissenschaft als auch für das Leben selbst von allerhöchstem praktischem Wert sind. Er hatte für diese These ein ungeheures Material aus allen Wissensgebieten zusammengetragen. Schon in der Mathematik sind die Begriffe des unendlich Kleinen, des leeren Raumes, des Punktes, der Linie, Fläche Fiktionen; die Allgemeinbegriffe der Logik, welche gewissen unselbständigen Seiten der Dinge selbständige Existenz verleihen (man denke an Begriffe wie Süßigkeit, Raum, Verhältnis, Liebe, Schönheit usf.), sind es nicht minder. Der Kraftbegriff der Physik ist eine Vermenschlichung des ursächlichen Verhältnisses, das nach dem Muster unseres eigenen Willens aufgefaßt wird. Und von hier geht die Reihe der Fiktionen hinauf bis zu den höchsten Kulturgebieten, bis

[1] Die „Philosophie des Als Ob" erschien anläßlich des 75. Geburtstages Vaihingers bei Felix Meiner, Leipzig, in ihrer 9. und 10. (Jubiläums-)ausgabe; vgl. auch das Vaihingerfestheft der „Annalen der Philosophie und philosophischen Kritik", 1927, mit Beiträgen von A. Nyman, Einstein-Bergson-Vaihinger; J. Schultz, Atommodelle; P. Quittel, Das Streben nach einer einwandfreien Weltanschauung; L. v. Bertalanffy, Über die neue Lebensauffassung und K. E. Schultze, Biologische Kategorien.

Digitized by Google

zum Recht, dessen wichtigste Fiktion die der Freiheit ist, welche allein die juristische Verantwortlichkeit ermöglicht; bis zur Volkswirtschaftslehre, in welcher der „geschlossene Handelsstaat", die Reduzierung aller wissenschaftlichen Prozesse auf die egoistische Konkurrenz Fiktionen sind; bis zur Theologie, welche in ihrer modernen Ausprägung die dogmatischen Begriffe durch fiktive ersetzen muß (nach Schleiermacher „ist" Gott nicht Vater der Menschen, aber wir müssen so handeln, „als ob" er es wäre); bis zur Philosophie, deren Ding an sich, Materie, Seele usf. nicht minder fiktiven Charakter tragen.

Nun, gewissermaßen das Leitmotiv der weitverzweigten Betrachtungen der „Philosophie des Als Ob" ist die Frage des Verhältnisses zwischen Mythos und Wissenschaft — ein Problem, das nicht nur überall in dem monumentalen Werke mitschwingt, sondern auch Vaihinger in seiner letzten Zeit besonders stark beschäftigt. Der Mythos ist geradezu die Grundform der Als-Ob-Betrachtung. Der Naturmensch, aber auch der Künstler, betrachtet die Dinge so, als ob sie allesamt beseelt und lebendig wären; so sieht er in den Naturgewalten, ja selbst in den Gegenständen des täglichen Gebrauches Dämonen und Geister, die sich alsbald zu einer Mythologie verdichten. Dies mythische Gefühl ist nicht nur die Vorstufe des wissenschaftlichen Erkennens, sondern, wie Vaihinger sehr richtig betont, auch das wissenschaftliche Denken selbst ist noch an Mythen und speziell an Personifikationen gebunden. Damit ist aber freilich der große Dualismus aller unserer Erkenntnis gegeben: denn auf der andern Seite strebt der wissenschaftliche Geist danach, dies mythische Weltgefühl immer mehr auszumerzen. Die Wissenschaft beseitigt den Glauben an Wunder, Dämonen und Götter, während die personifikative Fiktion, die den letzteren zugrunde liegt, doch eigentlich auch die Grundlage ihrer eigenen Begriffe ist.

Wir wollen diesen Gegensatz zwischen mythischer Einfühlung und wissenschaftlichem Verstand uns an der wichtigsten Kategorie des wissenschaftlichen Denkens, an der Kausalität, klar machen. Für den naiven, mythischen Menschen bedeutet das Verhältnis von Ursache und Wirkung das „Wirken" eines Gegenstandes auf einen andern, das in vermenschlichender Weise nach dem Muster unseres eigenen Willens und Wirkens aufgefaßt wird. Daß der Begriff der wirkenden Kraft eine personifikative Fiktion ist, darauf hat Vaihinger zuerst hingewiesen: ein geheimer Wille wird damit in jedes Naturding hineingeheimnißt. Nietzsche hat dem einmal sehr prägnanten Ausdruck gegeben: „Man muß die Hypothese wagen, ob nicht überall, wo ‚Wirkungen' erkannt werden, Wille auf Wille wirkt und ob nicht alles mechanische Geschehen, insofern eine Kraft darin tätig ist, eben Willens-Kraft, Willens-Wirkung ist." Nun, die Wissenschaft aber strebt danach, diesen vermensch-

Digitized by Google

lichenden Begriff der Ursache und der Kraft auszuschalten. David Hume, der große englische Philosoph, hat uns gelehrt, daß uns in Wirklichkeit niemals eine mysteriöse Kraftwirkung eines Dinges auf das andere gegeben sei, sondern stets nur Abfolgen von gewissen Naturerscheinungen. So ersetzt die Wissenschaft das mythische Bild der mit geheimen Kräften aufeinander wirkenden Dinge durch das abstrakte Schema der regelmäßigen Sukzession der Erscheinungen, das des inneren Lebens entkleidet, dafür aber für die Wissenschaft brauchbar geworden ist.

Wie wichtig derartig abstrakt scheinende Erwägungen für die konkrete Wissenschaft selbst sind, zeigt ein anderes Beispiel, die Zweckmäßigkeit oder Teleologie. Es ist klar, daß diese Denkform in der Biologie eine ganz zentrale Stelle einnimmt: schon populär sagen wir ja, daß das Auge zum Zwecke des Sehens, das Ohr zum Hören, der Fuß zum Laufen da sei und wundern uns, wenn wir im Organismus zwecklose oder sogar unzweckmäßige Organe antreffen, z. B. den Blinddarm. Nun, trotz dieser am Tag liegenden Verwendung teleologischer Ausdrücke will doch eine große Anzahl von Biologen die teleologische Betrachtungsweise nicht gelten lassen. Das Hauptargument dieser Richtung ist, daß die Teleologie „anthropomorph" sei — daß wir, wenn wir ein Organ als „zweckmäßig" bezeichnen, damit eine zwecktätige „Kraft" in den Organismus hineinlegen, die in weisem Vorblick auf die Zukunft das Zweckmäßige schafft; damit würden aber mysteriöse Prinzipien in die Biologie eingeführt und der Rahmen der exakten Wissenschaft überschritten — die teleologische Betrachtungsweise habe in der Biologie nur Geltung als eine vorläufige Krücke unseres Denkens, wo die alleingültige, allein streng wissenschaftliche, ursächliche und physikalisch-chemische Erklärung des Organischen noch nicht durchführbar ist.

Es läßt sich aber zeigen und ist u. a. vom Autor dieser Zeilen nachgewiesen worden[1], daß dieser Schluß nicht richtig ist. Man kann nämlich sagen: Kausalität und Teleologie sind beide in genau gleichem Grade anthropomorph oder nicht anthropomorph, je nachdem man sie formuliert. Wir haben gesehen, daß die moderne Physik den anthropomorphistischen Kausalitätsbegriff des „Wirkens" geheimnisvoller „Kräfte" ausgemerzt hat und an seine Stelle den einer regelmäßigen Abhängigkeit eines Ereignisses von einem vergangenen setzt. Nun, etwas Ähnliches ist auch für die Teleologie möglich. Wenn wir in den Lebewesen geheimnisvolle zwecktätige Kräfte annehmen, welche im Vorblick auf die zukünftigen Bedürfnisse des Zweckmäßige schaffen — ja, dann

[1] Vgl. L. v. Bertalanffy, Kritische Theorie der Formbildung. Schaxels Abhandlungen zur theoretischen Biologie 27. Borntraeger, Berlin, 1928. III. Kapitel, 2. — Studien über theoretische Biologie. Biol. Zentralbl. 47, 1927.

Digitized by Google

sind wir anthropomorphistisch, überschreiten den Rahmen der exakten Wissenschaft und treiben uns auf metaphysischem Gebiete herum. Aber wir können den Begriff der Teleologie auch anders formulieren: wir können sagen, Teleologie sei gesetzmäßige Abhängigkeit eines gegenwärtigen Vorganges von einem zukünftigen — und in dieser Formulierung ist sie um nichts anthropomorphistischer, um nichts weniger wissenschaftlich als die Kausalität, welche die gesetzmäßige Abhängigkeit von einem vergangenen Ereignis besagt. Auf Grund dieser Ableitung dürfen wir also den antiteleologischen Biologen antworten, daß der Begriff der Teleologie ganz ebenso rechtmäßig in der Wissenschaft angewendet werden darf wie der der Kausalität — eine Folgerung, die für den gesamten Aufbau der Lebenswissenschaft von allergrößter Bedeutung ist. Und daß wir mit diesem Schlusse recht haben, das beweist sogar jene Wissenschaft, welche den teleologiefeindlichen, mechanistischen Biologen als Muster gilt, nämlich die Physik; denn auch in ihr treten neuerdings teleologische Momente auf.

An diesem Beispiel zweier wichtiger Denkformen sehen wir nun tiefer ein, was wir bereits oben sagten: daß die Wissenschaft das mythische, die Natur beseelende Denken zu überwinden strebt. Aber es ist nun eine ganz andere Frage, ob damit der Mythos aus dem Leben der Gegenwart überhaupt verschwinden muß. Wir antworten darauf mit aller Entschiedenheit und in voller Übereinstimmung mit Vaihinger: keineswegs! Der Fehler der jüngsten Vergangenheit scheint gerade darin zu liegen, daß man die in der Wissenschaft berechtigte Beseitigung des Mythischen auch auf alle andern Kulturgebiete ausdehnte. Daraus resultiert die vielberufene Seelenlosigkeit unserer einseitigen Maschinenzivilisation. Die richtige Lösung des Konflikts von mythischer Intuition und wissenschaftlichem Verstand ist die, daß man zwar nach Möglichkeit den Anthropomorphismus in der Wissenschaft ausmerzt, aber auf der andern Seite den Mythos in der Philosophie und Religion wiedererobert.

Wenn wir diesen Leitsatz befolgen, dann werden wir einerseits nicht in den Fehler vieler moderner Naturphilosophien, die eben deshalb von der exakten Wissenschaft abgelehnt werden, verfallen, die in mythischer Intuition in die Naturdinge hineingesehenen Seelen als eine naturwissenschaftliche Erklärung etwa der Lebensvorgänge zu betrachten. Auf der andern Seite aber werden wir nicht befürchten müssen, daß die Wissenschaft zu einer Entseelung und Entgötterung der Welt führen werde. In einem neueren Zeitungsaufsatz sagt Vaihinger: „Das neue Jahrhundert wird einen Kampf um den Mythos führen müssen, zu welchem einerseits die heutige Wiedererneuerung der Metaphysik, andrerseits aber die wachsende logische Klarheit drängt, mit welcher seitens der exakten Wissenschaft alles Metaphysische bekämpft werden muß. Ob das 20. Jahr-

Digitized by Google

hundert die alten religiösen Mythen erneuert oder es einen neuen Mythos schafft — in jedem Falle kann es nicht ohne Mythos sein"[1]. Die mystischen Bewegungen der Gegenwart, welche in der intellektuellen Öde unserer Zeit neues Gefühlsleben erwecken wollen, zielen auf eine solche Erneuerung des Mythos hin; nicht weniger aber jener neue, antikisierende Mythos, welcher seit Hölderlin und Nietzsche eine Erneuerung der vollen, nicht in einseitiger Intellektualität verkümmerten Menschlichkeit erstrebt. Zugleich ist aber hier der Als-Ob-Gedanke deutlich wahrzunehmen. Etwa Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkunft ist nicht ein wissenschaftliches Dogma, sondern die Forderung, so zu leben, als ob unser Leben sich in alle Ewigkeit wiederholen würde. Auf diese Weise löst sich nicht nur der vielkritisierte Widerspruch bei Nietzche auf, der in seinem streng alle Willensfreiheit ausschließendem Weltbild dennoch ethische, die Freiheit voraussetzende Forderungen aufstellt — darüber hinaus wird durch die Als-Ob-Betrachtung überhaupt ein Ausweg aus dem notwendigen Gegensatze von Mythos und Wissenschaft gewiesen. Denn in ähnlicher Weise werden wir auch die überlieferten Mythen und religiösen Vorstellungen zu betrachten haben: ohne irgendwelche Erkenntnis einzuschließen, bedeuten sie eine wertvolle Fiktion, ein uns innerlich unendlich bereicherndes und ethisch bewährtes, dichterisches Symbol des Unsagbaren[2]. So kommen Mythos und Wissenschaft beide zu ihrem Recht, wenn sie streng getrennt — dafür aber andrerseits auch beide auf dem ihnen zukommenden Gebiete unverkümmert zur Entfaltung gebracht werden. Und daß das letztere geschieht — davon hängt letzten Endes die geistige Gesundheit unserer Epoche ab, welche nicht in einseitigem Intellektualismus erstarren, andrerseits aber ebensowenig in gefühlsmäßigen Mystizismus verschwimmen darf.

Ergebnis einer graphologischen Analyse der Handschrift Gneisenaus

Von Dr. M. Hartge, Freiburg (Breisgau)

Historische Überlieferung kann gefälscht sein, die Schilderung eines Charakters durch dritte, die ihn kannten, kann durch das Maß begrenzt oder einseitig gefärbt sein, in dem sie mit ihm zu tun hatten. Der

[1] H. Vaihinger, Aufwertung des Mythus. Königsberger Allg. Zeitung vom 11. November 1927.

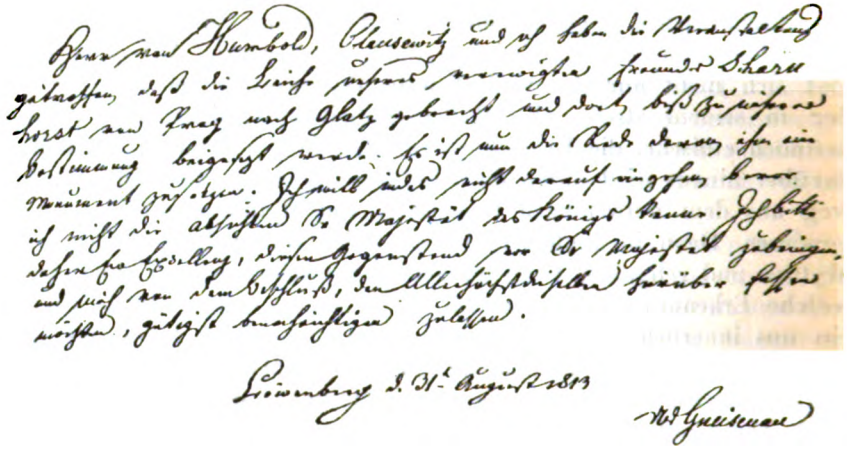
[2] Vgl. H. Vaihinger, Der Mythus und das Als Ob, Festskrift tillägnad Hans Larsson. Alb. Bonniers Boktryckeri, Stockholm 1927, worin die Betrachtung der Mythen und religiösen Dogmen als bewußt falscher, aber ethisch wertvoller Phantasievorstellungen bei Schopenhauer, F. A. Lange, Nietzsche, in der Neuromantik, der Philosophie des Als Ob und bei Höffding in geistvoller Weise nachgewiesen wird.

Digitized by Google

Niederschlag einer Menschenseele in ihrer Schrift aber ergibt ein so untrügliches Bild ihres eigensten und verborgensten Wesens, daß selbst eine etwaige ungewollte und unwillkürliche Verstellung des Schrifturhebers entlarvt werden kann.

Zugrunde lagen dieser Untersuchung drei Faksimili:

1. drei Zeilen seiner Denkschrift an den König vom August 1811;
2. ein Brief an den König vom 3. Juli 1807 ($1^1/_2$ Folioseiten);
3. ein Brief an Hardenberg vom 31. August 1813 (12 Zeilen).



Vertiefen wir uns in diese Dokumente, so fallen zunächst zwei Tatsachen ins Auge:

1. zeigt die Schrift eine allgemeine Höhe des psychischen Niveaus, wie wir sie nur bei den großen Menschen (z. B. Hans Thoma, Darwin) finden. Das hat mit der abweichenden Kalligraphie jener Zeit gar nichts zu tun. Seichte Menschen produzierten auch damals seichte Schriften, wie jeder Graphologe weiß, der auf diesem Gebiet gearbeitet hat.

2. zeigt die Schrift vom Jahre 1807 bis 1811 und besonders bis 1813 eine organische Weiterentwicklung und Vertiefung der Formen, die ein ständiges seelisches Wachstum und damit eine tiefe Lebendigkeit des Schrifturhebers verraten. Gehen wir nun ins einzelne, so dürfen wir als die wesentlichsten Züge der in dieser Schrift sich offenbarenden Persönlichkeit die folgenden feststellen:

Zunächst fällt die große Geistesklarheit und geistige Zucht des Schrifturhebers auf, und seine ordnungsliebende Umsicht, bei einer hervorragenden Gabe in großen Zusammenhängen zu disponieren. Er ist ein überlegender, berechnender Kopf, dem es aber auch an Findigkeit und Schlagfertigkeit nicht fehlt. Großzügigster Geistesschwung bei straffster

Digitized by Google

Konzentration, ein lebendiges Anschauungsvermögen besonders in den praktischen Fragen des Lebens bei Abneigung gegen alle Phantasterei, Beweglichkeit und Gewissenhaftigkeit, Schwung und Präzision sich in günstigster Weise gegenseitig ergänzend, das ist es, was seinen Geist charakterisiert. Sehen wir uns nach dem Verstandesleben das Seelen- und Gefühlsleben an, so finden wir zu unserem Erstaunen, daß dieser berühmte eiserne Kriegsmann im Grunde vorwiegend heißblütiger Gefühlsmensch war. Schwungvolle Begeisterungsfähigkeit sipnnt ihre Ranken auf dem Boden tiefer echter Güte. Herzenshöflichkeit und subtiler Takt, bei unbedingter Verschwiegenheit, uranständige Offenheit könnten ihn zum Gemütsmenschen stempeln, äußerte sich sein lebhaftes Gefühl nicht zugleich in einer kampfbereiten Hitzigkeit und Angriffslust, die dem ganzen Wesen das Zeichen ständiger Explosionsbereitschaft aufdrückt, ihn in ständiger innerer Spannung, unter ständigem seelischem Hochdruck leben läßt, die in eisigen Schneid und endlich in Heftigkeit und Härte ausmündet, die nicht mehr gemüthaft wirken. Hier wird der Gemütsmensch in der Tat zum harten unerbittlichen Soldaten und in der Gesinnung zum strengen, ja zum engen Pharisäer: Widerspruch der Menschennatur! Das führt in die benachbarte Region — sein Willensleben. Dieses ist nicht zu verstehen ohne Aufdeckung des Kernes seiner Persönlichkeit. Klarer Verstand, Gefühlskraft, -tiefe und -glut sind schließlich nur Eigenschaften. Der Wesensgrund ist eine starke Beseeltheit überhaupt. Ebenmaß, organisches Ineinander, seelische Urgesundheit und Ganzheit, instinktsichere Ursprünglichkeit, und das alles verankert in einem höheren Sinn mit der Bindung, die die alten Römer „religio" (d. h. „die" Bindung) nannten. Von dort aus organisch und einheitlich gespeist und aus dieser Bindung heraus in sich ein ganz einheitliches Weltbild und einen ganz einheitlichen Instinkt tragend, mit starkem Ehrfurchtsgefühl begabt, so zeigt sich der Kern seines Wesens. Einen „Willen" hat er — so seltsam das klingen mag — charakterologisch gesehen, eigentlich gar nicht. Die ganze Gestrafftheit dieses lebendigen Wesens ersetzt, was ein Willensmensch an „Konsequenz" besitzt. Mehr explosiv unregelmäßig entladen sich seine Energiekräfte, werden aber aus dieser Weltanschauung, aus dieser Gewissenhaftigkeit heraus in eiserne Disziplin genommen. Nach außen wird die Härte in diesem Bemühen zur Selbstzucht vielfach übertrieben. Wehe dem, der ihn als „Gefühlsmenschen" zu entlarven wagt. Aller Formlosigkeit, aller inneren Zuchtlosigkeit abhold, ist sein Gefühl, entschieden, diszipliniert wird dadurch das ganze Wesen. Wie viele im Grunde gefühlsbetonte Naturen zeigt er hier und da einen maßlosen Eigensinn. Sein Selbstgefühl ist grenzenlos, er hat ein Ehrgefühl, das gar keine Konzessionen kennt, ja einen Ehrgeiz, eine Selbstliebe, die empfindlich auffährt, auch wo er großzügig über Krän-

Digitized by Google

kungen hinwegsehen könnte, die aber vollkommen abdankt, sobald es gilt, die Person der Sache unterzuordnen.
Die Entwicklung 1807—1813 zeigt uns, daß Gneisenau 1807 kälter, härter und zugleich in seinem Gefühl maßloser und hitziger, in seinem ganzen Wesen als schon ausgewachsener Mann noch seltsam unreif und unausgeglichen und jünglingshaft war. Die Schrift von 1813 zeigt eine für die kurze Zeitspanne von sechs Jahren ganz erstaunliche Wendung zu innerer Gefaßtheit und Sammlung, eine noch konzentriertere Schärfe bei tieferer Güte, größere Strenge bei noch edlerem Maß, freilich auch gebrochene Linien, die tiefes Leid verraten.

Betreffend Kierkegaards „Psychologie der Verzweiflung"

Nachtrag zu dem in Heft IV/4 erschienenen Aufsatz „Kierkegaards Psychologie der Verzweiflung" von Dr. Gerda Walther

Verschiedene Leser meines Aufsatzes über „Sören Kierkegaards Psychologie der Verzweiflung" im letzten Heft dieser Zeitschrift haben mich gefragt, ob die darin verwendeten Begriffe des „Ichzentrums", des „Grundwesens" und des empirischen Wesens wörtlich bei Kierkegaard vorkommen. Ich habe schon in dem Aufsatz, offenbar nicht deutlich genug, durchblicken lassen, daß dies nicht der Fall ist. Diese Begriffe stammen vielmehr aus der Psychologie meines verehrten Lehrers Prof. A. Pfänder-München. (Vgl. dessen „Psychologie der Gesinnungen", Halle 1913 und 1916, und „Grundprobleme der Charakterologie", Jahrbuch der Charakterologie I, 1, S. 291.) Kierkegaard selbst spricht nur von dem „Ewigen" und dem „Endlichen" im Menschen, doch scheint mir dieses „Ewige" im Sinne Kierkegaards sach-, wenn auch nicht begriffsidentisch zu sein mit dem Grundwesen, das „Endliche" mit dem empirischen Wesen. Ebenso spricht Kierkegaard davon, daß der Geist des Menschen wesentlich bestimmt sei durch „das Verhältnis zu dem Verhältnis" (nämlich seines ewigen zu seinem endlichen Teil), das der Mensch ist. Hiermit hatte er offenbar das Ichzentrum Pfänders im Auge, wenn er dieses Wort auch noch nicht kannte. Trotz dieser Verwendung Pfänderscher Begriffe zur Verdeutlichung von Kierkegaards Lehre glaube ich doch, daß jeder Kenner von Kierkegaards „Krankheit zum Tode" mir bestätigen wird, daß ich dadurch den wesentlichen Sinn dieser Schrift in keiner Weise umgedeutet oder verfälscht habe.

Dr. Gerda Walther.

Digitized by Google

Max Mühl, Die antike Menschheitsidee in ihrer geschichtlichen Entwicklung

Dieterichscher Verlag Leipzig. Rm. 6.50, in Leinen Rm. 8.—

So gefährlich und unfruchtbar im allgemeinen jeder Versuch ist, aus einer Kultureinheit einzelne Ideen ohne Rücksicht auf das Lebensganze herauszugreifen, besonders wenn sie nicht zur Erhellung und Deutung dieses Ganzen, sondern in spekulativem, ja tendenziösem Sinn als Vortrapp moderner Ideen ausgewertet werden sollen, so gern hätte man gleichwohl dem Verfasser für eine Geschichte der Menschheitsidee in der Antike Dank gewußt, wenn er nicht in einer naiv verworrenen und verwirrenden Weise diese Idee gänzlich definitions- und kritiklos gleichmäßig für völlig unzusammenhängende und unvereinbare Begriffe einsetzte. So aber wird dem Leser die Freude an vielen interessanten und aufschlußreichen Einzelergebnissen nicht nur durch die bis zur Unkenntlichkeit gehende Entstellung seines Bildes von der Antike (wie sie die auf eine Einzelidee eingeengte Blickrichtung mit sich bringt) weitgehend vergällt, sondern mehr noch durch die fragwürdige Terminologie, die zwischen Menschheit als biologischem und psychologischem Gattungsbegriff und Menschheit als Fiktion einer überstaatlichen universalen Gemeinschaft so wenig zu scheiden weiß, wie zwischen humanitärer, humanistischer, philanthropischer, kosmopolitischer, universalistischer Menschheitsidee, um nur einige der synonym gebrauchten Begriffe zu nennen. Wenn alle diese verschiedenen Begriffe mit dem „Gedanken einer die Gesamtheit des Menschengeschlechts umfassenden Gemeinschaft" (im soziologischen Sinn) gleichgesetzt werden, so ist es freilich leicht, den Denkern, die zu anderen Folgerungen kamen, Inkonsequenz vorzuwerfen. Daß aber die Tatsache, daß allen Menschen gattungsgemäß vielerlei gemeinsam ist, noch keineswegs eine Gemeinschaft in „allumfassender liebevoller Gesinnung" bedingt oder fordert, beweist die Geschichte besser, als es der Verfasser zu verschleiern sucht.

Dr. V.

Christoph Schrempf, Sören Kierkegaard

2 Bde. Jeder Band geh. Rm. 7.50, in Leinen Rm. 10.—. Eugen Diederichs, Jena

Die biographische Literatur erhält in Schrempfs Kierkegaard-Biographie einen eigenartigen Zuwachs, merkwürdig vor allem durch die Stellung des Biographen zu seinem Gegenstand. Schrempf entfernt sich bewußt und gewollt gänzlich von der gemeinhin geforderten „Objektivität", von einer Darstellung sine ira et studio, und verzichtet damit ausdrücklich auf jede Allgemeingültigkeit. Das Buch ist eine ganz persönliche Angelegenheit, es ist keine Darstellung Kierkegaards, sondern eine Auseinandersetzung mit ihm, geführt mit der ganzen Leidenschaft und Energie eines Menschen, der in eigener Sache spricht. Schrempf, einer der besten Kenner Kierkegaards, dessen Übersetzung und erster biographischer Skizze das Bekanntwerden des dänischen Philosophen in Deutschland vor allem zu danken ist, hat sich mit ihm seit 40 Jahren aus-

Digitized by Google

einandergesetzt; er ist durch ihn selbst über ihn hinausgewachsen, aber jede Selbsteinkehr nötigte ihn immer wieder zu einer Auseinandersetzung mit Kierkegaard, und jede Auseinandersetzung mit Kierkegaard bedeutete ihm eine Auseinandersetzung mit sich selbst. Aber ebensowohl die notwendige Auseinandersetzung Kierkegaard mit sich selbst, die diesem durch den Tod erspart blieb. In der vorliegenden Biographie gibt uns Schrempf nicht die Ergebnisse, sondern die Auseinandersetzung als solche und fordert den Leser — von dem er voraussetzt, daß er sich schon selbst durch Kierkegaard zu einer Auseinandersetzung mit ihm herausgefordert fühlt — auf, sich seiner, des Verfassers, ganz persönlicher Auseinandersetzung als eines Hilfsmittels, bei seiner, des Lesers, Auseinandersetzung mit Kierkegaard zu bedienen. Als einer, der die Gedanken des großen Psychologen und Dialektikers zu Ende gedacht hat, geht Schrempf bei seiner Auseinandersetzung so vor, daß er jeden Schritt und jeden Gedanken des „dänischen Sokrates", der „zur praktischen Auseinandersetzung mit ihm herausfordert oder für diese von Bedeutung ist", hoch von oben herab, wie er selbst zugibt, kritisiert, analysiert und seziert, und so — da er chronologisch vorgeht — schließlich Leben und Werk dieses „letzten Christianer" in scharf kritischer Beleuchtung vorführt. Es entspricht seiner persönlichen leidenschaftlichen Einstellung zu Kierkegaard, wenn er dabei sehr wenig sanft mit seinem Gegenstand umgeht, den er nicht zeitgeschichtlich und nicht durch zeitliche Bedingungen bestimmt, sondern ganz aktuell und gegenwärtig sieht, und wenn in seiner besonderen Bindung an Kierkegaard, die er als „antipathetische Sympathie und sympathetische Antipathie" bezeichnet, die Seite der Antipathie entschieden gewichtiger ist, als die Gegenseite, so daß man nicht zu weit geht, wenn man das Buch als ein schneidendes Bekenntnis gegen Kierkegaard auffaßt. Basierend auf dessen eigenen Gedanken, weist Schrempf ihm mit zersetzender Logik seine Selbsttäuschungen und Verwirrungen nach, das ganze Gewebe von Selbstbetrug, in dem er verhaftet blieb, während er es aufzulösen sich mühte. Schrempf hat sich damit von Kierkegaard befreit, hat ihn überwunden und abgetan, das ist die subjektive Bedeutung dieses höchst subjektiven Buches. Er hat aber gleichzeitig — da er sich objektiver Mittel, der psychologisch analysierenden, dialektischen Mittel Kierkegaards bedient — auch objektiv Kierkegaard endgültig seines Ruhms als Schriftsteller, als Führer, als Christ und als Wahrheitszeuge entkleidet. Daran ändert nichts, wenn man dem Verfasser in Einzelnem nicht zustimmen mag, oder seinem „Gespräch unter vier Augen" einen weiteren zeitgeschichtlichen Horizont und Rahmen — einen Blick auf Hegel, Nietzsche, Ibsen etwa — gewünscht hätte. Die eigene Auseinandersetzung mit Kierkegaard mag in Manchem zu andern Resultaten kommen, im Ganzen wird an den Ergebnissen dieses — ebenso anregend und fesselnd wie eindringlich überzeugend geschriebenen — Buches nicht mehr zu rütteln sein.

Dr. V.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. med. et jur. Hans von Hattingberg, München, Ainmillerstr. 32, und Niels Kampmann, Heidelberg, Schloß-Wolfsbrunnenweg 62.

Digitized by Google

In neuer, wesentlich erweiterter Auflage erschien soeben:

Ludwig Klages / Mensch und Erde

Geheftet RM 5.—, in Leinen RM 7.80

Inhalt: Mensch und Erde / Bewußtsein und Leben / Über den Begriff der Persönlichkeit / Bemerkungen über die Schranken des Goetheschen Menschen / Brief über Ethik / Wilhelm Jordan / Über C. F. Meyers Gedichte

Mit diesem Werk, das durch zwei wesentliche Abhandlungen „Brief über Ethik" und über „C. F. Meyers Gedichte" erweitert ist, gibt Klages die Einführung in seine Philosophie als Lebenswissenschaft. Keine Analyse menschlichen Lebens, sondern Erfassung seiner kosmischen, erdnaturhaften und menschlichen Totalität. Das Lebensganze wird sinnvoll vom Triebhaft-Schöpferischen aus geordnet und damit unsere Schulphilosophie vor einen entscheidenden Wendepunkt gestellt. Er eröffnet einen erschütternden Durchblick auf die metaphysischen Hintergründe des Vernichtungstaumels, mit welchem die christliche Zivilisation in die seelische Ausdrucksfülle des Weltlebens eingebrochen ist und den Kampf zwischen Leben und Geist geführt hat.

Früher erschien: **Vom kosmogonischen Eros**

6. Tausend. Geh. RM 6.—, in Leinen RM 8.50

Man verlange ausführlichen Sonderprospekt

EUGEN DIEDERICHS VERLAG IN JENA

Für alle Kunstfreunde

liegt dieser Nummer ein Prospekt unserer Zeitschrift bei. Die „Antiquitäten-Rundschau" besteht seit über 25 Jahren. — Der Textteil berichtet in außerordentlich individueller Weise über den Kunstmarkt. — Besonders interessant ist der Anzeigenteil mit den Rubriken „Käufe", „Verkäufe". Hier ist den Sammlern und Händlern Gelegenheit geboten, für wenig Geld spezielle Sachen zu erwerben. — Die „Antiquitäten-Rundschau" kostet vierteljährlich nur Mk. 3.—, infolge dieses niedrigen Preises dringt sie in alle Kreise. — Die große Verbreitung ermöglicht es dem Inserenten, die Sammlung vorteilhaft zu ergänzen oder zu veräußern. Teilen Sie uns mit, was Sie suchen oder abgeben wollen.

Erscheinungsweise: 14tägig / Beachten Sie die Beilage in dieser Nummer

Antiquitäten-Rundschau / Eisenach

Digitized by Google

ZOO

MENSCHLICHE GESCHICHTEN

von

ARTHUR ERNST RUTRA

dem Autor des vielfach aufgeführten, erfolgreichen Dramas

„Der Kronprinz"

Als 21. Dreiangeldruck mit sechs Ursteinzeichnungen von Walter Sebastian Resch erschienen

Herabgesetzter Preis:

RM 10.— (statt RM 15.—) für die einfache Ausgabe

RM 25.— für die Vorzugsausgabe (nur noch in 5 Expl. vorhanden).

Aus einigen Urteilen der Presse:

„Dieser ‚Zoo', in welchem der Schriftsteller allein der bissige ist, enthält höchst amüsant gestaltete Insassen. Man kennt diese Tiere ja schon von Sternheim her. Arthur Ernst Rutra ist zivilisatorischer in seinen Dompteurmethoden. Darum angenehmer. Darum erfolgsicherer. — Die Lithographien von Walter Sebastian Resch umreißen die Atmosphäre Rutras in prachtvoll konzentrierter Form." Die Literatur.

„. . . lebendige, gestaltete Repräsentanten der Zeit!"
A. M. Frey (Münchner Neueste Nachrichten)

„. . . Es ist die reizvolle Atmosphäre der Nächte in alten Häusern. Ein durch Realität gemildertes, angenehm distanziertes Gruseln ist die Wirkung der Geschichten." Josef Roth (Frankfurter Zeitung)

„. . . Diese spöttischen, wehmütigen und kämpferischen Geschichten sind mit einem verbissenen Ingrimm geschrieben . . ."
O. M. Fontana (Tagebuch)

„Als Rebell hat Rutra den beschwingten Ehrgeiz, als Dichter den heißeren Antrieb." L. Ullmann (Wiener Allgemeine Zeitung)

„Ein scharfgezähnter Novellenband . . ." Fritz Engel (Berliner Tagebl.)

„Dieser Dreiangeldruck reiht sich würdig seinen Vorgängern an."
G. Witkowski (Zeitschrift für Bücherfreunde)

HANS VON WEBER VERLAG, MÜNCHEN 13
Adalbertstraße 76

Digitized by Google

HANS PRINZHORN

DAS PROBLEM DER FÜHRUNG UND DIE PSYCHOANALYSE

Mark 1.5o

Die vorliegende neue Schrift Prinzhorns ist der Frage gewidmet, was die moderne Menschenforschung für das pädagogische Feld leisten und bedeuten kann. Es handelt sich also vor allem um eine Betrachtung der Hilfsmittel, die der Führer und Erzieher im Denksystem der Psychoanalyse finden kann. Da ist vor allem eine glänzende Darstellung der Kompromißlösungen, die dem Erzieher möglich sind, wenn er sich in der Zwangslage sieht, bei der heutigen pädagogischen Zielunsicherheit dennoch eine Führerhaltung einnehmen zu müssen. In aufschlußreichen Ausführungen wird dann dargetan, was der Erzieher von den Hauptrichtungen der modernen Psychologie zu erwarten hat, und schließlich, was er aus der Psychoanalyse zu schöpfen vermag. Die Schrift hinterläßt den starken Eindruck einer hohen geistigen Warte, die neue Möglichkeiten nicht nur zeigt, sondern sie auch souverän zu überblicken und zu beurteilen erlaubt.

PETER PETERSEN

GRUNDFRAGEN EINER PÄDAGOGISCHEN CHARAKTEROLOGIE

Mark 1.5o

Die Forderung nach einer „Pädagogischen Charakterologie" ist jüngsten Datums. Sie ist aus den Kreisen der Schulerziehungsreformer entstanden, und zwar aus einer inneren Nötigung heraus, die immer dringlicher wird. Denn die eingeleitete neue Erziehungsbewegung darf in dem wichtigsten Stück ihrer Praxis jedenfalls nicht unzulänglich bleiben: in der Menschenbehandlung. Daher setzt es sich diese Schrift zum Ziel, die wichtigsten Grundfragen einer pädagogischen Menschenkunde zu klären. Petersen schöpft dabei aus einer reichen Erfahrung. Er unterzieht nicht nur das Methodische der Charakterforschung einer lichtvollen Auseinandersetzung, er gibt auch eine Reihe treffender Einblicke in neuere Untersuchungen, die den Weg der pädagogischen Charakterologie bezeichnen.

PAUL FELDKELLER

VERSTÄNDIGUNG ALS PHILOSOPHISCHES PROBLEM

Das „Interesse" mit Rücksicht auf Weltfrieden, Erziehung und Recht

Halbleinenband Mark 9.5o, broschiert Mark 8.—

Hier wird auf der Grundlage des zentralen Begriffs des „Interesses", der Untersuchung seiner Struktur und seiner Wirkungen eine Philosophie der menschlichen Verträglichkeit, des gegenseitigen Gerechtwerdens entwickelt. Bei aller angestrebten Exaktheit ist die Darstellung ausnahmslos am Leben selber orientiert und mit einer Fülle von Beispielen aus dem Alltag belegt.

„So viel kann hier nur gesagt werden, daß dieses Werk — das dem Interesse als der gefährlichen und gefährdeten Situation der Menschheit und der „Suggestion" als der verderblichsten Entwicklung des freien Menschen die Maskierungen nimmt — für jeden, der sich mit den Fragen der Zeit in einem größeren Sinne beschäftigt, nicht nur lesenswert, sondern zu kennen notwendig ist."

(Hamburger Anzeiger)

VERLAG KURT STENGER / ERFURT

Digitized by Google

Soeben gelangte zur Ausgabe die 12.—17. Auflage des Romans

LIEBE

von HELENE STÖCKER

Ladenpreis M. 6.50 in Ganzleinen gebunden

Der Kampf zwischen dem Persönlichkeitsbewußtsein der Frau und dem elementaren Triebe wird mit leidenschaftlicher Anteilnahme und mit genialer Einfühlung dargestellt. Eine einzigartige Erscheinung in der modernen Literatur. Berliner Morgenzeitung.

Ein Buch von ganz neuer Art, das einen tieferen Einblick in die Psyche der Frau gewährt als irgendein anderes Frauenbuch, das ich kenne.
Rudolf Goldscheid, Wien.

Nein, ich kann nicht anders! Ich muß Ihnen sofort schreiben, ich muß Ihnen sagen, daß ich Ihr Buch nicht gelesen, sondern es erlebt habe. Ich bin noch ganz unter dem Reiz dieses Buches, und ich möchte herzlich Ihre Hand drücken.
Alexandra Kollontay.

VERKÜNDER UND VERWIRKLICHER

von HELENE STÖCKER / Preis M. 2.—

Beiträge zum Gewaltproblem nebst einem zum ersten Male in deutscher Sprache veröffentlichten Briefe Tolstois.

DIE NEUE GENERATION

Herausgeberin Dr. phil. HELENE STÖCKER

Monatsschrift für Mutterschutz, Sexualreform und radikale Kriegsbekämpfung / Vierteljährlich M. 2.—

Die neue Generation ist eine der tapfersten und zugleich ideenreichsten Zeitschriften auf dem ganzen Gebiete der Sexualreform. Bertram Lloyd.

Ein unerschöpfliches Nachschlagewerk über alle Fragen, die die Frau und Mutter behandeln im Sinne der Sexualreform, in dem Bemühen, die sexuellen Vorurteile zu bekämpfen. Die schaffende Frau.

EROTIK UND ALTRUISMUS

von HELENE STÖCKER / Preis M. 1.—

Helene Stöcker kämpft gegen die Unnatur und Verlogenheit des modernen Geschlechtslebens. Sie steht in ihrem Freimut und ihrer stolzen Wahrhaftigkeit beinahe unerreicht da. Aimée Köster.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und den

Verlag der Neuen Generation, Berlin-Nikolassee

Digitized by Google

Das werdende Zeitalter

in Gemeinschaft mit hervorragenden Mitarbeitern des In- und Auslandes herausgegeben von

Dr. Elisabeth Rotten und Dr. Karl Wilker

tritt ein für die Freimachung und Entwicklung der schöpferischen Kräfte im Kinde und für eine im tiefsten Sinne gewaltlose Erziehung. Es ist daher die

Zeitschrift für Erneuerung der Erziehung

und als solche das deutsche Organ des Weltbundes für Erneuerung der Erziehung, dessen V. Weltkonferenz vom 8. bis 21. August 1929 in Helsingör stattfindet.

Probehefte

mit Bezugsbedingungen auf Anfordern kostenfrei durch jede gute Buchhandlung oder direkt durch den

VERLAG DAS WERDENDE ZEITALTER

KOHLGRABEN BEI VACHA / RHÖN

Digitized by Google

GRAPHOLOGISCHES INSTITUT

CORNELIUS, MÜNCHEN 23

Institut für wissenschaftliche Handschrift-Untersuchungen. Gegründet 1910. Beratende Analysen bei Lebenskonflikten, Berufsfragen und Ehefragen. Analysen zur Beratung bei Personal-Engagement im Privat- und Geschäftsleben.

★

FORDERN SIE PROSPEKT!

Henri Bergson Nobelpreisträger 1927

Vor kurzem erschien das neueste Werk

HENRI BERGSON

DIE SEELISCHE ENERGIE

Übersetzt von Eugen Lerch. Geheftet RM 6.25, in Leinen RM 9.50

Inhalt: Bewußtsein und Leben / Leib und Seele / Geistererscheinungen und psychische Forschungen / Der Traum / Die Erinnerung des Gegenwärtigen und das falsche Wiedererinnern / Die geistige Anstrengung / Hirn und Denken: eine philosophische Illusion

Es ist noch lange nicht still geworden um Henri Bergson, denn seine „Philosophie des Lebens", die im Gegensatz zum Materialismus alles Geschehen in lebendiger Bewegung sieht, entspricht dem Lebensgefühl unserer Zeit. Mit seiner Anschauung von der allem Leben zugrunde liegenden Schöpferkraft und dem schöpferischen Bewußtsein des Menschen, das die Vergeistigung der Daseinsformen bewirkt, hat er einen großen Einfluß auf das gesamte europäische Geistesleben ausgeübt, wofür er den Nobelpreis für 1927 erhielt. Sein neuestes Werk „Die seelische Energie" faßt in knapper klarer Form die in der „Schöpferischen Entwicklung" und in seinen zwei früheren Hauptwerken „Zeit und Freiheit" und „Materie und Gedächtnis" vorgezeichneten Grundtatsachen seiner Lebensanschauung zusammen.

Man verlange ausführlichen Sonderprospekt

EUGEN DIEDERICHS VERLAG IN JENA

Digitized by Google

M. NINCK

HÖLDERLIN/ EICHENDORFF

VOM WESEN DES KLASSISCHEN UND ROMANTISCHEN

*

Hölderlin — Eichendorff, beides Lyriker, beide zeitlich nicht weit geschieden — und doch durch die Gegensätzlichkeit ihres Erlebens und Schauens die Vertreter zweier Welten, zweier polar auseinandergerichteter Blickrichtungen, zweier Lebensströmungen: der klassischen und der romantischen — das schildert dies Buch und führt in das Wesen und Wollen einer Zeit ein, die als die Schwelle unserer Vorgeschichte heute mehr wie je Bedeutung für uns besitzt.

Preis geb. M. 7.—, broschiert M. 5.50

*

NIELS KAMPMANN VERLAG
HEIDELBERG

Digitized by Google

Hans Prinzhorn

Nietzsche und das XX. Jahrhundert

Preis gebunden Mark 7.50

broschiert Mark 5.—

*

Eine Erweiterung der Aufsehen erregenden Rede, die Prinzhorn 1927 auf der Nietzsche-Tagung in Weimar gehalten hat. Es ist das Programm der neuen Persönlichkeits-Psychologie.

*

NIELS KAMPMANN VERLAG
HEIDELBERG

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Digitized by Google

BF636
.A1
Z47
v.4
no.6
913

JAHRGANG IV HEFT 6

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

*

HERAUSGEBER:
Dr. med. et jur. HANS VON HATTINGBERG, MÜNCHEN
und NIELS KAMPMANN, HEIDELBERG

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
MAR 13 1986

NIELS KAMPMANN VERLAG

E.R.WEISS
Digitized by Google

HERAUSGEBER:

Dr. med. et jur. Hans v. Hattingberg, München
und Niels Kampmann, Heidelberg

Anfragen und Manuskripte an Niels Kampmann Verlag, Heidelberg

MITARBEITER:

Dr. Achelis, Berlin
Dr. Alfred Adler, Wien
Ch. Baudouin, Genf
M. Becker, Hamburg
Dr. Bernoulli, Basel
Hans Blüher, Berlin-Hermsdorf
Dr. Bode, München
E. Brunner, Zürich
Dr. Bührig, Chur
Dr. Clauss, Jerusalem
Dr. Cohn, Guben
A. Delhougne, Lörrach (Baden)
Dr. med. Dück, Innsbruck
Havelock Ellis, London
Prof. Erismann, Bonn
Alfred Gernat, Wien
Herbert Gerstner, Wolfegg
Prof. Dr. Ludwig Gurlitt, Capri
Dr. Hackländer, Essen
Dr. Haeberlin, Nauheim
Dr. M. Hartge, Freiburg i. Br.
Dr. Aug. Horneffer, Berlin
Prof. Junge, Elmshorn
Prof. Kafka, Dresden
Dr. Hans Kern, Berlin
Dr. L. Klages, Kilchberg-Zürich
Dr. Fritz Klatt, Prerow, Ostpr.
Hans Langenbruch, Berlin
Dr. Otto Lankes, München
Prof. Leuchtenberg, Darmstadt
Emil Lucka, Wien
Emil Ludwig, Berlin
Thomas Mann, München
Dr. Marcinowski, Bad Heilbrunn
Dr. W. Marseille, Berlin-Wilmersdorf
Dr. Mohr, Coblenz
Curt Moreck, München
Margret Naval, Wien
Dr. Neuscheler, Heidelberg
Dr. M. Ninck, Riehen
Prof. Dr. Poppelreuter, Bonn
Prof. Preetorius, München
Dr. Hans Prinzhorn, Frankfurt
Dr. Max Pulver, Zürich
Dr. W. Rink, Berlin
S. Römer, Berlin
Dr. Ottmar Rutz, München
Kurt Saucke, Hamburg
Dr. Ernst Schertel, Stuttgart
Oscar A. H. Schmitz, Salzburg
Dr. R. W. Schulte, Spandau
Prof. Dr. Schultz, Berlin
Dr. Spunda, Wien
Prof. Fedor Stepun, Dresden
Prof. Dr. Erich Stern, Gießen
Frank Thiess, Wilmersdorf
Baronin Dr. v. Ungern-Sternberg
Prof. Verweyen, Bonn
August Vetter, Diessen
Dr. Gaston Vorberg, München
Dr. L. Wagner, Köln
Theo Zehetbauer, Wilhelmsburg
Mag. B. Wittlich, Dorpat
Stefan Zweig, Salzburg

Jahrgang 6 Hefte Mark 10.—, Einzelheft Mark 2.—

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

*

HERAUSGEBER:

DR. MED. ET JUR. HANS VON HATTINGBERG, MÜNCHEN

UND NIELS KAMPMANN, HEIDELBERG

*

VIERTER JAHRGANG

NIELS KAMPMANN VERLAG / HEIDELBERG

Digitized by Google

DRUCK DER SPAMERSCHEN BUCHDRUCKEREI IN LEIPZIG

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

der Zeitschrift für Menschenkunde
Jahrgang IV

Heft 1. Ludw. Ferd. Clauß: Erziehung und Artung im Morgenlande 1.
A. Deventer v. Kunow: Das Northumberland-Manuskript . 11
A. Delhougne: Bleistiftschrift und Verwandtes 22
R. Schiebold: Rechtswissenschaft und Charakterkunde . . . 29
Dr. W. Bührig: Anthelme Brillat de Savarin 46
W. Rink: Konstitution und Charakter 50

Heft 2. Ludw. Ferd. Clauß: Levantisierung 65
Ch. Baudouin: Die Regression und die Rückzugserscheinungen in der Psychologie 77
Dr. med. A. Jores: Charakteristik des Wanderpredigers Haeußer 90
Dr. Hans v. Hattingberg: Die Krisis der modernen Psychologie und die Philosophie 99
Prof. Dr. Johannes M. Verweyen: Mediale Typen . . . 112

Heft 3. Dr. med. W. Frölich: Über Individualanatomie 129
Johannes Müller: Über die Bewegungen der Augen und über den menschlichen Blick 143
Ch. Baudouin: Die Regression und die Rückzugserscheinungen in der Psychologie (Schluß) 154
O. A. H. Schmitz: Symbolik der männlichen und weiblichen Geschlechtsnatur und ihre Folgen 167
Dr. phil. Karl Neuscheler: Leo Tolstoi und die Russen als Psychologen 179

Heft 4. Dr. phil. Theod. Ott: Dr. Franz Joseph Gall 193
Dr. Margret Hartge: Die mögliche Bedeutung der Graphologie für die historische Forschung 200
Dr. Gerda Walther: Sören Kierkegaards Psychologie der Verzweiflung 208

Digitized by Google

Dr. W. Bührig: Zur Geschichte der Graphologie 219
Prof. Dr. Johannes M. Verweyen: Der Typus des positiven Menschen 233
Johannes Müller: Über die Bewegungen der Augen und über den menschlichen Blick (Forts.) 240
Dr. A. Ackermann: Der II. Internationale Graphologenkongreß und die Graphologie in Frankreich 246

Heft 5. Dr. Ludwig Klages: Die Triebe und der Wille 266
Dr. Walthari Dietz: Über magische Zusammenhänge . . 282
Dr. Margret Hartge: Von der absoluten Größe und der absoluten Kleinheit der Schrift 289
Dr. Martin Ninck: Persönlichkeitsauffassung und Persönlichkeitsdarstellung 293
Hans Langenbruch: Zur technischen Untersuchung von Urkundenfälschungen 296
Dr. Ernst Schertel: Erotik, Tanz und Okkultismus . . . 306
Johannes Müller: Über die Bewegungen der Augen und über den menschlichen Blick (Forts.) 309
Dr. Walther Petry: Traum und Realität 323
Dr. Ludwig v. Bertalanffy: Mythos und Wissenschaft . 329
Dr. Margret Hartge: Ergebnis einer graphologischen Analyse der Handschrift Gneisenaus 333

Heft 6. Dr. Hans Prinzhorn: Medizin und Persönlichkeitsforschung II 345
Edouard Hocquart: Die Kunst, den Geist und Charakter von Männern und Frauen aus ihrer Handschrift zu beurteilen 351
Prof. Dr. Joh. M. Verweyen: Menschenkenntnis und Menschenbehandlung 377
Johannes Müller: Über die Bewegungen der Augen und über den menschlichen Blick (Schluß) 381
Dr. Werner Achelis: Das Problem der kosmischen Beziehung oder das Schicksal der Deutungswissenschaften 395
Dr. Walther Borgius: Verinnerlichung der Gartenkunst . 412

Digitized by Google

913

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

4. JAHRGANG MÄRZ 1929 HEFT 6

INHALT: *Dr. Hans Prinzhorn:* Medizin und Persönlichkeitsforschung / *Edouard Hocquart:* Die Kunst, den Geist und Charakter von Männern und Frauen aus ihrer Handschrift zu beurteilen / *Prof. Dr. Joh. M. Verweyen:* Menschenkenntnis und Menschenbehandlung / *Johannes Müller:* Über die Bewegungen der Augen und über den menschlichen Blick (Schluß) / *Dr. Werner Achelis:* Das Problem der kosmischen Beziehung oder das Schicksal der Deutungswissenschaften / *Dr. Walther Borgius:* Verinnerlichung der Gartenkunst / Bücherbesprechungen

Medizin und Persönlichkeitsforschung

Von Hans Prinzhorn

II[1]

Von seiten der Psychotherapie, die naturgemäß in der Hauptsache um Ausbildung und Sicherung ihrer Heilmethoden bemüht sein muß, sind in den letzten Jahren zahlreiche Arbeiten ausgegangen, denen es viel mehr um die Begründung einer systematischen Psychologie der menschlichen Person zu tun war als um die spezialärztliche Technik. Den Anstoß zu dieser aus dem Spezialgebiet weit hinausführenden Wendung hat, wie zu den meisten wichtigen Wendungen der neueren medizinischen Psychologie, Freud gegeben. Schon 1910 glaubten Rank und Sachs die Bedeutung der Psychoanalyse für die Geisteswissenschaften in einer Sonderpublikation nachweisen zu sollen. Und seither lief neben der zähen und konsequenten Entwicklung der therapeutischen Lehre fast in gleichem Tempo der Ausbau der Psychoanalyse zu einer allgemeinen Psychologie des Menschen, ja zu einer Grundlehre vom Menschen und der Geschichte der Kultur überhaupt. Es ist hier nicht der Ort, zu diesem Anspruch grundsätzlich Stellung zu nehmen — dies geschieht in dem soeben erscheinenden Sammelbande: „Auswirkungen der Psychoanalyse in Wissenschaft und Leben". Unter Mitwirkung von 22 Fachmännern aller Gebiete herausgegeben von H. Prinzhorn (Verlag Der Neue Geist, Leipzig 1928). Zur Diskussion stehe hier nur, inwiefern, sei es nach dem Beispiel von Freuds Lehre, sei es in anderer Einstellung, aus der medizinischen Psychotherapie der letzten Zeit direkte Beiträge zum Ausbau der neuen Persönlichkeitslehre geliefert worden sind.

[1] Vergl. Jahrg. II, Heft 6, S. 39 ff.

Digitized by Google

Innerhalb der Psychoanalyse selbst ist seit Freuds Schrift „Das Ich und das Es", 1923, eine entschiedene Wandlung im Gange. Während früher die Rückführung der individuellen Mannigfaltigkeit auf die Wurzeln in der Triebschicht, zumal in der kindlichen Sexualität, das Hauptinteresse auf sich zog, wurde von nun ab anerkannt, daß die Eigenart der einzelnen Persönlichkeit doch noch ganz andere Aufgaben stelle, und daß man nicht gut das Besondere aus dem Allgemeinen kausal erklären könne. So entstand unter der Sanktion von Freud selbst eine ganze Richtung innerhalb der Psychoanalyse, die sich nunmehr den Problemen des Charakters widmete. Adler hatte das ja schon in seinem ersten Buche „Der nervöse Charakter", 1912, getan, sich aber z. T. wegen der völlig veränderten Fragestellungen, mit denen er auch in dieser Hinsicht an den Menschen herantrat, von Freud und seinem Kreise getrennt. Wir kommen auf ihn noch zurück. Innerhalb des engeren Kreises um Freud waren es der verstorbene K. Abraham und heute besonders W. Reich („Der triebhafte Charakter", 1925) und F. Alexander („Psychoanalyse der Gesamtpersönlichkeit"), die sich den Problemen einer Forschungsrichtung widmeten, auf der bis dahin das Tabu der strengen Lehre gelegen hatte. Nun verhält es sich freilich noch nicht so, daß bereits in dem Sinne von Charakter, persönlicher Eigenart u. dgl. geredet würde, wie wir das in charakterologischer Einstellung bei Klages seit 1910 („Prinzipien der Charakterologie") und früher kennen, oder daß man gar mit der Charakterologie von Klages sich auseinandersetzen würde. Sondern nach wie vor wird die Fiktion aufrechterhalten, als habe man die Tatsache „Charakter" neu entdeckt und bewege sich bei ihrer Erforschung auf völlig jungfräulichem Boden. Eine Analyse dieser wunderlichen Als-ob-Haltung, die ja übrigens die Mehrzahl der Psychotherapeuten bis heute noch teilt (Kronfeld, Allers; Adler samt seinem ganzen Kreise), wird in absehbarer Zeit so leicht sein, daß jedermann sie machen kann — begnügen wir uns heute, nur die Tatsache anzumerken. Man pflegt auf anderen Gebieten meist die persönliche Leistung an ihrem Platze durch feierliche Namensvereinigung zu ehren — etwa in der Technik bei Auerlicht, Bunsenbrenner, Boschlicht — was das Licht der Charakterologie anlangt, so notieren wir, daß es auf dem Wege der stillen Enteignung sequestriert, sozialisiert, kapitalisiert worden ist.

Was Reich an Charakteranalyse betreibt, bewegt sich von fern dem zu, was wir darunter verstehen, viel weniger das, was Alexander betreibt. Zugegeben, daß natürlich von der Psychoanalyse her zunächst das Gebiet bearbeitet werden mußte, das Klages am wenigsten bebaut hat: die Trieblehre, so bleibt es doch erstaunlich, daß unser alltägliches Gesamtphänomen „Charakter" noch kaum gesehen wird von den Psycho-

Digitized by Google

analytikern, auch wo sie es anscheinend direkt studieren. Denn noch beherrscht der Wunsch nach kausaler Erklärung des Symptoms und das Dogma von seiner Heilbarkeit, von der Auflösbarkeit von „Eigenschaften" nach dem Muster neurotischer Züge, das Feld. Und demgemäß ist gerade das, was uns fesselt und als Gestalt beschäftigt: die persönliche Eigenart eines Menschen, dort noch überwiegend Rohmaterial für eine Reduktion, eine Zurückführung auf ein darunter wirkendes Eigentliches, Triebhaftes, neben dem die sichtbare Realität nur Schein, Symbol, Symptom sei.

In dieser Hinsicht geht nun Adler sogar noch weiter, obwohl er zunächst die Tatsache „Charakter" anzuerkennen scheint. Aber als was anerkennt er sie? Man staunt! Nämlich er nennt sie geradezu einen Kunstgriff der Person, ein Arrangement also zum Erreichen bestimmter Zwecke, in seiner sonst üblichen Sprache, oder eine Ausweicheform gegenüber sozialen Anforderungen! Adler ist — man halte dies nicht für einen Witz, es stimmt wörtlich! — überzeugt, daß alles, was von Anlage, Konstitution, Charakter gesagt wird, nichts als Gerede ist! Das Kind kommt als unbeschriebenes Blatt Papier zur Welt, und nur die Umwelt, das Milieu, schreibt sich auf diese „tabula rasa" ein. Das soziale Milieu, die Ernährung, die Stelle in der Kinderreihe, die Erlebnisse der Kindheit, die wesentlich um Minderwertigkeitsgefühl, Mutlosigkeit vor den übermächtigen Erwachsenen kreisen soll — das sind nach Adler die Faktoren, die das spätere Scheinphänomen des Charakters hervorbringen. In seinem letzten Buche „Menschenkenntnis" (bei S. Hirzel, Leipzig 1927) führt er diese allzu einfache Lehre in sehr schlichter, klarer Form aus, vom Medizinischen völlig abrückend in die Praxis des täglichen Umgangs mit Menschen, zumal mit Kindern — wie denn überhaupt an pädagogisch guten Einzelheiten sehr viel in Adlers Schrift zu holen ist, so daß jeder Pädagoge sie zum täglichen Brot zählen sollte.

Der Ehrgeiz treibt Adler jedoch dazu, aus seiner guten populären Lebenspraxis ein wissenschaftliches System zu machen. Und so gibt Wexberg mit einem großen Stabe von Anhängern ein „Handbuch der Individual-Psychologie" heraus (Verlag Bergmann, München 1926), in dem nun teils die Lehre systematisiert, teils nach dem Muster der Psychoanalyse eine Befruchtung der verschiedenen Wissenschaftsgebiete durch die Lehre nachgewiesen werden soll. Hier stimmen die Proportionen nicht mehr, der Wunsch wird nicht zum Vater von Gedanken, Befunden und weittragenden Deutungen, sondern bleibt Wunsch und verführt am ehesten dazu, die Denkformeln der Lehre auf ihn anzuwenden: Überkompensation — —.

Die Genealogie der scheinoriginellen Psychologien schreitet in rasendem Tempo vor: schon kann man sich vom Adler-Kreise wieder in der Hal-

Digitized by Google

tung der Autonomie, der Überwindung des Führers trennen: F. Künkel, wohl der gescheiteste der annähernd vierzig ständigen Mitarbeiter, die auf dem Deckel der „Zeitschrift für Individual-Psychologie" repräsentativ vereinigt sind, setzt der finalen Betrachtungsweise Adlers seine „infinale" gegenüber, die er als lebendigere ansieht und zu einer eigenen Charakterkunde ausbaut. Der wesentliche Fortschritt „der neueren Charakterkunde" (welcher?) liege darin, daß man den Menschen nicht nur für seine (bewußten) Ziele, sondern auch für seine (unbewußten) Zwecke verantwortlich mache. Solche theologisch gefärbten Sätze wechseln mit nur mehr logisch fundierten wie: „Jeder Lebensvorgang geht von einem lebendigen Wesen, von einem Subjekt aus und ist auf einen Gegenstand, auf ein Objekt gerichtet" — was zwar von einem Willensvorgang auch psychologisch gilt, beileibe doch aber nicht von einem (unbewußten) Lebensvorgang, etwa einer Migräne bei Föhn! Man fragt sich oft staunend, woher die Selbstgewißheit solcher Deduktionen stammt, die vielfach an Manifeste aus der Jugendbewegung erinnert; aber recht wenig an Sachforschung. Dabei verraten die Äußerungen über psychotherapeutisch wichtige Fragen des Alltagslebens gesunden Menschenverstand und praktische Klugheit, wie auch bei Adler. Während dieser aber in der Einstellung des Sozialpolitikers Fürsorge für die Mutlosen treibt, geht es bei K. auf eine ethisch-pädagogische Stützung des Protestantismus hinaus. „Die Charakterkunde, die sich von diesem Standpunkt aus ergibt, nennen wir die nonische. Sie hat im Prinzip Ähnlichkeit mit der sogenannten negativen Theologie des Mittelalters, die von dem Gedanken ausging, daß jede Aussage, die man über Gott machen kann, notwendigerweise falsch sein muß — — ist die Lehre von den Verirrungen des Subjektes, von den Mißlichkeiten, die entstehen, sofern der Mensch sich nicht mehr als Subjekt benimmt. Sobald er sich zum Objekt macht, entzieht er sich dem Infinale und unterliegt im gleichen Augenblick der toten Kausalität. Dann ist er ‚erklärbar'. Und ebenso sind alle Folgen der Irrung bis hinein in die Katastrophen des Klärungsprozesses Gegenstand exakter Forschung (!). Die Klärung selbst aber, des Neuaufleuchten des Subjektes, das Neuhervortreten des Infinale, liegt wieder jenseits aller wissenschaftlichen Erkennbarkeit."

Ob man sich außerkirchlich mit diesen Lehrsätzen wird einigen können, ist mehr als zweifelhaft. Es gibt in der neueren Psychologie doch einige Stützpunkte, die es uns ermöglichen, Charakterkunde ohne prästabilierte moralische Dogmatik zu treiben. Daß Freud und Adler kaum, Kierkegard, Nietzsche, Klages gar nicht vorkommen in diesem Buche, mag dem Verfasser einen gewissen Glanz von Autonomie psychologisch Ungebildeten gegenüber verleihen — für Wissende sieht es so aus, als habe ein kluger Praktiker seine Gewohnheit, mit Leidenden und Mutlosen von

Digitized by Google

bestimmter Art klar und schneidig zu reden, einmal auf ein Buch übertragen. Fehlt aber der Glaube, so hört man eben nur die überaus selbstsichere Botschaft eines gewandten Predigers, der gar nicht übel wäre, wenn er sich in den Schatten von Werken und Menschen höheren Ranges stellte, statt in die Scheinwerfer eines Privatzirkels.

Es wurde an diesem Beispiel etwas Allgemeines gezeigt: der mangelnde Sinn für Denkerproportionen, der das Schrifttum über Charakterologie heute zu einem besonders grotesken Jahrmarkte der Eitelkeiten entarten läßt, indes es doch eigentlich gerade den praktischen Psychologen obläge, sorgfältig zu unterscheiden, und die Mittel, mit denen sie sich anderen gegenüber eine leichte Überlegenheit sichern, auch, und sogar in verschärftem Maße, gegen sich selbst anzuwenden. Wir schweigen von der Schar der übrigen schreibenden Psychotherapeuten, die sich in ähnlichem Sinne überschätzen. Hingegen ist es wichtig, auf die überragendsten Gegenbeispiele hinzuweisen: G. R. Heyer, V. von Weizsäcker, V. von Gebsattel z. B., die bei ausgedehnter Produktion es vorsichtig vermeiden, sich in der Gedankenburg einer systematischen „Lehre" zu verschanzen, obwohl dazu bei ihnen wahrhaftig mehr geistiges Material vorhanden wäre.

Jung gibt in seinem letzten Buche „Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewußten" (Reichl, Darmstadt 1928) einen Einblick in eine Art von dramatischer innerer Mythologie, die sich ihm in der praktischen Arbeit bewährt hat. Er unterscheidet zwei seelische Prinzipien: der Anima gegenüber (die im Manne vorherrscht) den Animus, der in der Frau wohnt. Es ergeben sich bei dieser Unterscheidung manche drastischen Schlaglichter für schwer beschreibbare Zustände und Situationen.

Von den älteren Psychotherapeuten haben Mohr („Psycho-physische Behandlungsmethoden". Hirzel 1925) und Homburger („Psychopathologie des Kindesalters". Springer, Berlin 1926) die gewichtigsten Werke vorgelegt, wobei vor allem der letztere eine ganz unzeitgemäße Selbstbescheidung aus Weisheit walten läßt und dafür sich der charakterologischen Ausdruckspsychologie, zumal von Klages, durchaus öffnet. — Die Sammlung der Schriften O. Kohnstamms („Erscheinungsformen der Seele". Reinhardt, München 1927) von Landenheimer und Heyer besorgt, enttäuscht etwas: man fühlt gerade angesichts dieses Bandes, wie in diesem Falle die lebendige Persönlichkeit weit über seine gedruckten Arbeiten hinaus von Gewicht gewesen sein muß. Seine Deutungen der autohypnotischen Selbstbesinnung an seelisch recht labilen Persönlichkeiten überzeugt nicht. Viel stärker sind seine Bemühungen um die Kunst als Ausdruck, obwohl er auch in diesen Arbeiten mit dem Tiefgang von Klages nicht Schritt halten konnte.

Digitized by Google

Am weitesten vom Boden der Tradition entfernt hat sich unter den Psychotherapeuten C. Haeberlin („Ärztliche Seelenkunde". J. A. Barth, Leipzig 1928), obwohl er als allgemeinärztlicher Praktiker den Halt dieser Alltagstradition doch besonders unentrinnbar spüren muß. Aber diese Paradoxie spricht für sich: es wird sich wohl so verhalten, daß die freie Praxis mit ihrem lebendigen Wechsel und ihrer geringeren formalen Denkbindung zur Erprobung abweichender Begriffe und Anschauungen weitaus geeigneter ist als die Klinik. Jedenfalls ist in Haeberlins Buch zum ersten Male der radikale Versuch gemacht, aus dem vertieften Wissen um Seelisches, woran heute erst recht wenige teilhaben, einmal die Konsequenzen für die ärztliche Psychologie zu ziehen. Dabei handelt es sich um die Zusammenschau — wenn man lieber will: die Synthese — alles dessen, was in den letzten dreißig Jahren in psychologischer Hinsicht geleistet worden ist, unter Vermeidung oder ausdrücklicher Abweisung aller bereits überwundenen oder absterbenden Schiefheiten und Irrtümer, die das Menschenbild der Reagenzglasmedizin um 1900 umnebelt haben. Nicht nur die Quintessenz der Psychoanalyse samt ihren Ausläufern wird in sehr kultivierter und auf reife Erfahrungen gestützter Form einbezogen, sondern ebenso sorglich wird die ärztliche Anwendung jener Befunde und Begriffe, die aus der Charakterkunde und der Ausdruckslehre von Klages stammen, begrifflich vollzogen und an Einzelheiten erprobt. Daß schließlich von den weltanschaulichen Fragen, die in die praktische Psychologie des Arztes nun einmal hineinspielen, ob er will oder nicht, gerade die religiösen gründlich mit zur Geltung kommen, sei erwähnt.

Die vorige Generation wiegte sich ja gern in dem kindlichen Glauben, wenn man die Welt positivistisch-naturwissenschaftlich abgrenze, so sei man „voraussetzungslos", sowohl im weltanschaulichen wie im philosophisch-metaphysischen Sinne. Infolgedessen wird es nicht an Stimmen fehlen, die Haeberlin vorwerfen, er halte sich nicht an das naturwissenschaftlich Gegebene. Ein Arzt aber, der dies aus Prinzip tut, wird außerhalb der Klinik nicht weit kommen. Es ist ein anderes, strenge Methoden zu lernen, ein anderes, Kranke behandeln. Mag Haeberlins medizinische Persönlichkeitspsychologie noch nicht die für den künftigen Arzt repräsentative Form haben — sie kennzeichnet dennoch zum erstenmal den kranken Menschen und sein Verhältnis zum Arzt so, wie es in zehn bis zwanzig Jahren bestenfalls üblich sein wird. Ob das viele Ärzte heute schon sehen und erkennen können, ist sehr zweifelhaft.

Einstweilen herrscht noch die bequemere Fiktion von der reinen Naturwissenschaft in der Medizin, neben der man der psychotherapeutisch aufgelockerten praktischen Psychologie einen wunderlichen Rang einräumt: bald als einem lästigen Eindringling und Störenfried, bald als

Digitized by Google

einem überschwenglich verehrungswürdigen Heilprinzip. Beide Reaktionen weisen auf wenig verständige Beschränktheit hin. Der Wunschgedanke einer vertieften und allseitig offenen ärztlichen Betrachtungs- und Handlungsweise ist nicht Privatsache einiger Eigenbrötler, sondern Ausdruck einer Zeitströmung, die auch mehr als „Mode" heißen muß. Darin nun spielt die entscheidende neue Rolle das, was man heute mit dem Titel des größten dahin zielenden Sammelwerkes die „Biologie der Person" nennen kann, oder auch mit einem schärferen Ausdruck die „Psychologie der Persönlichkeit" oder „Charakterologie". Wer sich auf diesem Boden heute wirklich vorauswagt, der mag im Augenblick diejenigen befremden, die noch fester an alte Traditionen gebunden sind und die Freiheit von ihren Ketten als eine Ausschweifung ins Unsichere mißdeuten — er wird nach diesen Übergangszeiten als mutig-wagender Pionier am anderen Ufer stehen — und die Nachfolgenden werden behaupten, die Pontonbrücke, die er geschlagen, sei ein öffentlicher Weg.

Die Kunst, den Geist und Charakter von Männern und Frauen aus ihrer Handschrift zu beurteilen

neues Werk, in welchem mit überraschender Treue die Handschriften einer großen Anzahl berühmter Persönlichkeiten wiedergegeben sind, wie von Elisabeth, Königin von England; Maria Stuart, Königin von Schottland; von Ludwig XIV., den Kardinälen von Retz und Mazarin, von Bossuet, Fénélon, Racine, Boileau, dem Marschall von Luxembourg, von Friedrich dem Großen, Voltaire, Rousseau, D'Alembert, Franklin, von Châteaubriand, Pascal, Condillac usw. und den Frauen von Maintenon, von Sévigné, von Genlis, Necker usw.; nebst mehreren Schriften zur Kennzeichnung der Leichtfertigkeit, des Bildungsmangels usw.

von (Edouard Hocquart)

übersetzt von Martin Ninck, Riehen (Basel)

Paris

Bei Saintin, Buchhändler Ihrer Majestät der Kaiserin für Handbücher, rue de l'Éperon, n° 6.

Vorwort

Von Martin Ninck, Riehen (Basel)

Die heute zum Rang einer selbständigen Wissenschaft aufgestiegene Handschriftenkunde hat Grund, sich dankbar auf das nachstehende kleine Werk zu

Digitized by Google

besinnen, welches 1812 unter dem Titel L'art de juger de l'esprit et du caractère des hommes et des femmes sur leur écriture anonym in Paris herauskam. Von der Erregungswelle mit aufgespült, welche Lavaters physiognomische Fragmente und sein enthusiastisches Werben für diese neue Wissenschaft in der ganzen gebildeten Welt Europas hervorrief, stellt es, wenn nicht den ersten, so doch für jene Zeit den gelungensten Versuch einer Begründung der Graphologie dar, die Goethe noch acht Jahre später in Unkenntnis unserer Schrift als eine zwar mögliche, aber „äußerst komplizierte Sache" bezeichnete, über die sich, „ohne weit auszuholen, wenig sagen lasse, da man selbst über die Stelle im Zweifel schwebe, wo der ariadnische Faden, der uns durch das Labyrinth führen soll, anzuheften wäre" (Brief an Preusker vom 3. 4. 1820). Unser Verfasser hielt diesen Faden in der Hand, um ihn freilich allzubald wieder loszulassen, weil er Zeit seines Lebens ein geistreicher Dilettant blieb, der zwar auf den verschiedensten Gebieten wertvolle Anregungen hinterließ, sich aber nie beschränken lernte, um mit ganzer Kraft ein Problem anzupacken und es eine rechte Strecke vorwärts zu bringen.

Wer war dieser Verfasser? In seinem nächsten physiognomischen Werk tritt er mit seinem Namen heraus: Edouard Hocquart, und dieser Name ruft einen der fruchtbarsten Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts in Erinnerung, von dem freilich die Literaturgeschichte wenig weiß. Mit Mühe hat Crépieux-Jamin zu seinem Leben einige Notizen zusammengetragen. Im belgischen Tournay 1787 geboren, kam er 1795 nach Paris, wo er sich nach dem Tod seines Vaters bereits mit 19 Jahren vor die Notwendigkeit gestellt sah, sich selbst, seinen jüngeren Bruder und seine Mutter zu erhalten und nebenbei ansehnliche Schulden, die er ererbt hatte, zu bezahlen. Er übernahm die Buchhandlung seines Vaters und warf sich daneben aufs Kupferstechen. Mit kleinen Vignetten und Buchillustrationen machte er den Anfang und wurde als Zeichner der Tafeln naturwissenschaftlicher Werke bald sehr geschätzt. Da ihm der Kupferdruck technisch nicht genügte, kam er auf den Gedanken, auf Stahl zu stechen. Mit zäher Energie setzte er sich für Vervollkommnung und Verbreitung dieses neuen Verfahrens ein, als dessen eigentlicher Erfinder er in Frankreich zu gelten hat, und legte sich eine ansehnliche Sammlung von Stahlplatten teils für seine eigenen, teils für fremde Werke an, die er meist mit eigener Hand zeichnete und ätzte. Auch sonst trug er sich mit allerhand technischen Erfindungen, und unter seinen Papieren fand sich der Entwurf eines Gasmotors, der wahrscheinlich noch in die dreißiger Jahre zurückreicht.

Die Last seiner Berufsarbeit hinderte ihn nicht, sich schriftstellerisch auf den verschiedensten Gebieten zu versuchen und selbständige Tafelwerke zu bearbeiten. Er begann mit einem Taschen-Lavater, einem Auszug aus dem großen durch Moreau de la Sarthe übersetzten und überarbeiteten physiognomischen Werke, und ließ zu gleicher Zeit sein graphologisches Werklein folgen. In den zwanziger Jahren gab er außer einer Reihe moralisch erbaulicher Werke Le Duc de Berry oder „Tugenden und schöne Taten eines Bourbonen", Premières leçons d'histoire, einen Dictionnaire classique der berühmten Männer aller Völker von den ältesten bis auf die neueste Zeit, einen

Digitized by Google

Dictionnaire der französischen Sprache, eine Erklärung der griechischen Geschichtstafel und Mythologie und schließlich Le Monde oder geographisches Panorama der Länder und Meere des Erdkreises nach Humboldt heraus.

Die Einführung des Steindrucks in den dreißiger Jahren bedeutete für ihn eine Katastrophe. Seine reichen und wertvollen Bestände an Kupfer- und Stahlplatten waren mit einem Schlage entwertet, und er mußte sich nach anderen Einkunftsmitteln umsehen. Hatte er bis jetzt die Schriftstellerei mehr aus Liebhaberei getrieben, so fand er sich jetzt genötigt, auf materiellen Gewinn dabei bedacht zu sein. Die Tatsache, daß diese zweite Periode wieder durch ein physiognomisches Werk Physionomies des hommes politiques du jour jugés d'après le système de Lavater (Paris 1843 mit 4 Tafeln) eingeleitet wird, beweist, daß trotz seiner unruhigen Vielseitigkeit dieser Gegenstand doch immer eine besondere Anziehung auf ihn übte. Auch der Graphologie ist in dem kleinen Werk nochmals ein Kapitel gewidmet.

Die Liste der Werke, die Hocquart bis zu seinem Tode 1870 zusammenschrieb, ist unübersehbar. Der Katalog der französischen Nationalbibliothek zählt deren über 40. Kaum ein Gebiet, das er mit seiner fleißigen Feder nicht umriß. Er verfaßt ein umfängliches Handbuch für Bautechniker mit einer Sammlung und Erklärung aller Fachausdrücke und gibt dann wieder dem Roßknecht und Kuhhirten Anweisungen, ihre Tiere richtig zu pflegen. Er gibt die französischen Gesetzbücher heraus und erklärt den Kindern ihre Spiele, Ammenmärchen und Heiligenlegenden. Er bearbeitet die Geographie, die Geschichte und die Kunstdenkmäler seines Landes und gibt dem Kaufmannslehrling, dem Buchbinder, dem Gärtner, der Köchin ein kurzes Brevier ihrer Kunst in die Hand. Immer führt ihn ein kluger Instinkt für das augenblickliche praktische Bedürfnis. Sein Stil ist nicht klassisch und ohne besondere Zier; aber seine Ausführungen sind klar und übersichtlich, und er kommt geschickt dem Denken des einfacheren Mannes in den verschiedenen Berufsschichten entgegen. Die meisten seiner Bücher haben mehrere Auflagen erlebt; manche sind dem Volke unentbehrlich geworden. Sein kleiner Dictionnaire der französischen Sprache ist noch 1912 in 41. Auflage, sein Sécretaire de tout le monde sogar in 48. Auflage erschienen.

Der klare, unvoreingenommene Blick und die schlichte natürliche Urteilskraft unseres Autors sprechen auch aus der vorliegenden Schrift. Was Hocquart in der Einleitung und im begründenden Hauptteil im Geiste Lavaters und doch mit schärferer Bestimmtheit über die Handschrift sagt, kann alles heute noch gelten und verdiente, von manchem Praktikanten neu beherzigt zu werden. Die französische Ausgabe der „Fragmente" vom Jahr 1806[1], die Hocquart benutzte (von Nr. 32 an sind Tafeln und Text daraus wörtlich übernommen), enthält außer den Schrifttafeln Lavaters und seinen kurzen Bemerkungen ein ganzes Kapitel über die Handschrift vom Herausgeber Moreau de la Sarthe. Liest man die Ausführungen Moreaus, die überall beim Allgemeinsten stehen bleiben, so erkennt man, wieviel für Hocquart zu leisten war und wieviel als seine eigene Beobachtung angesprochen werden muß.

[1] Ihr Titel lautet: L'art de connaître les hommes par la physionomie.

Digitized by Google

Weniger Wert haben seine Einzelanalysen; und die nachgestochenen Tafeln, welche den Anforderungen moderner graphologischer Untersuchungstechnik nicht mehr genügen, können nur noch ein historisches Interesse für uns beanspruchen.

Auch das erwähnte Kapitel der Physionomies des hommes politiques bringt nichts mehr eigentlich Neues. Hocquart hat darin den weiteren Schritt getan, aus seinen Beobachtungen allgemeine Gesetze abzuleiten, die er in 19 Paragraphen mitteilt. Sind auch einzelne treffende Urteile dabei, so wurden seine Ergebnisse doch alsbald in Schatten gestellt durch das Werk eines bedeutenderen Franzosen, der eben damals seine weitschichtige Sammelarbeit begann und dem Problem der festen graphologischen Regeln die Hauptkraft seines Lebens widmen sollte: Jean Hippolyte Michon.

Ich teile zum Schluß die Ausgaben und Übersetzungen der Hocquartschen Schrift mit. Da ist außer der Ausgabe vom Jahre 1812 und der erweiterten zweiten Auflage von 1826 besonders der Wiederabdruck der Hauptteile (ohne die Tafeln und Analysen) und des Kapitels aus Physionomies des hommes politiques mit einer Einleitung, einer Handschriftprobe Hocquarts und einem graphologischen Portrait durch J. Crépieux-Jamin bei Alcan, Paris, 1898, zu nennen. Eine englische Übersetzung bearbeitete E. Lumley für sein kompilatorisches Werk The art of judging the character of individuals from their handwriting and style, London, 1875. Auszüge in deutscher Übersetzung von Isabella von Ungern-Sternberg brachten die Graphologischen Monatshefte 1905, die ich nicht vergleichen konnte.

Einleitung

Nichts ist so schwierig wie Menschenkenntnis; wie eindringen in das Denken, wie das erkennen, was unsere Sinne nicht treffen kann, da es ein irgendwie stoffliches Sein nicht besitzt? Und doch teilen wir einander die Gedanken mit, und das Wort, das wunderbare Mittel hierzu, erschien als etwas so Erstaunliches, daß große Philosophen, aus Mangel einer Erklärungsmöglichkeit, es für ein Geschenk der Gottheit ansahen; aber das Wort ist nicht das einzige Mittel, durch welches der Mensch seine Gedanken offenbaren kann. Die verschiedenen Bewegungen, die er ausführt, bekannt unter dem Namen der Gebärden, machen im weitesten Sinne des Wortes das aus, was man die Sprache des äußeren Ausdrucks nennt. Sprechen wir, so geschieht das fast immer unter dem Einfluß des Willens. Nicht so mit der Gebärde, die oft unwillkürlich hervortritt. Darum ist es leichter durch Worte zu täuschen, während die Gebärde, die uns entschlüpft, das Gepräge der Wahrheit an sich trägt. Die Sprache der Leidenschaft besteht hauptsächlich in den Bewegungen, welche das Wort begleiten. Die Gebärde mache die Beredtsamkeit aus, meinte der größte unter den Rednern.

Digitized by Google

Ein Blick ist ausdrucksvoller als die bestgewählten Worte. Wer könnte uns davon überzeugen, daß er liebt oder haßt, wenn sich die Unruhe seiner Seele nicht in seinen Augen, im Spiel seiner Mienen, in den Bewegungen, die ihn umtreiben, malte.

Wie das Getast die falschen Einbildungen der übrigen Sinne zerstört, so berichtigt die Ausdrucksbewegung häufig den Sinn unserer Worte. Am bitteren Lachen erkennt man die Ironie, und die Unsicherheit des Blicks verrät die Furchtsamkeit, welche sich hinter drohenden Worten versteckt. Die verschiedenen Äußerungen unserer Gedanken sind um so wahrer, als sie schwieriger nachzuahmen sind: so ist der Tonfall schwerer wiederzugeben als die eigentümliche Wortwahl, und noch größere Schwierigkeiten macht die Ausdrucksgebärde. Was der Gebärde bei der uns beschäftigenden Frage zumal eine Sonderstellung verleiht, das ist die Notwendigkeit eines vollkommenen Einklangs aller unserer Mienen. Stimmt ein einziger Zug mit der Bewegung der übrigen nicht überein, so ist die Verstellung offensichtlich. Vergeblich werden die Lippen wie im Ausdruck der Freude sich bewegen, wenn die Augen nicht mit neuem Glanze leuchten, wenn die Stirn sich nicht aufhellt und die Falten, die sie durchziehen, verwischt. Besitzt nun jeder Gesichtszug seine Sprache, da er ja ganz eigentümliche Bewegungen zeigt, fürwahr, welche Übung braucht es alsdann, alle auf den gleichen Ausdruck zu stimmen, wenn dieser vom Gefühl nicht angegeben ist! Bleibt es also schwierig genug, eine Leidenschaft vorzutäuschen, wenn uns gar keine bewegt, welche Herrschaft müssen wir dann erst über uns selber ausüben, die ausbruchsbereiten Bewegungen niederzuhalten und unseren Zügen ein Mienenspiel zu verleihen, welches den uns beherrschenden Leidenschaften gerade entgegensteht! Fügen wir hinzu, daß es einzelne Bewegungen gibt, die der Herrschaft des Willens völlig entzogen sind, und darum in den Bereich der Nachahmung gar nicht hineinragen.

So bleibt es denn schwierig, einem aufmerksamen Beobachter, der sich auf diese Unterschiede versteht, Gefühle aufzudrängen, die man gar nicht empfindet, indem man sie vorzutäuschen sucht. Aber der Mensch hat nicht immer die Absicht, sich zu verstellen oder seine Gefühle auszudrücken. Indessen können seine Handlungen, und selbst die gleichgültigsten, unter gewissen Umständen zu seiner Beurteilung dienen, da sie notwendigerweise durch seinen Charakter beeinflußt werden. Kann nicht der Mensch, wenn er ohne jeglichen Zwang handelt, seine Lebhaftigkeit oder Langsamkeit, sein Ungestüm oder die ihm eigene Zurückhaltung, seine derbe oder sanfte Natur, seine Gewandtheit oder Ungeschicklichkeit deutlich offenbaren? Wer den Grazien huldigt, zeigt es im allgemeinen in all seinen Bewegungen. Ein Sonderling macht nichts wie ein anderer, und seine Bewegungen müssen ein ganz eigentümliches

Digitized by Google

Gepräge an sich tragen. Dies sind die wichtigsten Abwandlungen, welche sich in den Bewegungen des Menschen gemeinhin bemerkbar machen und welche die hervorspringenden Züge in seinem Charakter bezeichnen.

Andere Spielarten können aus der Stetigkeit oder Wiederholung einer Handlung gewonnen werden. Zeigt sie einiges Beharren oder wiederholt sie sich öfters? Menschen von geringer Ausdauer sieht man stets gegen das Ende erlahmen, und darin liegt ihre schwache Seite; der Unbeständige wechselt in seinem Betragen und der Launische macht Seitensprünge. Ob Zuschauer zugegen sind? Der Geck möchte sich hervortun; der einfache Mensch aber handelt, wie wenn er von niemandem beobachtet wäre.

Man sieht also, wie ein aufmerksamer Beobachter mit einigem Scharfsinn mehrere Charakterzüge eines Menschen aus den Bewegungen, die er ausführt und die doch völlig gleichgültig scheinen, abschätzen kann, und indem man diese allgemeinen Betrachtungen auf die Handlung eines Schreibenden anwendet, erkennt man gleicherweise, daß sich in ihr alle Voraussetzungen wiederfinden müssen, die wir soeben erörtert haben. Bedenkt man aber, daß die Handlung des Schreibens den Bewegungen der Seele und unserer Gedanken folgt, so ergibt sich daraus, daß sie das Gepräge unserer Gemütsbewegungen tragen und in Bezug stehen muß zu den Fähigkeiten unseres Geistes.

Die Kunst, den Charakter der Menschen aus ihrer Schrift zu beurteilen

Wenn man schlecht und schwerfällig schreibt, so folgt die Hand nicht mehr der Bewegung des Denkens, und die von uns angegebenen Beziehungen bestehen nicht weiter; aber man erkennt, daß der Mangel an Schulung die Ursache ist. Eine wenig geübte Hand, deren Erziehung doch nicht vernachlässigt wurde, verrät sich in der Anstrengung, welche sie macht, um wenigstens mittelmäßig zu schreiben. So unterscheidet man unter Menschen, wem es an Erziehung und wem es an bloßer Übung gebricht. Andererseits ist eine schöne Schrift oft das Ergebnis einer besonders sorgfältigen Schulung; dann steht sie im Einklang mit dem Beruf, den man ausübt, und trägt gewöhnlich dessen Gepräge. Erkennt man nicht die Schrift eines Kaufmanns, und könnte sie von den Schriften vieler anderer Berufsarten unterscheiden, in denen eine gepflegte Schrift ebenfalls notwendiges Erfordernis ist? Aber wo sich so viele Kunst entfaltet, da dringt die natürliche Eigenart schwer durch. Nicht daß ein geübtes Auge auch hier nicht mehrere Spielarten im Einklang mit gewissen Charakterzügen unterscheiden könnte; doch werden wir in den

Digitized by Google

folgenden Betrachtungen nur von Schriften sprechen, in welchen die Erziehung weder zuviel noch zuwenig getan hat, die demnach sozusagen als natürliche betrachtet werden können.

Im allgemeinen erkennt man leicht den Unterschied in der Schrift beider Geschlechter. Wenn es gesellschaftliches Übereinkommen wäre, daß die Frauen eine eigene Schrift besäßen und man ihnen zur Nachbildung Muster vorlegte verschieden von denen, welche den Schriften der Männer zum Vorbilde dienen, so könnte man diesen Unterschied als unabhängig vom Charakter ansehen, welcher die beiden Geschlechter unterscheidet. Nun aber folgen sie den gleichen Mustern, den gleichen Regeln und gleichen Lehrern. Es ist wahr, daß man die Frauen weniger übt, daß man von ihnen nicht dieselbe Vollkommenheit verlangt; aber welches auch der Unterschied sei, der daraus sich ergeben könnte, so bezeichnet er niemals das Wesen der beiden Schriften. Mangel an Übung und Sorgfalt kann sich immer in der Schrift des Mannes finden, und doch wird man irgend etwas Männliches in der Hand erkennen, welche die Züge formte. Wenn eine Frau gut und mit Leichtigkeit schreibt, verrät sich diese nicht ebenso an bestimmten Zügen? Nicht daß man sich manchmal nicht auch darüber täuschen könnte! Aber ebensogut auch über ihr Gesicht; ein eigenes Gepräge bezeichnet dasselbe, und doch gibt es immer Fälle, die uns in die Irre leiten.
Wer sich durch einzelne Ausnahmen aufhalten läßt, wird entweder zu gar keinem Urteil kommen oder doch immer häufiger irren als der, welcher allgemeine Regeln beobachtet. Bemerkt man nicht weniger Kraft, Sicherheit und Kühnheit in der Schrift einer Frau? Und doch braucht man diese Eigenschaften nicht in hohem Maße zu besitzen, um Schriftzeichen zu formen, in welchen sie zum Ausdruck kommen. Die Frauen könnten wohl anders schreiben, aber sie werden dazu nicht von Natur geführt. Mit weniger Kraft begabt, entwickeln sie dieselbe auch weniger. Ihre leichten Hände stützen sich wenig auf das Papier. Gewohnt, auf sich selber zu achten, zurückhaltend in all ihren Bewegungen, verlieren sie sich auch mit der Feder nicht leicht wie die Männer. Zu dieser Zurückhaltung gesellt sich eine Feinheit in der Gestalt der Buchstaben und eine Anmut in den Zügen, die vollkommen mit ihrem Geschmack im Einklange steht.

Alle Völkerschaften unterscheiden sich voneinander durch die persönliche Eigenart ihres Wesens. Man erkennt sie an ihren Zügen, ihrem Gehaben, ihrer Sprache. Alles trägt das Gepräge des nationalen Charakters, und dasselbe bemerkt man in Gebärde und Schrift. Die Wahl der Buchstabenform kann das Werk des Zufalls sein; vielleicht ist sie

Digitized by Google

von anderen Völkern entliehen, aber sie wird immer abgeändert werden von dem Volk, welches sie übernimmt. Der innere Geist des Volkes steht hier ändernd am Werke. Die meisten zivilisierten Völker Europas haben die gleichen Formen der Buchstaben angenommen, aber die Schrift jedes einzelnen trägt einen eigentümlichen Charakter. Man unterscheidet den Italiener, den Franzosen, den Engländer ebenso leicht an der Schrift wie an seinen Gesichtszügen. Mit einer einzigen Beobachtung über den Charakter der völkischen Handschriften mag es genug sein. Diejenige der Italiener ist bemerkenswert durch eigene Feinheit und Geschmeidigkeit. Sind eben das nicht die hervorstechendsten Wesenszüge dieses Volkes?

Die Ähnlichkeit, welche man oft bei den Gliedern derselben Familie beobachtet, findet sich ebenso in ihrer Schrift: sie ist weniger in die Augen springend, weil Gestalt, Antlitz, Stimme, Sprache und Benehmen einer größeren Anzahl von Beziehungen Raum bieten, aber sie ist darum nicht weniger vorhanden. Vielleicht ist man versucht, sie dem Umstande zuzuschreiben, daß die Geschwister dieselbe Erziehung genossen, daß sie meist die gleichen Vorbilder vor Augen haben, häufig miteinander schreiben und sich gegenseitig zum Muster nehmen; aber, einen gewissen Einfluß der Erziehung zugegeben, welcher hauptsächlich die Buchstabenform mitbestimmen muß und das, was man die stoffliche oder mechanische Seite der Schrift nennen kann, so werden doch immer einzelne Abweichungen zurückbleiben, welche von den Ausdrucksbewegungen abhängen und sich auf die seelische Eigenart zurückführen. Die Erziehung wird daher notwendig diese Ähnlichkeit nur verstärken, niemals sie verursachen. Deshalb kann man oft die Schrift verschiedener Glieder derselben Familie, wenn sie zusammen erzogen wurden, kaum unterscheiden; ja Geschwister, die fern voneinander lebten und eine verschiedene Erziehung genossen, zeigen oft noch in ihrer Schrift eine merkwürdige Ähnlichkeit.

Von allen Tätigkeiten des Menschen gibt es keine, welche mehr das Abbild seiner Persönlichkeit wäre als seine Schreibweise. Maler und Bildhauer haben ihre eigene Linie, an welcher man sie erkennt. Immerhin, um einen Künstler aus seinen Erzeugnissen wiederzuerkennen, muß durch genugsame Übung der Geschmack schon gebildet und das Gefühl verfeinert sein. Aber welche Kunst, welche Übung braucht es, um die Hand irgend jemandes wiederzuerkennen, dessen Schrift man einige Male gesehen? Diese stellt vielmehr so sehr seine Eigenart vor Augen, daß die Gesetzgebung aller Völker der Unterschrift mehr Wichtigkeit beigelegt hat als dem Zeugnis einer Menge von Menschen.

Digitized by Google

Das Alter, welches so gründlich unser Dasein verändert, welches auf all unsere Bewegungen seinen Einfluß ausübt, muß notwendig der Schrift ein eigenes Gepräge aufdrücken. Die Schrift nimmt bestimmte Gestalt an erst zur Zeit, da der Charakter sich bildet; sie gewinnt sich später die Kraft und die Kühnheit der Mannesjahre hinzu, und die schwache Hand des Greises, wohl unterschieden von der des Kindes, gibt Zeugnis von den Stürmen der Zeit. Eine Krankheit kann in der Blüte der Jahre die Hand zitterig machen; aber wenn sie die geistigen und sittlichen Eigenschaften nicht mitbeeinflußt, so läßt sich die ihnen eigentümliche Energie trotz der unbestimmten Buchstabenumrisse noch erkennen.

Alles, was nicht regelmäßig ist, beleidigt das Auge des ordnungliebenden Menschen. Nicht durch Vernunft sieht er sich auf die Ordnung gewiesen, sondern durch den Geschmack. Die Vernunft kann wohl diese Neigung verstärken, ja ihre Quelle scheinen; denn nichts kommt mit der Vernunft mehr überein als die Ordnung. Das Gefühl, welches uns an sie weist, ist lebhaft, beständig, und tritt bei den verschiedensten Gelegenheiten im Leben hervor. Die Schrift muß darum ihr Spiegelbild sein: die Schrift des Kaufmanns trägt ihr Gepräge. Deshalb würde er, sei es aus Instinkt, sei es aus Überlegung, wenig Vertrauen haben zu einem Angestellten, dessen Schrift, ob auch lesbar, so doch ungeordnet wäre. Nicht allen Menschen ist es gegeben, regelmäßig zu schreiben. Der eine, weil zu zerstreut, kann seine Aufmerksamkeit nicht lange auf etwas hinrichten; der andere hastet zu sehr, getrieben von seiner natürlichen Lebhaftigkeit oder mitfortgerissen von der Erregung des Augenblicks; die einen wechseln aus Unbeständigkeit, welche den Grund ihres Charakters ausmacht, immer wieder die Maßstäbe und Abstände; andere endlich können aus natürlicher Anlage ihre Bewegungen nie richtig zügeln. Man sieht daraus, daß die Ordnungsliebe mit einer Reihe von Eigenschaften zusammentreffen muß, damit der Wille, in regelmäßiger Weise zu schreiben, sich behaupten und eine volle Wirkung erzielen kann.

Eine regelmäßige Schrift kann mehrere Abwandlungen zeigen, deren wichtigste die Gleichförmigkeit ist. Es gibt Züge, welche unveränderlich bleiben sollen, weil sie teilhaben an der wesentlichen Gestalt der Buchstaben. Doch finden sich andere, die man beliebig verändern kann. Bemerkt man, daß diese eine bestimmte, immer wiederkehrende Form bewahren und stets die gleichen Größenmaße zeigen, darf dann wohl die Annahme zurückgewiesen werden, daß diese Gleichförmigkeit im Einklang steht mit einer großen Charakterausgeglichenheit? Unnötig zu bemerken, daß die Erfahrung die volle Bestätigung dafür bietet.

Eine Schrift muß lesbar sein, das ist die erste Eigenschaft, die man von

Digitized by Google

ihr verlangt. Wird ein genauer und sorgfältiger Mensch verfehlen, diese unerläßliche Regel zu beobachten? Ordnungsliebe genügt nicht. Wenn Gleichmaß in der Schrift herrscht, kann das Auge befriedigt sein, der Geist ist es doch nicht, wenn die Regeln, welche Deutlichkeit fordern, nicht befolgt sind.
Ein pedantischer Mensch wird die Beobachtung dieser Regeln bis ins Äußerste treiben. Er wird keinen Zug, keinen Punkt, kein Komma weglassen. Und diese Bemerkung gilt so allgemein, daß sie Anstoß gegeben hat zu einer sprichwörtlichen Wendung, um einen Menschen von solchem Charakter zu bezeichnen[1].

Man kann das Schöne lieben, ohne es nachahmen zu können, und wer es liebt und nachahmen kann, geht ihm nicht immer nach. Wer malt, sucht ein getreues Abbild der Natur zu geben; denn die Schönheit der Formen, der Farbengebung und des Entwurfs begründet den eigenen Reiz der Kunst. Wer schreibt, möchte genau die Welt seiner Gedanken schildern; diese bleibt jedoch unabhängig von der Schönheit der Buchstaben, welche sie darstellen. Darum wird sie häufig vernachlässigt, und strebt man absichtlich nach schöner Bildung der Schriftzeichen, so hat man nicht immer Glück. Es braucht einige Nachahmungsgabe dazu, Geschmack und Geschick, Eigenschaften, mit denen nicht alle begabt sind, ferner Fleiß und Übung, die viele Menschen für so etwas zu kostbar halten. Das Streben, sich in dieser Richtung hervorzutun, legt die Vermutung nahe, daß sorgloser Leichtsinn eine solche Zeitverschwendung veranlaßte oder die Not zur Pflege eines Talentes geraten habe, welches man als Beruf ausüben oder aus welchem man sonst Nutzen ziehen möchte. Man wirft den Gelehrten und unseren Großen oft den entgegengesetzten Fehler vor. Man darf annehmen, daß sie ihn zuweilen vortäuschen; doch ist er ihnen natürlicher als man glaubt. Die einen lassen sich zu sehr von der Einbildungskraft mitfortreißen, die anderen nehmen sie zu wenig in Pflege; jene legen gemeinhin zu wenig Gewicht auf die äußeren Formen, diese verachten oft den Schmuck der Gelehrsamkeit. Aber es gibt eine Schrift, welche, ohne schön zu sein, doch angenehm wirkt; sie ist den Regeln der Kunst nicht unterworfen, aber zeigt eine Anmut, eine elegante Zierlichkeit und ein Etwas in den Formen, die beweisen, daß der Schreiber sie nicht vernachlässigte, daß er einen durch großzügige Erziehung gepflegten Geist und einen Geschmack besitzt, der keine Beschränkung kennt, indem er sich auch in den Dingen betätigt, denen sonst keine große Wichtigkeit zugemessen wird. Schreibt man für sich, so schreibt man mit größerer Nachlässigkeit; aber der

[1] Anspielung auf die französische Redensart Mettre les points sur les J. Anm. d. Herausgebers.

Digitized by Google

Mann von Geschmack vergißt nicht, was er sich schuldig ist, wenn er auch keinen anderen Richter neben sich hat. Was er tut, muß er bei sich billigen, ob er es allein sieht oder ob andere es sehen. Man schmückt sich nur für die Gesellschaft, aber wenn der Empfang vorüber, sollte das Alltagskleid nicht jeglicher Anmut und Zierlichkeit entbehren. Man gibt sich größere Mühe, wenn man an andere schreibt, und diese bei allen Gelegenheiten streng festgehaltene Sorgfalt deutet auf den ständigen Wunsch zu gefallen. Eine Schrift kann mehr oder weniger verziert sein; tritt aber die Absichtlichkeit solcher schmückender Zutaten im geringsten hervor, so enthüllen sich darin Eitelkeit, Ziererei, Leichtsinn oder Prahlsucht.

Schönheit verträgt nicht immer die Einwirkung heftiger Leidenschaften. Schwerer Kummer zermürbt, Zorn entstellt; die sanfteren Gemütsbewegungen allein können Reize verleihen. Deshalb vermieden es die alten Bildhauer, Bewegungen darzustellen, welche sich allzuweit von der Grenze des Maßvollen entfernen. Ein Liebhaber, der seiner Geliebten schreibt, wird das heftige Gefühl, von dem er bewegt ist, ohne zu wollen, in den unregelmäßigen Zügen, die er bildet, widerspiegeln. Liebt er und sucht er die Überzeugung davon noch zu befestigen, so wird er künstlich ein schönes Durcheinander anrichten! Was liegt daran, daß man übertreibt, wenn man nur liebt? Aber der leidenschaftlichste Brief, mit gelassener Hand geschrieben, dürfte genügen, die verliebteste Person abzukühlen, wenn überhaupt etwas sie abzukühlen vermag.
Künstlichkeit verrät sich jederzeit dem, der die Natur genau beobachtet. Man weiß, daß Furcht die Bewegungen unsicher macht. Sucht jemand im Schreiben solche Zitterungen nachzuahmen, so sieht man bald, daß er mit allzu krampfhafter Hand zitterte. Stellt er sich, als werde er vom Ungestüm der Leidenschaft mitfortgerissen, so wird man etwas Gewaltsames, Gekünsteltes in seiner Art entdecken, welches im Widerstreit steht mit der Ungezwungenheit, die er vortäuschen möchte. Und wirklich, man erinnere sich doch der Schwierigkeit, die Schrift eines anderen nachzumachen! Dieselbe Schwierigkeit besteht, wenn man sich selber nachmachen möchte: man erkennt wohl die Person, die sich spielt, aber glaubt nicht an die gespielte Leidenschaft.
Man hat sehr allgemein und doch mit Recht gesagt, die Bewegung sei das Leben. Darum darf man nicht erstaunt sein, daß sie unendlich viele Abschattungen zeigen kann. Lebhaftigkeit setzt Schnelligkeit der Bewegungen voraus; aber schnelle Bewegungen beweisen nicht immer die Lebhaftigkeit des Charakters. Wer immer hastig schreibt, hat es eilig, zu Ende zu kommen, und er schreibt schnell, um nur rascher die Tätigkeit zu beschließen, wie man aus Faulheit fleißig sein und wie man

Digitized by Google

arbeiten kann, um sich bald ausruhen zu können. Aber dies Bestreben verrät sich deutlich an der Unvollkommenheit der Arbeit, und die nur flüchtig umrissenen Buchstabenformen beweisen, daß man sich keine Mühe gab, sie sorgfältig auszuführen.

Eine andere Ungeduld, verschieden von der, die sich vom Arbeitsüberdruß herschreibt, kennzeichnet sich durch eine gewisse Heftigkeit in den Bewegungen. Ist sie gemäßigt, so übt sie auf die Gestalt der Buchstaben keinen großen Einfluß, doch sind diese von der Hand sozusagen in Sätzen und Sprüngen hingeworfen. Wer möchte glauben, daß, wenn man unter dem Einfluß des Zornes schreibt, der Geist allein davon bewegt sei, daß bei der Aufregung der Seele die Hand gleichgültig bleibe: wird sie sich begnügen, allein durch Schnelligkeit darauf zu antworten, und wirft sie leicht hin, was sie mit solcher Gewalt empfunden? Wird sie nicht vielmehr, von gleicher Kraft bewegt, die vorgeschriebenen Grenzen überschreiten, so daß die Schriftzeichen eigene Größenverhältnisse und eine eigene Härte zeigen?

Wenn im Gegenteil der Geist der Fröhlichkeit hingegeben ist bei einem Menschen, der von Natur dahin neigt, so scheint die Hand auf dem Papier zu spielen. Die Seitensprünge, die man sich gestattet, weisen auf Ungebundenheit, keineswegs aber auf den Antrieb einer Leidenschaft. Man kann sich dabei gewisse Schnörkel erlauben, sie können Anmut zeigen, aber sie sind ohne jeden Anspruch; oder ist die Hand nicht leicht genug, sie in gefälliger Weise zu runden, so zeigen sie wenigstens keine Härte. Lavater hat in seinem Werk ein Beispiel von der Schrift eines phlegmatischen Melancholikers gegeben[1], welche das Gepräge dieses Charakters gut widerspiegelt: langsam und fast widerwillig zieht er seine Buchstaben, er gefällt sich nicht, sie durchzubilden, kein überflüssiger Zug macht sich bemerkbar; die Schrift ermangelt jeder Energie, ohne doch der Feinheit zu entbehren. Die Langsamkeit der Hand kann, wenn der Gedankenablauf sie nicht aufhält, nur von einem Mangel an Übung und dann von einer gewissen Schwerfälligkeit im Gestalten der Schriftzeichen oder aber von einem Mangel an Lebhaftigkeit herrühren. Doch darf dieser Unterschied nicht zu einem Irrtum verleiten. Lebhaftigkeit ist sicherlich das Vorrecht der Jugend; aber dieses Alter schreibt langsam, und man erkennt mühelos die noch ungeübte Hand.

Wer Langsamkeit mit Kraft verbindet, zieht gleichsam eine mühsame Furche im Schreiben. Jedermann muß zugeben, daß die Schrift das Gepräge der Kraft trägt. Wir haben ihre Einwirkung bei den energischen Leidenschaften erörtert und gesehen, daß Entschiedenheit in den Zügen die Schrift des Mannes von der der Frau unterscheidet. Man wird sich

[1] Siehe Tafel 20.

Digitized by Google

deshalb nicht wundern, daß eine feste, lebhafte Schrift Energie bezeichnet. Ist denn Energie nicht die Verbindung von Kraft und Lebhaftigkeit? Doch wäre es lächerlich, ihren Wirkungskreis bestimmen zu wollen, genug, daß man ihre Spur zu erkennen vermag. Eine andere Art von Kraft besteht gleichsam in der Dauer: ich meine die Ausdauer; denn die Beständigkeit hat eher Bezug zur Dauer der Gefühle. Im ersten Fall behauptet sich die Hand, im zweiten wechselt sie die Formen nicht. Der Unbeständige hat oft keinen Grund, des Schreibens müde zu werden, und wird dennoch müde.

Aus der Schrift läßt sich eine Charaktereigenschaft erkennen, die sich nur schwer mit der Lebhaftigkeit verbindet: die Sanftheit. In Frauenschriften findet man häufige Beispiele. Nicht daß man sich darüber nicht auch täuschen könnte! Man erkennt sie am Fehlen der Züge, welche die entgegengesetzten Eigenschaften anzeigen, und an einer gewissen Weichheit der Formen. Gut beobachten läßt sich dies in der Schrift von Fénélon.

Aus der Richtung, welche unsere Leidenschaften nehmen, entstehen die Tugenden und die Laster. Aber welche Beziehung kann das Objekt unserer Leidenschaften haben mit dem Gegenstand, der uns beschäftigt? Jeder Anspruch in dieser Hinsicht wäre eitel.

Doch lassen sich wohl gewisse Beziehungen zu den geistigen Fähigkeiten fassen. Wir sagten, daß im Schreiben die Hand der Bewegung des Denkens folge. Diese Überlegung gestattet uns zuerst die Bemerkung, daß sich erkennen läßt, ob die schreibende Person einer anhaltenden Aufmerksamkeit fähig sei. Wer sich niemals verschreibt, beweist dadurch seine geistige Konzentrationsfähigkeit, und dieser Nachweis ist von größerer Wichtigkeit, als es zuerst scheinen mag. Viele Menschen waren im Verlauf ihres ganzen Lebens nicht fähig, eine Abschrift ohne Verbesserungen herzustellen, so wenig waren sie imstande, ihre Aufmerksamkeit zu zügeln.

Regnard[1] hat, als er das Bild des Zerstreuten zeichnete, nicht verfehlt, ihn unter diesem Gesichtspunkt darzustellen, ob auch in den Zügen der Posse.

Hält man sich andererseits einen Menschen vor, dessen Einbildungskraft oder Urteil von einem Gegenstand ganz in Beschlag genommen ist, so zeugen die Eile und Mühelosigkeit, mit der er seine Gedanken hinwirft, für die Leichtigkeit seines Schaffens, und nicht mit Unrecht bewundert Voltaire in seinen Bemerkungen über den Telemach Fénélons die Sauberkeit des Manuskripts, welches so wenig Verbesserungen aufweist.

[1] Jean François Regnard, französischer Lustspieldichter, 1655—1709. Seine Komödie „Le Distrait" erschien 1697. Anm. d. H.

Digitized by Google

Schriftproben

No 1 und 2

Es genügt, einen Blick auf die Schrift von No 2 zu werfen, um den völligen Mangel an Erziehung zu erkennen.
No 1 weist auf eine weniger vernachlässigte Erziehung, die doch bei weitem nicht sorgfältig genug war.

No 3

Der ausgesprochenste Leichtsinn verrät sich im Haschen nach lächerlichen und gehäuften Schnörkeln. Man wäre kaum erstaunt, zu hören, es sei die Schrift eines Menschen, der, vor der endgültigen Wahl seines Berufs, Buchhändler werden wollte, um ein Lesezimmer zu halten und nur immer Gelegenheit zu haben, Romane zu lesen.

No 4

Hier zeigt sich weniger Leichtsinn als in der vorhergehenden Schrift; heiteres Wesen ohne eigentliche Anmut. Es ist die Schrift eines jungen Mannes, dem es an Gaben nicht fehlt, dessen Geschmack aber nicht gepflegt ist.

No 5

Frauenschrift, welche große Ausgeglichenheit des Charakters, Ordnungsliebe und ausgesprochene Sanftheit anzeigt.

No 6

Die Schrift einer Dame, welche, bei guter Geisteskultur, doch der Ordnung ermangelte und nicht genügend den Grazien huldigte.

No 7

Hier gibt sich die Hand einer Dame mit großer Übung im Schreiben, von gutem Geschmack und leichter Darstellungsgabe zu erkennen[1].

No 8 und 9

Es springt in die Augen, daß die Schriften der Nummern 8 und 9 Männern von verschiedener Geistesart angehören.
Die erste kündet einen Charakter voller Lebhaftigkeit an; sie trägt das Gepräge einer lebendigen, kühnen und eigenartigen Phantasie, die, während sie sich mit großen Gedanken beschäftigt, gleichzeitig doch nicht die Einzelheiten vernachlässigt; es ist die Schrift des Verfassers der „Blutzeugen" (Châteaubriand).

[1] Frau von Genlis.

Digitized by Google

N.° 1.

J'aurois aussi besoin d'une suite de croquis pour y mettre ce qu'un trait sans accessoire

N.° 2.

Monsieur, j'ai l'honneur de vous adresser ci-joint les pour avoir l'honneur de faire votre connoissance je suis libraire &c

N.° 3

J'ai reçu de Paris ce qui suit de plus que le 10 Janvier dernier je soussigné

N.° 4.

Monsieur Cruel à Monsieur Doux Doré à Son corps défendant qui

N.° 5.

Il se signale bien de ne pouvoir vous accompagner quelquefois dans vos courses de n'être pas près de vous dans le séjour des muses, nous y ferions mille observations tantôt agréables qui utiles.

Digitized by Google

N.° 7

Enigme

fière de mon pouvoir,
humble dans mon emploi,
j'ai vu souvent s'abbaisser
devant moi
Des plus grands Souverains
la Majesté Suprême
neanmoins au milieu de
ma prospérité
dans le Sein de ma gloire
même
on me traita toujours
avec indignité!

N.° 8

Envoyer le génie les
martyrs et l'itinéraire
à M.de... avec la lettre
ci-jointe.

N.° 9.

N.° 6.

je suis pour jamais infiniment
obligée Monsieur de
Souvenir que vous me
marquez et de l'intérêt

N.° 10.

Dans l'arrêt de madame ne changez
pas l'ordre de ses prénoms &c

N°. 11.

an Chance
lle nonce
ncernant
man soue

N°. 12.

Vostre bie affectionee

N°. 13.

your oun feffül
frindand (usignes

marieR

N°. 14.

Madame la
Ornesse mad dom
ressorder et ie ser
ai encentier.

N°. 15.

Mme Mme
Mme

N°. 16.

a Ferney ce 15e de Juin 1759

Je Vous bien mon Cher Sacripan que Vous Conservez le Caracte=
=re d'ambassadeur a etampes il faut bien que ce Carac=
=tere soit indelebile Vous avez des espions chez moy vous savez ce que je fais et Vous formez des pretens=
=tions sur mes ouvrages

N°. 17.

Monseigneur faudra til que le pauvre Voltaire ne vous ait d'autres obligations que de Lui avoir corrigé par une année de Bas=
=tille.

N°. 19.

a Son Sadiamor

Croyez qu'il n'y a personne qui vous aime plus sincerement ni par plus de raisons que moi

N°. 20.

Comme j'etois sur le point de vous interrompre en vous ecrivant je fis une grosse faute dans ma lettre

N°. 18.

Paroles de Desportes

C.

Douces brébis mes fidelles compagnes,
Vergers, buissons, forets, prés, et montagnes
Joyez temoins de mon contentement.
Et vous, ô Dieux! faites, je vous supplie,
Que cependant que durera ma vie
Je ne connoisse un autre changement.

N°. 21.

[illegible] ans en un [illegible]
de plus de trois mil
[illegible] hommes et une
grande quantité d'[illegible]

N°. 22.

La plus grande
joie que j'ai a mon
retour en France est
l'esperance que de

N°. 23.

I received duly the
elegant present of your
Poetical Works. I
thank you much for the

N°. 24.

La vostra grata [illegible]
cominciai [illegible] me [illegible],
un poi termina con molto
[illegible]

Digitized by Google

N.° 25.

Le Roi de Prusse m'a ecrit
après la mort de M.r Thirion
il y a 3 ou 4 ans, qu'il ne
prendroit plus de correspondance

N.° 26

Il pere qui
aura du temps
pour le perdre

N.° 29.

Il ce prend la liberté
de demander avec
toute la instance
possible aual
Chanoine de la
Prevotté pour le
Cte de Degrony

N.° 27

Les vents se divisent
en deux classes : l'une
comprend tous les beaux
vents, et l'autre tous les
autres vaisseaux.

N.° 28.

Le Grand Vizir — Grand
Visir. Les Grands Visirs
Empereurs — Rois &
Chanoine. Prévôt J. C.

Digitized by Google

N.° 32.

Dans un endroit Solitaire, Separé de tout le monde, borné des montagnes Affreuses et peuplées des bêtes les plus Feroces, jugés quel plaisir votre correspondance me Feroit · le temps ni je n'ai plus · de vos nouvelles me paroit si long, que je vous prie de m'en donner Surtout de votre vie litteraire La Situation de Bonmont où je suis depuis presque deux mois

N.° 33.

J'ai l'honneur de souhaiter le bonjour a Monsieur .... et de le prier de la souvenir d'un homme qui lui est Devoué. Je n'ai pu voir son ami a Berne. j'ai fait des courses terribles en Suisse je me trouve reposé ici auprès de l'estimable mr Jselin. ie n'ai point trouvé de portraits a envoyer a mr Lavater

N.° 30.

Les Bons Superieurs acheverent aux Moriens tout ce qu'il leur plut et Minerve qui accompagnoit Telemaque sous la figure de

N.° 31.

De ton amour ni de ta vraiste Je veux n'y avoir penetre Que Dieu te la Sainte, a mon triomphe et assure. L'Ingrio aux traits De tes justice Croit echapper, mais la Supplice Et tous attend les pecheurs

N.° 34.

A Monsieur Lavater

N°. 36.

Monsieur Lavater
Ministre du St Evangile

N°. 37.

A Monsieur
Lavater. Ministre

N°. 38.

A Monsieur
Lavater Ministre

N°. 39

A Monsieur
Lavater

N°. 40.

A Monsieur Lavater
Ministre du S. Evangile

N°. 41.

Monsieur T. C:
Lavater

N°. 35:

A Monsieur
Lavater M. du
St Ev: et Diacre de
l'Eglise de St
Pier

N°. 42.

Monsieur Jea
Caspar Lavate
Diacre

N°. 43.

Monsieur
Lavatre Diacr

Digitized by Google

Die zweite weist im Gegenteil auf einen phantasielosen Geist, der sich mit Begriffen und kleinlichen Einzelheiten abgibt, kurz, eines Sprachgelehrten.

No 10

Die Schrift stammt von einer Dame, die sich durch liebenswürdigen, gebildeten Geist auszeichnet. Man findet darin Genauigkeit ohne Pedanterie und den Wunsch, zu gefallen, ohne eigentliche Gefallsucht.

No 11

Die meisten Schriften der berühmten Männer aus der Zeit Ludwigs XIV. zeichnen sich durch die Ausdehnung ihrer Buchstaben aus (siehe weiter oben); aber keine trägt so sehr das Gepräge von Größe und Adel wie die des erlauchten Herrschers, der diesen Charakter seinem Jahrhundert gleichsam aufgeprägt hat (Schrift Ludwigs XIV).

No 12 und 13

Wer würde glauben, daß diese Schriften der gleichen Zeit angehören? Die erste zeigt Härte und Hochmut; die zweite bezeichnet Einfachheit, Sanftheit und Adel.
Die eine ist die Schrift Elisabeths, der Königin von England, die andere die ihrer Kusine Marie Stuart. Der Unterschied der beiden Schriften ist das offensichtliche Spiegelbild der beiden Charaktere.

No 14 und 15

Die beiden Nummern bieten uns die Schriften zweier berühmter Frauen des Zeitalters Ludwigs XIV.
Die erste zeigt mehr Einfalt, Kraft und Würde.
In der zweiten, zu der zu bemerken ist, daß die schmächtigen Buchstaben zum Teil von der Feder herrühren und in dieser Hinsicht eine bloß zufällige Nebenerscheinung darstellen, wird bedeutend größere Gewandtheit, Leichtigkeit, Anmut und Ungezwungenheit sichtbar. In diesen Zügen spricht sich deutlich der Gegensatz der Frauen von Maintenon und von Sévigné aus.

No 16

Man sieht, daß die Hand, welche diese Zeilen hingeworfen, eine eigene Freude am Schreiben empfand; aber die Züge, welche darauf hinweisen, spiegeln keine liebenswürdige Fröhlichkeit wider. Sie zeigen gleichzeitig eine Kraft, eine Härte und ein aufbrausendes Temperament, welches wenig Vertraulichkeit aufkommen ließ, selbst nicht in Augenblicken der frohen Laune, und man weiß, daß die Späße des Großen Friedrich nicht ohne Bitterkeit waren.

Digitized by Google

No 17

Selten haben Gelehrte zugleich eine schöne Schrift; hier aber findet sich die eines Mannes, der sich in allem auszeichnete, was er angriff. Sie zeigt Festigkeit und Wagemut, aber auch Leichtigkeit und eigentümliche Grazie. Frohsinn und Heiterkeit, innerhalb deren doch kein Verstoß geduldet wird, geben sich daneben zu erkennen. Es ist die Schrift Voltaires.

No 18

Der Gestalt der Buchstaben wie der Bindungsart merkt man es an, daß ihr Urheber nicht mit Geläufigkeit arbeitete[1]. Indessen gibt sich darin eine Langsamkeit und eine Sorgfalt ganz eigener Art zu erkennen, die einen beim Lesen zum Glauben überredet, die Hand, welche sie niederschrieb, habe mit Wohlgefallen bei den lieblichen Bildern verweilt, die allen, welche die Natur mit Liebe betrachten, so sehr gefallen.

No 19 und 20

Festigkeit und große Einfachheit darf man von den Schriften Boileaus und von Racine erwarten; von der des ersten zugleich eine Herbigkeit, wie sie der Strenge seines Geistes entsprach, sowie eine Schwerflüssigkeit, der Langsamkeit seines Arbeitens ähnlich; von der Schrift Racines dagegen zierliche Eleganz, Gewandtheit und Adel. Wirklich bestätigen das die beiden Schriftproben.

No 21

Nebenstehend eine italienische Schrift, freilich von nicht gewöhnlicher Art. Man sieht, daß sie von der Hand eines harten, herrischen und zäh ausdauernden Mannes herrührt[2].

No 22

Obschon nicht von italienischer Herkunft, besitzt diese Schrift doch die Geschmeidigkeit einer solchen, weist aber auf einen sehr unbeständigen Geist[3].

No 23

Die Nummern 23, 25 und 27 haben einige Züge gemeinsam, und diese zeigen Ordnung, Klarheit, Genauigkeit und Einfachheit an. Es sind die Schriften dreier berühmter Philosophen, die erste, von Franklin herrührend, weist auf ein sanftes und sinniges Wesen, auf Ruhe und eine Ausgesuchtheit des Geschmacks, welche mit seiner Neigung zur Poesie übereinkommt, wie sie in seiner Jugend hervortrat.

[1] J. J. Rousseau.
[2] Kardinal Mazarin.
[3] Kardinal von Retz.

Digitized by Google

No 24

Von den harten gequälten Zügen, welche die Schrift No 21 kennzeichnen, und die erkennen lassen, daß Ungeduld die Hand beschleunigte, findet sich in dieser italienischen Schrift nichts, dagegen gibt sie eine lebhafte und schöpferische Phantasie zu erkennen, fähig, Verse mit derselben Leichtigkeit in die Feder zu diktieren, wie die Hand sie niederschreiben wird.

No 25

D'Alembert war schon betagt, als er diesen Brief schrieb, aber seine Jahre konnten seine geistigen Fähigkeiten nicht schwächen. Die unter No 23 aufgeführten Allgemeinmerkmale geben sich deutlich zu erkennen. Die Nüchternheit der Schrift deutet auf Mangel an Phantasie, und die Sanftheit, die aus der Schrift Franklins sprach, tritt hier nicht hervor. Man begreift, warum die Zahlen in Ziffern und nicht in Buchstaben geschrieben sind. Ein Mathematiker hat hier die Feder geführt.

No 26

Diese Schrift gleicht nicht im geringsten der eines Gelehrten. Hält man sie neben No 11, so sieht man sogleich, daß sie demselben Zeitalter angehört, und man erstaunt über die Ähnlichkeit gewisser Züge. Beide spiegeln einen durch Größe ausgezeichneten Charakter. Diese zeigt weniger Adel, dafür mehr Energie und Eigenheit[1].

No 27

Klarheit und Planmäßigkeit spiegeln sich in dieser Schriftprobe von Condillac.

No 28

Aus dieser kaum mehr leserlichen und mit größter Schnelligkeit hingeworfenen Schrift spricht keineswegs die Ungeduld eines Mannes, der es eilig hat, zu Ende zu kommen, sondern die Lebhaftigkeit eines Geistes, der rascher arbeitet, als die Feder folgen kann. Zweifellos zeigt sie im übrigen eine hervorragende Eigenart, wie sie denn von dem eigenartigsten und tiefsten Geiste stammt, der je gelebt hat; man merkt leicht, daß es sich um Pascal handelt.

No 29

Diese Schrift hat mit der vorhergehenden einen Zug gemein: die Eigenart, die sich freilich hier mehr von der Größe, denn von der Tiefe der Gedanken herleitet. Wer würde nicht die Spur einer ungestümen, der Regeln spottenden Phantasie darin erkennen! Ein Blick auf diese und die

[1] Schrift des Marschalls von Luxembourg.

Digitized by Google

folgende Probe genügt, um den Unterschied der Schrift von Bossuet und von Fénélon zu empfinden.

No 30

Diese Schrift von Fénélon steht in bemerkenswertem Gegensatz zur vorhergehenden. Sie spiegelt Sanftheit, Leichtigkeit und Anmut. Nach Willkürlichkeiten würde man vergeblich suchen. Alles weist auf eine reiche Einbildungskraft, aber die Gedanken folgen sich nicht mit der gleichen Schnelligkeit.

No 31

Die Kaiserliche Bibliothek bewahrt die Handschrift einer Ode, welche dem großen Racine zugeschrieben wird und aus der wir hier eine Probe geben. Es genügt, diese Schrift neben No 20 zu halten, welche dem Briefwechsel Racines entnommen ist, um augenblicklich zu erkennen, daß diese Probe nicht von dem berühmten Dichter stammen kann. Vergebens sucht man nach der Leichtigkeit, dem Adel, ja nach der Energie, welche die Schrift dieses großen Dichters kennzeichnen.

No 32[1]

Das Autograph eines melancholischen Phlegmatikers mit feiner Empfänglichkeit und Empfindsamkeit, aber ohne jene eigene Energie, die auf der Heiterkeit des Geistes gründet. Ich zweifle, ob Ordnungsliebe und Sauberkeit auf ihn ihre Anziehungskraft üben können. Bei seiner Melancholie und frommen Ergebenheit wird er gewissenhaft sein bis zur Selbstquälerei.

No 33

Aus dieser Schrift spricht bedeutend mehr Leben und Wärme als aus der vorigen (No 32). Sie spiegelt einen Mann von Geschmack. In allem ist bessere Bindung, bessere Folge, mehr Energie und Entschiedenheit. Trotzdem zweifle ich nicht, daß die Zeichen eines sehr phlegmatischen Geistes in ihr hervortreten, welcher sich schwer zu großer Genauigkeit und Prägnanz überredet. Sie setzt einen intelligenten und reichbegabten Beobachter voraus, und doch traue ich ihm wenig Geschick in den Künsten zu.

No 34 bis 43

Von all diesen Beispielen zeigt die Hand von No 43 am wenigsten Lebhaftigkeit. No 39 verspricht viel Ordnungssinn, Genauigkeit und Geschmack. No 41 zeigt noch größere Genauigkeit und größere Entschiedenheit, aber vielleicht weniger Geist.

[1] Dieses Beispiel und die folgenden sind aus dem großen Werke von Lavater ausgezogen.

Digitized by Google

No 35 läßt auf einen leichtsinnigen, unbestimmten und schwankenden Charakter schließen.
No 34 auf Feuer und Launen.
No 40 auf Feinheit und Geschmack.
No 36 auf Tatkraft und Hartnäckigkeit.
No 38 trägt das Gepräge von Genialität und mehr noch
No 42.

Menschenkenntnis und Menschenbehandlung

Von Johannes M. Verweyen

Theorie und Praxis werden oft in wechselseitiger Spannung erblickt. Solche Betrachtung ist nicht grundlos. Die Theorie kann unvollständig, lückenhaft sein und darum unfähig, die Fülle des praktischen Lebens zu umspannen. Umgekehrt kann menschliche Bequemlichkeit oder sonstige Unvollkommenheit es verhüten, daß die Praxis nach der Theorie gestaltet wird. Aber von solchen Möglichkeiten abgesehen, behauptet sich der Leitsatz, daß jede richtige Theorie sich noch immer in Praxis bewährt hat. Die Technik als angewandte Naturerkenntnis, als praktisch gewordene Theorie bestätigt diesen Satz mit besonderer Deutlichkeit.
Für das Gebiet der Menschenkunde gilt Entsprechendes: Richtige Menschenkenntnis ist ein zuverlässiger Wegweiser für erfolgreiche Menschenpraxis, verstanden als Menschenbehandlung.
Wie kein Blatt in der Natur dem anderen gleicht, so auch kein Mensch dem anderen. Aus diesem an sich einfachen Sachverhalt ergeben sich sehr verwickelte und verästelte Aufgaben, die in dem Prinzip der sogenannten individuellen Behandlung gipfeln.
Dabei ergeben sich sogleich mögliche Konflikte zwischen Einzelwesen und Gruppenwesen. Schon die Schule zeigt die Schwierigkeit, das Lebensinteresse der Klasse, das Vorwärtskommen der Vielen mit der Berücksichtigung Weniger zu vereinigen. Größte Ersparnis an Zeit und Kraft kann sich außerhalb der durch das Interesse des Gruppenwesens beherrschten Schule dort einstellen, wo etwa eine ganz individuelle Vorbereitung auf ein Examen stattfindet. Von allen Schwierigkeiten abgesehen aber darf es als ein wertvolles, allgemeines erzieherisches Prinzip gelten, durch liebevolle Versenkung in die Wesensart des Werdenden dessen Ausbildung zu fördern.
Neben der individuellen erhebt das Prinzip der gerechten Behandlung seine Forderung. Auch hier meldet sich sogleich eine grundlegende Schwierigkeit, die sich auf die Wesensbestimmung der Gerechtigkeit bezieht. Jeden formal gleich wie den anderen behandeln kann höchste Ungerechtigkeit bedeuten. Denn nicht Gleichheit, sondern Verschiedenheit ist die Grundform, in der Menschen von Natur angetroffen werden. Gerechte Behandlung verlangt folglich — wenigstens innerhalb der durch ein anderes Lebensprinzip gesetzten Grenzen — die Berücksichtigung dieser Verschiedenheit. Sie führt zu dem

Digitized by Google

Grundsatz: Jeden gemäß seiner Eigenart und Leistungen behandeln, „Jedem das Seinige" (suum quique) geben. Abstrakte Gleichmacherei, nivellierender Kommunismus widerstreiten einer Grundtatsache des Lebens. Dies aussprechen heißt nicht: verkennen, daß allen Menschen gemeinsame Grundansprüche in bezug auf lebensnotwendige Dinge wie Nahrung und Kleidung durch eine auf Gerechtigkeit gerichtete soziale Lebensgestaltung gewährleistet sein müssen. Es heißt ebensowenig verkennen, daß jede Form von arbeitslosem Einkommen den Ansprüchen der Gerechtigkeit in dem bestimmten Sinne widerstreitet. Es heißt schließlich, positiv ausgedrückt: den Einklang zwischen Behandlung und der in sozialer Leistung sich ausdrückenden Befähigung nach Möglichkeit immer vollkommener zu gestalten. Die so verstandene (konkrete) Gleichheit und Gerechtigkeit der Behandlung fordert eine nach den Leistungen abgestufte Begünstigung, die sich in ungerechte Bevorzugung verkehrt, wenn ohne Berücksichtigung der sachlichen Verschiedenheit der Leistungen mit verschiedenen Maßen gemessen wird.

In dem Prinzip der sachlichen Behandlung verdichten sich schließlich die Forderungen individueller und gerechter Behandlung. Sachliche Behandlung ist hier verstanden positiv: als eine aus der Eigenart des betreffenden Lebensgefüges gerechtfertigte Behandlung, negativ: als eine von Willkür und Laune, von persönlicher Sympathie und Gunstbezeugung unabhängige. So gesehen, ist „rücksichtslose", das heißt ichbezogene Behandlung ebenso unsachlich wie die respektlose — mag sie seitens des Untergebenen wie des Vorgesetzten erfolgen — und die unwürdige oder schmachvolle Behandlung. Indessen vornehme, innerliche freie Behandlung durch die sachliche Berücksichtigung gegebener oder aufgegebener Lebensgesetze gekennzeichnet ist.

Vor allem im Kampf mit Widerstrebenden wird das Prinzip sachlicher Behandlung auf eine schwere Probe gestellt. Schon das einfache Gespräch bietet Gelegenheit zur Bewährung in der Kunst, den Widerspruch zu bemeistern und ihn mit strenger Sachlichkeit als eine Baugröße des steigenden, aufwärts gerichteten Lebens zu verwenden. Stärke und Kraft verrät, wer den mannigfachen Formen der Widerstände, des Nein ein höheres fruchtbares Ja entgegenzustellen weiß, im Denken wie im äußeren Handeln.

Dies ist die fruchtbare Behandlung verheißende Methode der entgegengesetzten Reaktion: der Erregung mit überlegener Ruhe zu begegnen, dem Zorn mit Milde, dem Haß mit weiser, schöpferischer Güte. Wo Lebensumstände gerade um der Sachlichkeit willen eine äußere Auswirkung der Güte vorübergehend oder gar dauernd verwehren, bleibt gleichwohl die Möglichkeit, durch geistige Fernkräfte guter Gesinnung oder durch indirekte äußere Förderung den Widerstrebenden oder gar Hassenden in einer seiner niederen Art entgegengesetzten höheren Form zu behandeln. Recht verstandene Feindesliebe ist nicht gleichbedeutend mit würdeloser Schlaffheit und unwürdigem Buhlen um Gunst. Sie birgt jenseits naturhafter Wallungen der Abneigung die Aufgabe, das Niedere mit höheren Waffen zu überwinden. — Im Einzelfalle kann schon der Humor — eine vom Genius des Lebens dem Menschen zu vielseitiger Verwendung in die Wiege gelegte Lebenswaffe — Situationen und Spannungen bemeistern helfen, derer ein finsteres Gemüt

Digitized by Google

nicht Herr zu werden vermag. Nichtbeachtung — „Ignorierung" — kann im Einzelfalle von größerer Weisheit zeugen und die Kräfte für wichtigere Aufgaben aufsparen helfen als eine zu peinliche Beachtung der Widersacher. Kläffende Hunde und quakende Frösche werden im Einzelfalle am erfolgreichsten dadurch behandelt, daß der Wanderer gemessenen Schrittes seines Weges geht in der Erwartung, daß jene ihres Treibens ohnehin müde werden.

Zwei Extreme werden schließlich in allen Fällen der Behandlung sichtbar: überspannte Straffheit und überspannte Schlaffheit, schwächliches Gewährenlassen, völlige Reaktionslosigkeit und überbetonte Härte wie Schroffheit der Reaktion. Leben heißt auf Reize reagieren. Aber von mannigfaltiger Form sind die Reaktionen, je nach der Stufe des organischen Systems. Auch Jesus reagierte, in jedem Falle durch die innere Tat der Selbstbeherrschung und eines um hoher Ziele willen bejahten Lebens bald durch Schweigen, bald durch Reden — wie die hoheitvollen, entwaffnenden Worte bezeugen: „Habe ich unrecht geredet, so beweise es; wenn nicht, warum schlägst du mich?" —, bald durch die Tat, wie die Austreibung der Wechsler aus dem Tempel lehrt. Wohlwollende Bestimmtheit aus dem Geiste ein es nicht die Gegensätze abschwächenden, sondern sie von höherem Standorte aus überwindenden sozialen Brückenbaues ist eine zusammenfassende Formel für die extremer Schlaffheit wie extremer Straffheit widerstreitende weise Behandlung. Nicht mit bloßer Klugheit des Verhaltens gleichbedeutend schließt das Prinzip weiser Behandlung vor allem die Berücksichtigung der Stufen — man darf geradezu sagen: des Gesetzes der Stufen — in sich. Der Grundtatsache verschiedener Entwicklungsstufen der Menschen in geistiger wie leiblicher Hinsicht entspricht die Grundforderung verschiedener Formen ihrer Behandlung. Im Reden wie im Schweigen, im Tun und Lassen verlangt dieses Stufenprinzip seine Berücksichtigung. Es läßt die Innehaltung eines sachlich geforderten Abstandes, einer — nicht aus Überheblichkeit und Willkür fließenden, sondern aus weiser Erfassung der Lebensgefüge selbst hergeleitete „Distanz" und „Reserviertheit" als Grundprinzip weiser und erfolgreicher Behandlung von Menschen und menschlichen Dingen erkennen.

Jeder erfahrene Menschenkenner weiß, daß eine allzu vertrauliche Behandlung etwa von Dienstboten nicht oder nur selten vertragen wird. Diener wollen nicht als Herren behandelt sein. Darin liegt gleichsam ihr in dem Lebensgefüge selbst wurzelnder Berufstolz. Kulis wollen, wie gute Kenner versichern, als Sklaven behandelt sein. Dies ist ein Gleichnis, das die Behandlungsweise nach dem Prinzip der Stufen lehrt.

Besondere Berücksichtigung beansprucht der Unterschied Gesunder und Kranker. Die Grenze zwischen beiden ist fließend. Dieser Umstand bedeutet eine besondere Erschwerung bei der Durchführung des Prinzips weiser Behandlung. Ganz allgemein aber birgt das Ethos des Arztes das Grundprinzip einer durch Weisheit erfolgreichen Behandlung. Als Naturforscher und Heilkundiger strebt der Arzt nach sachlicher Erfassung des vorliegenden Tatbestandes in dem Einzelbilde des Kranken. Als Heilkünstler trachtet der Arzt nach einer der Eigenart des Falles gemäßen Behandlung. Seine in dieser doppelten

Digitized by Google

Hinsicht sich auswirkende sachliche Haltung widerstrebt einem Richten und Anklagen. Seelenärzte werden durch das erhabene Vorbild Jesu auf den gleichen Weg sachlicher, wohlwollender Bestimmtheit verwiesen. Eine denkwürdige Szene, in der überhebliche und lieblose Menschen ein Weib heranschleppen, um es von dem Meister verurteilt zu sehen? Aber dieser macht ihren unsachlichen Übereifer zuschanden durch die schlichten, eindrucksvollen Worte: „Wer unter euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie." Der Angeschuldigten gegenüber aber hat Jesus kein heftiges, geschweige liebloses, kaltes Wort, sondern nur die gütige und sachliche, mit milder Strenge ausgesprochene Wertforderung: „Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr!"

Im Bereiche der Gleichgewichtstörungen des sozialen Organismus, in den Zonen derer, die als Verbrecher nach dem Maßstabe gesellschaftlicher Ordnungsansprüche gewertet werden, verbinden sich besondere Aufgaben und Schwierigkeiten mit dem Prinzip weiser menschlicher Behandlung. Die Lebensinteressen des Staates können Übertretungen der von ihm aufgestellten Satzungen nicht gutheißen. Sie machen eine Reaktion auf die Bedroher des sozialen Gleichgewichts, des Lebens und der Güter anderer notwendig. Aber in der Art dieser Reaktion zeigen die einzelnen Phasen der Geschichte ein sehr verschiedenartiges Bild. Wie man den Einzelmenschen daran erkennt, ob und mit welcher Methode er straft, so ermißt man die Wesensart, die Reife, ja die Kultur eines Staates an seinen Strafmethoden. Das durch die Lebensinteressen geforderte Maß der Strafe weit überschreitend bieten ältere Methoden das Bild harter, herzloser Grausamkeit. Immer mehr hat das Kulturgewissen eine Vermenschlichung (Humanisierung) des Strafsystems angestrebt und in wachsendem Maße verwirklicht. Verglichen mit den elenden Hungertürmen und dumpfen Verliesen sind moderne Strafanstalten ein unleugbarer Fortschritt im Sinne der Annäherung an sachliche, von übergroßer Grausamkeit im Prinzip freigewordene Behandlung. Gleichwohl sind sie einer steten Verbesserung in solcher Richtung aus mehr als einem Grunde bedürftig. Wie wenig sie in bisheriger Form das Ziel der Abschreckung und Vorbeugung — von der fragwürdigen „Sühne" ganz zu schweigen — zu erreichen vermochten, dies folgt mit lehrreicher und erschreckender Deutlichkeit aus den Ziffern der Kriminalstatistik, gemäß welchen mit der Häufigkeit und Dauer der Bestrafung die Neigung des sozialfeindlichen Menschen zur Rückfälligkeit nicht etwa abnimmt, sondern zunimmt. Ist es überhaupt weise, eine Mannigfaltigkeit von höchst verschiedenartigen Delikten auf den gleichen Nenner der Freiheitstrafe zu bringen, mag dabei auch in der Art und Dauer dieser Strafen eine Abstufung je nach der Tat stattfinden? Könnte nicht in weit größerem Ausmaße ein organischer innerer Zusammenhang zwischen Tat und Sühne hergestellt werden, etwa in der Weise, daß man dem Täter eine je nach der Tat bemessene Zeitlang dem von ihm Beschädigten oder seinen Angehörigen eine Gegenleistung in Geld oder Arbeit auferlegte? Ob die Todesstrafe eine mit geläutertem Kulturgewissen zu vereinigende Behandlung darstellt, diese Frage wird in jüngster Zeit von immer mehr Kulturstaaten verneint. Nicht mehr gut zu machende, gar nicht so seltene Justizirrtümer

Digitized by Google

sind allein schon ein gewichtiges Bedenken wider die Verhängung solcher Strafe, die am wenigsten einem rechtverstandenen Christusgeiste gemäß erscheint.

Alle Fragen und Aufgaben, welche die in ihren Wesenszügen entwickelte Kunst der Menschenbehandlung umschließt, betreffen teils die Fremdbehandlung, teils die Selbstbehandlung. Darin zeigt sich das praktische Gegenstück zu dem Begriffspaar der Fremderkenntnis und Selbsterkenntnis. Die Formel: Streng gegen sich selbst, mild gegen andere! ist geeignet, einer eiteln Selbstherrlichkeit, vor allem jenem Pharisäertum der Unversuchten vorzubeugen, deren einziges „Verdienst" — in charakterologischem Lichte gesehen — in nichts anderem besteht als in dem Mangel an Gelegenheit. Jene Formel hilft in ihrer Weise alle kleinmenschliche Ichbezogenheit bei der Fremdbehandlung ausschalten und dem Prinzip der Sachlichkeit auch auf diesem praktischen Gebiet zur Durchführung verhelfen.

Schließlich ist die Kunst der Menschenbehandlung ein bedeutendes Kapitel der allgemeinen Lebenskunst und wie diese geknüpft an Lebenstechnik[1]. Sie verlangt darum beharrliche Übung und entschlossene Bereitschaft, aus Fehlern und Irrtümern der Menschenbehandlung täglich und stündlich zu lernen. Sie verhilft in ihrer Weise zur Meisterung des Lebens oder doch wenigstens zu einer wachsenden Annäherung an dieses Hochziel unseres Daseins.

Über die Bewegungen der Augen und über den menschlichen Blick

Von Johannes Müller

Nach der Erstausgabe vom Jahre 1826 neu herausgegeben von Martin Ninck

(Schluß)

Mittlere individuelle Sehweite

Goethe hat im ersten Heft des fünften Bandes von Kunst und Altertum, in dem er von dem vortrefflichen Kupferstiche Amslers nach einem von Begas gemalten Bilde Thorwaldsens spricht, getadelt, daß die Maler in neuerer Zeit meist vorziehen, in Porträten die Köpfe im Profil aufzunehmen. Aus leicht einzusehenden Gründen sind die Profilzeichnungen in Hinsicht der Ähnlichkeit im allgemeinen immer die besseren. Aber solche Bilder befriedigen denn auch oft diejenigen nicht, die ein ihnen gewohntes Geistige in den Augen suchen. Und eben ist nichts in einem Gesichtsbilde verfänglicher und schwieriger als der Blick, der, außer der Wirkung der Farben und des Halbdunkels, im allgemeinen durch nichts als die Grenzen der ruhenden Teile bestimmt sein kann.

Die Achsen unserer Augen sind in einem ewigen unendlich feinen Wechsel ihrer Neigungen gegen die Gesichtsobjekte verschiedener Fernen. Für die

[1] Vgl. Verweyen, Meisterung des Lebens, 350 S., Verlag C. Reissner, 1924.

Digitized by Google

feinsten Unterschiede der Entfernung und für jeden Umfang des Gesichtsfeldes sind die Neigungswinkel unendlich fein verschieden, damit nur, zum Zweck der Fixation, die Achsen der Augen in dem Gegenstande der Aufmerksamkeit sich kreuzen. Es gibt also aus der Neigung der Augen gegeneinander unendlich viele objektive Unterschiede des beweglichen Blickes und nicht allein das Maß der Veränderungen in der Neigung der Sehachsen überhaupt, sondern auch das Wie dieser Veränderungen, ihre Leichtigkeit, ließen uns die Unterschiede des beweglichen Blickes erkennen. Von allen diesen Momenten kann der Maler keinen Gebrauch machen; er kann die Augen nur in einer ihrer unendlichen Neigungen darstellen; und freilich oft genug werden wir in einer Menge von Bildern verschiedener Köpfe dieselbe Neigung gewahr, die, wenn der Maler durch nichts anderes bestimmt wurde, durch die zufällige Sehweite der Individuen während dem Abbilden gegeben wird. Es kommt auch nicht darauf an, um das Individuelle in dem Blicke in seiner Bestimmtheit zu geben, daß das Individuum irgendeine bestimmte zufällige, aber bleibende Fixation habe; am allerwenigsten kann es rätlich sein, daß der Gegenstand der Darstellung, die Augen, die Sehweite für die Entfernung desjenigen haben, der dem Blicke etwas für die Darstellung absehen will, d. h. daß der Maler selbst während dem Abbilden dauernd fixiert werde. Vielmehr gibt es unendliche individuelle Nuancen des ruhenden Blickes, die bloß von der Neigung der Sehachsen herrühren, die von dem Maler besser aus einer früheren sinnlichen Anschauung als unter den Umständen aufgefaßt werden, in denen der Maler und das Objekt während dem Abbilden sind und die vielmehr in dieser Beziehung ungünstig genug gerade die Individualität des ruhenden Blickes, insofern er durch die Neigung der Sehachsen bestimmt wird, aufheben müßten. Ich kann dem, was ich meine, nun näher kommen. Wenn jemand in seinen Gedanken, ohne besondere Aufmerksamkeit auf das einzelne der Gesichtswelt, dahingeht, so haben seine Augen eine gewisse konstante Neigung ihrer Sehachsen, die, wenngleich nichts in dem Konvergenzpunkte der Achsen mit Aufmerksamkeit fixiert wird, doch bei allen Bewegungen des Mannes und selbst der Augen sich gleich bleibt. Sei es auch, daß wir beim Lustwandeln den Boden, auf dem wir einhergehen, fortdauernd betrachten, so rückt doch, insofern nicht ein einzelnes, Näheres oder Ferneres, die Aufmerksamkeit auf sich zieht, der Konvergenzpunkt der Sehachsen mit seiner bleibenden Sehweite, ohne daß die Bilder des Horopters zur deutlichen Perzeption kommen, auf der Fläche vorwärts hin. Ein solcher Mann wandelt unter einer Welt wechselnder Sinneseindrücke, ohne auf einen einzigen reflektierend aufmerksam zu sein; er wandelt, um zu wandeln, und hat dabei seine stillen abgezogenen Gedanken. Der Blick eines solchen Menschen ist ein konstanter, ruhender, durch die konstante Neigung der Sehachsen oder die bleibende Sehweite begründet. Warum nun die Sehachsen dieses Mannes unter ähnlichen Umständen immer diese bestimmte Neigung haben, aus dieser sich verändern und in diese zurückkehren, dies ist durch die Temperatur seiner Augen, seine Fern- und Nahsichtigkeit, durch die Temperatur seines ganzen leiblichen und geistigen Lebens bedingt. Sooft jener seine Aufmerksamkeit von einer besonderen sinn-

Digitized by Google

lichen Erscheinung ablenkt, in sich zurückkehrend, sinnend, nachdenkend oder in freier spielender Tätigkeit des Gedankenwechsels, fällt er in die ihm vermöge seiner geistigen Temperatur zukommende Neigung der Sehachsen zurück. Und alles, was durch die Bewegungen der Augen außer dieser Isothermlinie der Sehweite fällt, sind nur Nutationen von der normalen Neigung vermöge der momentanen Bestimmung durch den besonderen Sinneseindruck und den Zweck.

Jeder Mensch hat nun, wie es scheint, seine eigentümliche Isothermlinie seiner Sehweite oder seines Blickes, seine Alletagssehweite, die ich den Mesoropter des Blickes nennen will. Vermöge dieser konstanten ruhenden Bestimmung des Blickes ist die Malerei fähig, den individuellen Menschenblick darzustellen durch die optischen Bestimmungen der Grenze und der Lage. durch Licht und Schatten. So wie es nun Aufgabe der plastischen Kunst ist, in den Formen der menschlichen Gestalt ihre unendlichen Beziehungen zur Außenwelt, in der Bildung eines schönen Armes und einer schönen Hand die unendlichen Beziehungen dieser Glieder zur Außenwelt, welche sie durch die Mannigfaltigkeit und Harmonie ihrer Bewegungen durch die harmonische Darstellung der ruhenden Momente, welche diesen Veränderungen Träger sind, aufzufassen; wie also die plastische Kunst das wird, was sie ist, indem sie die schöne Bewegung in der Ruhe der Formen versinnlicht, so hat die Malerei in Hinsicht des menschlichen Blickes außer vielen anderen Bestimmungen, die uns hier vermöge unserer Aufgabe nichts angehen, diese wesentliche, daß sie von den unendlichen Beziehungen der Augen zur Außenwelt durch die Bewegung die der Individualität eigentümlichste, den individuellen Mesoropter, die mittlere individuelle Sehweite als das Ruhende richtig auffasse; sie hat, wenn sie diese ihre Bestimmung erreicht, die geistige Temperatur des individuellen Menschen durch den in dieser bedingten Mesoropter in die Augen gelegt.

Wen seine Natur auf die Beobachtung und Erfahrung der natürlichen Dinge hingewiesen, der trägt seine Augen auch mit derjenigen mittleren Sehweite mit sich, in welcher ihm seine Beobachtung, seine Erfahrung gegeben wird. Wessen Beschäftigung sich also nur gewöhnlich auf den Tastraum der Hände beschränkt, in dessen Tätigkeiten Augen und Hände sich immer zu gleichem Zweck verbinden durch die naturgemäße Bestimmung seiner individuellen Fähigkeiten, die den einzelnen dazu treiben, was er Bestes werden kann, dessen Mesoropter wird auch nur sehr kurz sein, nicht über den Tastraum der Hände hinausreichend. Menschen, die in einem kurzen Gesichtskreise das zu finden pflegen, was sie für ihre geistigen Bedürfnisse brauchen, werden selbst, wenn sie untätig, ausruhend sind, ihren Horopter beibehalten und nicht etwa mit den Augen auf großen Fernen ruhen. Man sieht diesen Blick oft an sinnigen Handwerkern, die ihre Sache verstehen und nichts verderben, an mechanischen Künstlern, Experimentatoren. Praktisch tüchtige Menschen, die überall zu helfen wissen, den Nagel, wie man sagt, auf den Kopf treffen, Schärfe der Sinne mit scharfem Beobachtungsvermögen verbindend, haben selten einen großen Mesoropter, eine große mittlere Sehweite (Franklin). Sich bestimmen zu einer besonderen Tätigkeitsweise und einen Blick haben,

Digitized by Google

der dieser angemessen ist, gehen in einer gewissen Sphäre der Gesundheit miteinander und haben ihren Grund in der individuellen geistigen Temperatur. Sonst haben kurzsichtige Menschen in der Regel einen kurzen, fernsichtige einen großen Horopter. Wer immer nur Geld zu zählen hat und falsche Münze von wahrer zu scheiden, dessen mittlere Sehweite wird auch eine bleibende sehr kurze sein. Mit dieser kurzen Sehweite steigt gleichen Schrittes die Beschränktheit des Gesichtsfeldes.

Auf der andern Seite, wer von den Dingen, die um ihn sind, keinen empirischen Gebrauch macht oder wer, mit den natürlichen Dingen umgehend, mehr erfährt als an den Dingen erscheint, wer mehr sich an den Dingen, als diese an sich erfährt, von ihnen zu sich selbst abstrahierend, dessen Mesoropter wird nicht leicht kurz sein. Wie überhaupt ist hier mit der fernen Sehweite eine große Pupille verbunden. Solche Menschen sehen, wie man sagt, ihr ganzes Leben nachdenkend aus, d. h. diejenigen Dinge, worauf die Menge ziemlich reflektiert und reagiert, liegen nicht in ihrer Sehweite, sie scheinen vielmehr durch die nächsten Gesichtsobjekte wie hindurch zu sehen. Schaffende, in feinen Seelengenüssen lebende, heitere offene Naturen voll innerer Lust und ohne Arg und so auch geniale Denker, Dichter, Künstler haben eine große Sehweite. An heiteren jugendlichen Naturen nennt man es den offenen Blick. Unter anderen Bestimmungen, in anderen geselligen Verhältnissen namentlich der Bewegung und der Form der Augenwölbung wird der Blick durchdringend, schöpferisch. Die Welt, sagt man, spiegelt sich in einem solchen Auge voll schöner Menschlichkeit. Dahin gehört denn auch als momentaner Akt das unbestimmte Vorsichhinstarren in der Meditation, in welcher die nächsten Gesichtsobjekte in den Kreis des undeutlichen Sehens fallen. Glaubend, hoffend, sehnend liebt die Sehweite die Unendlichkeit, die über den Bergen ist. Ein solcher Blick erfreut sich an der tiefen Bläue des Himmels, an einer ruhigen wohltätigen Einförmigkeit des fernen Horizontes ohne begrenzte blendende Bilder, wie es denn die sittliche Wirkung des Blauen ist, daß diese Farbe in der größten räumlichen Ausdehnung geliebt wird, dahingegen das Rote in dem größten Umfange nicht gut ertragen, vielmehr vermieden wird, die Fixation des Blickes, als Farbe der Auszeichnung der Einzelheit, fesselt und einen kurzen Horopter fordert. Wenn zu dieser Fernsicht des Blickes die trunkene Bewegung der Augen kommt, die ich oben beschrieben habe, so liegt in dieser Verbindung einer weichlichen Bewegung mit einer großen Sehweite, die mit dem Parallelismus der Sehachsen unendlich wird, etwas Mystisches. Für den Maler geht nun das eine Element dieses Blickes, die Bewegung, verloren; aber ihm ist das weiche Herabsinken des oberen Augenlides über den oberen Teil der Regenbogenhaut wichtig. Allein der fessellose durchdringende Blick, der in dem Endlichen die gegenwärtige Unendlichkit anschaut, hat nicht dieses Weiche bei einer unbegrenzten Sehweite. Das Weltauge der offenbarenden Theologie, wenn diese Gegenstand der allegorischen Darstellung ist, hat einen unendlich fernen Horopter in der größten Klarheit des Auges, da die kleine Theologie, die gefallene Menschheit liebend, erziehend, erbarmend in ihre kürzere Sehweite aufnimmt. Das Kind unter den Lehrlingen zu Sais, welches Novalis zeichnete, von großen dun-

Digitized by Google

keln Augen, das unendlich ernst lächelte und dem der Lehrer Unterricht übergab, dieses Kind hatte solche Weltaugen.

Den Blick der Liebe habe ich schon früher zu zeichnen versucht. Dort schon wurden ruhende Merkmale aufgeführt. Es genügt hier, daran zu erinnern, daß die Sehweite, nach Maßgabe der mehr geistigen oder sinnlichen Liebe, immer entweder größer oder kleiner ist als der Gegenstand wohlgefälliger Betrachtung es fordert. So verliert die Deutlichkeit des Gesichtes; aber das Auge gwinnt an Extension des Gesichtsfeldes, was ihm an Intension des Einduckes abgeht. Das Auge vermeidet die reflektierende Fixation; der Blick hat hier alle ergänzenden Teile der Erscheinung mit einemmal zusammen; denn er betrachtet. Überall, wo die Sehweite größer ist, als die Gesichtsobjekte es heischen, nennt man es betrachten. Der Blick der Mutterliebe ist wesentlich betrachtend. Die säugende Mutter sieht nicht, sie betrachtet das Kind. So sagt man im Französischeen von einem Weibe, das ihren Mann, oder von einer Mutter, die ihren Sohn innigst liebt: elle ne le croit pas, où elle le voit, elle le ne voit pas, où il est. Es gibt Menschen, die immer mehr betrachten, als zusehen. Vor diesen hat man sich nicht zu fürchten; sie werden aber nie Beobachter.

Dies sind die Verhältnisse des ruhenden Blickes, welche einer Darstellung durch Licht und Schatten, durch Grenze fähig sind. Der Maler nun, der den Blick eines Menschen auffassen will, muß eine sinnliche Anschauung des mittleren Horopters eines Menschen gewinnen, derjenigen Sehweite, welche dem Menschen durch die Temperatur seiner Geistigkeit und durch seine Sinnenwelt gegeben ist. Mit allem Geistigen, das er durch Verteilung des Lichtes und des Schattens in das Auge zu legen versteht, wird er den Augen wenig von dem individuellen Blicke mitteilen, wenn der beständige Horopter nicht glücklich aufgefaßt ist.

Es gibt Menschen, die gar keinen ruhenden Blick, keine mittlere Sehweite haben. Diese sind der Abstraktion des Gesichtssinnes nicht fähig. Immer ruhen ihre Augen mit dem Konvergenzpunkte auf einem bestimmten Gegenstande in allem Wechsel der Erscheinungen. Und hier gibt es zwei durch sinnliche Merkmale wesentlich verschiedene Zustände. Entweder nämlich ist der Blick in einer ewigen Unruhe, Emsigkeit und Flatterhaftigkeit, ohne zu sich selbst zu kommen. Und dann ist die reflektierende Fixation nicht einmal bestimmt, sondern ungewiß, veränderlich, abspringend. Dieser Blick ist nicht selten bei leichtfertigen, geckenhaften Menschen, in der Gedankenflucht und in der größten Ausbildung in der Morie. Die andere Art des Blickes ohne mittlere Sehweite ist entgegengesetzter Natur; sie kommt den nur empirisch verständigen Menschen mit scharfem Gesichte zu. Diese Augen fixieren immer etwas Bestimmtes, sind bei allem Wechsel der Erscheinungen immer auf ein Näheres oder Ferneres aufmerksam; sie sehen in die Ferne wie in die Nähe gut; in ihrem Blicke ist keine Spur der Betrachtung. Solche Menschen mögen genaue Beobachter sein, aber ihnen geht die Einheit der Erscheinung über dem Werte des einzelnen unter. Da paßt denn, was Goethe von Hook sagte: Er ist ein mehr emsiger als fleißiger Beobachter und Experimentator. Er blickt überall um sich, und seine unruhige Tätigkeit verbreitet sich über

Digitized by Google

die ganze Naturlehre. Man muß ihm zugestehen, daß er gute Entdeckungen gemacht, Entdecktes glücklich bearbeitet hat; doch ist er kein theoretischer Kopf, nicht einmal ein methodischer. Die Emsigkeit in der Tätigkeit der Sinne geht hier gleichen Schritts mit der Unruhe der geistigen Reaktionen. Der emsige unruhige Blick ohne mittlere Sehweite, ohne Abstraktion des Gesichtssinnes hat durch seine Bewegungen, seien diese wie in dem einen Falle, gemessen und bestimmt, oder wie in dem andern, leichtfertig und flüchtig, für den Beobachter vieles Interesse. Aber das Eigentümliche solcher Augen ist durch den Mangel des mittleren Horopters keiner Darstellung durch Licht und Schatten fähig.

Es ist bekannt, wie verschieden die Sehweite in den Affekten ist. Die erhebenden Affekte, welche einen freien Spielraum unserer geistigen Tätigkeit mehr und weniger zulassen, die Hoffnung, die Freude, die Sehnsucht, die Bewunderung, das Erstaunen bedingen einen großen fernen Horopter mit größerer Pupille; aber die deprimierenden Affekte, die unser Selbstgefühl schmälern, sind von einer mehr oder minder kurzen Sehweite begleitet; so die Furcht, die Traurigkeit, die Scham, die Ehrfurcht. Alle diese Affektionen mit größerer oder geringerer Sehweite vermeiden das deutliche Sehen, die Fixation; aber der Zorn und der Abscheu sind bei einem kurzen Horopter fixierend. Die plötzlich deprimierenden Affekte, wie der Schrecken, lähmen momentan das Vermögen der Achsenneigung und haben deshalb einen großen fernen Horopter und eine weite Pupille, wie die gelähmten Augen überhaupt.

Auf den Grundsätzen, die ich eben entwickelt habe, beruht der physiognomisch ethische Ausdruck des Blickes des Kindes und des Greises. Die Sehachsen junger Kinder sind dem Parallelismus nahe. Wenn wir kurz vorher ein Auge kennenlernten, das, gar nicht zu sich selbst kommend, in einer ewigen Flucht von Objekt zu Objekten irrt, dessen Horopter ewig veränderlich war, so lernen wir in dem Blicke des Kindes ganz das Gegenteil kennen. Aber die Sehweite des Kindes wird nicht, wie bei dem Erwachsenen, durch eine gößere oder geringere Neigung der Sehachsen bestimmt, sondern sie ist unendlich, durch den Parallelismus der Sehachsen bedingt. Die Augen des Kindes haben noch nicht gelernt, einen bestimmten Gegenstand in wechselnder Entfernung zu fixieren. Das Kind kennt das Nahe und das Ferne nicht; die Bilder der äußeren Welt scheinen ihm auf ihm selbst zu liegen, und es ist ihm in der Unerzogenheit des Gesichtssinnes wie dem Blindgeborenen, dem durch die Operation die Gesichtswelt plötzlich erschlossen wird und der wohl die Lust hat, der schönen ungewohnten Phänomene habhaft zu werden, aber mit jedem Schritte, mit jeder Bewegung der tastenden Hand erschrickt, weil er an die Bilder anzustoßen scheint. Das Kind macht noch nichts aus dem unendlichen Wechsel der Bilder, sondern es läßt sich diesen bloß gefallen. Das Kind sieht darum auch notwendig anfangs die näheren Dinge doppelt, weil sein Horopter unendlich ist, und es gelten hier die Gesetze des Doppeltsehens, welche von dem Parallelismus der Sehachsen früher ausführlich entwickelt

Digitized by Google

worden sind. Bei der gleichen Anspruchslosigkeit aller Augenmuskeln, bei der Unkenntnis der Bewegungsmomente der letzteren, welche nur durch die vielfachste Übung, durch die Erziehung des Gesichtssinnes vermöge des Spiels (das überhaupt bei dem Kinde von der größten physiologischen Wichtigkeit ist) ist der Parallelismus im Anfange konstant und sogar während der Bewegungen der Augen. Die sich entsprechenden Augenmuskeln jeder Seite wirken immer in gleichen Kontraktionsmomenten miteinander. Die Bewegung des äußeren geraden Augenmuskels des einen Auges begleitet immer eine gleiche Bewegung des inneren geraden des andern Auges. Noch hat das Kind nicht gelernt, die inneren geraden Muskeln in gleichen Kontraktionsgraden für mittlere Gesichtsobjekte verschiedener Entfernung in ungleichen Kontraktionsgraden für seitliche Gesichtsobjekte in Anspruch zu nehmen. Eine verschiedene Konvergenz der Sehachsen wird noch nicht behufs der Fixation mit den Gesichtsobjekten verschiedener Fernen verbunden. Wäre nun das Auge des Kindes fernsichtig, wie sein Horopter in einer unendlichen Ferne ist, so müßte dem Kinde nichts schwieriger sein als die Erziehung des eigenen Gesichtssinnes. Es wäre durch die in seinen Augen gelegenen Bestimmungen veranlaßt, wie das Fernste zu fixieren so auch nur das Fernste deutlich zu sehen. Und da man sich mit dem, was unsere Organe am leichtesten verfolgen, am liebsten beschäftigt, so wäre dem Kinde wenig Gelegenheit gegeben, sich in der Fixation des Nahen und Fernen auszubilden. Das Kind ist aber durch die in den brechenden Medien seines Auges gegebenen Bestimmungen nicht fernsichtig, sondern vielmehr nahsichtig. Die nächsten Objekte scheinen ihm am deutlichsten, während es die fernsten im Konvergenzpunkte seiner Sehachsen hat. Durch das ausschließlich deutliche Sehen in der Nähe wird also das Kind bestimmt, aus dem Parallelismus der Sehachsen alle denkbaren Neigungswinkel derselben kennenzulernen und bestimmte Neigungen der Augen mit bestimmten Entfernungen der Objekte zu verbinden. Man gibt gewöhnlich als Grund unserer erzogenen Erkenntnis von der größeren und kleineren Entfernung der Gesichtsobjekte an, daß wir die scheinbaren Größen und die Deutlichkeit der Bilder in der Abnahme und im Wachstum vergleichen lernen. Und dies ist auch richtig, wenn man auf das Resultat der Erziehung des Gesichtssinnes sieht. Die Augen haben aber ursprünglich, selbst ehe die scheinbaren Größen mit ihren wahren verglichen werden, in dem Grade der Neigung der Sehachsen gegeneinander, unter welchem ein Gesichtsobjekt einfach und nicht doppelt gesehen wird, ein viel sichereres untrügliches Maß der Entfernung. Um einen Gegenstand einfach zu sehen, müssen sich die Achsen beider Augen in demselben Punkte des Objektes vereinigen, damit auf identische Teile beider Netzhäute gleiche Bilder fallen. Zu diesem Zweck korrigiert das Kind diejenige Neigung seiner Sehachsen, in welcher ihm ein Gesichtsobjekt der Aufmerksamkeit doppelt erscheint, so lange, bis die Doppelbilder sich zu einem Bilde vereinigen, d. h. bis die veränderte Neigung der Sehachsen mit der Entfernung des Objektes stimmt. Für andere Entfernungen der Objekte bedarf es anderer Neigungen der Sehachsen, damit die Doppelbilder sich vereinigen und die Gegenstände im Konvergenzpunkte der Sehachsen einfach erscheinen. Die Neigung der Seh-

Digitized by Google

achsen ist also gleichsam die Parallelachse für die Entfernung der Objekte, welche nicht erst durch das Gesicht gemessen werden muß, sondern durch das Maß von Kontraktion der Augenmuskeln bei einer gewissen Neigung unmittelbar von dem Gefühlssinne erkannt wird.
Es scheinen demnach die Doppelbilder, die wir nach der vollendeten Erziehung des Gesichtssinnes vermeiden, weil wir durch die in der Erziehung gegebenen Mittel die Entfernung leicht treffen, in der Kindheit von großer physiologischer Wichtigkeit zu sein. Auch scheint es klar, daß zwei gegeneinander bewegliche und in verschiedenen Graden der Neigung rotierende Sehorgane mit identischen Netzhäuten die größte mögliche Ausbildung des Gesichtssinnes sein müssen und daß die Monophthalmie aus physiologischen Gründen mit der Vollkommenheit des Gesichtssinnes unverträglich ist.

Nach Desmonceaux[1] erlangen die Kinder in sehr verschiedener Zeit die Fähigkeit, Gegenstände verschiedener Entfernung zu fixieren, einige mit einem Monate, andere mit fünf, mit sechs Wochen. Vor diesem Zeitpunkte werden alle näheren und ferneren Bilder, selbst wenn sie die Lust und den Gefallen der Kinder erregen, ohne Fixation bei parallelen Sehachsen mehr betrachtet als deutlich gesehen. Und darin ist der physiognomische Ausdruck des Kindesblickes begründet, der sich gleichbleibt in der Ruhe wie in der Bewegung. Denn auch die Bewegungen des Auges in der Breite geschehen nur betrachtend unter dem Parallelismus der Sehachsen. Alle andern Beziehungen, welche außerdem den Blick des Kindes bezeichnen, wie die Umgebungen des Auges, kommen größtenteils auf die entwickelte Bestimmung zurück. Die Umgebungen des Auges sind offen; noch nie hat der Trieb, der Zweck, die Leidenschaft die Augenbrauen in eine größere Beschattung des Auges zusammengezogen.
Wir werden aber sogleich ein Merkmal des kindlichen Blickes kennenlernen, das uns in der bisherigen Entwicklung nicht gegeben und das uns deutlich machen wird, warum der Blick der Kinder, selbst wenn sie im Besitz einer leichten und beweglichen Fixation sind, doch immer noch etwas Eigentümliches, von dem Blicke der Erwachsenen Verschiedenes hat, welches gleichfalls durch Licht und Schatten, durch Grenze darzustellen ist. Ehe wir uns aber damit beschäftigen, mögen einige Worte von dem Blicke der Greise an ihrer Stelle sein.
Da der Greis das deutliche Sehen in der Nähe mit dem Triebe für die nächste Umgebung verliert, weniger, wie es scheint, durch Veränderung der brechenden Medien als durch den Verlust desjenigen Vermögens, durch welches das Auge seine Refraktionsverhältnisse für verschiedene Entfernungen abändert, da also dem Greise ein relativ deutliches Gesicht nur in der Ferne gesichert ist, so ist auch seine Sehweite oder die Neigung seiner Achsen für die Ferne, und er geht dahin zurück, von wo das Kind begonnen, mit dem Unterschiede, daß das Kind aus dem Widerspruch eines sehr fernen Horopters und eines kurzen Gesichtes die eigene Erziehung des Gesichtssinnes für die Unter-

[1] In Rudolphis Physiologie, Bd. 2, S. 230.

Digitized by Google

scheidung der räumlichen Welt beginnt, der Greis durch die Einheit der Fernsichtigkeit und des fernsten Horopters dem Absterben und dem Abschluß der Gesichtswelt sich nähert. Der Blick in die Ferne ist daher der ethische Ausdruck in den Augen des Greises. Das Auge stirbt im Parallelismus der Sehachsen.

Entfernung der Augen

Bei dem erwachsenen Europäer beträgt der Zwischenraum der Augen nicht ganz $^1/_3$ des Raumes, der von den äußeren Augenwinkeln eingeschlossen wird. Man kann demnach annehmen, daß die Entfernung der Augenachsen, wo sie durch die Mittelpunkte der Augen gehen, = 2 mal der Größe eines Auges oder = 2 mal der Größe des Zwischenraumes der Augen sei. Nimmt man für die Breite jenes Zwischenraumes im Erwachsenen 1 Zoll, für das Kind in irgendeinem Alter $^1/_2$ Zoll, so ist die Entfernung der Mittelpunkte der Augen

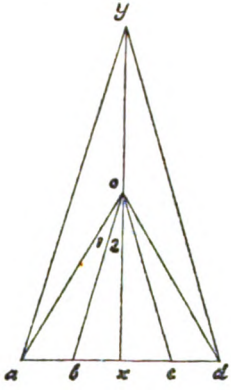


Fig. 4

im Erwachsenen = 2 Zoll, im Kinde = 1 Zoll. Es ist begreiflich, daß, wenn der Erwachsene und das Kind Gegenstände gleicher Entfernung fixieren, ihre Augenachsen behufs der Fixation wegen der ungleichen Entfernung der Augenmittelpunkte sehr ungleiche Neigungen eingehen müssen. So sieht nun das Kind einen Gegenstand in geringer Entfernung mit einem Neigungswinkel der Achsen an, mit dem der Erwachsene einen sehr fernen Gegenstand betrachtet. Kurz, die Fernen der Gegenstände, welche von dem Kinde und dem Erwachsenen unter gleichen Neigungswinkeln der Sehachsen fixiert werden, verhalten sich wie die Entfernungen der Mittelpunkte der Augen in dem Kinde und dem Erwachsenen. So, wenn in Fig. 4 $b\,c$ die Entfernung der Mittelpunkte der Augen bei dem Kinde, $a\,d = 2 \times b\,c$ die Entfernung derselben bei dem Erwachsenen, $a\,y$ parallel mit $b\,o$, $d\,y$ parallel mit $c\,o$, so verhält sich die Entfernung des Gegenstandes y, der von dem Erwachsenen unter dem Neigungswinkel $a\,y\,d$ gesehen wird, zur Entfernung des Gegenstandes o, der unter demselben Neigungswinkel von dem Kinde gesehen wird, wie $a\,x : b\,x = a\,d : b\,c$.

Digitized by Google

Für die Entfernung o sind die Neigungswinkel für beiderlei Augen nicht ganz um das Doppelte gleich. Für kleine Entfernungen wird der Winkel 1 um vieles kleiner sein als Winkel 2, und dann wird der Neigungswinkel des Erwachsenen nicht noch einmal so groß wie der des Kindes sein können. Für größere Entfernungen kann man die Winkel 1 und 2 fast gleich annehmen, und es ist also bei dem angenommenen Verhältnis für größere Entfernungen der Neigungswinkel des Erwachsenen beiläufig noch einmal so groß als der des Kindes.

Diese Unterschiede sind dem Beobachter groß genug, und sie begründen den Ausdruck des kindlichen Blickes auch nach der Erziehung des Gesichtssinnes größtenteils. Mit der zunehmenden Größe des Kopfes und somit des Zwischenraumes der Augen werden diese Unterschiede des Blickes mehr und mehr getilgt. Und so verliert denn das Kind, das die Natur mit einem hellen offenen Blicke begabt hat, mehr und mehr aus natürlichen Gründen des Wachstums von dieser schönen Empfehlung, wenn nicht der verschwundene kindliche Ausdruck in dem Knaben durch andere geistige Beziehungen in den Augen ersetzt wird.

Was nun von dem Unterschiede der Blicke des Kindes und des Erwachsenen gesagt ist, gilt auch in minderm Grade von den Erwachsenen, miteinander verglichen, und es ist begreiflich, wie selbst die Größe des Kopfes, insofern dadurch die Raumverhältnisse der Augen und namentlich der Zwischenraum derselben bestimmt wird, großen Einfluß auf den Ausdruck des individuellen Blickes haben könne. Menschen mit sehr großen Köpfen mit einem Horopter für die näheren Umgebungen haben schon darum etwas Stieres in den Augen, namentlich wenn sie nähere Gegenstände anschauen, mit einem sprechen, weil die Neigungswinkel unverhältnismäßig groß und die Augen behufs der Fixation wie schielend nach innen geneigt sind, *βλέπειν ταυρεδόν*, mirar a guisa di toro. Aber Köpfe mit feiner Bildung der Kopfknochen, kleinen, aber regelmäßigen Verhältnissen haben durch diese Bestimmungen, abgesehen von den Bewegungen der Augen, in ihrem Blicke etwas Kindliches, Gefälliges, mit dem man sich gern vertraut. Wenn hingegen bei sonst größeren Verhältnissen das Interstitium der Augen besonders klein ist, die Wurzel der Nase wie eine dünne Scheidewand zwischen den Augen vorspringt, die Verhältnisse des Horopters also, bei aller Unkindlichkeit des Gesichtes überhaupt, in Hinsicht der Neigungswinkel für gewisse Entfernungen kindlich geblieben sind, ohne daß der Blick die wahre Fernsichtigkeit der Sehweite wie in den kindlichen Augen hat, vielmehr die Bewegungen des Horopters nicht sehr weit über den Tastraum hinausgehen: unter diesen ungünstigen Umständen geht dem Blick alle Azies ab, und diese Augen haben immer etwas Flatterhaftes und Geckenhaftes. Auf der andern Seite haben unter sonst normalen Verhältnissen die Augen, durch einen großen unverhältnismäßigen Zwischenraum, eine sehr breite Glabella getrennt, weder Azies des Blickes noch Leichtigkeit der Bewegung. Man sieht aus allem diesem, daß die Entfernung der Augen in der natürlichen Gesichtsbildung gar nicht eine zufällige ist, und daß die Begriffe von Schönheit der Verhältnisse in den Gesichtern auch hier nichts Konventionelles sind. Ein engerer Zwischenraum

Digitized by Google

der Augen gestattet gar keine Mannigfaltigkeit der Neigungen der Sehachsen, die den Sinnen bemerkbar wäre. Die Unterschiede der Neigungen für ungleiche Entfernungen sind nur sehr gering, und das Individuum verfehlt aus diesem Grund in den Bewegungen der Augen ebensosehr die richtige Fixation, als dem Beobachter die Unterschiede des Horopters solcher Augen leicht entgehen, wodurch er bestimmt wird, jenen Augen Ausdruck und Bestimmtheit abzusprechen. Auf der andern Seite sind bei einer zu großen Entfernung der Augen die Unterschiede der Neigungen der Sehachsen für ungleiche Entfernungen zu groß. Der Wechsel dieser ungleichen Neigungen wird für das Auge ebenso schwierig und lästig als für den Beobachter störend unangenehm. Die geringste Entfernung von den Augen, in welcher noch deutlich gesehen wird, ist die Höhe eines gleichseitigen Dreiecks, dessen Winkel durch den fixierten Gegenstand und die Mittelpunkte der Augen bestimmt sind. Augen, die in dieser Entfernung die Grenze ihres deutlichen Sehens in der Nähe erkennen, können nicht weiter voneinander entfernt sein. Wäre dies, so würden Gegenstände, welche dem einzelnen Auge in der nächsten Entfernung noch deutlich erscheinen, nicht von beiden Augen zugleich deutlich gesehen werden können. Kleiner kann jene Entfernung der Augen voneinander auch nicht sein, aus schon entwickelten Gründen, weil dann die feinen Unterschiede der Neigungen der Perzeption entgehen würden und die Fixation unbestimmt würde. Bewegliche, im Sehen gesellige und in ihren Bewegungen harmonische Augen können also nur eine bestimmte notwendige Entfernung voneinander haben, und diese ist durch die Grenze des deutlichen Sehens und durch den Umfang der Bewegungen der Augen bestimmt.

Es liegt zu fern, mich noch über die nationellen Verschiedenheiten der Augenverhältnisse zu verbreiten. Man weiß aus Campers Messungen, daß die Augen der Kalmucken durch ein kleineres Interstitium getrennt sind, und daß die Neger in dieser Beziehung zwischen jenen und dem wohlgebildeten Europäer in der Mitte stehen. Aber diese Tatsachen stehen zu vereinzelt, und andere sind zu unverlässig, als daß es Zeit wäre, sich in eine Untersuchung des Physiognomischen in den Augen der Menschen verschiedener Stämme einzulassen.

Nutzanwendung

Es ist leicht einzusehen, wie viele nachteilige Umstände sich in der letzteren Beziehung vereinigen, um die Miniaturmalerei unvollkommen zu machen. Der Horopter der Augen läßt bei einer solchen Verkleinerung aller scheinbaren Größen und also auch der Gesichtsobjekte, welche in den Gesichtskreis dieser Augen fallen, sich nicht auszeichnen. Und wenn auch die Verkleinerung in allen Dingen verhältnismäßig wäre, wenn auch in dem Miniaturbilde das Auge seine Gesichtsobjekte in verkleinerten Entfernungen bei sich hätte, so sind doch bei einer solchen Kleinheit der Verhältnisse die feineren Beziehungen der Sehweiten nicht auszudrücken. Am sichersten und schicklichsten wird immer noch in Miniaturbildern der kindliche Blick dargestellt werden können, weil dieser einer bestimmten Neigung der Sehachsen ermangelt. Kolossale Bilder, die nur in der Entfernung als mensch-

Digitized by Google

liche Größen wirken, erleiden keine Vergrößerung der Neigungswinkel der Sehachsen, weil durch die Reduktion der scheinbaren Größen die Entfernung der Augen bei gleichbleibendem Neigungswinkel reduziert wird. Allen kolossalen Formen ziemt aber doch eine ferne Sehweite, denn die erhabene Ruhe verträgt sich nicht mit einer kurzen, den menschlichen Dingen angehörenden Sehweite. Die Neigungswinkel der Sehachsen müssen sehr klein sein. Unter diesen Umständen ist die Wirkung des Kolossalen auch in dem Blicke groß. In dem Blicke liegt nichts Menschliches mehr; diese Augen durchdringen den ungeheuren Raum und kommen darum dem Gotte zu, von dem es heißt: der Blick seiner Augenlider läßt die Erde erzittern. Man glaubt diesen Blick in den kolossalen Köpfen der Medusa von Schlüter über den Toren des Zeughauses zu Berlin zu sehen.

Werden kolossale Figuren im Momente der Handlung von dem Bildner aufgefaßt, wo also der Blick seinen notwendigen Horopter in dem Objekte der Handlung hat, so ist dieses, wenn das Objekt der Tätigkeit nahegelegen ist, für den Ausdruck des Blickes etwas sehr Verfängliches. Dann wird bei der größeren Entfernung der Augen voneinander, wenn der Blick der Statue wirklich seinen Horopter in dem Gegenstande der Tätigkeit hat, sehr leicht etwas Stieres, alle schöne Bildung des Gesichtes Störendes, den Ausdruck der Augen verderben; oder wenn, um dies zu vermeiden, dem Kontuitus der Augen ein fernerer Horopter als im Objekte der Handlung gegeben ist, wie er aus den früher angegebenen Gründen den kolossalen Formen zukommen muß, wird der Tadel gerecht sein, den Benvenuto Cellini dem Bandinelli in Hinsicht der Gruppe des Herkules und Kakus machte, wenn er sagte, daß Herkules gar nicht das zu sehen scheine, was er tue.

Energie und Kretinismus der Sehkraft, Bestimmtheit und Flüchtigkeit des Blickes

Die Dauer der Nachbilder und Blendungsbilder ist bei verschiedenen Temperaturen der Augen sehr verschieden. Bei einer mittleren Intensität des Tageslichtes und einer mittleren Energie der Sehkraft ist die Dauer der Nachbilder 20 Sekunden. Ihre längere Dauer in einem gesunden Auge hängt einesteils von der Lichtintensität des objektiven Bildes und von der Dauer der Fixation des letzteren ab; dann aber kann ein auch minder lebhaftes Nachbild durch den beständigen Wechsel einer allgemeinen Ruhe des Auges und eines allgemeinen Lichtreizes ungewöhnlich dauernd werden.

Die Nachbilder mit ihren Umkehrungen begleiten alle Gesichtsphänomene so beständig, daß es die notwendigste Bedingung zur Gesundheit des Auges ist: unaufhörlicher Wechsel der Reizung und der Beruhigung auf verschiedenen Teilen der Netzhaut. Je länger man ein Spektrum ansieht, um so undeutlicher, schmutziger wird es. Das Nachbild, den harmonischen Gegensatz des Spektrums entwickelnd, gleicht sich mit dem immer wiederholten Eindrucke des objektiven Bildes zum Grauen aus. Bei der leisesten Bewegung des Auges rückt das Nachbild über das objektive Spektrum hinaus, und es entstehen auf der einen Seite die harmonischen Farbensäume, welche mit den dioptrischen allseitigen Farbensäumen nicht verwechselt werden dürfen. Bei

Digitized by Google

der längsten Dauer der Fixation tritt das Nachbild in den lebhaftesten Streit mit dem wiederholten Eindrucke des objektiven Bildes, und da die Gegensätze des Lichten und Schattigen wie die harmonischen Gegensätze der Farben auf gleiche Weise sich zu Grau beruhigen, so verzehrt das Grau zuletzt allen Unterschied des Gesichtsfeldes; an welcher Grenze der Kreis der subjektiven Gesichtsphänomene sich eröffnet. Ich habe es mit der größten Anstrengung versucht, eine Farbenscheibe, die einen großen Teil des Gesichtsfeldes einnahm, eine halbe Stunde fest zu fixieren. Zuletzt erschienen, nachdem alle Begrenzung in einem grauen Nebel untergegangen war, die pulsierenden Figuren, das Spinngewebe der primären Druckbilder, die wallenden Nebelstreifen usw. unter Schwindelanwandlung. Wobei ich denn auf das lebhafteste an jene unvergängliche Verherrlichung dieser Gesichtswahrheit erinnert wurde:

Es wölkt sich über mir —
Der Mond verbirgt sein Licht —
Die Lampe schwindet!
Es dampft! es zucken rote Strahlen
Mir um das Haupt. Es weht
Ein Schauer vom Gewölb herab
Und faßt mich an! usw.

Und soviel von der Energie des Auges und den Nachbildern und Blendungsbildern, woraus wir nur das zunächst festhalten mögen, daß zur Gesundheit des Auges und zur Reinheit der Bilder eine gewisse Schnelligkeit oder Flüchtigkeit des Blickes der Augenbewegung notwendige Forderung sei. Damit sind wir nun zur Anwendung auf den menschlichen Blick zurückgekehrt. Die Empfindlichkeit der Augen, ihre Energie in der Ausdauer der Fixation, in dem Bestehen des Kampfes, welcher aus der Deckung des immer wiederholten objektiven Bildes und des geforderten Nachbildes entsteht, die Zeit, in welcher es zur Absorption des objektiven Bildes von dem Nebelfelde kommt, sind bei den verschiedenen Individuen die verschiedensten. Hysterische Frauen, überhaupt Menschen von sanguinisch-melancholischem Temperamente und unter diesen namentlich jüngere, ertragen eine längere Fixation des objektiven Bildes am wenigsten. Unter Handarbeiten, welche eine dauernde Fixation feiner Begrenzung erfordern, treten die subjektiven Phänomene, die wallenden Nebel, sehr leicht ein. Die wenigsten Menschen ertragen die Schrift während des Lesens durch mehrere Nachtwachen. Für solche Augen ist es notwendige Bedingung, um die Reinheit des Eindruckes zu erhalten, der Macht der Nachbilder abzuwehren, daß sie in ihren fixierenden Bewegungen leicht flüchtig sind. Ein Auge mit Energie des Gesichtes, mit festen bestimmten Bewegungen, in einem Körper, der in allen Reaktionen sicher und gemessen ist, hat Tenazität des Blickes; es erträgt einen und denselben Eindruck längere Zeit ohne Trübung. Aber ein kretinisches Auge ist gezwungen, diese Reaktion aufzugeben, es kann nicht mit dem Blicke durchbohren, es kann nicht untersuchen, am wenigsten Bewegungen verfolgen oder beobachten. Es liegt in seiner individuellen Gesundheit, daß es nach einer schwachen Fixation leicht von

Digitized by Google

Punkt zu Punkt abspringt, wobei begreiflich der Blick weniger durch den Zweck als durch das nächste Auffallende in dem Gesichtsfelde bestimmt ist. Leichtes, flüchtiges Spiel der Augen ohne Azies, ohne Urteil ist diesen Augen wesentlich. Sie können viel Freundliches, Liebliches, ja selbst einen hohen Grad des ὑγρόν haben, wenn ihre Bewegungen sonst schön, das ist, frei sind. Wenn aber diese Bewegungen mangeln, so ist der Blick im eigentlichen Sinne leichtfertig, bedeutungslos.

Diesen Augen ist es ferner eigentümlich, daß das Resultat der inneren Veränderungen für Nähe und Ferne bei ihnen keine Dauer hat. Das Auge kann sich nicht behufs der Fixation in demselben Refraktionszustande erhalten. Nur in dem Wechsel der inneren Veränderung ohne Bestimmtheit besteht seine Gesundheit. Das undeutliche Sehen in einem gewissen Grade kommt daher zu jenen Nachteilen. Und wenn diese Augen von einem Punkte zu einem entlegenen derselben Fläche fortschreiten, so geschieht dies nicht unter einem bleibenden Refraktionszustande, sondern sie gleiten unbedächtig über die Fläche hin, und wenn der Punkt der Teilnahme erreicht ist, haben sie nötig, neuerdings für die Entfernung des Fixationspunktes sich zu verändern, was ihnen immer mühsam gelingt. Sie übersehen das einzelne einer Fläche, ohne sich nach dem Beschluß der Gesichtsvorstellung Rechenschaft zu geben. So wie nun diese Augen selbst nicht dauernd zu fixieren vermögen, so wenig halten sie die dauernde Fixation aus; sie sind leichtfertig und auch blöde.

Diesem Kretinismus, dieser Beweglichkeit steht die Energie, die Tenazität der Sehkraft entgegen. Dieses Auge eilt nicht über die Dinge hin, vor den Nachbildern furchtsam, sondern trifft unter einem gesetzmäßig schnellen, aber bestimmten Wechsel der inneren Veränderung, was es sucht, ohne Irren, ohne Trübung. Ein solches Auge, kann man sagen, ist nie ohne Urteil (cernit). Seine Bewegungen sind sicher und bestimmt, es erhält sich auf einem gewissen Zustand der inneren Veränderungen lange behufs der deutlichen Fixation, und das Hüpfen und Breiterwerden der fixierten Gegenstände ist ihm eine seltene Erscheinung. Wo es die Fläche mißt, weiß es von jedem, was ihm im Fortgang seiner Bewegung geboten wird, Rechenschaft zu geben. Es beobachtet, forscht, leidet nie, sucht vielmehr überall in seiner Sinnlichkeit, seinem Sinn zu verharren, und verträgt fixierend und treffend die fremde Fixation, wenn ihm die leidenden Augen ausweichen. Das ist, was man Schärfe, Azies des Blickes nennt. Die Momente der Erkenntnis für diese Arten des Blickes sind die Merkmale des deutlichen und undeutlichen Sehens: die Neigung der Sehachse, die Vergrößerung der Pupille mit der Entfernung der Objekte inmitten der Bewegungen der Augen, die sichern oder zitternden Bewegungen der Augen im Neigungswechsel der Sehachsen und in der Ebene des Gesichtsfeldes.

Digitized by Google

Das Problem der kosmischen Beziehung oder das Schicksal der Deutungswissenschaften[1]

Von Werner Achelis, Berlin

Μεγάλη ἡ ἀλήθεια καὶ ὑπερισχύει.
Die Wahrheit ist gewaltig, die Überwinderin.

Wenn für irgendein Forschungsteilgebiet ein Jahrbuch neu herausgegeben wird, so ist dies meist ein Zeichen einer einsetzenden Besinnlichkeit. Die in kurzen Perioden erscheinenden Zeitschriften spiegeln vornehmlich die wissenschaftlichen Leidenschaften, das Jagen und Hasten nach neuen Thesen und Hypothesen und den Kampf gegen die Antithesen der Gegner, und zwar in ähnlicher Weise, wie die Tagespresse Resonanzboden der politischen Leidenschaften ist. Die sogenannte Leidenschaftslosigkeit der Wissenschaft ist ja nur eine fiktive, wie man jeweils an ihrer fachlichen Unduldsamkeit erkennen kann. Immer und überall wird etwas gewollt; meist die Ergründung einzelner neu auftauchender und wichtig erscheinender Wahrheiten, manchmal aber auch — die Wahrheit, womit dann meist eine eigentümliche Akzentverschiebung eintritt, der einzelne Mensch plötzlich in seinem ganzen Wollen angesprochen ist und die Gedankenführung notgedrungen eine philosophische wird. So hemmend nun philosophische Auslassungen mit Recht in der Zeitschriftenliteratur empfunden werden können, so förderlich könnte der Versuch einer Hinwendung zu philosophischer Betrachtung in der besinnlichen Atmosphäre eines Forschungsjahrbuches sein, selbst wenn Gegenstand der Untersuchung weniger ein Problem ist, das man sich so und auch anders gelöst denken könnte, als schlechthin die Wahrheit, die man nur treffen oder verfehlen kann.

Das Thema vorliegender Ausführungen stellt nun in gewisser Weise einen Kompromiß zwischen eigenen Intentionen und denen des Herausgebers dar, der mich aufforderte, einen Beitrag zu der Frage des Zusammenhanges von Kosmos und Wesen des Menschen zu liefern, spezieller gefaßt: zu der Frage, ob und in welcher Weise etwa die Charakterologie, die Typologie oder die Psychoanalyse von einer Herausstellung kosmobiologischer Komponenten, wie sie die moderne Astrologie betont, praktischen Nutzen ziehen können. Es könnte wohl reizvoll, ja geboten erscheinen, in der vom Herausgeber vorgeschlagenen Richtung die Gedanken gehen zu lassen. Aber beim Beschreiten dieses Weges erheben sich Bedenken über Bedenken. Redet man unvermittelt von einer Beziehung zwischen Kosmos und Wesen des Menschen, so werden die Gedanken unwillkürlich ernst gestimmt; denn es ist klar, daß der Sinn des Menschseins aufs innigste mit dem Wesen der Welt als Ganzes zusammenhängen muß. Das Wort Kosmos steht also hier für die Welt als Ganzes, und zwar dieses Ganze als eine intensive Größe gefaßt, als ein quale, nicht als ein quantum. Die von der modernen Physik aufgeworfene Möglichkeit der räumlichen Endlichkeit der Welt würde der Wucht des Wortes Kosmos nicht das

[1] Ursprünglich geschrieben für das Jahrbuch für kosmobiologische Forschung (Dom-Verlag).

Digitized by Google

Geringste zu nehmen vermögen, einerlei auch, ob dieser Kosmos, wie die Griechen vermuteten, in Wirklichkeit etwas sinnvoll Prächtiges oder etwas majestätisch Sinnloses darstellt. Wenn man daher vom Menschen in seiner Bezogenheit auf das Wesen des Kosmos mit Vorliebe das Wort Mikrokosmos gebraucht, so will das offenbar nichts anderes heißen, als daß man im Menschen, in dessen Bewußtsein sich nun einmal dieser „außen" vorgestellte Kosmos verfängt, diesen Kosmos als das gleiche Intensivum müsse auffinden können, als welches es von außen her unentrinnbar empfunden wird. Es kann also in diesem Zusammenhang nicht von einer mikrokosmischen Spiegelung des Weltganzen geredet werden, etwa unter dem Bilde der die optisch gegebene Außenwelt spiegelnden Retina, wo man in topologischer Art den einzelnen außen befindlichen Gegenständen ihr „innen" erscheinendes Spiegelbild zuweisen kann. Ja, auch nur ein Wechselbefund im analogischen Sinne, wo heterogen erscheinende Formbildungen auf das gleiche in ihnen sich manifestierende Grundprinzip bezogen werden können, hat mit der gemeinten Fragestellung nach der Beziehung zwischen Menschenwesen und Kosmos als Inbegriff des Weltganzen nichts zu tun. Um so bedenklicher muß dann eine Wortbildung wirken wie der Begriff „Kosmobiologie" und das Adjektivum „kosmobiologisch". Nicht daß man diese Wortbildung inkorrekt nennen könnte. Das Wort Kosmos steht, wenn man von dem in ihm mitschwingenden metaphysischen Gehalt absieht, von alters her auch für das, was man ganz treffend als das Weltgebäude bezeichnet. Und die Verbindung mit dem Wort Biologie kennzeichnet eine wissenschaftlich durchaus haltbare Metapher, das heißt eine bildhafte Übertragung einer bestimmten Denkhaltung, die sich auf das Gebiet der Lebensvorgänge bezieht, auf ein scheinbar artfremdes Gebiet, nämlich das der Zustandserscheinungen der anorganischen Materie einschließlich der Gesamtheit der Himmelskörper. Diese Materie als tote Materie zu bezeichnen, hieße einen ungerechtfertigten kontradiktorischen Gegensatz aufstellen. Man könnte daher sagen, daß die moderne sogenannte kosmobiologische Forschung mit Recht bestrebt sei, diesen kontradiktorischen Gegensatz in einen konträren umzuwandeln, das eine als eine Art Komplement des anderen zu betrachten und beides, die Welt des Organischen sowohl wie die Welt des Anorganischen, in guter Schopenhauerscher Tradition als die formverschiedenen, aber doch in gewisser Weise analog gebauten Darstellungen des einen, allem Seienden zugrunde liegenden Weltwillens zu betrachten, — wie ja denn das Schopenhauersche Wort „Wille" in dem angedeuteten Sinne als Metapher betrachtet werden will. Ein Forscher, der biologische Rhythmen in rhythmischen Abläufen innerhalb der anorganischen Materie wiederzuerkennen meint und etwaigen funktionalen, auf ein Primum movens rückbezüglichen Zusammenhängen systematisch vergleichend nachgeht, dürfte durchaus berechtigt sein, diese seine Forschung als eine kosmobiologische zu bezeichnen, wofern er sich der metaphorischen Ausdrucksweise bewußt bleibt. Daß es häufig genug passieren mag, daß sich trotzdem die naiv törichte Verwechslung von lebend und unlebend einschleicht, wie sie Monisten Haeckelscher Abkunft vorzunehmen belieben, braucht hier nicht weiter zu interessieren. Die Törichten werden immer und unbedenklich ihre Torheiten machen, wogegen die ernsten

Digitized by Google

Geister mit der steten Gefahr schweren Irrtums zu rechnen wissen. Das Bedenkliche am kosmobiologischen Problem, so wie es heute gestellt wird, muß also an anderer Stelle liegen. Solange exakt biologische Methoden den Leitfaden bilden, ist offenbar eine Verstrickung in Irrtümer grundlegender Art nicht gegeben, andererseits aber die Spannweite der möglichen Resultate gering. Die Biologie hat mit den Lebensäußerungen organischer Wesen zu tun und sieht im allgemeinen von dem ab, was man etwa das Seelenleben der Tiere nennen könnte. Man scheidet hier genau und redet im gegebenen Fall von Tierpsychologie, wie man beim Menschen ebenfalls von Psychologie, Seelenkunde, Charakterologie redet, sobald das Inwendige der Lebensvorgänge gemeint ist, also das, was nur unter Rückbeziehung auf jenen imaginären Punkt, genannt Seele, seinem Wesen und seinem wirklichen Zusammenhange nach verstanden werden kann. Die Fragestellung, inwieweit eine Herausstellung kosmobiologischer Komponenten für die Charakterologie, die Typologie oder die Psychoanalyse von Nutzen sein könnte, schiebt nun aber das kosmobiologische Problem auf eine quasi psychologische Ebene, und mit dieser Verschiebung, wie sie allerorten heute geschieht, hebt die eigentliche Bedenklichkeit des Unterfangens an. Man redet ja ausgesprochenermaßen innerhalb der Astrologie von einer Astropsychologie, ist also genötigt, bewußt oder unbewußt den Begriff einer Welt- oder Erdseele mitzusetzen, und diesem Umstande ist gewiß ein Teil der Faszination zuzuschreiben, die von dem astrologischen Gedanken ausgeht. Die Astrologie bringt letzten Endes irgendwie seelenhaft zu denkende Vorgänge am Firmament mit den Abläufen und der Struktur des menschlichen Seelenlebens in eine direkte, funktional oder kausal gedachte Beziehung. Das Problem des Zusammenhangs zwischen Menschenwesen und Kosmos gerät in ein Zwischenreich zwischen Metaphysik und Wissenschaft, zum Schaden beider Gebiete. Der Begriff einer Weltseele oder auch der einer Seele der Erde ist gewiß eine ehrwürdige Konzeption, sobald man die Geschichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts außer acht läßt. In voller Reinheit taucht der Begriff der Weltseele innerhalb des christlichen Zeitalters erstmals bei Giordano Bruno auf, bei dem aber diese Weltseele identisch ist mit Gott, das Mysterium des Seins also einer ausgesprochen philosophischen Betrachtung anheimgegeben wird. Die Gottesidee ist in irgendeiner Form ein unabtrennbarer Teil mittelalterlicher Geisteshaltung, und soweit die Astrologie in den früheren Jahrhunderten eine Rolle spielte, war sie ein Mittel zur Erforschung des göttlichen Willens. Die sympathischste Form zeigt die Astrologie bei Johannes Kepler, der auf der einen Seite nüchterne astrologische „Erfahrungswissenschaft" betreibt, wie wir es heute nennen würden, gleichzeitig aber von einer Erdseele redet, die harmonice auf die Winkelstellung der Planeten reagiert wie ein musikalischer Mensch auf das Geheimnis der Musik (womit er im entscheidenden Punkt die sogenannte Strahlungshypothese fallen läßt), der aber überdies unerschütterlich an einem rein protestantischen Gottesglauben festhält und nichts stärker von sich abweist als den wissenschaftlichen Aberglauben der zeitgenössischen Astrologen. Kann man also sagen, daß die alte Astrologie, soweit sie von Geistern von Rang vertreten wurde, ihre Wissenschaft betrieb, um besser in

Digitized by Google

die göttlichen, als unwandelbares Mysterium gefühlten Geheimnisse eindringen zu können, wie solches besonders etwa bei Paracelsus in Erscheinung tritt, so ist heute eine grundlegende Änderung der Situation unverkennbar. Die wiedererstandene Astrologie ist der alten überaus unähnlich. Auf der einen Seite lockt der Begriff einer Weltseele im alten Sinne, aber das ungeheure religiöse Fundament des Mittelalters ist nicht da. Vorhanden ist lediglich eine Reaktionserscheinung auf die rationalistische und als unlebendig verschrieene Wissenschaftlichkeit des 19. Jahrhunderts; ein lange zurückgestautes Bedürfnis verwechselt ein Wunschbild mit einem Zustand. Liest man etwa die kompendiumartig geschriebene, durch und durch philologische Schrift von K. Bayer: „Die Grundprobleme der Astrologie" (Leipzig 1927), so gehen wir anscheinend goldenen Zeiten entgegen. Die Astrologie ist die berufene Führerin zu allem. Man gewinnt den Eindruck, als sei sie die Philosophie von Kosmos und Seele, als enthielte sie die Wissenschaft von Charakter und Schicksal, als böte sie die erschöpfende Typologie, Rhythmenologie usw. Es ist interessant, wie der überaus belesene und wissenschaftlich gebildete Verfasser alle der Astrologie irgendwie artverwandten Gebiete der sogenannten modernen Menschenkunde heranzieht, alles in einen systematischen Zusammenhang bringt und mit einer geradezu jesuitisch-scholastisch anmutenden Kombinationsgewandtheit und beredter Eindringlichkeit die Astrologie als die Weltanschauung des modernen Menschen zu empfehlen versucht; jenes modernen Menschen, der so dringend nach einer Weltanschauung sucht, die in einer Synthese, wie man es so gern nennt, sowohl sein wissenschaftliches, von Grund auf kausal orientiertes Bedürfnis befriedigt, als auch seiner religiösen Hilfsbedürftigkeit beispringt.

Es mag nicht einem jeden liegen, die moderne Astrologie, wofern man sie überhaupt einmal ernst nehmen will, sehr ernst zu nehmen. Wenn man es aber tut, kann meines Erachtens nicht eindringlich genug darauf hingewiesen werden, wie sehr ein solches Buch wie das eben zitierte — das, formal und inhaltlich der üblichen astrologischen Schundliteratur völlig fernstehend, geeignet ist, auf das gebildete, aber sachlich nicht orientierte Publikum in seiner Vereinigung von echter Begeisterung und redlicher Sachlichkeit anziehend, aufklärend und beruhigend zu wirken — ich sage, wie sehr ein solches Buch im Grunde eine narkotisierend-lähmende, jede philosophische Besinnung sperrende Wirkung ausüben muß, und zwar dadurch, daß es alles „erklärt", daß es alle in dem gegenwärtigen Befund der charakterologischen Disziplinen gegebenen Ansatzpunkte zu einer tiefer schürfenden Kritik abschleift. Diese abschleifende Wirkung ist in besonders aufschlußreicher Weise zu beobachten an der Art und Weise, wie der Verfasser die Deutungswissenschaften an ihrem schwachen Punkt packt, nämlich ihrem Ehrgeiz, endlich das psychologische, durch die bisherige Universitätspsychologie geradezu ausgehungerte Bedürfnis der gebildeten Schichten durch eine allseitig gesicherte Charakterologie und Typenlehre zu befriedigen — wie er sie also an diesem Punkt packt und damit in der Lage ist, diese Deutungswissenschaften als Vorspann seiner eigenen astrologisch orientierten Theorien zu benutzen.

Digitized by Google

Moderne Astrologie auf der einen Seite und moderne Menschenkunde im Sinne der speziell charakterologischen Disziplinen auf der anderen Seite, so artverschieden sie zu sein scheinen, und so sehr sie sich gegenseitig geringschätzen und bekämpfen mögen, sind doch zeitgeschichtlich auf gleichem Boden gewachsen. Und es ist wohl gewiß kein Zufall, daß das führende Organ der Deutungswissenschaften im engeren Sinne, die „Zeitschrift für Menschenkunde" des Verlages Kampmann (Heidelberg), die bisher der Astrologie gegenüber eine sehr zurückhaltende Stellung einnahm und ausgesprochen astrologische Autoren kaum zu Worte kommen ließ, vor einiger Zeit einen längeren Aufsatz über Astrologie von K. Bayer brachte, dem Verfasser des soeben eingehend charakterisierten Buches, das sich gerade darum so gut als Unterlage zur Interpretation der gegenwärtigen Situation eignet.

Das gemeinsame Ziel der Deutungswissenschaften einschließlich der Astrologie ist letztlich die Ergründung der Rätsel des menschlichen Seelenlebens. Nun berufen sich die übrigen Deutungswissenschaften, anscheinend mit Recht, auf ihre quasi naturwissenschaftliche Exaktheit im Sinne der vielberufenen exakt sinnlichen Anschauung Goethes und glauben, ohne das sacrificium intellectus, das die Astrologie anscheinend verlangt, sich an das Seelenproblem herantasten und damit der im 19. Jahrhundert angeblich abgeirrten Wissenschaft im 20. Jahrhundert wieder zu einer metaphysischen Würde verhelfen zu können. Das Resultat dieser an sich redlichen Bemühungen ist nun, nach anfänglich hervorragenden Ansätzen und Ergebnissen, einerseits eine ins Unendliche gehende Betriebsamkeit und Materialanhäufung, wie wir sie von der geschmähten Wissenschaft des 19. Jahrhunderts gewohnt sind, und auf der anderen Seite eine entsprechend wachsende Ideenarmut und gefühlsmäßige Stagnation. Sollte es in dieser Richtung weitergehen, so wäre wohl bald der Punkt erreicht, wo es heißen könnte: difficile est, satiram non scribere! Wenn man bedenkt, in wie kurzer Zeit die ehemals blühend lebendige Jugendbewegung zu einer Lieblingspuppe der Behörden und pädagogischen Seminare geworden ist, könnte man fast der von der Jugendbewegung indirekt mit veranlaßten modernen charakterologischen Bewegung ein ähnliches Schicksal voraussagen. Angesichts dieser Situation wäre es wohl lohnend, den Gründen dieses offensichtlichen Erlahmens der Stoßkraft auf die Spur zu kommen.

Man kann unschwer in den charakterologischen Disziplinen drei Grundrichtungen feststellen: einmal die wissenschaftlich-exakte, sodann die typologisierende und schließlich die symbolisierende, wie wir sie einmal nennen wollen. Die erste ist die unproblematischste und sauberste. Es handelt sich hier beispielsweise etwa um graphologische oder kranioskopische Detailforschungen, die soziologischen Interessen dienstbar gemacht werden können, sich mit der Psychotechnik berühren und als angewandte Psychologie ebensowenig mit dem Seelenproblem im philosophischen Sinne zu tun haben wie möglicherweise rhythmenologische Forschungen auf kosmobiologischer Basis. Es herrscht hier der Geist echter sympathischer Wissenschaftlichkeit, und es wird wohl unschwer die rasch erworbene Geltung behauptet werden können — wenigstens solange das wesentlich praktisch orientierte Interesse, das sich

Digitized by Google

dieses Instrument geschaffen hat, anhält. Hier wären auch unter Umständen Befruchtungsmöglichkeiten seitens der Astrologie denkbar. Mit diesem Problem sich zu beschäftigen, wäre aber Angelegenheit der entsprechenden Fachforscher.

Die zweite, typologisierende Richtung zeichnet sich, paradox gesprochen, neuerdings dadurch aus, daß sie, die ausgesprochen geisteswissenschaftlich im philosophischen Sinne orientiert ist, in eine ausgesprochene Geistlosigkeit auszuarten droht. Man kann nachgerade von einer Typologisierungssucht reden. Man entdeckt heute Typen, wie man vor Jahren fossile Menschenschädel entdeckte und im Begeisterungstaumel der Entdeckung wähnte, nunmehr dicht vor der endgültigen Lösung des Menschheitsproblems zu stehen und entsprechend fanatisch akzentuierte Theorien von der Entstehung der Menschheit daraufhin entwarf. Die Aufstellung einer neuen geistreichen Typenlehre wird allmählich geradezu ein Sport für Privatdozenten der Philosophie. Es ist keine Frage, daß es viele ausgezeichnete Typenlehren gibt; Klages, Kretzschmer, Jung und manche andere haben uns wichtige Tatbestände erkennen gelehrt. Es ist aber ebenfalls keine Frage, daß noch sehr viel andere Typenlehren möglich und „richtig" sind, je nachdem, aus welchem Gesichtswinkel man sich die Spezies Mensch betrachtet. Es ist weiterhin auch keine Frage, daß der Affekt, mit dem das gebildete Publikum auf diese Lehren reagiert, die Forscher bereits anzustecken droht und somit anzeigt, daß hier etwas von Grund auf nicht stimmt. Es scheint fast, als suche man unbewußt die Typenlehre, in die jeder Mensch in Reih und Glied einzustellen ist, und die es, wie man argwöhnen könnte, gar nicht gibt. Es ist sehr auffällig, daß an dieser Stelle die Astrologie auf Grund ihrer Lehre von den Tierkreiszeichen mit einer Typologie aufwartet, die, wie Bayer ausspricht, am ehesten Anrecht darauf hätte, wegen ihrer kosmobiologischen Fundierung und Bildgesättigtheit die Typenlehre schlechthin zu sein. Man muß doch einmal fragen, was es mit dieser Typologisierungssucht eigentlich auf sich hat. Wird hier doch ein biologisches Problem, die allseitig in der Natur zu beobachtende typenhafte Differenzierung der Individuen und Lebewesen zu einem philosophischen oder gar kosmologischen Problem aufgeblasen. Sollte hier nicht die Tatsache mitspielen, daß man unversehens auf das metaphysische Problem der Grenze, also letzten Endes das der Individuation gestoßen ist und ihm mit aller Macht auszuweichen sucht? Philosophisch formuliert würde das heißen: Der Mensch fühlt sich in seiner tiefsten Schicht ebenso bedrückt durch das Gefühl der empirischen Grenzenhaftigkeit wie durch das noch unheimlichere der metaphysischen Grenzenlosigkeit. Vor dem Gefühl der Grenzenlosigkeit, nämlich dem Gefühl, in irgendeiner überaus geheimnisvollen Weise jenes Intensivum, genannt Kosmos, selber zu sein, schützt ihn nun in der Tat die Möglichkeit, sich etwa als Typus A, B oder C zu fühlen, sich entsprechend charakterologisch zu „befühlen" oder gar sich als Mischtypus zu entdecken. Vor dem dunklen Gefühl wiederum, daß seine empirische Grenzenhaftigkeit generell eine gleichsam kosmo-pathologisch verengte ist, daß der Mensch, und zwar jeder Mensch, bei weitem mehr, und das heißt, auch anders sein könnte,

Digitized by Google

wenn ihm das Geheimnis des Daseins aufginge, vor diesem Gefühl und dieser Einsicht schützt ihn ebenfalls die Möglichkeit, sich als Typus zu fühlen, das heißt, sich mit gewisser Genugtuung in seiner empirischen Person wiederzuerkennen als etwas objektiv von der Wissenschaft Registriertes und damit als unabänderlich feststehend Legitimiertes, wobei noch außerdem der Gewinn herausspringt, in bescheidenen Grenzen charakterliche Selbsterziehung treiben zu können, sich etwa allmählich einem reineren Typus anzunähern oder gar einen Mischtypus „schöpferisch" zu entwickeln. Es mag vielleicht unangebracht erscheinen, mit ironischem Beisatz von so ernsten Dingen zu reden. Doch wird vielleicht das momentphotographische Element, das der Ironie eigen ist, eine längere Ausführung des Gemeinten, die angesichts des zur Verfügung stehenden Raumes unmöglich ist, ersetzen können. Es kommt darauf an zu begreifen, daß jenes metaphysische Bedrohtsein, das die Menschheit in sich spürt, und dem in der Tiefe eine ebenso große metaphysische (nicht empirische!) Wandlungsfähigkeit entspricht, zwar einerseits den Menschen zu immer wiederholten Erkenntnisversuchen antreibt, ihn aber andererseits immer wieder geradezu nötigt, mit seinen Erkenntnisversuchen auf halbem Wege stehenzubleiben und seine Theorien zu einem heimlichen Schutzwall gegen den gefährlichen Einbruch wahrer Erkenntnis auszubauen.

Was also hier zum Problem der Typologie gesagt wird, betrifft weniger sie selbst als ein Mittel unter anderen, dem Problem des Menschseins näherzukommen, sondern jene heimliche Fluchttendenz, die sich heute so auffällig bemerkbar macht, und der ihrerseits, wie mir scheint, die Astrologie in gefährlicher Weise entgegenkommt. Denn es ist klar, daß, sobald die Typenlehren als Sicherung vor dem Aufwühlenden im Problem der Individuation benutzt werden, die astrologische Typenlehre überaus verlockend sein muß. Einmal bietet sie, wie bereits bemerkt, eine Art kosmisch garantierte Mustertypologie, wobei dann allerdings die objektive Wahrheitsfrage akut wird, auf die wir im folgenden noch zurückkommen werden. Zum anderen aber hat sie den außerordentlichen Vorteil der Symbolgesättigtheit. Vertieft man sich in die Typenlehren der übrigen Deutungswissenschaften und gibt sich dem Zauber der gleichsam wiederholten Schöpfungsgeschichte hin, so kann man sich trotz allem des Gefühls nicht erwehren, daß es sich um Abstraktionen handelt, die den Menschen letzten Endes zu einem Schemen stempeln. Die Deckung mit der Wirklichkeit bleibt aus. Es ist ein Unterschied, ob ich genötigt bin, mit dem Begriff des schizothymen Typus oder des introvertierten Typus ein Menschenleben in Deckung zu bringen oder etwa mit dem Begriff des Krebstypus. Die Symbolsättigung der astrologischen Sprache, an der viele Generationen gearbeitet haben, ist durch keine Abstraktionswerte zu ersetzen. Der astrologische Typus ist keine fertige Form, in die man mühselig ein Menschenbild zu zwängen versuchen muß, sondern eine Art schöpferische Laterna magica. Das an die Wand der Begriffe projizierte Bild ist fließend, es ist gleichsam eine Linsenänderung möglich, die nicht nur „scharfe" oder „unscharfe" Einstellung erlaubt, sondern das Bild selbst erweiterungsfähig macht. Womit denn allerdings gewonnen ist, daß man ein Mittel in der

Digitized by Google

Hand hat, das hervorragend geeignet ist, Menschen plastischer zu sehen; ein Mittel, das also einem Vertreter der übrigen Deutungswissenschaften eine Bereicherung seiner produktiven Phantasie bedeuten könnte, wofern er sich des symbolhaften Charakters des astrologischen Begriffsgewebes bewußt bleibt. Hier wären also durchaus praktische Befruchtungsmöglichkeiten im Sinne eines heuristischen Prinzips gegeben. Nur daß die Astrologie den Anspruch auf objektive Geltung ihrer angeblich im Kosmos verankerten Typenlehre erhebt.

Um hier klarer zu sehen, müssen wir zunächst noch die dritte der angedeuteten Grundrichtungen in den charakterologischen Disziplinen ins Auge fassen, die wir die symbolisierende nannten, und die man auch die charakterologische im engeren Sinne nennen könnte. Sie unterscheidet sich von der typologisierenden zunächst dadurch, daß sie eine Art eigener Philosophie bringt. Ihre Losung ist: Wesensschau statt Kausalzergliederung! Und was hiermit gemeint wird, ist folgendes: Man hat es der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts übel vermerkt, daß sie auf jedem ihrer Gebiete gleichsam eine Art Atomisierungsprozeß vornahm, daß sie, um an das Wesen der Dinge heranzukommen, solange zerlegte, zergliederte, begrifflich schied und trennte, bis ihr das gesuchte Wesen unter den Händen zerrann. Unter der erschütternden Wirkung der Resultatlosigkeit dieser wissenschaftlichen Methode entstand nun, eingeleitet bereits durch Nietzsche, eine Gegenbewegung, die philosophisch an die Romantik anzuknüpfen suchte, und deren führender philosophischer Vertreter Ludwig Klages, der Begründer der systematischen Graphologie, wurde. Soweit die von Klages ausgehenden Impulse verstanden wurden, bemühte man sich nun, in den Mittelpunkt der psychologischen Forschung die Forderung der Wesensschau zu stellen. Man begriff, daß man zuvor das Ganze intuitiv erfaßt haben müßte, ehe man über das Einzelne sinnvolle, nicht nur logisch, sondern organisch zusammenhängende Aussagen machen kann, deren Gesamtheit dann geeignet ist, das gesuchte Wesen in der Klarheit und Gewißheit der Abstraktion zu treffen und damit das Seelenproblem einer Lösung anzunähern. Auf Grund dieser geistigen Einstellung entstand dann jene Form der Charakter- oder Wesensdeutungen und -beurteilungen, wie sie in allen einzelnen charakterologischen Disziplinen in verschiedener Gestalt auftritt. Immer handelt es sich darum, aus einem „äußerlich" gegebenen Befund, sei es die Handschrift, die psychologische, nach außen zutage tretende Reaktionsweise, die Mimik, die Handlinien, das Traummaterial, der Körperbau, die Physiognomie oder der Schädelbau, auf intuitiver Basis mit ausgesprochen wissenschaftlichen, ungeheuer fein ausgearbeiteten Methoden ein Bild vom Wesen des betreffenden Menschen zu gewinnen und somit über das, was man seinen Charakter nennt, der als der Bezirk des intimst Seelischen empfunden wird, in Form gewisser Annäherungswerte objektiv verbindliche Aussagen zu machen. Die Tatsache, daß seltsamerweise die meisten Menschen über sich selbst, ihren Charakter, ihre Begabungen, Möglichkeiten und Leiden weitgehend im unklaren zu sein pflegen, verleiht dem von den Deutungswissenschaften erhobenen Anspruch auf objektive Verbindlichkeit das große wissenschaftliche Gewicht. An sich

Digitized by Google

wäre nun gegen eine solche Wissenschaft, die Möglichkeit einigermaßen verbindlicher Resultate vorausgesetzt, nichts zu sagen, und es ist kein Zweifel, daß etwa die Graphologie außerordentlich wertvolle Mittel an die Hand gibt, über persönlich unbekannte Menschen sich ein einigermaßen klares Bild bezüglich ihrer Charaktereigenschaften und Fähigkeiten zu machen. Mit Vorbedacht war hier das Wort Charaktereigenschaften gewählt. Dieses Wort, in analogem Sinne gebraucht, wie man in der Naturwissenschaft von Eigenschaften etwa der Körper oder Kräfte redet, läßt nämlich offen, was jenes hinter den Eigenschaften stehende Etwas, genannt Charakter oder Wesen, eigentlich sei. Die Menschenkunde würde antworten: Der Charakter ist nicht das gleichsam mechanische Agglomerat der einzelnen Eigenschaften, sondern die ideelle Einheit, auf die bezogen die Masse der charakterologischen Einzelfaktoren erst einen sinnvollen Zusammenhang ergibt. Das ist gewiß ein annehmbarer philosophischer Gedanke, dem die ebenso richtige erwähnte Grundforderung entspricht, daß der Deutende zuerst das Wesen des betreffenden Objekts, seine platonische Idee, wie man so gern sagt, müsse erfaßt haben, ehe er an die Zusammenstellung der einzelnen Deutungsfaktoren geht. Dieser Tatbestand ist deshalb so wichtig, weil sich in ihm zeigt, daß die Deutungswissenschaften ausgesprochen philosophische Ziele, wie die Erforschung des menschlichen Seelenlebens, verfolgen und sich nicht mit einer Art Naturbeschreibung begnügen. Der Nimbus der Deutungswissenschaften würde sofort zerstieben, wenn sie die Behauptung aufgäben, über das Wesen des Menschen etwas aussagen zu können, und statt dessen sich mit einer systematisch geordneten Beschreibung des Konzertes der einzelnen Charaktereigenschaften oder -elemente begnügten. In der Tat wird ja auch der Charakter, über den von den Deutungswissenschaften oft genug in scharfsinniger Weise detaillierte synthetische Angaben gemacht werden, bei den meisten Menschen unwillkürlich mit dem Wesenszentrum gleichgesetzt. Unwillkürlich deshalb, weil etwa durch charakterologisch verbindlich auftretende Angaben wie Bösartigkeit oder Liebehaftigkeit reflektorisch das Innerste des Menschen, in dem die Lösung der philosophischen Kardinalfrage nach gut und böse beschlossen liegen muß, angerührt wird. Es ist also kein Zweifel an dem bewußt oder unbewußt philosophischen, die Ergründung des Wesenskerns verfolgenden Anspruch der Deutungswissenschaften möglich. Wenn aber Philosophie, statt in der Obhut der wenigen Berufenen zu bleiben, populär wird und als Wissenschaft, ja sogar Popularwissenschaft, auftritt, ist das Resultat abzusehen, und es ist ja auch verheerend genug. Nicht nur, daß die Charakterdeutung zu einer Landplage geworden ist, daß man sich kaum mehr allein fühlt, selbst wenn man in Gesellschaft nicht deutungslüsternen Individuen in die Hände fällt, die einem aus Augen, Mund, Nase, Handschrift und Traum die Friedfertigkeit oder Heimtücke bestätigen. Auch bei den ernsten Forschern grassiert die Intuitions- und Deutungswut; und je verworrener die Situation wird, je gehäufter das Deutungsmaterial, je mannigfaltiger die Deutungsresultate, um so hartnäckiger meldet sich die Astrologie und macht ihren Anspruch auf die quasi kosmische Beglaubigung ihrer eigenen Seelenfindungsmethoden geltend. „Die Astrologie allein", sagt K. Bayer, „bettet

Digitized by Google

— auf der empirischen Grundlage des Einzelhoroskops — das seelisch-geistige Individuum in seine unzerreißbare kosmische Verbundenheit und gibt dieser Beziehung auf exakter naturwissenschaftlicher Grundlage eine geisteswissenschaftliche, kombinatorisch intuitive Sinndeutung seiner wesenhaften charakterologischen Persönlichkeitsstruktur als seiner tiefsten unverfälschten seelischen Charakterschicht, seines unverhüllten, noch durch keinerlei Ausdrucksformen verkleideten Seelenkernes, seines intelligiblen Charakters, der ihm unter allen Umständen eigen ist und verbleibt, auch wenn Alter, Schicksal, Milieu usw. sich ändern." — Dies alles zeigt an, daß hier ebenfalls wie bei der Typologie etwas von Grund auf nicht stimmt. Man könnte am ehesten auf den Gedanken kommen, daß an der scheinbar philosophisch richtigen Grundforderung der intuitiven Erfassung des Ganzen etwas in Frage zu stellen wäre. Sei es, daß diese Forderung leichter zu stellen als zu erfüllen ist und die Forscher ihrer Aufgabe nur selten ganz gewachsen sind, sei es, daß man genötigt wäre, den Menschen generell, abgesehen von der Begabung des einzelnen Individuums, als wahrheitsunfähig, der gestellten Aufgabe also mit Notwendigkeit nicht gewachsen, anzusprechen, und man nun der Ursache dieser seltsamen Wahrheitsunfähigkeit nachgehen müßte.

In der Tat spricht sehr vieles für diese letzte Annahme. Die Arbeitsweise der Charakterologen, wie man sie vielfach beobachten kann, hat in bezug auf die so problematische intuitive Einstellung auf das Ganze, die platonische Idee des zu deutenden Objektes, mancherlei Ähnlichkeit mit der Tätigkeit eines Kunstphotographen, der lange mit der Kamera um sein Objekt herumschleicht, bis er die optimale Situation, die günstigsten Beleuchtungsverhältnisse usw. herausgefunden hat, und dann erst beginnen kann, das Bild auf die Platte zu bringen. Bleibt man bei diesem Vergleich, so entspricht der schwierigen Arbeit des Entwickelns, Retuschierens, Kopierens usw. die mühselige Deutungsarbeit, deren stoffliche Unterlage das Arsenal der psychologischen Begriffe abstrakter oder symbolisch anschaulicher Natur ist, mit deren Hilfe wir allein seelische Vorgänge und Tatbestände zu fixieren vermögen. Dieses Begriffsmaterial, das in sich bereits systematisch geordnet ist, ist seinerseits aufs engste verwoben mit den jeweiligen Typenlehren. Je geringer nun das Format des Deutenden ist, um so flüchtiger wird der „kunstphotographische" Einfühlungsakt, und um so uferloser und leidenschaftlicher die Beschäftigung mit dem mosaikartigen Zusammensetzen des Charakterbildes. Da nun Begriffe bei der Variabilität ihrer Bedeutungen sich stets mit anderen überschneiden, etwa nach Art der von Schopenhauer im ersten Buch seines Hauptwerkes dargestellten Begriffssphären, so ist es bei der außerordentlichen Fülle der vorhandenen Bausteine ein Leichtes, unter Umständen auch corriger la fortune zu betreiben, und immer wird der Gedeutete die Möglichkeit haben, an einigen Stellen zu sagen: „Das stimmt; Sie haben auf Grund Ihrer Wissenschaft meinen Charakter getroffen!" Und K. Bayer wird dann außerdem noch die Möglichkeit haben, die Solidität der kosmisch beglaubigten unendlichdeutigen astrologischen Symbolsprache zu preisen und mit erhobenem Finger zu sagen: „Die Schulpsychologie vermag an Hand ihrer vieldeutigen, dünnen Allgemeinbegriffe sowohl charakterologisch wie

Digitized by Google

typologisch weder entfernt so differenziert und subtil, noch annähernd so plastisch und synthetisch zu arbeiten wie eine wissenschaftlich betriebene Astrologie." — Was also geschieht, ist, daß man mehr oder weniger eine Art Bilderzusammensetzen treibt wie mit mehrseitig bemalten Kinderspielklötzen. Betrachtet man nunmehr diesen ganzen Ablauf, so hat man den Eindruck, als ob hier etwas ganz Merkwürdiges geschieht, als ob nämlich der so geschmähte Atomisierungsprozeß der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts, welche alles logisch zergliederte und in Vermögen, Eigenschaften usw. auseinanderteilte, in der Wissenschaft des 20. Jahrhunderts lediglich eine Umkehrung erfährt und man in der Charakterologie, ähnlich wie in der Typologie, unbewußt emsig bemüht ist, die Wissenschaft selber zu einem Schutzwall gegen den Einbruch wahrer Erkenntnis des Menschenwesens auszugestalten. Die Fähigkeiten vieler Charakterologen in Ehren! Aber mehr oder weniger dürfte jeder in diesen metaphysisch begründeten Prozeß mit verstrickt sein; denn der gekennzeichnete innere Aufbau der Charakterologie fordert ihn geradezu heraus. Und da hilft auch kein Protest gegen das angebliche, vielleicht wenig schmeichelhaft erscheinende Kunsthandwerkertum. Denn um einen Prozeß, der dem echten künstlerischen Schaffen analog gebaut wäre, handelt es sich hier nicht. Ein wirkliches Kunstwerk, wie es in den seltensten der seltenen Fälle auch einmal eine Charakterdeutung sein könnte, ist immer ein neuer Schöpfungsakt, an dem die Liebe teilnimmt, und der den Künstler selbst, indem er etwa den zu malenden Menschen gleichsam von innen heraus in seiner Schicksalhaftigkeit neu schafft, in eine eigene innere Wandlung von schicksalhafter Art hineinreißt. Von diesem erhabenen Prozeß ist in den Deutungswissenschaften nichts zu spüren, und er ist auch auf Grund ihres inneren Aufbaues unmöglich. Charakterologie als Wissenschaft von der Deutung des menschlichen Charakters ist eine naturbeschreibende Wissenschaft und damit bei dem Vorwalten des intuitiven Moments eine Art Kunsthandwerk im besten Sinne, das sich aber nicht vermessen sollte, über die Geheimnisse des menschlichen Seelenlebens etwas auszusagen. Je mehr die philosophische Arroganz wächst, wächst auch der wissenschaftliche Leerlauf. Die Flucht vor dem wahren Wesen der Dinge erzeugt jenen umgekehrten Atomisierungsprozeß, und die Wissenschaftlichkeit des 19. Jahrhunderts ist in ihrer alten, bloß umgestülpten Form wieder da, verändert lediglich durch das Fehlen der Sauberkeit, die der reinen, antipopulären Fachwissenschaft immerhin eigen war.

Wir kommen nunmehr zum Problem der Wahrheitsfähigkeit bzw. -unfähigkeit zurück. Vorausschicken möchte ich, daß es hier keineswegs um völlig mysteriöse Dinge geht, wo dann, wie Hegel einmal von Schelling sagt, plötzlich das Absolute wie aus der Pistole geschossen erscheint. Wenn man einmal im Ernst die Frage erhebt, wer denn von sich rühmen könnte, auf seines Wesens Grund geschaut zu haben, und man dann wohl ein bedrücktes Schweigen erwarten möchte, muß es von dem Ernst einer solchen Fragestellung her, wie er nun einmal der Philosophie eigen ist, bereits dem gesunden Menschenverstand bezweifelbar erscheinen, ob ein Mensch, der um seiner Redlichkeit willen sich zu einer negativen Antwort genötigt sähe, den Mut auf-

Digitized by Google

brächte, dieselbe Frage, in bezug auf andere Menschen als Objekt gestellt, zu bejahen. Da nun das Erkennen des Wesensgrundes mit der Schau der platonischen Idee identisch sein dürfte, welche Schau als die Grundbedingung eines gelingenden Deutungsprozesses gefordert wird, scheint tatsächlich eine generelle und nicht nur individuelle Sperrung der Wahrheitsfähigkeit, das heißt der Fähigkeit, das Menschenwesen in seiner wahren Natur bei sich und daher auch bei anderen zu sehen, gegeben zu sein; daher es eine dringliche Aufgabe wäre, dem Wesen oder dem Sinn dieser Generalsperrung auf die Spur zu kommen.

Es ist hier nunmehr nötig, einiges über die moderne Psychoanalyse auszuführen, die wir bisher so völlig außer Betracht gelassen haben, trotzdem die Fragestellung des Herausgebers sich auch auf sie bezog. K. Bayer widmet diesem Problem folgende Anmerkung: „Auch die Psychoanalytik" (ohne -itik oder -ismus geht es anscheinend nicht ab!), „die ja ebenfalls vom Verstehen fremdseelischer Erlebnisstruktur ausgeht, hat unmittelbar weder der Charakterologie noch der Typologie bisher Wesentliches bieten können; mit der Verengung ihres Blickfeldes auf das rein Sexologische, auf das libidinöse Wunschleben und seine Dynamik, verliert sie zudem wieder die Gesamtpersönlichkeit aus dem Auge und nähert sich mehr einer atomistischen Einstellung." Es mag nun in der Tat den Charakterologen betrübend erscheinen, daß die Psychoanalyse in bezug auf Charakterologie und Typologie im gebräuchlichen Verstande so völlig versagt, und es ist auch wohl betrübend, — jedenfalls glaube ich als ausübender Psychoanalytiker diese Behauptung aufstellen zu dürfen —, daß die Psychoanalyse nach einigen anders gerichteten Ansätzen zu einer formalistischen Therapie zur Neurosenheilung auszuarten droht und sich als notdürftigen weltanschaulichen Hintergrund eine Art Metaphysiologie mit einem geradezu mechanischen Kräftespiel aufbauender und zerstörender biologischer Faktoren zurechtlegt[1]. So wenig man aber vom Birnbaum Äpfel verlangt, so wenig sollte man von der so ganz anders gerichteten Psychoanalyse eine Charakterologie oder Typologie verlangen oder sie in sie hineininterpretieren[2], sondern sich vielmehr bemühen, dem tieferen Sinn der so befehdeten sexuologischen Leitlinie der Psychoanalyse auf den Grund zu kommen.

Nach Ergebnissen, die ich in meiner kleinen Schrift über „Das Problem des Traumes"[3] und des weiteren in meinem philosophischen Hauptwerk: „Principia Mundi, Versuch einer Auslegung des Wesens der Welt"[4] niedergelegt habe, und auf die ich mich, um mich nicht zu wiederholen, hier beziehen muß, verhält es sich nun so, daß das Sexualproblem, das im Mittelpunkt der psychoanalytischen Forschung steht, von ihr nicht als das erkannt worden ist, was es in Wirklichkeit ist: nämlich Exponent des Liebes-

[1] Eine eingehende Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse findet sich in meinen gleich zu erwähnenden anderen Schriften.
[2] Die Typen, mit denen die Psychoanalyse arbeitet, wie etwa analer Typ usw., haben mit den charakterologischen Typen der übrigen Deutungswissenschaften nichts gemein.
[3] J. Püttmann Verlag, Stuttgart.
[4] In Vorbereitung; wird erscheinen im J. Püttmann Verlag, Stuttgart.

Digitized by Google

problems. Von der Liebe, die auch von anderen Philosophen als das Weltproblem schlechthin angesprochen wurde, haben wir bisher, wenn man von dem reaktiven Umschlagen in Haß absieht, nur ihre positive Form gekannt. Oder vielmehr: man sprach sie, soweit man sie vorhanden wähnte, als eine einfache, unzusammengesetzte Größe an und schied lediglich in verschiedene Formen der Liebe wie Gattenliebe, Bruderliebe, Gottesliebe usw. Die neu zu gewinnende Einsicht ist die, daß es auch eine negative Form der Liebe gibt, die wir Angst zu nennen genötigt sind, und daß Liebe entweder in der negativen Form der Angst oder ihrer Abwandlungen, oder in einer als solcher von außen nicht zu erkennenden Mischform oder in ihrer positiven Form als reine Liebe immer und überall in der Welt vorhanden ist und das eigentliche Leitmotiv des als so überaus geheimnisvoll empfundenen Weltprozesses ausmacht. Angst als sexuologisches Problem, wie es die Psychoanalyse aufgriff und zum Gegenstand einer weitgesponnenen therapeutischen Kasuistik machte, ist immer rückführbar auf eine zutiefst liegende Liebessperrung, und diese Rückführbarkeit erweist, daß Liebe und Trieb, die so oft als konträr zueinander stehend angesprochen werden, nicht nur so sich zueinander verhalten, daß das eine die nicht wegdenkbare Basis des anderen ist, sondern allerletzten Grundes ihre metaphysische Identität postuliert werden muß. Die Mächtigkeit, ja gewissermaßen Allvorhandenheit des Liebesproblems erweist sich vornehmlich darin, daß die durch die Psychoanalyse aufgedeckte grundsätzliche Umwandlungsmöglichkeit von Libido in Angst, unter gleichzeitigem Eintritt einer Bewußtseinssperrung, die Möglichkeit an die Hand gibt, das Phänomen der Bewußtseinsspaltung des Menschen, wie ich es genannt habe, als eine generell vorhandene und empirisch nicht aufhebbare Erscheinung zu sehen und sie sowohl ihrem Ausmaße nach zu erkennen als auch ihrer Bedeutung nach zu begreifen als das alle empirischen Erscheinungen des menschlichen Seelenlebens bedingende Phänomen; ein Phänomen, das sich als direkte Auswirkung oder vielleicht besser Sichtbarwerdung der empirisch überall vorhandenen Liebessperrung erweist, und durch das die metaphysische Funktion des bei allen Menschen manifest oder latent vorhandenen Vermögens des Traumes als eines Erkenntnismittels gesetzt wird. Das Ausmaß all dieser Erscheinungen deutet darauf hin, daß es im Grunde nur ein Weltproblem gibt, nämlich die generelle Verhinderung der Liebe, die die Bewußtseinsspaltung über die Menschen verhängt und sie ihr tiefstes Unglück, nicht in der von der Tiefe her gewollten Überschwänglichkeit lieben zu können, nicht wissen läßt und sie doch mit dem unvertilgbaren Angstdruck des im Grunde doch Um-die-Liebe-Wissens belastet. Warum die Liebe, trotzdem sie ihrer Natur nach geradlienig positiv, das heißt Liebe schlechthin ist, sich empirisch gewissermaßen nicht halten kann, sondern mit nahezu der gleichen Mächtigkeit eine Umbildung in ihr Negativum, die Angst und ihre Abwandlungen, erfährt, hängt mit dem Rätsel der Individuation zusammen, das wir im Abschnitt über die Typologie berührten, wo wir sagten, daß der Mensch in seiner tiefsten Schicht sich ebenso bedrückt fühlt durch das Gefühl der empirischen Grenzenhaftigkeit wie durch das noch unheimlichere der metaphysischen Grenzenlosigkeit. Hier stoßen

Digitized by Google

wir auf das metaphysische Problem des Todes, das alle Angst gleichzeitig als Todes- und Gewissensangst im Sinne des verborgenen Wissens um die Liebe erweist.

Was wir für unseren Gedankengang durch diesen skizzenhaften Aufriß, auf den ich mich hier unter Hinweis auf meine anderen Schriften beschränken muß, gewonnen haben, ist folgendes: Es kann keine Rede davon sein, daß der Charakter als der Inbegriff der seelischen Prägung etwas flächenhaft Homogenes ist; sondern das, was man empirisch Charakter nennt, wird überlagert durch ein regierendes Prinzip, das allemal entweder die Liebe oder ihr Negativum, die Angst ist und damit die Struktur des als Charakter erscheinenden Gefüges einer potentiell stets wandlungsfähigen Formgebung unterwirft. Zwar bringt Klages in seiner Charakterlehre eine Art stufenhafter Einteilung in a) Stoff des Wesens (Gesamtheit der ursprünglichen Fähigkeiten, des Verstandes, des Gefühls und des Willens), b) das Gefüge (bezüglich des Ablaufs der Innenvorgänge, Temperamentslehre usw.), c) Artung (Gesamtheit der persönlichen Triebfedern, Richtung des Strebens), d) Aufbau (harmonisches oder unharmonisches Verhältnis aller Eigenschaften zueinander), e) Haltungsanlagen (Verkehrseigenschaften wie: vorlaut, schüchtern usw.). Diese stufenhafte Einteilung ist aber nur eine logische Manipulation, durch die keinerlei philosophische Vertiefung des Seelenproblems erreicht wird, wo es doch gerade darauf ankäme, das Wunder der menschlichen Seele in der richtigen Perspektive zu sehen. Es wäre ja sehr schön, wenn man die Faktoren der zitierten Rubrik a), als die wichtigsten, mit wissenschaftlichen Mitteln feststellen könnte und danach alles andere entwickeln; und in Wirklichkeit wird dies auch in allen Deutungswissenschaften einschließlich der Astrologie mit aller Naivität als selbstverständlich angenommen. Man setzt, was man finden will, im Grunde voraus, nämlich daß man wüßte oder wissen könnte, welches denn der wahre „Wesensstoff", die gleichsam intelligible Prägung ist. In Wirklichkeit aber setzt an dieser Stelle mit Macht das Phänomen der Bewußtseinsspaltung ein und verhindert die so heiß gewünschte Erkenntnis sowohl bei der eigenen Person, wie eben darum in einem sehr tiefgehenden Sinne auch bei anderen. Der Mensch steht unter dem Druck einer generellen Wahrheitsunfähigkeit. Der Bruch im Liebesleben bedingt je nach seiner Stärke eine Richtungsänderung des Gesamtbestandes des scheinbar flächenhaft ausgebreiteten und nur konzentrisch abgestuften Charakters. Allem menschlichen Tun und Fühlen geht die das Denken umnebelnde Bewußtseinsspaltung voraus, in die verfangen der Mensch unter dem Druck der Liebessperrung nicht weiß, was sein empirisches Denken, Fühlen und Wollen eigentlich meint oder bedeutet, womit dann die Gesamtheit des empirischen Charakters unter einem heimlichen Formgesetz steht, das man sich optisch vorstellen könnte, wenn man den nie faßbaren Punkt des Wesenszentrums oder des Seelengrundes als die Spitze eines umgekehrten „V" sich denkt, von dem zwei Schenkel abgehen, die den empirischen und den von der Philosophie immer wieder so hartnäckig gesuchten intelligiblen Charakter in seiner ganzen vermuteten Breite darstellen. Nun hat der empirische Charakter meist eine geradlinige Entwick-

Digitized by Google

lung nach Art des einen Schenkels des umgekehrten „V", während der andere Schenkel eine nur imaginäre Bahn ist. Diese geradlinige Entwicklung auf der empirischen Bahn wird nun in zeitlicher oder „innenräumlicher" Beziehung von den Psychologen aller Schattierungen mit viel Aufwand an großen Worten wie Schicksal, Dämonie usw. beschrieben. Und wenn sie den heiß umstrittenen intelligiblen Charakter ausfindig machen wollen, so verfolgen sie die Schenkelstrecke zurück und hoffen, in der Unräumlichkeit des Scheitelpunktes die gesuchte Seele schlechthin, als ein Absolutum, ausfindig machen zu können. In Wirklichkeit geschieht es aber, daß der an sich geradlinig gehende Schenkel des empirischen Charakters in seltenen Fällen, wenn bei plötzlicher Durchbrechung der metaphysischen Liebessperrung eine Wandlung von der Tiefe her erfolgt, eine Ausfallserscheinung zeigt, ein Stück Strecke imaginär wird und dafür an der analogen Stelle auf dem anderen, bisher imaginären Schenkel des intelligiblen Charakters, der den empirischen auf seinem Lebenswege gleichsam schattenhaft begleitet, ein Stück Strecke graphisch ausgefüllt erscheint; das heißt, daß nunmehr der so schemenhaft erscheinende intelligible Charakter gestalthaft und nicht fiktiv wahrgenommen werden kann, wahrgenommen als derselbe wie der empirische und doch ein anderer. Ist dieses Schauspiel, das eigentliche Große Wunder des Daseins, wie es von allen großen Künstlern beschrieben wird, vorbei, so erfährt, um beim optischen Vergleich zu bleiben, die Schenkelstrecke des empirischen Charakters hinter der Lücke ihre geradlinige Fortsetzung, nur daß dieser empirische Charakter in seiner Struktur nicht mehr identisch ist mit dem bisherigen. Wie in einem Magnetfeld haben sich Umlagerungen vollzogen; der Charakter, und zwar der Gesamtcharakter, hat sich geändert, unfaßbar allen Psychologen. Was vorher als fest einorganisierte Eigenschaft erschien und nach den Regeln der Charakterologie so gedeutet werden mußte, ist vom seelischen Zentrum abgestoßen worden und in etwas Anderes, heterogen Erscheinendes verwandelt worden. Die Wandlungsfähigkeit des menschlichen Charakters ist eine unbegrenzte wie gleichzeitig immer grenzenhafte. — Dies wäre der Aufriß einer philosophischen Charakterlehre, die freilich niemals Wissenschaft werden kann[1].

Damit ist das Problem der generellen Wahrheitsunfähigkeit für unsere Zwecke genügend geklärt. Es zeigt sich, daß von keinem irgendwie wissenschaftlichen Standpunkt aus das Gefüge der menschlichen Seele in seiner metaphysischen perspektivenhaften Dynamik, die man auch als die Schicksalhaftigkeit im echten Sinne anspricht, richtig gesehen werden kann. Nur wenn sich der Mensch im angedeuteten Umwandlungsprozeß befindet, der gleichzeitig eine tatsächliche Charakterveränderung ist, und nur im Kulminationspunkt seiner immer nur kurzen Dauer ist er wahrheitsfähig. Und

[1] Es erscheint mir an dieser Stelle als eines der verhängnisvollsten Erbteile des neunzehnten Jahrhunderts, daß man an die Autonomie der Wissenschaft wie an das Dogma von der unbefleckten Empfängnis glaubt. Es ist daher ein außerordentliches Verdienst Edgar Dacqués, auf den immer vorhandenen metaphysischen Untergrund aller Wissenschaften, die immer etwas anderes wollen, als mit ihnen „gemeint" wird, mit Nachdruck hingewiesen zu haben.

Digitized by Google

in der eigenen inneren Erleuchtung, die einzig den erhabenen Namen Erkenntnis verdient, wird er auch in bezug auf andere Menschen der Erkenntnis ihres Wesens teilhaftig.

An dieser Stelle ergibt sich nunmehr der einzig schwerwiegende Einwand gegen die Astrologie — wenn man sie einmal sehr ernst nimmt. Man kann nur wünschen, daß der objektive Wahrheitsbeweis, um den sich Gegner wie Anhänger so leidenschaftlich bemühen, eines Tages dadurch gelänge, daß man die vielberufenen determinierenden „Strahlen" fände[1]. Denn in dem Augenblick, in dem dieser Wahrheitsbeweis erbracht wäre, würde die astronomisch-technische Vervollkommnung, die die moderne Astrologie von der alten, viel symbolischeren so grundlegend unterscheidet, ihre verheerende Wirkung tun. In dem Glauben nämlich, nun die objektive, wenn auch ausdeutungsbedürftige Wahrheit endlich gefunden zu haben, würde eine hemmungslose Jagd nach dem phantasierten Glück unter vermeintlicher Ausnutzung der jeweiligen Konstellationen einsetzen, die unbewußte Angstverstrickung würde ins Unermeßliche wachsen, und die Wahrheitsunfähigkeit der Astrologen läge offen zutage. Einerlei wie die subjektive Besinnlichkeit und das Verantwortungsbewußtsein des einzelnen Astrologen sein mag, sie stehen alle unter dem Druck des blinden Glaubens an die objektive Gültigkeit ihrer Wissenschaft. Dieser Glaube ermöglicht, daß der Astrologe die erwünschte und im geheimen notwendig bezweifelte Wahrheitsfähigkeit sich vom Kosmos borgt. Streicht man das Moment der objektiven Gültigkeit der Astrologie durch kosmische Beglaubigung, so steht sie in einer Reihe mit den übrigen Deutungswissenschaften, und alle gegen diese erhobenen Einwände gelten nun auch für sie, wenngleich sie unter ihnen, die alle, philosophisch betrachtet, auf mehr oder weniger schwachen Füßen stehen, immerhin königlich dastehen mag und eine Beschäftigung mit ihr von außerordentlichem seelischen Gewinn zu sein vermag. Die mögliche Befruchtung der produktiven Phantasie ist bei der Astrologie eine ebenso große wie ihre gewünschte wissenschaftliche Präzision minimal ist. Die Unendlichdeutigkeit der Symbolik der astrologischen Typologie ermöglicht ebenso geniale Inspiration wie das erwähnte advokatenhafte corriger la fortune. Das Horoskop selbst vermittelt nur ein mehr oder weniger nichtssagendes Schema, die „künstlerische" Deutung ist eingestandenermaßen alles. Dabei schwankt,

[1] Der umgekehrte Fall ist ebenso irrelevant wie die Statistik, mit der man, wie immer wieder die Erfahrung zeigt, letzten Endes alles beweisen kann. Ein anderes wäre es allerdings, wenn sich die Astrologie als ein Phänomen auf zutiefst medialer Grundlage erwiese, welches vorläufig, angesichts der immerhin erstaunlichen Resultate der Astrologie, als die optimale Lösung erscheinen könnte; nur daß es nicht angängig ist, um der außerordentlichen Denkzumutungen willen, die die physikalisch gedachte Aspektenlehre sowie manches andere stellen, und die meines Erachtens durch die Ausführungen von Erich Winkel keineswegs behoben sind, einer Hypothese den Vorzug zu geben, die zwar auf der einen Seite sehr vieles in überraschender Weise klären würde, z. B. den Charakter der Fehlerquote, welcher der bei anderen medialen Leistungen sich ergebenden auffällig entspricht; welche Hypothese aber auf der anderen Seite verlangt, den quasi magischen Charakter der astronomischen Tabellen, an Hand derer sich scheinbar nüchtern und wissenschaftlich die Deutungsarbeit vollzieht, als eines Konzentrationsmittels ähnlich dem der Handschrift bei medialer Schriftdeutung, zu erhärten.

Digitized by Google

abgesehen von der Unzahl der Auslegungsmöglichkeiten etwa der symbolischen Tierkreiszeichen, die Zahl der Deutungsfaktoren, aus denen das Mosaikbild zusammengesetzt werden muß, nach Bayer zwischen 50—333; Gelegenheit genug, fünfzig bis dreihundertdreiunddreißig im Quadrat verschiedene Charakterbilder zu weben, unter denen dann der Betroffene auf höchstens ein Dutzend festgelegt wird, wenigstens solange, bis äußere Befunde nötigen, zu erklären, daß man einen der 333 Punkte bisher im Horoskop nicht genügend berücksichtigt habe, dem offenbar ein bemerkenswerter Einfluß zuzuschreiben sei. Hinzu kommt, daß, wenn die These von der objektiven Gültigkeit stimmt, dem Menschen, gemäß dem vorausgesetzten Gesetz des kosmobiologischen Parallelismus, nichts anderes vermittelt werden kann als in ihm angelegt ist, und was, die generelle Wahrheitsfähigkeit angenommen, seiner Erkenntnis auch so zugänglich sein müßte; der Weg der Überprüfung des Innenbestandes also immerhin der nähere wäre. In Wirklichkeit ist er sogar der einzig mögliche, da nur hier eine Deckung von lebendigem Gefühl und Begriff, der etwas Gefühlshaftes bezeichnet, möglich ist. Gerade die Psychoanalyse lehrt immer mehr erkennen, daß ein von außen vindizierter richtiger Tatbestand scheinbar mit voller Klarheit des Bewußtseins aufgenommen werden kann, gleichzeitig aber eine Sperrung der dieser vorausgesetzten Tatsache koordinierten Gefühle eintreten kann und damit der scheinbare Aufnahmeprozeß, welcher der scheinbaren Aufnahme astrologischer Wahrheiten entsprechen würde, ein Abstoßungsprozeß ist und das betreffende Individuum in der vollkommenen Erkenntnislosigkeit festhält. Praktisch hat also eine Mitteilung etwaiger astrologischer Wahrheiten, auch bei vorausgesetzter Gläubigkeit und Aufnahmewilligkeit, zunächst nicht den geringsten Nutzen; womit dann anhangsweise auch auf die Frage des praktischen Nutzens der Astrologie für die Psychoanalyse eine Antwort gefunden wäre, die vielleicht des Nachdenkens wert ist. Die Vorstellung, daß der psychoanalytische Befund nach Lebensprägungen orientiert sei, der astrologische aber davon unabhängig wäre, ist insofern gegenstandslos, als sie der irrtümlichen Beurteilung der Psychoanalyse als einer Charakterologie im Sinne der anderen Deutungswissenschaften entspringt.

Schlechterdings entscheidend aber bleibt in der ganzen Angelegenheit die Tatsache, daß aus der unbewußt gefühlten Wahrheitsunfähigkeit in der Astrologie die Wahrheitsfähigkeit vom Kosmos zwangsläufig geborgt werden muß und damit auch die Astrologie in dem Maße, in dem sie auf ihre Wissenschaftlichkeit pocht, zum Mittel wird, dem gewaltigen Druck der Wahrheit auszuweichen. Der so entscheidende Prozeß des Borgens wird aber gehalten durch die so zweifelswürdige kosmobiologische Hypothese, die aus den erwähnten psychischen Zwängen heraus irgendwie, bewußt oder unbewußt, philosophisch interpretiert wird und damit als von Grund auf irrig bezeichnet werden muß. Kosmobiologie in rein naturwissenschaftlichem Sinne unter Wahrung der heuristischen Metapher in Ehren! Aber schon wenn man die Vorgänge im Kosmos, ihre Objektivität theoretisch immer zugestanden, von ihrer quasi biologischen Innenseite her als psychische Größen und Prozesse fassen will, muß die Wahrheitsverfälschung anheben. Denn es ist anzuneh-

Digitized by Google

men, daß, selbst wenn etwa die Planeten psychische Mächte darstellten und „draußen" ein Parallelvorgang zum „drinnen" sich abspielte, auch dieses „Draußen" unter dem gleichen Druck der „Wahrheitsunfähigkeit" oder der „Liebessperrung" im übertragenen Sinne stehen würde, also der empirische Charakter des Kosmos mit seinem quasi intelligiblen verwechselt wird, und man nun im Analogiespiel eines sich dauernd gegenseitig deckenden Wechselbefundes die Armut der menschlichen Seele aus der Powerteh des Himmels erklärt, mit welchem Scherz dieses letztlich völlig müßige und zu Aberwitz führende Gedankenspiel abgebrochen sei.

Wofern man von einer Beziehung zwischen Menschenwesen und Kosmos reden will und etwas Ernstes, den Menschen in der Tiefe Angehendes damit meint, können sich die Gedanken nur in der Richtung bewegen, die am Eingang dieser Arbeit angedeutet wurde. Der Kosmos ist gewiß ein irgendwie lebendiges Ganzes, die „tote Materie" ein Unbegriff. Auch wird in diesem „lebendigen" Ganzen der Mensch in dauernder Wechselbeziehung zu allen übrigen Wesenheiten sich befinden, wie die einzelne Zelle des Menschenleibes zu seiner Totalität. Der Begriff einer Kosmobiologie im heutigen Sinne nötigt aber zu einem in seinen Konsequenzen völlig falschen Polaritätsbegriff. Ungeschminkt gesprochen: Die eigene Unseligkeit steht uns näher als die Unseligkeit des uns auf kosmobiologische Methode immer nur als ein fremdes Außen gegebenen Kosmos. Und aus der eigenen Unseligkeit gibt es eine Erlösung, nach der ja alle Erkenntnis als Ziel drängt. Diese Erlösung aber ist allein in der Liebe beschlossen. Und diese läßt jenes gefühlte Intensivum, genannt Kosmos, als ein Inwendiges erkennen; der Trug der Individuation löst sich an der entscheidenden Stelle. Die metaphysische Scheinhaftigkeit der Welt wird in dem Maße erkannt, in dem ihre empirische Gestalthaftigkeit als liebehaftes Wollen begriffen werden kann und damit der Mensch erkennt, daß er dieser scheinhafte und doch so wirkliche Kosmos selbst ist. Damit hat die Suche ein Ende.

Verinnerlichung der Gartenkunst

Von Walther Borgius, Lichterfelde

Unsere Gartenkunst glaubt heute auf der Höhe kultureller Entwicklung zu stehen. Sie ahnt gar nicht, daß in Wirklichkeit noch gar nicht die Basis gefunden ist, auf der eine wirklich kulturelle Gartenkunst sich entwickeln kann. Das kommt daher, daß sie durchaus auf äußerlichem, materialistisch-ästhetischem Fundament aufgebaut ist: Der heutige Landschaftsgärtner behandelt die Bäume und Sträucher, Blumen und sonstigen Gartengewächse ausschließlich stofflich, als Träger bestimmter Formen und Farben, und glaubt, mit einem fürs Auge gefälligen Zusammenfügen dieser Elemente alle an Gartenkunst zu stellenden Aufgaben erfüllt zu haben. Wenn er dann noch bei der Anlage des Gartens oder Parks nach Möglichkeit auf die Art des Geländes, den Eindruck der etwaigen Umgebung, den Charakter des dazu-

Digitized by Google

gehörigen Hauses Rücksicht nimmt, meint er, daß allen Anforderungen Genüge geschehen ist, die überhaupt an Gartenkunst gestellt werden können. Ja, er nimmt in verständnisloser Spielerei sogar förmliche Vergewaltigungen der Pflanzen vor, indem er etwa durch chemische Einwirkungen, gekünstelte Kreuzungen usw. ganz wesentliche Ausdrucksqualitäten derselben (z. B. Farbe und Form ihrer Blüten) gewaltsam ändert und damit ihre Eigenart und Wirkung zerstört.

Daß die Pflanzen lebende, ja sogar seelische Wesen sind, die — sowohl einzeln, als nun gar gruppenhaft — ganz bestimmte seelische Einwirkungen auf den Menschen ausüben, spielt bei Ausübung seines Berufes keine Rolle, ist ihm meist wohl überhaupt noch nicht zum Bewußtsein gekommen. So kommen ihm keine Skrupel, wenn er etwa vor ein neptunisches Fichtengehölz eine Birke, den Baum der Venus, pflanzt, wenn es nur einen gefälligen Anblick fürs Auge gewährt; oder wenn er eine Rabatte mit Mohnstauden, einer Jupiter-Pflanze, einfaßt mit den Frühlingsblumen der Venus: Veilchen oder Vergißmeinnicht. Selbstverständlich ist nicht gemeint, daß ein homogener Garten nur so angelegt werden könne, daß er lediglich zusammengehörige Pflanzen gleicher Gruppe umfaßt. Auch der Mensch unterliegt ja nicht nur den Einwirkungen eines einzigen Gestirns, sondern jeweils eines ganzen Komplexes. Aber die Zusammenstellung und Anordnung der im Garten vereinigten Pflanzen muß nach ihrer seelischen Wirkung ausgewählt sein und harmonisch zusammenstimmen, wenn der Gartenbau sinnhaft sein soll. Ebenso denkt der Gärtner auch nicht darüber nach, welchen Zeichens der Mensch ist, für den er den Garten anlegen soll; er wird ein zu bebauendes Gartengelände lediglich nach den äußerlichen Gegebenheiten, sonst aber gleich anlegen, ohne Rücksicht darauf, ob der Eigentümer, dem es seelische Erholung gewähren und dessen innere Kräfte und Fähigkeiten es fördern soll, etwa Stinnes oder Ludendorff oder Böcklin heißt.

Nun lehrt nicht nur die Astrologie und Esoterik, daß die meisten Pflanzen eine geheimnisvolle engere Verbundenheit mit bestimmten Planeten, demgemäß eine tiefe Eigenart in Wesen und Wirkung, und folgegemäß auch untereinander innerliche Verwandtschaft oder Unvereinbarkeit aufweisen (wie ja denn auch bestimmte Pflanzen vielfach ganz bestimmte sog. „Unkräuter" und Tiere nach sich ziehen), sondern die Beobachtung lehrt auch, daß die meisten Menschen, wie es nicht anders sein kann, bestimmten Bäumen, Blumen usw. gegenüber eine deutliche Vorliebe oder Abneigung haben. Das sind eben natürliche Auswirkungen des inneren Wesens beider Arten von Organismen.

Wenn das bei der Gartenpflege heute so wenig zum Bewußtsein kommt, so liegt das nicht nur daran, daß die Menschen in unserem äußerlich-materialistischen Zeitalter und in unserer großstädtischen Asphaltkultur solchen anscheinend kleinlichen und nebensächlichen Dingen gar keine Beachtung schenken, sondern vor allem auch daran, daß eben unsere Gartenkunst in ihrer Gliederung des Pflanzenmaterials darauf gar keine Rücksicht nimmt und infolgedessen alle Gartenanlagen ein banausisch gemischtes Ragout dar-

Digitized by Google

stellen, das allenfalls den Farbenhunger des Auges sättigt, aber nach nichts mehr „schmeckt".

Wie stark aber auf einen empfindsamen Menschen die Einwirkung einer in sich geschlossenen einheitlichen floristischen Umgebung sein kann, das kann ein jeder an sich selbst studieren, wenn er sich in eine wirklich geschlossene Landschaft begibt, wo ohne Zutun menschlicher „Verbesserung" das natürliche Wesen pflanzlicher Zusammengehörigkeiten gewahrt geblieben ist. Es ist kein Zufall, wenn der eine einen märkischen Kiefernforst, der andere eine sandige Küstenlandschaft, der dritte ein Felsental mit Nadelholz, der vierte eine dänische Buchenlandschaft liebt.

Es ist eine bisher noch unberührte Aufgabe auch der Charakterologie, eindringlich zu studieren, welche Sympathien und Antipathien gegenüber dem Pflanzenreich sich bei jedem einzelnen zeigen, und sie mit seinen körperlichen Ausdrucksformen sowohl wie mit seiner astrologischen Konstitution zu vergleichen. Auch über unser eigenes inneres Wesen würden wir hierdurch interessante und wertvolle Aufschlüsse erhalten. Es ist bekannt (und von Banausen immer wieder belacht worden), daß Richard Wagner, ein tiefer Esoteriker, die Zimmer seines Hauses in bestimmten verschiedenen Farben tapeziert (und teilweise auch dementsprechend möbliert) hatte, weil er behauptete, daß er für verschiedene Stimmungen, insbesondere beim Komponieren, eine verschiedene Form und namentlich Farbe der Umgebung als Anregung brauche. Eine ganz unvergleichlich stärkere Wirkung muß die landschaftliche Umgebung auf uns ausüben, und es ist ebenso erstaunlich wie bedauerlich, daß auf diesem Gebiete, wo der Garten unseres Hauses eine so hervorragende Möglichkeit bietet, eine ständige, unserem Wesen adäquate Einwirkung auf unsere Seele herbeizuführen, noch gar kein Schritt getan worden ist, auch nur die Elemente dafür zu schaffen. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, daß dies geschieht.

Bücherbesprechungen

Dr. W. Unger, Psychoneurosen, funktionelle Neurosen, Erschöpfungszustände

Dresden, Verlag Th. Steinkopff, 1927. 140 S.

Diese für Ärzte und Studierende bestimmte Schrift verdient an dieser Stelle hervorgehoben zu werden, weil sie zum ersten Male vom Boden der Inneren Medizin aus auf Ausdruckslehre und Charakterkunde von Klages eingeht und die Möglichkeiten zu einer besseren Orientierung im Gebiete der Neurosen unter den Gesichtspunkten von Klages sehr anschaulich skizziert. Freilich ist noch ein weiter Weg von solcher Skizze bis zu fruchtbarer Durchdringung des schwierigsten Kapitels der ganzen Medizin mit echter Persönlichkeitspsychologie, aber es bedeutet schon etwas, wenn nur erst einmal ein ernsthafter Versuch gemacht wird. P.

Digitized by Google

V. v. Gruenewaldt, Von Mesmer zu Coué

Ein Beitrag zu den suggestiven Heilwesen. O. W. Barth, Verlag, München, 1927. 157 S. M. 3.80

Der Verfasser ist ein Schüler und Anhänger Coués, sucht aber der Sache des Lehrers dadurch zu dienen, daß er ihn als bisher letztes Glied einer von Mesmer ausgehenden Entwicklungsreihe kennzeichnet, wobei allerdings der weitaus größte Teil des Buches Mesmer selbst, den wissenschaftlichen Bearbeitern des Hypnose-Gebietes hingegen nur ein knapper Hinweis gewidmet wird. Immerhin kommen in der flüssig und leichtverständlich geschriebenen Darstellung die Hauptsachen ganz gut heraus, so daß man sich über das Problemgebiet verläßlich orientieren kann, ohne durch aufdringliche Propaganda behindert zu werden. St.

Dr. G. Pagenstecher-Mexiko, Die Geheimnisse der Psychometrie oder Hellsehen in die Vergangenheit

Eine psychometrische Studie. Einführung von Prof. Hans Driesch. Verlag O. Mutze, Leipzig, 1928. 156 S. M. 6.—

Driesch bezeichnet im Vorwort diese Arbeit als „die beste und gründlichste Untersuchung, welche bis heute über Psychometrie geschrieben worden ist". Es wird über vier Serien von Versuchen mit dem Medium Frau Maria Reyes de Z. berichtet, bei denen jeweils ein dem Medium nicht geläufiger Gegenstand dargeboten und von diesem visionär auf seinen Ursprungsort und die Begleitumstände, die eine Rolle bei seiner Herkunft spielten, gedeutet wurde. Das Medium seinerseits schildert, wie sich ihm die erstaunlichen Tatsachen darbieten, die Verfasser als zutreffend erweist und zum Teil durch Bilder belegt. A.

W. Preyer, Zur Psychologie des Schreibens

3. Aufl. Mit einem Geleitwort von Ludwig Klages. 288 S. mit mehr als 200 Schriftproben. Verlag L. Voß, Leipzig, 1928. M. 10.—

Die neue Auflage des 1895 zuerst erschienenen solidesten Einführungswerkes in die Graphologie kommt zu einem günstigen Zeitpunkt: nämlich in eine Flut von mehr oder weniger geistreich anregenden, aber überwiegend zwischen sicherer Erfahrung und gewagtem Spiel ungenügend unterscheidenden Büchern, die meist hinausgeschleudert werden mit dem Anspruch, als würde nun endlich, nach lauter vorläufigen und tastenden Versuchen, die wahre Graphologie begründet. Demgegenüber betont Klages in seiner meisterhaften knappen Einleitung, in der er die Geschichte der ernsthaften graphologischen Forschung festlegt (des eigenen Anteils daran freilich kaum gedenkend), daß noch immer für den um solide Erkenntnis Bemühten Preyer die beste leichte Einführung zu bieten habe. P.

Digitized by Google

Eliphas Levi (Abbé Constant), Dogma und Ritual der hohen Magie

Gesamtwerk. Bd. II Das Ritual. O. W. Barth Verlag, München, 1927. 342 S.

Daß die Schriften dieses höchst einflußreichen und merkwürdigen Mannes hiermit in einer sorgfältigen und gut ausgestatteten deutschen Ausgabe vorliegen, ist sehr zu begrüßen, denn sie sind für die geistige Physiognomie des 19. Jahrhunderts kulturgeschichtlich viel interessanter, als man glaubte.

A.

Savonarola, Schriften und Predigten

übersetzt von J. Schnitzer. LII u. 307 S. Verlag E. Diederichs, Jena, 1928. M. 11.50

Dieser Band nimmt in der schönen Bücherreihe „Das Zeitalter der Renaissance" einen hervorragenden Platz ein, weil die Persönlichkeit des leidenschaftlichen Dominikaners noch besonders lebhaft vor den Augen der Zeitgenossen steht und in jeder Kulturkampfstimmung wegweisend sein kann.

A.

Havelock Ellis, Der Tanz des Lebens

übersetzt von Eva Schumann. 307 S. Verlag Felix Meiner, Leipzig, 1928. M. 8.—

Der bekannte und beliebte amerikanische Sexualforscher entwickelt hier mit der gewohnten Frische und Unbefangenheit das Bild eines Lebens, das nach dem Muster von Spiel und Tanz aufgefaßt ist, wobei sich eine Menge hübscher Perspektiven ergeben. Ausgedehntes kulturhistorisches und ethnologisches Material wird herangezogen. Ziel ist eine künstlerische Lebensphilosophie oder besser noch ein Brevier für Menschen unserer Zeit, die vom Tänzerischen aus am ehesten ein sinnvolles Lebensganzes sich vorstellen mögen.

St.

Wir weisen darauf hin, daß diesem Heft ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung Franz Deuticke, Wien, über „Werke von Dr. Otto Rank", sowie das Programm der im August dieses Jahres in Helsingör stattfindenden „Weltkonferenz für Erneuerung und Erziehung" (Verlag Das werdende Zeitalter) beigefügt sind.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. med. et jur. Hans von Hattingberg, München, Ainmillerstr. 32, und Niels Kampmann, Heidelberg, Schloß-Wolfsbrunnenweg 62.

Digitized by Google

GRAPHOLOGISCHES INSTITUT

CORNELIUS, HEIDELBERG, POSTFACH 75

Filiale München 23

Institut für wissenschaftliche Handschrift-Untersuchungen. Gegründet 1910. Beratende Analysen bei Lebenskonflikten, Berufsfragen und Ehefragen. Analysen zur Beratung bei Personal-Engagement im Privat- und Geschäftsleben.

★

FORDERN SIE PROSPEKT!

ERNST HAARBURGER

DIE GRUNDGESETZE DER GRAPHOLOGIE

Gebunden Mark 5.—
Broschiert Mark 4.—

Aus dem Inhalt: Die Gestalt des Rhythmus: Schriftgröße, Längeneinteilung, Zeilenrichtung usw. Die Bedeutung des Rhythmus: Formniveau, Handschrift und Geschlecht u. a.

Niels Kampmann Verlag / Heidelberg

Digitized by Google

Soeben erschien

Martin Ninck

Schumann und die Romantik in der Musik

Die Romantik, der Stil träumerischer Versunkenheit und der weltinnigen Bildfreudigkeit, und Schumann, sein Werk, sein Stil, seine Entwicklung nicht mehr abstrakt formengeschichtlich, sondern aus dem Weltgefühl seiner Zeit verstanden und zum Symbol einer wichtigen Phase unserer inneren Vorgeschichte erhoben.

Preis gebunden Mark 5.—, geheftet Mark 3.50

In ca. 4 Wochen erscheint
eines der ältesten Quellenwerke auf dem Gebiete der Charakterologie

Die aristotelische Physiognomik

übersetzt von Prof. Schneidewin

Für jeden, der sich für das Gebiet der Menschenkunde interessiert, wird diese Arbeit von außerordentlichem Interesse sein.

Preis ca. Mark 5.—

NIELS KAMPMANN VERLAG
HEIDELBERG

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Digitized by Google